Digitized by Google

Digitized by Google

470.

Inhaltsverzeichnis

der Zeitschrift für Menschenkunde
Jahrgang II

Heft 1. Oscar A. H. Schmitz: Die Wertfrage zwischen den Geschlechtern 1
Hans Prinzhorn: Psychoanalyse 17
A. v. Kobilinski: Die beiden Hauptströmungen der Charakterologie 29
A. Gernat: Die Jungschen psychologischen Typen in der Handschrift 32
Paul Luchtenberg: Das Experiment in der Psychologie . 39
Elisabeth Busse-Wilson: Der moralische Schwachsinn beim weiblichen Geschlecht 59
A. Delhougne: Ein Fall von präparierter Textfälschung . . 73
E. Brunner, Zürich-Enge: Gerichtliche Schriftuntersuchung und Zeugenaussagen 80

Heft 2. Fedor Stepun: Die musische Seele des Schauspielers 1
Felix Emmel: Schauspielkunst als Beruf 18
Luise Dumont: Die Schauspielerin 31
Handschriftanalysen von Werner Kraus, Irene Triesch, Paul Wegener, Max Pallenberg, Ludwig Wüllner 35

Heft 3. J. M. Verweyen: Zur Charakterologie des Händlertypus . . 1
R. Gerling: Dr. Martin Luther 6
K. Löwit: C. F. Clauß, Rasse und Seele 18
L. Schulte: Das Problem der Altersschätzung 26
L. v. Bertalanffy: Zur Neuwertung Nietzsches 29
L. Klages: Psychologische Hilfsmittel der Schriftvergleichung 35
E. Brunner: Ein merkwürdiger Fall aus der Praxis 43

Digitized by Google

Heft 4. A. Deventer v. Kunow: Goethes Charakter nach seiner Handschrift 1
Emil Lucka: Psychologie der Orgie 15
Ludwig Klages: Gegen das graphologische Pfuschertum . . 19
Minna Becker: Die Kinderlüge, ihre Quellen und Erscheinungsformen 45
M. Ninck: Die Grundlagen der Charakterkunde von Ludwig Klages 48

Heft 5. L. Klages: Die „religiöse Kurve" in der Handschrift 1
Oscar A. H. Schmitz: Das Problem der Persönlichkeit . . . 8
Werner Achelis: Das Problem des Traumes 18
Karl Eichhorn: Medizinische Romane 38
Bernhard Wittlich: Rhythmus und Takt 48
Otto Junge: Die wissenschaftliche Grundlage der Graphologie und ihre Anwendung 51
Anja Mendelssohn: Ludwig Aub 59
Willi Rink: Charakterologische Bibliographie 63

Heft 6. L. Klages: Nietzsche und seine Handschrift 1
Ludwig Ferd. Clauß: Erforschung der Rassenseele 27
Hans Prinzhorn: Medizin und Persönlichkeitsforschung . . 39
Joh. M. Verweyen: Zur Charakterologie der Sachlichkeit . . 47
Abschnitt für gerichtliche Schriftvergleichung mit Beiträgen von L. Klages, S. Römer, M. Keller 55

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 13 1985

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

2. JAHRGANG MAI 1926 HEFT 1

INHALT: *Oscar A. H. Schmitz:* Die Wertfrage zwischen den Geschlechtern / *Hans Prinzhorn:* Psychoanalyse / *A. v. Kobilinski:* Die beiden Hauptströmungen der Charakterologie / *A. Gernat:* Die Jungschen psychologischen Typen in der Handschrift / *Paul Luchtenberg:* Das Experiment in der Psychologie / *Elisabeth Busse-Wilson:* Der moralische Schwachsinn beim weiblichen Geschlecht / *A. Delhougne:* Ein Fall von präparierter Textfälschung / *E. Brunner, Zürich-Enge:* Gerichtliche Schriftuntersuchung und Zeugenaussagen.

Die Wertfrage zwischen den Geschlechtern

Von Oscar A. H. Schmitz

1

Soll man überhaupt zwischen Mann und Weib die Wertfrage stellen, ist das Auftauchen dieser Frage nicht schon selbst ein Symptom dieser verwirrten Übergangszeit, in der wir leben? Was geht es letzten Endes einen Menschen, einen Stand, ein Volk und ein Geschlecht an, was sie wert sind? Von Wichtigkeit ist nur, ob und wie weit sie sie selber sind, d. h. den Sinn[1] in der Erscheinung darstellen, der als schöpferischer Gedanke in ihnen nach Ausdruck drängt? Was dieser Sinn selber wert ist, wer wollte das ermessen? Hier ist das Wort von der allgemeinen Gleichheit eine unantastbare Grundwahrheit. In der Tat sind wir vor Gott oder, wenn man dies Wort nicht liebt, innerhalb der Ganzheit der Schöpfung, insofern alle gleich, als jeder — das gilt von Einzelnen und von Gesamtheiten wie Volk oder Geschlecht — seinen bestimmten Sinn auszudrücken hat, und wenn man die Wertfrage stellen will, so kann es nur in der Richtung geschehen, wie weit einem dies gelingt, wie weit nicht. Darüber läßt sich mancherlei sagen, aber sehr vieles wird uns immer verborgen bleiben. Offensichtlich gibt es in der Welt der Erscheinung ein Oben und ein Unten. Kaum wird man bezweifeln, daß ein guter Künstler mehr, aber ebensowenig, daß ein schlechter Künstler weniger ist als ein guter Handwerker oder Arbeiter. Hier kreuzen sich zwei Wertskalen. Menschlich kann

[1] Die Anwendungsart der Begriffe Sinn und Ausdruck, Ansicht und Einsicht, Tun und Verstehen, Einstellung und Geschehen entnehme ich der Keyserlingschen Philosophie der Sinneserfassung.

Digitized by Google

der schlechte Künstler ein höheres Niveau haben. Häufig hat der gute Künstler ein schlechteres als der pflichttreue Diener. Hier laufen zwei Wertskalen parallel. Wer möchte da noch die absolute Wertfrage stellen wollen? Daß Goethe eine höhere Vollendung des Gesamtmenschentums darstellt, als etwa Gottfried Keller, bezweifelt niemand, aber wenn man ihm Paulus oder Cäsar gegenüberstellt, wird die Wertfrage unbeantwortbar. Sehr viele Frauen sind menschlich mehr wert als ihre Männer, Brüder und Väter, aber es gibt keine weiblichen Goethe, Luther, Cäsar, ja nicht einmal Gottfried Keller. Wer also den Geschlechtern gegenüber die absolute Wertfrage stellen wollte, der müßte sich erkühnen, zu beurteilen, ob es ein besserer Einfall des Schöpfers war, den Adam oder die Eva zu schaffen. Über die Güte der Einfälle als solche läßt sich ja auch in der Kunst wenig sagen, um so mehr darüber, wie weit sie in der Durchführung zum Ausdruck kommen.

Die Schöpfung ist durchaus eines, weshalb selbst das, was zueinander in bestimmtem Wertverhältnis steht, so sehr zusammengehört und einander unentbehrlich ist, daß das in der Erscheinung Untenstehende metaphysisch, nämlich als Sinn, dem empirisch Höherwertigen absolut gleichgeordnet ist. Aus diesem Grunde wäre über das absolute Wertverhältnis zwischen Mann und Weib auch dann noch nichts ausgesagt, wenn sich bei unserer Untersuchung herausstellen sollte, daß das Weib, um seinen Sinn zu erfüllen, empirisch zunächst unten stünde, der Mann aber oben. Empirisch steht der Herr über dem Diener, der schöpferische über dem mechanischen Arbeiter, aber der Sinn beider, die Ideen Herr und Diener, Künstler und Handwerker sind polar und darum gleich wertvoll, denn erst das Gegensatzpaar zusammen ergibt den Sinn eines Verhältnisses. Als Gott sprach: es werde Licht, wurde auch die Finsternis, denn ohne das Erlebnis des Lichtes bemerkt niemand die Finsternis. Als das Dienstverhältnis entstand, waren Herr und Diener gleichzeitig da. Nicht etwa versuchte, wie die Rationalisten meinen, einer den anderen auszubeuten. Einen auch empirischen Ausgleich übrigens findet das empirisch Niedrigere gegenüber dem Höheren darin, daß es viel leichter die Vollkommenheit erreicht. Da ein guter Diener unbedingt etwas Besseres ist als ein schlechter Herr, da es ebenso unbedingt viel leichter ist, ein guter Diener als ein rechter Herr zu sein, ist das Los des empirisch tiefer Gestellten aussichtsreicher als das des empirisch Höheren. Wieviel reibungsloser das Leben des Handwerkers dahinfließt als das des schöpferischen Menschen, der nicht zuverlässiges Holz oder Leder, sondern zunächst ganz und gar fragwürdigen Geist zu verarbeiten hat, ist bekannt genug. Darum gibt es tatsächlich viel mehr gute Diener als echte Herrn, viel mehr tüchtige Handwerker als wahre Künstler und Dichter, und diese Tatsache, daß die Mehrheit der Höheren den sie erst berechtigenden Sinn

Digitized by Google

nur unvollkommen, oft gar nicht mehr ausdrückt, hat zu den freilich zum Mißerfolg verurteilten Versuchen geführt, sie für überflüssig zu erklären. Kommt dann wieder einmal ein wahrer Herr, dann fallen alle Versuche, metaphysisch, d. h. sinnvoll bedingte Verhältnisse durch empirische Gleichheitstheorien aufzuheben, in nichts zusammen, und die während der Revolution vernommene Erklärung der Handarbeiter, man brauche die sogenannten Kopfarbeiter gar nicht, war zwar eine heilsame Lehre für die, welche den Gegensatz Geist und Materie in der gemeinsamen Tatsache der Arbeit verwischen wollten, wird aber immer wieder von neuem widerlegt, wenn nur einen Augenblick streikende Arbeiter ihren Führern entgleiten, die ihnen gegenüber immerhin das geistigere Prinzip darstellen, was wiederum nicht ausschließt, daß die geistig primitiveren Arbeiter als Einzelne die menschlich Besseren sein können.

Will man also zwischen Mann und Weib die Wertfrage aufrollen, so muß man wissen, von welchem Standort aus dies geschieht. Die Frage, ob der Schöpfergedanke Mann oder Weib wertvoller ist, kann, wie gesagt, nicht gestellt werden. Es ist das Bezeichnende gerade der höheren Religionen, daß angesichts der Ewigkeit zwei in gleicher Reinheit sich vollendende Schicksale gleichviel wert sind, einerlei, ob sich das eine in der Maske (Maske lat. = persona) eines Großen oder eines Kleinen vollzog, während es das Kennzeichen primitiver Gesinnung ist, die empirischen Wertungen mit in die Ewigkeit hinübernehmen zu wollen. Ebenso falsch ist es nun, deren Gültigkeit zu übersehen, denn ein sinngemäßer Wesensausdruck, d. h. ein wertvolles Leben ist nur dem erreichbar, der die Möglichkeiten seiner empirischen Lage richtig einschätzt. Niemand kann ein rechter Mann oder eine rechte Frau sein und ein sinnvolles Leben führen, der sich über das Verhältnis der Geschlechter sinnwidrige Vorstellungen macht. Um solche zu vermeiden, bedurfte es früher keiner Metaphysik. Unbeirrter Instinkt, bestätigt durch die einfachen Sätze einer dem Alltag mehr oder weniger angepaßten Religion, ließen jeden seine Lage einigermaßen richtig erkennen, freilich oft als eine ihm auferlegte Prüfung, nicht als Antrieb zu individueller Verwirklichung. Heute ist mit den natürlichen Instinkten und der Religion der Sinn des Lebens den meisten verloren gegangen. Will man ihn wieder finden, so gibt es nur den Weg des bewußten Verstehens dessen, was unsere Altvordern instinktiv und in frommer Gebundenheit taten. Damit sei keinem ehrfurchtslosen Intellektualismus das Wort geredet, der durch persönliche Meinungen und willkürliche Ansichten zur Erkenntnis gelangen will und verkennt, daß derartige Äußerungen nichts anders sind als dialektische Niederschläge der eigenen Affekte und Begierden. Wollen wir etwas über den Sinn der Spaltung des Menschen in Mann und Weib erfahren, so geht uns gar nichts an das Gerede derer, die daraus eine Machtfrage

Digitized by Google

machen wollen, also der sogenannten Herren der Schöpfung wie der Frauenrechtlerinnen. Die Behauptungen, die Frau müsse sich politisch oder beruflich betätigen, oder die Frau gehöre ins Haus, sind gleich wertlose Ansichten, die nichts als persönliche Machtbedürfnisse begründen sollen. Die Tatsache, daß es immer Frauen sowohl im Beruf wie im Haus geben wird, bleibt dadurch unberührt. Wohl aber können wir aus der unbefangenen Betrachtung der Tatsachen über persönliche Ansichten zu wirklichen Einsichten gelangen, besonders wenn wir dem Werden dieser Tatsachen aus dem Vergangenen nachspüren. Beweisen läßt sich freilich auf diesem Wege nichts, wohl aber so überzeugen, wie der Künstler durch seine Gebilde überzeugt, ohne zu beweisen.

Was zunächst jene aus der Erkenntnisfrage eine Machtfrage machenden Rechtlerinnen mühsam aus Einzeltatsachen beweisen wollen, nehmen wir also von vornherein als bewiesen an, nämlich die absolute Gleichwertigkeit der beiden Möglichkeiten des Menschseins Mann und Weib. Wir nehmen sie als bewiesen an, weil sie unbeweisbar ist, und dennoch fühlen wir uns dabei sicherer, als jene ein Minderwertigkeitsgefühl heftig überschreienden Kämpferinnen, denn unsere Basis ist die Einsicht in den Sinn des Lebens, die uns zwingt, in jeder Polarität wie Mann und Weib dem Sinne nach eine Gleichwertigkeit zu sehen, ohne welche der Weltbau einstürzen würde[1]. Die Verwirrung, die heute in der Wertfrage zwischen den Geschlechtern herrscht, ist von solchen geschaffen worden, denen ihre Gleichwertigkeit nicht mehr selbstverständlich ist, nämlich von ihres Frauentums nicht mehr ganz sicheren Frauen, die gänzlich der Suggestion männlicher Wertungen erlegen sind, nur noch diese gelten lassen wollen und aus der tiefsten Überzeugung heraus, daß männliche Werte und weibliche nicht gleich viel gelten können, krampfhaft den Beweis erbringen wollen, daß die Frauen zur Verwirklichung männlicher Werte ebenso fähig seien wie die Männer. Gerade dadurch aber wird jene scheinbare Minderwertigkeit oder mindestens Mittelmäßigkeit der Frau gezüchtet, die wir heute überall sehen, mögen die Frauen es nun auf sexuellem oder intellektuellem Gebiet dem Manne gleichtun wollen. Solchen Sinnwidrigkeiten gegenüber ist es notwendig, über Parteiansichten hinaus eine neue Einsicht in den Sinn jener Spaltung: Mann und Weib zu gewinnen, nicht in der reaktionären Absicht, der heutigen Frau wieder das so sauer erkämpfte Recht, gegen ihren Sinn zu leben, zu nehmen, vielmehr in der Hoffnung, daß die Frau — manche ist schon so weit — aus freier Einsicht in ihr Wesen wieder Frau sein möge, obwohl ihr die Möglichkeit zum Gegenteil offen steht. Eine Rückkehr zum Zwang ist schon darum gar nicht mehr möglich, weil die Sinnlosigkeit unseres

[1] Vgl. Schmitz, Brevier für Einsame, das Kapitel über Polare Ethik.

Digitized by Google

sozialen Lebens so vielen Frauen ein sinnvolles Frauenschicksal versagt. Wird nun dieser Umstand aus tieferer Einsicht nicht länger als ein Fortschritt, sondern als ein tragisches Verhängnis begriffen, dann ist schon sehr viel gewonnen. Dann kann es nämlich dazu kommen, daß die im Kampf ums Dasein ergriffenen höheren Berufe das Frauentum ebensowenig verkümmern lassen, wie es die niederen tun. In diesen sieht man viele alternde Mädchen, denen ebenfalls ein echtes Frauenschicksal versagt war, die nun aber in einem Dienst eine Lebensausfüllung finden, der die tragische Entsagung Würde geben kann. Sie fehlt durchaus der Frau, die in gewolltem Kampf gegen ihr Wesen (sie nennt das den Kampf gegen den Mann) es dem Mann gleich tun wollte und schließlich doch in einer Dienstbarkeit endet. Statt mit Entsagung wird sie mit Verbitterung hingenommen und dem dürftigen Trost der Unabhängigkeit vom Manne. Dabei ist ihre Stellung meist subalterner, als es je die einer Ehefrau neben ihrem Gatten sein kann. Es handelt sich also nicht um die Frage, ob die Frau durch Ausübung eines Berufes gewinnt, sondern darum, ob sie eine Einstellung dazu findet, bei der sie durch ihn nicht verliert, und eine solche ist möglich. Wird ihr der Beruf zum Dienst, weil sie einem wahren Frauenschicksal entsagen muß, dann kann sie in der geringsten Arbeit das Heroische erreichen, ergreift sie aber den Beruf aus der an sich sehr zutreffenden Erkenntnis, daß ja auch die Mehrzahl der Männer wenig taugt und nicht über mechanische Dienstleistung oder talentvolles Bluffen hinauskommt, so gibt sie die weibliche Möglichkeit auf, mehr zu taugen als zweitrangige Männer und wird ihr ganzes Leben neben dem zweitrangigen Mannsvolk drittrangig bleiben. Nun kann eine Nation sehr lange die Mittelmäßigkeit des Mannes ertragen, solange durch die Frau immer wieder die Verbindung mit dem Geheimnis des Lebens erhalten bleibt. Es genügt vollständig, daß nur hier und da überdurchschnittliche Männer geboren werden. Erliegt aber die Frau jenem zweitklassigen männlichen Betrieb, dann hört eine Nation bald auf eine produktive Kulturnation zu sein, und aus diesem Grund kann Amerika so bald keine werden. Eine Intellektuelle wird so wenig wie eine Dirne einen wertvollen Mann gebären, denn beide verschwenden ihre fruchtbare Substanz, statt sie in der Stille fruchtbar werden zu lassen.

Die Wertfrage zwischen Mann und Weib wird also hoffnungslos getrübt, wenn man die Frau am Manne messen will, statt an ihrem eigenen Wesen. Nur dann können wir zu dem zweifellos richtigen, wenn auch statistisch gänzlich unbeweisbaren Urteil kommen, daß eine Frau, die unter dem Zwang der Verhältnisse, nicht aus Rechthaberei, auf ein weibliches Schicksal verzichtet hat und, um sich und Angehörige über Wasser zu halten, eine mittelmäßige Ärztin geworden ist, viel wertvoller sein kann, als ihr tüchtigerer männlicher Kollege, zu dem sie die schwereren Fälle

Digitized by Google

schickt, während der männliche Kollege, der schwereren Fällen nicht gewachsen ist, auf jeden Fall zweitklassig ist, mag er im übrigen ein ehrenwerter Familienvater sein. Woher kommt solche verschiedene Wertung? Daher daß jene Frau, obwohl auf eine Ebene geschoben, die der Frau nicht entspricht, ganz und gar Frau geblieben und daher erstrangig ist, während jener Mann den Sinn des Mannes nur in einer mittelmäßigen Weise verkörpert. Der Mensch erschiene eben nicht in zweierlei Gestalt auf der Erde, wenn nicht jede der beiden Gestalten einen anderen Sinn auszudrücken hätte. Da man ihn nicht auf eine Formel bringen kann, hat man diese Verschiedenheit leugnen wollen, aber die Wirklichkeit läßt ihrer nicht spotten. Die Freiheit des Menschen liegt nicht darin, jeden beliebigen Sinn ausdrücken, sondern eine Zeitlang auch gegen seinen Sinn leben zu können, und von dieser Freiheit macht die Frau heute weidlich Gebrauch.

Ehe wir nun in ganz allgemeinen Zügen etwas von dem — ich wiederhole — unbeweisbaren, aber dem Schauenden doch evidenten Sinn der Geschlechter sagen, muß ich noch die so viel mißbrauchte, von der Wissenschaft neuerlich anerkannte Tatsache berühren, daß kaum ein Mann das männliche, kaum eine Frau das weibliche Prinzip rein verkörpert. In jedem Menschen sind auch Züge des anderen Geschlechts, ja dies ist gerade bei genialen Naturen in besonders hohem Maß der Fall. Metaphysiker sind sogar geneigt, an die Bisexualität unseres tiefsten Wesens, ja an seine Übergeschlechtlichkeit zu glauben, die erst in der Erscheinung sich zu einem Geschlecht entscheide. Ich bin selbst ein Anhänger dieser Hypothese, sie ist aber zunächst ohne Einfluß auf das hier zu Zeigende. Nachdem sich unser Wesen in der Erscheinung zu einem der Geschlechter eindeutig entschieden hat, ist jedem seine Geschlechtsrolle zugeteilt. Die Tatsache, daß jeder auch Züge des anderen Geschlechtes in sich trägt, ist ein Grund mehr, sich über diese Wesensgegensätzlichkeit der Geschlechter klar zu werden, damit sie ihn nicht verwirre, sondern befruchte. Im ersten Fall entsteht eine pathologische zwitterhafte Zwischenstufe, im zweiten ein Mensch von zum mindesten genialischem Anflug, denn worin unterscheidet sich der Geniale vom Alltagsgebundenen? Dieser sieht immer nur das eine, was er vor Augen hat, und die Welt ist ihm eine Summe von Einzelheiten, jener erlebt das Gegensätzliche mit, also die Einheit alles Lebendigen. Ich sage: erlebt, denn nicht alle sind darum schon genialisch, weil sie sich zu der neueren Abwendung der Wissenschaft vom Mechanischen zum Lebendigen bekennen. Das verrät nur einige Empfänglichkeit für Geniales. Die Tatsache unserer Zwiegeschlechtlichkeit kann nun, wenn Affekte den natürlichen Weg sperren, dazu verführen, die entgegengesetzte Geschlechtsrolle zu übernehmen, aber das wird die Frau ebensowenig zu eigener geistiger

Digitized by Google

Produktivität außerhalb der vom Mann gefundenen Bahnen führen, wie den Mann dazu, ein Kind zur Welt zu bringen. Die Erkenntnis des Sinnes der beiden Geschlechter ist also nicht nur notwendig geworden zur Klärung ihres Verhältnisses untereinander, sondern auch zur Klärung des eigenen Menschen, denn nur durch das erlebende Verstehen des gegengeschlechtlichen Stückes in uns gelangen wir wieder zum Erfassen der Welt als Einheit, die früheren Geschlechtern die Religion zeigte, ohne welche Erfahrung das Leben unselig ist.

2

Betrachten wir nun die Beziehung zwischen Mann und Weib historisch, so sehen wir folgendes: Im Anfang war die Natur, d. h. das individualitätslose Werden und Vergehen der Generationen. Die Entdeckung der matriarchalen Kulturen hat die Fehlerhaftigkeit der Behauptung erwiesen, in primitiven Zeiten sei der Mann durch seine Körperkraft Herr des Weibes gewesen. Wir wissen zwar nicht, ob jeder patriarchalen Kultur eine matriarchale als notwendige Entwicklungsstufe vorausgegangen ist, aber die bloße Tatsache der primitiven Matriarchate beweist, daß die Frau von Anfang an eine Kraft mitbekommen hat, die der rohen Körperlichkeit des Mannes überlegen ist, und die ihn auch heute noch, wenn überhaupt, diese nur mit schlechtem Gewissen gegen die Frau zur Anwendung bringen läßt. Diese Macht der Frau beruht auf ihrer größeren Seelenstärke, vor der sich der Mann instinktiv beugt. Das im Einzelfall übrigens immer, selbst im Harem höchst bestrittene Übergewicht über die Frau gewann der Mann erst, als in ihm die Kraft des Geistes erwachte. Ohne dessen Führung vermochte seine Körperkraft aus sich nichts, stellte sich vielmehr den Interessen des seelenstärkeren Weibes willig zur Verfügung. Napoleon, der es wissen konnte, da wohl nie ein Einzelner über so viele gehäufte physische Männerkräfte verfügte, hat einmal gesagt, der Degen habe in der Welt gar nichts entschieden, alles entscheide der Geist, in dessen Dienst der Degen steht. Das Patriarchat ist überall, wie Bachofen einwandfrei nachgewiesen hat, der Ausdruck des oberhalb der Natursphäre erwachten apollinischen Geistes.

Was ist das, Geist? Wir gebrauchen das Wort hier durchaus im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauches, der vom Geist einer Truppe, einer Klasse redet, womit nicht gemeint ist, daß sich in einer solchen Gruppe geistreiche Leute befinden. Geist ist vielmehr der Sinn, der sich in einer Erscheinung ausdrückt. Dieser Sinn braucht nichts Gutes zu sein, ja er kann sogar bewußt geistfeindlich sein, aber so sehr er den Geist verleugnen mag, auch dies ist unwillkürlich Ausdruck eines bestimmten Geistes, so wie auch der Gottesleugner, er mag sich gebärden wie er will,

Digitized by Google

damit ein wenn auch negatives Verhältnis zu Gott, der Amoralist ein solches zur Moral ausdrückt. Diabolus est Deus inversus. Infolgedessen gibt es auch keinen eigentlichen Gegensatz zwischen Geist und Natur. Auch die Natur ist Ausdruck von Geist. Unter dem Erwachen des Geistes oberhalb der Natursphäre kann also nur verstanden werden, daß Natur sich allmählich oder plötzlich des in ihr ausgedrückten Geistes bewußt wurde, und das Stück Natur, in dem das geschah, war das männliche Hirn. Die Frau, die wesenhaft Natur ist, drückt zwar nicht minder Geist aus als der Mann; der Mann aber, der von Beginn an nicht weniger Natur war als das Weib, hat, als ihm der Geist des Geschehens bewußt zu werden begann, seinen Schwerpunkt nach diesem hin verschoben, und so wurde er wesenhaft geistverpflichtet gegenüber der durch ihr Geschlecht viel naturgebundeneren Frau, aber in der Natur ausgedrückter Geist sind beide. Mit dem Erwachen des Geistes wurde der Mensch schöpferisch. War einmal die Natur als Schöpfung erfaßt, d. h. als Ausdruck eines Sinnes, wurde der sinnfindende Mensch sofort zur Sinngebung getrieben, d. h. er erkannte sich als Ebenbild Gottes. Damit beginnt erst das wahre Menschentum, zu dem keine matriarchale Kultur gekommen ist. Darum war in den Jahrhunderten, die dem Mann erst die geistige Sicherheit gaben, die Unterdrückung der wegen ihrer stärkeren Natur gefürchteten Frau eine vorläufige Kulturnotwendigkeit. Jetzt erst steht der Mensch über der Natur und der empirische Mann (natürlich nur als Typus, nicht als jeweiliges Individuum) über dem Weibe.

Wie aber verhielt sich die Frau zu dieser Wandlung? Sie bewies, daß sie nicht minder als der Mann jenes höheren, bewußt Sinn verkörpernden Menschentums fähig ist als er, indem sie sich — zum Unterschied vom Tier, das in der unbewußten Natur verharrt und höchstens der Dressur fähig ist — nuterwarf, und damit begann auch für sie die allmähliche Erhebung über die dämonische Natur. Im Lauf der Zeiten hat sie gezeigt, daß es keine männliche Sinnfindung und Sinngebung gibt, die sie nicht zu verstehen in der Lage wäre, sie ist imstande, alles Schöpferische in ihre Natur aufzunehmen und hat dadurch eine sehr bedeutende Rolle in der Geistesgeschichte gespielt, ja sogar manches gültige Werk hervorgebracht innerhalb des Rahmens der männlichen Sinnfindungen und -gebungen. Zu solchen selbst aber hat sie sich ausnahmslos niemals fähig erwiesen, so wenig wie je ein Mann, und wäre er noch so feminin, ein Kind geboren hat.

Wenn sie auch bisweilen die Grenze des Genialen und seinen Schein erreicht — was bei ihr oft wie Genialität wirkt, ist ein unveräußerlicher Rest dämonischer Natur —, so hat sie diese Grenze doch nie überschritten, weil ihr der Geist, den sie ihrer Natur vermählt, als Stoff immer aus zweiter Hand kommt, nämlich vom Manne, während der geniale Mann, in

Digitized by Google

dem das Weibliche erwacht, nicht etwa Inhalte vom Weibe übernimmt, sondern in sich selbst auf seelischer Ebene die weiblichen Funktionen der Empfängnis, des Austragens, des Fruchtbringens entwickelt. Der Ausgleich dieser Asymmetrie in dem doch polaren Kosmos liegt darin, daß die Frau auf körperlichem Gebiet auch wesentlich männliche Funktionen zu entwickeln vermag. In allen Kriegen hat man in Uniformen bisweilen Frauen gefunden, die sich wie die tapfersten Männer geschlagen hatten. Die Grenzen zwischen den Geschlechtern sind nur unüberschreitbar auf dem Gebiet der Produktivität. Die physische gehört ebenso ausschließlich der Frau, wie die geistige dem Mann. Ist das Kind da und entwöhnt, vermag der Mann Kinderfrau zu sein. Ist der Sinn gefunden, vermag die Frau in seinem Rahmen nützliche und angenehme Werke zu schaffen. Streicht man diese aber aus der Kulturgeschichte aus, so ändert sich in deren Linien nichts. Es ist leicht zu ersehen, warum das so ist. Es liegt ganz offenbar im Sinne der Schöpfung, daß die beiden Geschlechter aufeinander angewiesen sind, einander suchen, daß die Spaltung der Natur in Männliches und Weibliches die Grundbedingung alles Lebens ist, ja daß dieses eben in dem einander Suchen der geschiedenen Pole und ihrer Vereinigung besteht. Auf der Ebene der unbewußten Natur ist diese Vereinigung in dem Augenblick der Begattung gegeben, nachher sind die Geschlechter wieder getrennt. Auf der höheren Stufe aber wird die Vereinigung geistig gesucht, das Wort geistig wieder in der vorher erklärten Weise verstanden, d. h. nicht intellektuell, sondern im bewußten Erfassen des Sinnes jener Spaltung, die aus der Einheit stammt und über die Zweiheit wieder Einheit erstrebt, aber nun bewußte. Bewußtsein entsteht immer durch das Gewahren eines Gegensatzes. So wird Einheit sich ihrer selbst dadurch bewußt, daß sie durch die Zweiheit hindurchgegangen ist. Nun gewahren wir tatsächlich, daß die naturgebundene Frau sich außer dem Kind nach nichts mehr sehnt als dem Geist — in primitiver Sprache ausgedrückt: nach dem Höheren —, weswegen die zu dem niederen Mann gravitierende Frau, mag sich dies auch unter Mitleid und sonstigen edlen Beweggründen verbergen, allgemein als Entartungserscheinung gilt. Dies ist unter den ernsten Ehekonflikten unserer Tage — die meisten sind ja nicht ernst — der wichtigste, daß der im mechanisierten Betrieb geistig primitiv gebliebene Mann so oft diesem durchaus unabweisbaren Drang der Frau zum Geist nicht entgegenzukommen vermag. Wie sehr die Frau dazu den Mann braucht, wird deutlich, wenn dieser hier versagt. Manches minderwertige Luxusgeschöpf, das den Mann zum Sklaven seiner läppischen Vergnügungen macht, hat ursprünglich Geist gemeint und verwechselt ihn heute mit der intellektuellen Ästhetelei, die es bisweilen zwischen Tanz und Kino mit minderwertigen oder unreifen Männern treibt. Nie ist ihr unter den vielen spielerischen Intellektuellen ein

Digitized by Google

wirklich geistbewußter Mann gegenüber getreten, der im übrigen ein ganz schlichter, anspruchsloser Mann sein kann und sie dahin führen würde, wohin ihr Drang eigentlich wollte. Umgekehrt aber braucht der geistigste Mann nicht minder die Frau, und wenn er dies leugnet, dann befindet er sich in einem der Trugschlüsse, die den Weg der Erkenntnis so zahlreich bedrohen. Hat auch noch nie eine Frau Geist produziert, so bedarf er doch ihrer Berührung, damit er nicht in die leere Steinwüste der Begriffe abirre. Wie schon gesagt, Natur und Geist ist kein Gegensatz, sondern Natur selbst ist Ausdruck von Geist; und Geist, der sich ausdrücken will, kann dies nur durch Natur und nach ihren Gesetzen tun, die ja selber Geist sind. Die Stelle im Kosmos aber, wo der Mann am sichersten Natur findet, und ohne deren Berührung er überhaupt Natur in ihrer Dämonie nicht verstehen lernt, weder in ihrem wohltätigen, für Geist empfänglichen, noch in ihrem chaotischen, geistfremden, ja, wenn gereizt oder betört, geistfeindlichen Sinn, diese Stelle ist das Weib. Wer es nicht in diesen drei Aspekten erlebt hat, wird ein unfruchtbarer Intellektueller, der das Weib entweder flieht oder ihm verfällt, es aber nie nach alter Erzväterweise „erkennt".

Wenn heute von Geist gesprochen wird, ist meist dieser Pseudogeist gemeint, der sich als Meinung und Ansicht, nicht als Gesinnung und Einsicht äußert, und nichts steht heute störender zwischen den Geschlechtern als dieses Mißgewächs. Der intellektuelle Mann ist wesenhaft impotent. Die Frau, die er aus ihrer Naturgebundenheit nicht zu erheben vermag, die aber auf keinen Fall darin verharren will, kam schnell dahinter, daß sie zur Produktion solchen Pseudogeistes nicht minder fähig ist als er, denn ihre Fähigkeiten sind tatsächlich dieselben, und wenn das bisher nicht geglaubt wurde, so lag es wirklich nur daran, daß sie sie nicht zu entwickeln brauchte. Seit dieser Entwicklung steht sie nun in beglücktem Staunen vor sich selbst und glaubt bewiesen zu haben, daß sie ein ebenso wesenhaft geistiger Mensch sein kann wie der Mann und zieht die Schlußfolgerung, daß es künftig auch ohne Männer geht. Dies allein beweist, auf wie falscher Fährte sie ist, denn es soll nicht ohne das andere Geschlecht gehen. Tatsächlich ist sie dem nur intellektuellen Mann durchaus gewachsen und stellt mit großem dialektischen Geschick ihre Ansicht gegen die seine, aber beide vergessen, daß sie sich gleich weit vom Geist befinden in der Bedeutung des Sinnes der Welt, sondern über völlig wesenlose Dinge streiten, und wenn jenseits all diesen Geschwätzes dann doch gelegentlich noch ein sinnfindendes oder sinngebendes Werk erscheint, so ist der Urheber nach wie vor ein Mann.

Nun ist die Frau trotz alledem keineswegs davon ausgeschlossen, dem Sinne gerade ihres Geschlechtes in den Einrichtungen und im geistigen Leben Ausdruck zu geben. Sie hat da sehr erhebliche Erfolge zu ver-

Digitized by Google

zeichnen, die freilich von jenen sinnwidrigen intellektuellen Frauen entstellt werden. Wie fern die ihren Machtzwecken dienenden Ansichten von Einsichten in den Sinn sind, geht schon hervor aus der Behauptung, die Einehe sei vom Manne zum Zweck der Knechtung der Frau geschaffen. Frobenius weist nach, daß vielmehr die Einehe ein absoluter Triumph des auch heute noch innerhalb des Patriarchats lebendigen und sich stets mit ihm verschlingenden matriarchalen Prinzips ist. Wenn man die Frau ebenso wie den Mann als ursprünglich polygam bezeichnet, so ist ihre Polygamie jedenfalls von der seinen sehr verschieden. Sie geht auf das Kind aus, und auf historisch früher oder auch heute noch sozial tiefer Stufe ist sie hinsichtlich des Mannes in der Tat wenig wählerisch. Frauen aber, die mehrere Männer haben wollen um der Männer willen, kommen nur auf überzivilisierter Stufe vor, wo es müßige Klassen gibt. Es sind die Hetären, die ja ebenfalls ihre Bedeutung in der Kultur haben, nach denen sich aber die Ehe nicht richten kann. An nichts ist die Frau mehr interessiert, als einen Mann für sich und ihre Kinder allein zu haben, während den Mann sein primitiver Trieb zum Gegenteil führt. Obwohl das auch heute noch so ist, hat er sich hier dem Sinn der Weibnatur und ihrer unwiderstehlichen Seelenkraft gebeugt und die Monogamie gesetzlich, ja moralisch gewährleistet, eine schöpferisch-erkennerische Tat, die dadurch nicht entwertet wird, daß seine Natur in Einzelfällen sein Versprechen häufig bricht. In der Tat hat noch keine Frau, wenn die Ehe nicht sonst schlecht war, einen gelegentlichen Ehebruch des Mannes als Scheidungsgrund betrachtet, wozu sie nach dem vom Mann gemachten Gesetz sogar das Recht hätte.

Ein weiterer Triumph der Frau innerhalb der patriarchalen Kultur ist, daß sich in Kunst und Literatur fast alles um sie dreht. Tatsächlich wurde hier auf dem Weg über die männliche Sinneserfassung, nicht durch ihre eigenen Werke, ihrem Wesen ein oft nahezu vollkommener Ausdruck gegeben. Frauenwerke haben nichts Wesentliches hinzugefügt, aber manches entstellt.

Wie ist das alles möglich? Weil der Mann die Frau viel mehr braucht, als die Frau ihn. Das natürliche Dasein der Frau ist, eben weil es gebundener ist, auch viel vollständiger. Zur Not kann sie, freilich unter Niveauverzicht, ihr Leben lang darin verharren, falls ihr nur gelingt, den Augenblick herbeizuführen, in dem der Mann für die Mutterschaft unentbehrlich ist. Abgesehen von der Art, wie man ihn lockt, ist der Mann selbst für die primitive Frau kein Problem. Es gibt aber keinen Mann, für den die Frau nicht Problem würde, und zwar schon durch die seiner primitiven Natur, wie gesagt, widersprechende Nötigung, nach jenem kritischen Augenblick bei ihr zu verweilen. Solange er den Sinn dieser Lage nicht irgendwie erfaßt — und das ist, wenn auch noch so primitives

Digitized by Google

Geisteswerk —, ist die naturstärkere Frau die mächtigere, besonders wenn sie noch in den Kindern natürliche, die Seele des Mannes bindende Helfer findet. Das alles wird er als Dämonie zu fühlen bekommen, wenn er schon zur Individuation strebt jenseits des individualitätslosen Dahinflutens der Generationen. Hier liegt seine Tragik, seine Verantwortung und zugleich die Rettung.

Das oft mißbrauchte Wort von der unverstandenen Frau hat seine Richtigkeit. Die Frau ist von Natur unverstanden, und ehe sie der Mann versteht, ist sie stärker als er, wie Wasser und Feuer, die sich auch erst dem verstehenden Geiste beugen. Unter Verstehen ist nun nicht etwa eine analytische Kritik gemeint — freilich ganz ohne sie ist kein Verstehen denkbar —, aber der Schwerpunkt des Verstehens liegt in der synthetischen Hinnahme, in dem Über-sich-kommen-lassen des zu Verstehenden, auf die Gefahr hin, verschlungen zu werden. Ob man dabei blind untergeht oder als Sehender wieder emportaucht, das ist Schicksal. Wer es nie herausfordert, lebt nicht, denn Leben ist ein polares Phänomen. Das Dasein des dauernd für sich bleibenden Pols ist eine große Onanie. Sie ist äußerst selten, denn gerade der, welcher sich am heftigsten gegen das Erlebnis des geschlechtlichen Gegenpols sträubt, ihn nicht hinnehmen will, den überwältigt er am dämonischsten, und er verfällt ihm, ohne zu erkennen.

Nur der Geist kann jenes Erleben des Gegenpols durch lebendiges Verstehen entdämonisieren. Dies geschieht durch den Vorgang der Individuation[1]. Jenseits der Person entsteht ein tieferes Ichbewußtsein, von Meister Eckhart im Gegensatz zum empirischen Ich das Selbst genannt, und von hier aus kann man der eigenen Person in ihrem Sinken und Steigen gelassen zusehen. Man erkennt sie nun als die äußere, der Welt zugekehrte Seite des eigenen Wesens, deren Gegenpol nicht draußen, sondern im Innern liegt, gewissermaßen eine zweite Person, die seit alters die Seele genannt wird. Sie enthält latent alle die Eigenschaften, die der Person fehlen. So ist denn das Selbst im Gegensatz zu der unvollständigen Person wirklich ein polarar Kosmos, dessen eine Hälfte im Schatten liegt. Eben dieses beschattete Stück sucht die Person nun draußen als Spiegelbild ihrer selbst in der Welt zu ergreifen. Alles dies mündet ein in landläufige Weisheit, spricht doch der einfachste Mensch davon, daß er im anderen Geschlecht seine Ergänzung sucht. Hat man diese Binsenwahrheit aber in einer tieferen Bewußtseinsschicht jenseits des Persönlichen wiedererkannt, dann kann einen der Gegenpol, so feindselig er sich bisweilen gebärden mag, nicht länger ernstlich schrecken. Es gibt draußen keinen Drachen, der nicht sein Urbild in der Seele hätte. Jetzt erst kann der Gegenpol,

[1] Was dies psychologisch bedeutet, hat C. G. Jung gezeigt, auf den ich mich hier stütze. (Vgl. „Psychologische Typen". Verlag Rascher, Zürich.)

Digitized by Google

die Welt, das Weib, das Du, als Spiegel der eigenen verborgenen Lebenshälfte völlig hingenommen werden, ohne daß man ihnen verfällt. Was man selbst ist, dem kann man nicht erliegen. Mag das Ich noch bisweilen von dämonischen Gewalten überflutet werden, das Selbst schwebt unverloren darüber. Von einem solchen wird das Weib in all seiner persönlichen Fragwürdigkeit überpersönlich verstanden. Sie fühlt endlich, daß sie sein darf, ja soll, was sie ist, ihr heimliches Minderwertigkeitsgefühl verläßt sie in sicherer Geborgenheit, und alle Rechthaberei und Rechtelei fällt von ihr ab. Begnügt sie sich nicht mit diesem Glück, gelangt sie weiter zum Verstehen dessen, was sich mit ihr, der vom Mann „Erkannten", vollzogen hat, dann gelangt auch sie zur Individuation, in der der Geschlechtsunterschied überwunden wird. Im Gegensatz zur Person ist die Individualität zwei- oder übergeschlechtlich.

Kurz zusammengefaßt: die Frau steht im Abgrunde der Natur, in einer Fülle, die sie erdrückt. Ihre Sehnsucht geht empor zum Geiste. Der Mann (als Typus, den nur eine Auslese von Individuen erfüllt) steht zwar oben, des Geistes bewußt, aber sein Erkennen bleibt lebensleere Formel, solange er nicht in den Abgrund steigt und das Weib erlöst. Was aber wird aus dem Weibe, das mühsam allein hinaufklettert? Vielleicht erreicht sie das Ziel, stellt sich neben den Mann und wird nun ebenso leer wie er ist, falls er nicht in den Abgrund steigt, denn alles, was im Abgrund ihr Wesen war, das Urgut der Natur, hat sie zurücklassen müssen auf ihrem einsamen Kletterweg. Nur wenn der Mann sie führt, vermag sie einen Brand des Urfeuers mitzunehmen, vor dem droben der Firnenschnee schmilzt und die Bergregion sich begrünt, blüht und fruchtet, ihr, dem Mann und ihren Kindern zum Heil. Manche allein ohne den Feuerbrand Gekommene stürzt wohl wieder hinunter, enttäuscht von der Firnenkälte des naturfremden Geistes, und dann mag der Erfahrenen noch ein Frauenschicksal blühen.

Auf den nicht erkennenden Mann, der im übrigen ein großer Intellektueller sein kann, wirkt der Feuerbrand des Weibes wie das Licht auf die Motte, und es gibt kein Weib von Fleisch und Blut, das diese Situation nicht für seine persönlichen Zwecke ausnützte. So entsteht jenes tragikomische Mißgeschick, von der kleinlichen Gemeinheit bis zur teuflischen Dämonie des unerlösten Weibes reichend, von dem Strindberg und Wedekind so hoffnungslos besessen waren. Ihre Erlebnisse ereigneten sich in der Zeit, da die große Mehrheit der Frauen noch durch äußere Fesseln gehemmt wurde, ihre wahre Natur zu entfalten. Einige aber taten dies bereits, und nicht wenige Männer fielen ihnen zum Opfer.

Die Rechtlerinnen erkennen zutreffend, daß in der Vergangenheit die Frau in der Entwicklung ihres wahren Wesens, mit wenigen Ausnahmen, gehemmt war, nur ist dieses Wesen nicht etwas dem männlichen gleiches

Digitized by Google

— so sehr sie sich durch körperlichen und intellektuellen Sport scheinbar vermännlichen kann —, sondern ihre wahre Natur ist der genaue Gegensatz zum Manne. Sie ist der dämonische Abgrund, das dunkle Tor des todgeweihten Lebens, aus dem wir als Naturwesen hervorgekommen sind, und die Sehnsucht des Mannes, dieses Tor wieder zu finden und es in umgekehrter Richtung wieder zu durchschreiten (pars pro toto), ist längst von den Dichtern — neuerdings auch von den Psychologen — als Todessehnsucht erkannt worden. Auf niederer Tierstufe gibt es sogar Männchen, die überhaupt im Schoße des Weibchens leben, andere, die in der Begattung ihre ganze Lebenskraft verausgaben und sterben.

Kein Wunder, daß das Liebesspiel seit der äußeren Befreiung der Frau, der noch nicht das Verstehen ihrer Dämonie gefolgt ist, so gefährlich wurde. Es ist ein Spiel mit dem Tod nicht nur des einzelnen, sondern der gesamten Kultur, die von der geistfremden Natur des befreiten Schoßes wieder eingeschlungen werden wird, wenn nicht vorher der Mann durch geistige Erneuerung immun wird gegen die Gefahr, die er bisher durch Fesselung des Weibes niederhielt. Durch Verstehen, nicht durch Bindung wurde von jeher der Dämon beschworen, dem Geiste verpflichtet, und dadurch aus seiner für ihn selbst unseligen Naturgebundenheit erlöst, indem ihm sein rechter Platz im Kosmos eingeräumt wurde, so wie der Heilige Franz von Assisi den Wolf zähmte, indem er seinen Hunger anerkannte und die Bauern verpflichtete, ihn regelmäßig zu stillen. Vorläufig freilich sieht es noch mißlich aus um die Erkenntnis des Weibes und seiner natürlichen Dämonie, die nicht länger unterdrückt, wohl aber durch die männliche Genialität zum Verstehen ihrer selbst gebracht werden kann. Erst die also „Erkannte" wird sich dem männlichen Genius wieder vermählen und die Gebärerin des neuen Menschen werden.

Solange die Kultur noch echter Sinnesausdruck war, empfand die Natur des Weibes den Geist als unangreifbare Macht und begnügte sich mit der häuslichen Guerilla gegen seinen Träger, den Mann. Nun aber wird „Rückkehr zum Natürlichen", Aufgeben aller Bindungen zugunsten primitiven Machtstrebens („sich durchsetzen") und Lustsuchens (freie Liebe) nicht nur, wie auch früher häufig, geübt, sondern gar intellektuell als das einzig Wahre gefordert. Bereits hat, mit den intellektuellen Mitteln des Mannes verteidigt, ein neues Matriarchat begonnen. Innerlich leer und äußerlich waffenlos schaut der Mann mit verständnislosem, ja bewunderndem Lächeln zu und läßt sich willig und darum ohne Tragik den Weg der unerlösten Natur und des Todes in den Abgrund ziehen, auf den er wohl auch früher bisweilen, aber wider sein „besseres Selbst" tragisch entgleiste.

Manche fabeln zwar von der Erlösung durch die Frau. Tatsächlich hat es so etwas in jünglinghaften Zeiten gegeben. Wir denken an den von

Digitized by Google

dem europäischen Rittertum auf die weltlichen Frauen übertragenen Madonnenkultus, der seelisch bis ans Ende der Romantik, also tief ins 19. Jahrhundert hinein fortlebte. Aber das waren vom Manne bereits gehobene Frauen. Die rationalistischen Rechtlerinnen sehen in dem Rittertum eine Unterdrückung der weiblichen Natur durch das ihr aufgezwungene Madonnenideal. Was es damit auf sich hat, läßt sich auf Grund der genialen Animatheorie des Züricher Psycho-Analytikers C. G. Jung entwickeln. Er nennt jene dem Inneren zugekehrte Seite unseres Wesens, im Gegensatz zu der nach außen gekehrten Persona, die Anima (die Frau hat nach ihm eine männliche Seele, den Animus). Der Mann muß seine Anima nach außen projizieren, auf das Weib. Tut er es nicht oder unvollkommen, so entstehen neurotische Verzerrungen seines Seelenlebens. Umgekehrt projiziert das Weib seinen Animus, ihr Seelenbild, auf den Mann. Unterläßt sie es, und lebt sie aus eigenem Animus, so entsteht jenes halt- und substanzlose Gerede der intellektuellen Frau. Bei dem instinktsicheren, wenig bewußten Menschen vollziehen sich diese Projektionen des Seelenbildes auf einen gegengeschlechtlichen Partner mit all den bekannten Freuden und Enttäuschungen des normalen Liebeslebens. Kein Mensch kann freilich das auf ihn projizierte Seelenbild des anderen vollständig verkörpern. Darauf beruht das Tragische der Liebe. Insofern wurde nun tatsächlich die Natur der Frau in einem gewissen Sinne vergewaltigt, als plötzlich die ritterliche Mannheit aus ihrem Unbewußten heraus das Seelenbild des reinen Weibes schuf und seine Verkörperung von der Frau forderte. Ja, es war eine Vergewaltigung, insofern als nur ein Teil des Weibes in dieses Ideal einging. Zugleich aber wurde die Frau dadurch über ihr Naturniveau erhoben wie noch niemals zuvor, und seitdem beginnt die Frau überhaupt erst Kulturfaktor zu sein. Der Frauenkult des Mittelalters, der dann im Damenkult mehr und mehr verflachte, war eine erste Erlösung der Frau und damit des männlichen Begehrens aus der reinen Naturgebundenheit, aus der sie bisher nur im Weltverzicht, im Kloster oder als Heilige eine Rettung finden konnte, aber es war eine Erlösung in der Sprache früher Kultur, im symbolischen Bilde. Darum war diese Erlösung Stückwerk. Der volle Sinn der Frau, einschließlich ihrer Triebnatur, war noch nicht erfaßt, vielmehr wurde diese wegstilisiert. Die Folge war, daß die Dame immer mehr zur läppischen Puppe wurde und schließlich neben ihr gänzlich form- und stillos, bisweilen mit einigen intellektuell erwischten Kulturfetzen behängt, das triebhafte Weib wieder naturalistisch hervorbrach, von dessen verhängnisvollem Wirken vorhin die Rede war.

Der Schuldige ist der Mann, der allein Geistverantwortliche, der sich nicht nur, wie recht und billig, vom Reiz des Weibes betören läßt, sondern neuerdings auch von dem Geschwätz ihres unprojizierten, frigi-

Digitized by Google

den Animus, statt in schöpferischem Verstehen ein neues Seelenbild zu schaffen, in das die befreite Frau, in ihrem Widerspruch zwischen Naturgebundenheit und Geistsehnsucht wiederum verstanden, ebenso beseeligt einginge, wie einst in das der „minniglichen Herrin" und später das der Dame. Geschieht dies nicht, dann münden wir bald in eine endgültig sinnlose, geistverlassene, aber klug rationalisierte Tierheit, wie wir sie in Amerika vollendet, in Rußland gefordert sehen. Es genügt aber nicht, daß der Mann dies alles intellektuell verstehe, er muß sich wandeln, sich der eigenen Anima, d. h. dem Weiblichen in ihm erschauernd zuwenden, ehe er das Weib versteht und so es zwingt, sich in ihm zu verstehen, denn er trägt in sich das Urbild des Weibes, sie aber in sich nicht das Urbild des Mannes. Ihr Animus ist, wie alles isoliert Männliche, steril. So kann sie zuzeiten auf den Mißgedanken kommen, es ginge auch ohne Männer, während noch nie ein Mann glaubte, es ginge auch ohne Weiber. Wenn auch der Mann, der ihr bisher ihre Stelle äußerlich umzirkte, sie nie so grob mißverstanden hat, wie sie es heute selber tut — im ganzen hat er sie vor der intellektuellen Ära ziemlich gut verstanden, wie schon die Einrichtung der Einehe und die Dichtung beweist —, so kann doch die Frau nicht mehr dazu gebracht werden, um des selbst wesenlos gewordenen Mannes willen wesenhaft Frau zu sein, wohl aber könnte sie dies um des auch von ihr verstandenen Sinnes willen, der jenseits von Mann und Weib steht und sich in deren Verschiedenheit ausdrückt. Noch nie ist sie je seiner Sehnsucht die Antwort schuldig geblieben. Solange seine primitive Seele die Sklavin suchte, war sie Sklavin, später wurde sie Jungfrau, Herrin, Dame, je nachdem sein differenzierteres Seelenbild sie erschuf. Heute aber ist sie wiederum genau das, was der moderne Mann sucht, der Geist mit Intellekt, Gefühl mit Empfindung verwechselt, der zur Gattin eine Klugschwätzerin oder eine Dirne für sich allein haben will. Abgesehen von der letzten Klausel erfüllt sie auch dies.

Wenn die Seele des Mannes nicht im tiefsten Grund die Emanzipation des Weibes ersehnte, wäre sie nach drei Schritten als Weibernarrheit der Lächerlichkeit verfallen, was ihr bei den verfrühten Versuchen in der Vergangenheit regelmäßig geschah. Emanzipation aber heißt Anerkennung und Befreiung der Naturdämonie überhaupt, die bisher, gefürchtet und unterdrückt, nur aus dem Hinterhalt und meist zerstörerisch gewirkt hatte. Der Mann selbst will heute den Dämon von Angesicht zu Angesicht schauen, wie Faust die Mütter, aber seine Sehnsucht kennt sich selbst noch nicht, er scheint zu vergessen, daß er dem Dämon nur mit einer starken magischen Kraft begegnen kann, mit dem Geist.

„Wenn ihm der Schlüssel nur zum Besten frommt!
Neugierig bin ich, ob er wiederkommt?" (Faust II.)

Digitized by Google

Psychoanalyse

Von Hans Prinzhorn-Frankfurt

I.

In diesem Jahre wird der Vater der Psychoanalyse, Sigmund Freud, 70 Jahre alt, und die Gesamtausgabe seiner Werke in zehn stattlichen Bänden gelangt zum Abschluß (im Internationalen Psychoanalytischen Verlag Wien-Leipzig) — zwei Daten, die schon genügend Anlaß zu einer geistesgeschichtlichen Überlegung böten, auch wenn die offene und verborgene Auswirkung von Mann und Werk nicht so ungewöhnlich wäre, wie sie ist. Dies zu bemerken, offen anzuerkennen und nach Anlage und Fähigkeit die unausweichlichen Konsequenzen zu ziehen, war eigentlich seit Jahren eine wichtige Aufgabe für jeden psychologisch vorgehenden Forscher — heute, wo es auch den unselbständigen Nachläufern schon leicht gemacht ist, weil andere die Kastanien aus dem Feuer geholt haben, unterziehen sich auch scharfe Kritiker und Gegner aus mannigfachen Gründen mit sauersüßer Miene der Ehrenpflicht, irgendetwas an dieser Arzt- und Forscherpersönlichkeit zu rühmen. Dem Hörer kann dabei nicht wohler werden, als es dem zwiespältigen Lobredner zumute ist. Beim Thema Psychoanalyse ist es überhaupt nur dem engsten Kreise der Anhänger wohl, und das ist aus sehr gewichtigen Gründen gut so. Nur tiefe Instinktverlassenheit kann diese Lehre und Denkweise leicht nehmen: sie enthält in konzentriertester Form den oft falsch zitierten und frisierten „Geist der Zeit" — und deshalb hat niemand die Wahl, ob er sich mit der Psychoanalyse auseinandersetzen will oder nicht, da diese Frage mit der Weltanschauung schon erledigt ist. Wer dem Geist der Zeit (d. h. der vorigen Zeit, etwa 1890—1920) fremd gegenübersteht, ihn verwirft und an ein altkonservatives Idealbild des Daseins glaubt, und zweitens, wer diesen Geist segnet und die Zukunft in seinem Zeichen gesichert sieht, der tut am besten, die Psychoanalyse achselzuckend beiseite zu lassen. Wer aber mit einem Teil seines Wesens in dieser Zeit verwurzelt ist und nun weiß, daß gerade von der Überwindung ihres Geistes die einzige sinnvolle Zukunft abhängt, der muß schon sehr stark, eigentlich sogar ein kulturschöpferisches Genie sein, wenn er der Kenntnis der Psychoanalyse wirklich entraten kann, ohne die Gültigkeit seines Weltbildes zu gefährden. Die große Zahl derer aber, die verantwortlich mitprägen an dem Geschick des kommenden Geschlechtes, die muß schon wissen, was da eigentlich im Grunde geschehen ist, um unterscheiden zu lernen, wo etwa Tiefes in unzulänglichem Gewande steckt, wo Gefahr droht, wo man mit entschlossenem Griff vielleicht das Steuer herumwerfen müßte, weil ein

Digitized by Google

nicht gewolltes Ziel überraschend auftaucht. Wie wenn es mit der Psychoanalyse sich verhielte wie mit der Pubertät, die man nicht verleugnet, bekämpft, sondern — tapfer durchmacht und überwindet?

II.

Freud und sein Lebenswerk

Verweilen wir noch kurz bei Mann und Werk, die beide sehr ungewöhnsind an Eigenart, kompromißloser Folgerichtigkeit bis zu eigensinniger Verkennung alles nicht Selbsterzeugten, von zähem Ehrgeiz getragen, der zur Bildung von Schule, Verein, Organisation, Propaganda drängte; schwer durchschaubar wegen seltsamer Verquickung von echter Forschung mit sorgfältiger Erfahrungsbasis, bedeutendem psychologischen Tiefblick, einem konstruktiv logischen Denkzwang, der nur im Talmud seinesgleichen findet, und trotz alledem einer inneren Lebendigkeit, die nach 40 Jahren der Entfaltung noch Entwicklungen, Funde, neue Einsichten ermöglicht. — Als der 30jährige Nervenarzt Freud 1886 nach Paris aufbrach, um bei Charcot, dem Führer der damaligen Neurologie, sein Wissen und Können zu erweitern, lag eine sehr strenge und gründliche Schulung hinter ihm, in der wenig von Psychologie, aber viel von Hirnanatomie und Physiologie vorkam. Erst kürzlich hat man sich in der Geschichte der Medizin erinnert, daß die Verwendung des Kokains als des klassischen örtlichen Betäubungsmittels der Chirurgie auf einer sorgfältigen Studie von Freud aus dem Jahre 1884 fußt. Auch hatte er die deutsche Übersetzung von Charcots Vorlesungen besorgt und herausgegeben. Dessen Hauptverdienst war es, daß er entgegen der medizinischen Tradition die Anschauung vertrat, es gebe Nervenkrankheiten aus seelischen Gründen, und daß er die Hysterie als Musterbeispiel einer solchen „psychogenen" Krankheit im großen Stile durchforschte und darstellte. Inwiefern Krankheiten „nichts als" seelische Angelegenheiten sind, oder inwiefern sie beides sind, das ist seither fast ohne Unterbrechung eine jener methodischen Fragen geblieben, die das ewige Schaukelspiel der wissenschaftlichen Diskussion in Gang halten. Meistens sitzt auf dem einen Balkenende die ältere Generation (zu der mancher von Geburt gehört), auf dem andern die heraufkommende (zu der viele Führernaturen der älteren Generation gehören). Als Freud seine entscheidenden Entwicklungsschritte tat und die Schriften zu veröffentlichen begann, die ihn in Gegensatz zu der älteren Generation brachten, trat er in sein 40. Lebensjahr ein — Charcot übrigens hat erst um sein 50. Lebensjahr sich von seiner Dienststelle als anatomischer Prosektor so weit freizumachen verstanden, daß er seine Hysterielehre ausarbeiten konnte.

Mit dem viel älteren befreundeten Arzte Breuer verarbeitete Freud nun

Digitized by Google

die aus Paris mitgebrachten Anregungen. Damals hatte in der deutschsprachigen Neurologie nur der gescheite P. I. Möbius mit der Charcotschen Hysterienauffassung schon Ernst gemacht. Ehe die „Studien über Hysterie" erschienen (1895), in denen Freud die Resultate dieser gemeinsamen Arbeit mit Breuer niederlegte, war er noch bei Bernheim, dem Haupt der Schule von Nancy, dem Vorkämpfer der Hypnose, gewesen, der sozusagen das Negativ zu Charcots Lehre bot. Nannte dieser nämlich die Hypnose eine künstliche Hysterie, so zeigte Bernheim, daß man an der Hypnose lernen müsse, wie man mit der Hysterie verfahren könne. Was bei Freud aus diesen Anregungen wurde, war die Frühform der Psychoanalyse, die sogenannte „kathartische Methode" des Abreagierens, die heute noch bei mangelhaft informierten Gegnern als die Psychoanalyse gilt, oder dann als „der haltbare Kern der Analyse, der auf Breuers Verdienst zurückgeht", womit denn ein biederer kluger Arzt auf Kosten eines souveränen Forschers für unsterblich erklärt und der Mediokrität gebührend geschmeichelt wird. Im übrigen ist die Methode solide und gut: man kann in Hypnose zumal vergessene oder, wie man seither sagt, verdrängte Angstsituationen gut in die Erinnerung heraufholen und damit bei gewissen nervösen Störungen Erleichterung schaffen.

Aber die eigentliche starke und so wütend bekämpfte Psychoanalyse ist dies keineswegs. Sie wird erst begründet durch die Schriften, die um 1900 erschienen, unter denen die „Traumdeutung" wohl die wichtigste ist. Sparen wir uns die Aufzählung der zahlreichen Werke Freuds, die seither erschienen und nunmehr in der monumentalen Gesamtausgabe in zehn Bänden vorliegen. Nach einer Zusammenfassung der langsam abgerundeten Lehre in den „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" von 1917 ist noch eine tiefgehende Wandlung mit Freud vorgegangen, so daß heute ein vollständiges Bild seines reifen Lehrgebäudes für Fernerstehende schwer zu gewinnen ist. Durch die Zeit seiner Schulung an einen Materialismus und einen Glauben an „strenge Erfahrung" gebunden, über den wir alle langsam hinauswachsen, dabei zu scharfsinniger logischer Überspitzung (d. h. Rationalisierung) neigend, ist Freud doch eine so feinsinnig kultivierte Persönlichkeit, daß seine etwas überraschende Alterswendung fast wie ein natürlicher Ausgleich wirkt. Wohl hat diese Reifung und Ausweitung seiner Lehre nach dem Kriege ihn weiter in ein mystisch gefärbtes Halbdunkel eingesaugt, als es mit der früheren „reinen Lehre" vereinbar ist, auf die sein Anhängerkreis eingeschworen war. Darin mag aber etwas Gutes liegen: das Doktrinäre einer solchen Schulmeinung wird leichter abfallen, wenn das Rad der Geistesgeschichte sich erst so weit umgedreht hat, daß Doktrinen nur mehr Material der Geschichtsforschung bleiben und die fruchtbaren Erkenntnisse allein noch nachwirken.

Digitized by Google

III.

Der Hauptinhalt der psychoanalytischen Lehre Freuds

Ob man heute jedem Gebildeten in einfachen, verständlichen Worten sagen kann, welches diese fruchtbaren Erkenntnisse sind? Es ist bald an dem, weil in den letzten Jahren eine solche Menge von halbwissenschaftlichen und ganz populären Schriften zur psychoanalytischen Lehre ausgeschüttet worden ist, daß der Boden einigermaßen vorbestellt zu sein scheint. Zweifelhafter als das Verständnis und das anzuerkennende Bedürfnis des Empfängers ist die Fähigkeit des Gebers, aus dem komplizierten Lehrgebäude die richtige Auswahl zu treffen und das Bild, das er entwirft, vor einen zeitgeschichtlichen Hintergrund zu stellen, der alles in richtiger Perspektive erscheinen läßt. Wir wollen nur von den Hauptbegriffen reden und dann lieber von der Auswirkung der Lehre in verschiedenen Kultursphären der Gegenwart.

1. Voraussetzung für alles andere ist die Anerkennung eines unbewußten Seelenlebens. Wer überzeugt ist, sein Bewußtsein enthalte alles, was ihm an seelischen Vorgängen begegnet, der kehre darum von vornherein um. Eigentlich genügt ja schon die Tatsache des Träumens, um jedermann zu überzeugen, daß wir dem seelischen Geschehen mit dem Bewußtsein nicht ganz beizukommen vermögen. Nehmen wir hinzu, was uns von schöpferischen Vorgängen mannigfaltiger Art bekannt ist, von Einfällen, Ahnungen u. a. m., so bleibt uns nichts anderes übrig, als damit zu rechnen, daß wir nur die Fassade unseres Daseins bewußt haben, von dem Inneren, den wirklichen Vorgängen, Kräften nur vage etwas fühlen und ahnen. Nehmen wir dazu die Erfahrung der Hypnose, die uns einen Menschen gleichsam seelisch in zwei Schichten zu zerlegen gestattet, so wird ganz klar, daß ein Verfahren, welches diese Tatsachen richtig ausnutzt, Einblicke verschaffen müßte, die sonst kaum ausdenkbar sind. Dies war Freuds Ausgangspunkt und sein erstes Ziel: sich auf alle erdenkliche Weise einen Zugang zu den unbewußten Lebensvorgängen zu verschaffen. Hierzu diente, nachdem er die Ausfragung in Hypnose verlassen hatte, die Traumdeutung, die Aufklärung von Fehlhandlungen und die Verwendung von freien Einfällen, wie man sie in einer Art von Wachträumen beliebig lange produzieren kann. Es galt herauszufinden, was nun wohl das eigentlich Wirksame sein möge unter diesem gehäuften Material von Einfällen, Erinnerungen, Traumbildern. Als Unterscheidungsmerkmal dient der Affekt (vgl. Punkt 2). Die Einzelheiten der Lehre vom Unbewußten haben mit Recht scharfe Kritik gefunden und mögen hier übergangen werden — der Kern, nach Beseitigung des rationalistischen Bei-

Digitized by Google

werks, stützt von einem Sondergebiet aus Nietzsches tiefste Erkenntnisse[1] und ist daher von dauerndem Wert für die künftige Psychologie.

2. Es zeigte sich, daß manche Erinnerung nicht frei aufstieg, auch wenn man die Aufmerksamkeit in diese Richtung lenkte, sondern gleichsam versteckt und ängstlich gehütet und trotz guten Willens nur sehr schwer unter Affektentladungen heraufzuholen war. Dies nannte Freud: eine Erinnerung befände sich in Verdrängung, und sie sei verdrängt in das Unbewußte. Fragt sich, wodurch? Durch Willensentschluß? Nein. Einfaches Vergessen ist es auch nicht, es liegt noch etwas Besonderes, Zwängendes, der Besinnung Unzugängliches darin. Dies nannte Freud: Zensur. Er gebraucht ein höchst suggestives Bild, in dessen Namen seither sehr viel gesündigt wird (und hier beginnt die Theorie): aus dem großen Raume des Unbewußten dränge das seelische Material durch eine enge Pforte in den kleinen Raum des Bewußten. Auf der Schwelle aber stünde die Zensur und lasse nur eine Auswahl durch. Diese Zensur vertrete etwa die Anschauung von Sitte und Brauch, ihretwegen wandelten sich Impulse um, verkleideten sich, um unerkannt passieren zu können. Sie gelte es zu überwinden, wenn man an das wirkliche seelische Geschehen herankommen wolle, wie es noch unzensiert im Raume des Unbewußten sich forme. —

3. Wie sehen solche Verkleidungen des Eigentlichen aus? Es sind Umbildungen ins Harmlose, Erlaubte, allgemein Übliche, in symbolhafte Ersatzbildungen (etwa im Traum: ein mächtiger alter Mann bedeutet den Vater), in kulturell erwünschte wertvolle Formen (religiöse und künstlerische Gestaltungen), d. h. es wandelt sich Ursprüngliches durch einen Sublimierungsprozeß in etwas Neues, Abgeleitetes, eben in das, was wir Kultur und Zivilisation nennen. Fragt sich, was dies Ursprüngliche ist und warum es sich wandelt.

4. Die einheitliche Erklärung des Lebens einschließlich der Kultur aus den Triebgrundlagen hat unbedingt etwas Großartiges an sich — daß sie philosophisch nicht befriedigend durchführbar ist, könnte immerhin sehr verschiedenartige Ursachen haben; davon zu reden wäre aber hier zu weitläufig. Freuds Sexualtheorie gründet sich auf den Darwinschen Ge-

[1] Nietzsches wahre Bedeutung in der europäischen Geistesgeschichte ist, obgleich bereits eine ganze Bibliothek von Schriften der Erforschung seines Wesens gewidmet ist, doch erst aus dem soeben erscheinenden Buche von Ludwig Klages: „Nietzsches psychologische Errungenschaften" deutlich zu erkennen (Verlag J. A. Barth, Leipzig). Denn für Klages handelt es sich nicht mehr darum, N.s Person, seine Lehre, seine literarische Art zu schildern, sondern Ansatz und Richtung seiner psychologischen Erkenntnisse darauf zu prüfen, ob sie gültig, eigene Freude und vor allem, ob sie echten Werten dienen oder etwa aus Irrtum, aus persönlichen Gründen u. dgl. fehlgreifen. Gerade dadurch, daß Klages der Aufgabe gewachsen ist, die Grenzen von N.s Natur sichtbar zu machen, lenkt er die Aufmerksamkeit immer wieder auf die einzigartige Tiefe seiner Hauptbefunde, von denen wir — und zumal die Psychoanalyse — noch lange zehren werden.

Digitized by Google

danken der Entwicklung und den auf Nietzsche fußenden, aber eigenartig materialistisch ausgebauten Gedanken der Sublimierung von triebhaften Regungen, d. h. ihrer Umwandlung aus noch unbewußten Trieben in bewußte kulturfähige Formen. Warum dies geschieht, woher der Anlaß kommt, das ist in dieser Theorie von der „Libido" (dem in der Sexualität am reinsten gegebenen Lebenstrieb) und ihren Sublimierungen nicht enthalten und durch das spätere Zugeständnis, es gebe wohl noch ein anderes Lebensprinzip, nicht befriedigend ergänzt.

5. Gut gestützt und wohl sicherer Dauerbesitz ist hingegen die andere Seite der Sexualtheorie, die von den Organisationsstufen der Libido handelt. Der Wutschrei über Freuds Behauptung, daß schon im Kinde, ja im Säugling Triebregungen die entscheidende Rolle für den Aufbau des Individuums und seiner Beziehung zur Umwelt bildeten, ist wohl verhallt; man hat sich auf die Seite von Ammen und unbefangenen Müttern gestellt, denen Freuds Beobachtungen nicht fremd waren, wenn sie auch nicht so verpönte und zum Teil geschmacklos umdeutende Namen dafür verwandten. Aber sicher richtig und tiefer als unsere früheren Auffassungen von der Entwicklung des einzelnen Lebewesens ist die: von Anbeginn folgt das junge Lebewesen Triebimpulsen und erreicht dadurch Lustbefriedigung (in Schlaf, Nahrungsaufnahme und -abgabe, Bewegung); während nun das Tier ohne merkbare Krisen rasch in den Zustand des Erwachsenseins hineingleitet, wird der kleine Mensch Erziehungsmaßnahmen ausgesetzt, die durchweg an sich unlustvoll für ihn sind (Brustentwöhnung, Reinlichkeitsdressur, Anstand) und eine täuschende zivilisatorische Oberschicht darstellen, unter der alles Urtriebhafte als Unerlaubtes verdrängt werden muß.

Ehe dieses Triebhafte in der Pubertät leibseelisch deutlich als Sexualtrieb, der einen Partner vom andern Geschlecht sucht, sich herausbildet, hat es bereits eine Reihe von typischen kindlichen Vorstufen durchgemacht, die normalerweise überwunden und vergessen werden, ohne künftig störend nachzuwirken. Jedermann kennt kindliche „Entgleisungen" genug, um diesen Gedankengang zu verstehen — alles Derartige ist aufzufassen als Durchbruch des an sich allseitig suchenden Trieblebens durch die Dressur. Werden die „Organisationsstufen der Libido" ordnungsgemäß durchmessen, so folgt einer Anfangsstufe, auf der alles körperliche Geschehen lustvoll ist, die frühkindliche, auf der die Verdauungsvorgänge das Vorrecht haben, und die narzistische, auf der die Brücke zum andern Menschen noch nicht geschlagen werden kann, weil das ganze Interesse am eigenen Ich haftet wie bei jenem mythischen Knaben, der im Wasser sein eigenes Bild bestaunte. Um das vierte Lebensjahr klären sich die Beziehungen zu den Eltern, indem nun deutlich Mädchen zum Vater, Knaben zur Mutter ein betontes Gefühl haben, weil in ihnen der erste Vertreter des Gegen-

Digitized by Google

geschlechts geliebt wird — von hier bis zur Ablösung des Kindes von den Eltern und zur Verselbständigung als Erwachsener gibt es wiederum eine Reihe von typischen Entwicklungsstufen mit typischen Konflikten, die „erledigt" sein müssen, damit der reife Mensch im Vollbesitz seiner Kräfte und Fähigkeiten, in elastischem freien Verhältnis zu sich selbst, seinem Milieu und dem Weltganzen sein Leben entfalten und gestalten kann. (Erledigung des „Ödipuskomplexes", mit welchem allzu drastisch-suggestivem Schlagwort ein recht einfacher, wenn auch schwer durchschaubarer Tatbestand benannt wird — nicht ein krankhaftes Sondererlebnis, vielmehr die wichtigste Entwicklungsphase eines jeden Menschen, die gewöhnlich unbewußt verläuft.) Alle seelischen Störungen und Abnormitäten lassen sich nach Freuds Meinung auf Störungen in dieser Libidoentwicklung, meist Fixierungen auf frühen Stufen, zurückführen und mehr oder weniger dadurch beseitigen, daß solche Hemmungen gelöst oder fehlende Entwicklungsstufen nachgeholt werden — dies ist der Sinn der Freudschen Neurosenlehre und der psychoanalytischen Technik, wenn man alles Beiwerk fortläßt.

6. Auf diese Technik selbst (aus der Schritt um Schritt die Lehre mit ihren Theorien erst entwickelt worden ist!) wollen wir hier nicht eingehen. Im Gegensatz zur Schule läßt sich die Meinung vertreten, daß Technik und Lehre nicht unbedingt mehr zusammengehören. Das heißt, man kann die Hauptstücke der Lehre tiefer erfassen und vertreten als mancher Schulanhänger und in der therapeutischen Technik dennoch andere Wege einschlagen. Darauf ist nachdrücklich hinzuweisen. Die schulgerechte Lehre und Technik ist ein Anfang, kein Ende. Aber es ist richtig, daß erst die Begriffe der „Übertragung" und des „Widerstandes" uns die Augen geöffnet haben über den seelischen Vorgang im psychotherapeutischen Heilverfahren. Ohne Kenntnis und Beherrschung des Tatbestandes, der mit dem Worte „Übertragung" zu neutral, aber im Wesen richtig gekennzeichnet ist, darf heute kein Nervenarzt mehr voll genommen werden; denn er liefe infolge dieses Mangels Gefahr, von seinen Patienten besser analysiert und in eine groteske Lage gedrängt zu werden — diese sind heute bereits einigermaßen vertraut mit den Grundlagen des seelischen Prozesses, der zwischen Arzt und Patient spielt.

IV.

Praktische Auswirkung der Psychoanalyse

Aus der praktischen Psychotherapie erwachsen, hat die psychoanalytische Lehre naturgemäß innerhalb dieses Sondergebietes ärztlicher Tätigkeit sich vorwiegend ausgebreitet. Was immer in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren auf diesem Gebiete geschehen ist, steht offen oder versteckt

Digitized by Google

unter der Anregung von Freud. Seine stärksten Schüler haben sich verselbständigt und in vielen Stücken gegen seine Lehre gewendet. Sie haben in vielen Punkten recht. Sie haben auch wirklich Erkenntnisse über den Meister hinaus gewonnen, die ebenso wichtig sind für Praxis und Theorie wie manche seiner eigenen Funde. Dennoch ist keiner unter ihnen, der als Persönlichkeit und Forscher seines Ranges wäre, das muß eilfertigen Modemitläufern gegenüber betont werden. Und es schmälert nicht das Verdienst eines C. G. Jung, der eine völlig eigenartige Persönlichkeit mit ethischer Forderung und mystischen Anlagen ist, oder eines Adler, dessen Stärke auf dem Gebiet der Sozialpädagogik liegt, oder eines Stekel, der mit größter Gewandtheit der Feder eine Gesamtdarstellung des Neurosengebietes unter psychoanalytischen Gesichtspunkten gegeben hat, die wohl weniger durch Theorie beschwert und daher leicht lesbar, aber auch weniger tief ist und nicht irgendwie bestimmend in die Geistesgeschichte eingreift.

Die internationale psychoanalytische Vereinigung besitzt, zumal in den englischsprechenden Ländern, eine beträchtliche Anhängerschaft und ist mit großem Geschick durchorganisiert, wobei zwei Zeitschriften und jährliche internationale Kongresse den ständigen Zusammenhang unterhalten, dessen Mittelpunkt Freuds überragende Persönlichkeit ist. Außerdem gibt es eine ähnliche Unternehmung kleineren Formats von Adler, neuerdings auch von Stekel, während Jung, in England und Amerika bekannter als bei uns, sich mehr auf seinen Schweizer Kreis zurückgezogen hat. Für den Fernerstehenden ist es gleichgültig, daß diese Richtungen untereinander und mit Freud keinerlei Kontakt pflegen, sondern mehr die Gegensätze betonen. Jung ist jedenfalls von tieferer Bedeutung, weil er seelisch in einer andern Welt lebt als die übrigen und eine andere Form des Daseins anstrebt als sie — so entspricht es ihm, keinerlei Betrieb mehr nach außen zu machen.

Ganz allmählich hat sich die Zahl der unabhängigen Nervenärzte gemehrt, die sich mit verschiedener Intensität auf den Boden der Psychoanalyse gestellt haben. Man kann das am besten verfolgen, wenn man Kongreßprogramme aus den Jahren 1910 bis 1925 verfolgt. Im stillen sind manche Ärzte zu erfahrenen Psychoanalytikern gepilgert, um am eigenen Leibe zu erproben, was eigentlich in dieser faszinierenden Methode stecke — mit Recht wird auch heute noch von dem Vereinsanalytiker verlangt, daß er selbst sich der Analyse unterzogen habe, anders kann man ohne Gefährdung von Patienten sie nicht beherrschen lernen, ja heute bereits überhaupt nicht mehr sicher psychotherapeutisch arbeiten, da einem sonst leicht der Patient an Tiefblick überlegen ist. Man darf sich in diesen Fragen nicht irre machen lassen durch geschickte grundsätzliche Gegner, die sich als selbständige Überwinder der Psychoanalyse aufspielen, oder An-

Digitized by Google

hänger, die sie schwärmerisch rühmen, ohne sie genügend zu kennen; beide Typen sind häufig und schaden der wahren Klärung des Sachverhalts. — Die Lehre zog, zumal nach dem Kriege, rasch noch viel weitere Kreise. Heute ist sie eingedrungen in die Frauen- und Kinderheilkunde, in die innere Medizin und unter besonders heftigen Kämpfen auch in die Psychiatrie, obgleich man glauben sollte, diese böte eigentlich den geeignetsten Boden für eine Betrachtungsweise, die vom Studium seelischer Störungen, wenn auch leichter Art, ihren Ausgang genommen hatte. Aber nachdem in Zürich unter direktem Einflusse Freuds die stärkste und anregendste Leistung der modernen Psychiatrie zustande gekommen war, die Schizophrenielehre von Bleuler und Jung, dauerte es geraume Zeit, bis in den letzten Jahren der Tübinger Kretschmer und der Wiener Schilder in großem Stile auf diesem Wege weiterschritten.

Erst im letzten Jahre machte Schilder den kühnen Versuch, die ganze Lehre von den Geisteskrankheiten einmal unter psychoanalytischen Gesichtspunkten darzustellen, was ihm natürlich hochmütige Zurechtweisung von seiten der Vertreter der klinischen Tradition eintrug. Während von den Lehrstuhl-Psychiatern in Deutschland nur Professor Gaupp-Tübingen den Problemstellungen und Anregungen der Psychoanalyse ernsthaften Raum gegeben hat, haben sich unter den Professoren der inneren Medizin und der Frauenheilkunden mehrere, im Bewußtsein der tiefgreifenden Bedeutung, die diesen Forschungen zukommt, ihre Führerverantwortlichkeit nicht entzogen, sondern sich mehr oder weniger offen mit der verpönten Lehre auseinandergesetzt. Kürzlich ist zum erstenmal ein größeres Sammelwerk erschienen, in dem die verschiedenen Gebiete der Medizin unter dem Gesichtspunkte der Psychoanalyse dargestellt werden, wenn auch nicht im Sinne der strengen Freudschen Lehre, so doch unter deren Einfluß. Die Gefahr besteht heute nicht mehr darin, daß eine „Sekte" einen Einfluß gewinne, der ihr nicht zukäme, sondern vielmehr darin, daß die Tragweite der psychoanalytischen Einstellung unterschätzt und daß durch spielerische Versuche von unzulänglich Informierten Schaden gestiftet wird. Das wäre vermieden worden, wenn die offiziellen Führer in dieser Sache die Führung übernommen hätten. Durch dies Versäumnis ist es heute wieder einmal so, daß starke seelische Mittel unter Laien bekannter sind als unter den berufenen Fachvertretern und daß daher die Überwindung des vorläufigen Beiwerks und die Herausschälung und Entwicklung des guten Kernes eine unendlich mühselige Aufgabe für diejenigen geworden ist, die sich auf eigene Verantwortung in die Bresche werfen. Theologen und Lehrer suchen indessen Anschluß, wo sie ihn finden, da sie von den offiziellen Fachvertretern in ihren Anforderungen und Problemen nicht mehr verstanden werden. Laienanalyse, vom ärztlichen Standpunkt als Kurpfuscherei zu betrachten, blüht und ist Mode.

Digitized by Google

Ob die Verhältnisse in Rußland besser liegen, wo die Regierung sich um die Bearbeitung der Fragen kümmert, auf die man mit Hilfe der Psychoanalyse andere Antworten bekommt als ohne sie, entzieht sich einer klaren Beurteilung. Daß es bei uns nicht gut damit steht, ist sicher. Hoffen wir, daß die Initiative nicht von ungeeigneten Elementen ergriffen wird! Interessant sind Auswirkungen der Psychoanalyse in kulturellen Kreisen mit schon vorhandener Physiognomie, wie z. B. in der Umgebung des Grafen Keyserling in Darmstadt. Man darf sich nicht täuschen lassen durch die allzu gewandte literarische Verarbeitung mühseliger Forschungsresultate — immerhin setzt sich hier dieser Erprobung doch eine Persönlichkeit aus, die jeder „Methode" formal überlegen ist und sich nicht leicht bescheiden beugt vor einer fremden Leistung, deren Entlarvungsmittel einen selbst so gut treffen wie andere. In Studien wie „Psychoanalyse und Yoga" von O. A. H. Schmitz stecken wertvolle Ansätze, die über die Grenzen der Lehre hinausweisen.

V.

Wissenschaftliche Auswirkung der Psychoanalyse

Erwähnt wurde schon, wie stark die Psychoanalyse auf die psychiatrische Forschung eingewirkt habe und wie sich die Erkenntnis von Krankheitszuständen aller Art dadurch aufgehellt hat, daß man mit Hilfe dieses Verfahrens tiefer in die Zusammenhänge zwischen seelischen und körperlichen Vorgängen hat hineinschauen lernen. Allgemein ausgedrückt hat die Psychoanalyse nach einer allzu eng auf sichtbare und meßbare, also körperliche Realitäten eingestellten Zeit an der langsam aufkeimenden Einsicht mitgewirkt, daß man unausweichlich auch mit seelischen Realitäten rechnen müsse. Oder, nach dem treffenden Wort von Schilder, daß alles seelische Geschehen einen gewissen Wirkungswert habe, der sich ebensowohl weiter seelisch wie aber auch leiblich umsetzen und geltend machen kann. Hier stellt sich dann von selbst ein Zusammenhang her mit jener tiefsten und keimkräftigsten Richtung der neueren Seelenforschung, die von der Ausdruckslehre und der Charakterologie getragen und vorwiegend durch den Namen Ludwig Klages repräsentiert wird, während der ferne Ahn C. G. Carus soeben eine literarische Auferstehung begeht. Daß Nietzsches Feuergeist die Blitze in die Menschheit geschleudert hat, von der sowohl diese Richtung wie die Psychoanalyse großenteils zehrt, ist eine höchst bedeutungsvolle Tatsache, die nicht genügend beobachtet wird. Da aber gerade in der Seelenforschung und der Philosophie die offiziell herrschenden Lehren einer Zeit trüglicherweise fast immer stärker erscheinen als die eigentlich wichtigen Erkenntnisse einiger weniger, die sich vielmehr erst ein bis zwei Generationen später in das allgemeine Bewußtsein und in die Geschichte der Wissenschaften ihren Weg bahnen,

Digitized by Google

so können wir wohl mit Gelassenheit feststellen, daß aus inneren Gründen für beide, für Freud wie für Klages, die Stunde der richtigen Geltung noch nicht gekommen ist. Ihre überragenden Persönlichkeiten können erst dannn eindeutig dastehen, wenn in der kritischen Tagesdiskussion das Beiwerk sich vom Kerne des dauernden Werks gelöst hat. — Deutliche Spuren von dem Einfluß der psychoanalytischen Erkenntnisse oder Lehren zeigen manche Zweige der Psychologie: Kinder-, Völker-, Religions-, Sprachenpsychologie. Auch die Kunst- und Literaturforschung ist bemüht, für sich fruchtbar zu machen, was zumal an Deutung von Märchen- und Mythenmotiven aus der psychoanalytischen Erfahrung zu gewinnen ist. Die Volkskunde hat es vielleicht am einfachsten, da sie schon gewohnt ist, Gebräuche symbolisch zu nehmen und die zugrunde liegenden Triebkräfte zu erforschen. Soziologie und Ethnologie folgen zögernd.

VI.

Psychoanalyse der Weltanschauung

Wir kehren zu unserem Ausgangspunkte zurück: dort nannten wir es eine Sache der Weltanschauung, ob man sich mit der Psychoanalyse beschäftige oder nicht. Vielleicht ist es im Laufe unserer Darlegung klar geworden, warum dies so ist und warum jeder Versuch, eine andere Auffassung geltend zu machen, das Schwergewicht der Angelegenheit verkennt. Dies gilt etwa von der Fanfare des Hygienikers Professor Flügge, dem der Dichter-Arzt Döblin alsbald geantwortet und seinen kulturpsychologischen Irrtum klarzumachen versucht hat. Nicht minder gilt es, wenn die Pressenachrichten stimmen, für Professor Spranger, der kürzlich summarisch vor der Psychoanalyse gewarnt haben soll, nachdem er sich in seiner „Psychologie des Jugendalters" recht gründlich mit ihr auseinandergesetzt und ihre Verdienste erkannt und anerkannt hatte. Es würde viel Verwirrung vermieden, wenn man klar auseinanderhielte: einmal die Psychoanalyse als Heilmethode von besonders geschulten Spezialärzten, denen sich einige wenige mehr auf eigene Faust anschließen — in dieser Hinsicht kann man die Methode verwerfen oder die Person des Arztes oder eines von beiden anerkennen oder beides. Das ist ein klares Problem, wie es bei jedem Heilverfahren, sei es der Kaiserschnitt, eine Salvarsankur oder was sonst, gestellt werden kann. Darüber hinaus aber fasziniert die Psychoanalyse als eine Lehre vom Menschen und seiner leibseelischen Entwicklung eine große Zahl von Zeitgenossen, erringt sich wissenschaftliche Bedeutung als Anregung für die Forschung und scheint gar eine Art von Offenbarung über tiefe Lebensrätsel und von Erlösung aus Lebensnöten zu enthalten — also kurzum: den Rang einer besonderen Weltanschauung zu gewinnen.

Digitized by Google

Es besteht also ein vielfältiges Bedürfnis nach dieser Lehre, und es sind gewisse Anregungen bereits weit in Welt und Wissenschaft eingedrungen. Dies bedeutet aber meistens — und in diesem Falle nachweislich, wenn man die Geistesgeschichte der letzten Dezennien befragt —, daß eine solche Lehre Ausdruck bestimmter, langsam sich klärender Zeitströmungen ist und nicht Privatangelegenheit einzelner Eigenbrödler. Eine solche Einsicht, der sich heute kaum ein selbständiger Kopf mit kulturellem Verantwortungsgefühl entziehen dürfte, legt aber sogleich das Gesetz des Handelns fest: „Verbote" und dergleichen vormärzliche Idealmaßnahmen haben in dieser Sache keine Aussicht auf Erfolg. Und nicht nur weil es zu spät ist, sondern weil in der Psychoanalyse tatsächlich der „Zeitgeist" sich in einer gewissen Reinkultur verkörpert. Hier droht nämlich der innere Zwangsantrieb, durch Aufdeckung von letzten Wahrheiten, durch Entlarvung von Allerweltsirrtümern sich Erkenntnisse zu sichern, die alles bislang Gewußte übertreffen, so weit zu gehen, daß eine fatale logische Scheinlösung sich immer einzuschleichen sucht: nur der Trieb bleibt bestehen, das, was uns mit dem Tier gemeinsam ist! Alles Menschliche erscheint als ein täuschendes Gewand über dem „Eigentlichen", dem Trieb. Dies mag für einzelne auch eine Weltanschauung sein — man darf wohl vertrauen, daß es für die meisten vielmehr eine ungemein tief umwühlende Erfahrung werde, wenn sie diesen Gang bis an den dunkelsten Grund der Sackgasse des Denkens getan haben und nun unterscheiden lernten zwischen dem schöpfersichen Lebensgeschehen, das jeder Form und Denkbarkeit spottet und der vergeblichen Bemühung des armen Kausaltieres, Mensch genannt, mit dem logischen Netzwerk von Beobachtung, Begriff, Gedanke das Ganze einzufangen.

Die Entwicklung und Ausbreitung der Psychoanalyse hat in den letzten Jahren die Auffassung gerechtfertigt, die Verfasser seit 1920 in Vorträgen und Schriften verfochten hat: daß es sich weder um die Privatmeinung eines originellen, kühnen und konsequenten Außenseiters handelt, die mit ihm in der Hauptsache vergehen wird, noch um die Geheimlehre eines sektenartigen Kreises, die nur Eingeweihte angeht, noch um den Propagandastoff einer betriebsgewandten internationalen Organisation, sondern vielmehr einerseits um eine komplizierte psychotherapeutische Spezialmethode von operativem Charakter, und ferner um eine Lehre von der leibseelischen Entwicklung des Menschen und seiner Gestaltungen, der an Einheitlichkeit und konstruktiver Klarheit wenig an die Seite gestellt werden kann. Obgleich gewichtige methodische Fehler schon der Einstellung dabei im Spiel sind, so ist der Gewinn an psychologischer Erkenntnis unter den Gesichtspunkten der Psychoanalyse doch so groß, daß man ihn als Erkenntnis nicht mehr gut in Frage stellen kann. Man muß schon radikal ihren Wert in Frage stellen. Und damit ist gesagt, daß an

Digitized by Google

der Psychoanalyse als einem System von entlarvender Psychologie am deutlichsten Sinn, Wort und Gefahr der tiefsten zivilisatorischen Tendenz unserer abendländischen Kultur klar wird: des unersättlichen Dranges nach Wissen, das Macht gibt, Natur und Menschen zu durchschauen und zu beherrschen. Fast als Symptom für jene Seite unseres seelischen Weltbildes, die am wirkungsvollsten Spenglers Schlagwort vom „Untergang des Abendlandes" bezeichnet, während Nietzsche und Klages fast alles vorgeprägt haben, was heute als Münze aus Leichtmetall den Markt beherrscht.

In der Krisis des europäischen Denkens, die uns noch lange schütteln wird, hat Freud mit der Psychoanalyse Pionierarbeit großen Stils geleistet, das sollte erst einmal klar erkannt werden. Was verschlägt es, wenn sein Wirken, vom schöpferischen Standpunkt aus gesehen, vorwiegend negativ war — ein Aufräumen unter dem anspruchsvollen Plunder, mit dem sich der Zivilisationsmensch stolz und gläubig behängt. Nun liegt die Bahn frei für Positives, für neuen Aufbau — an uns ist es, zu beweisen, daß wir noch fähig sind zu bauen.

Nachwort

Soeben (16. bis 19. April) fand in Baden-Baden ein erster großer Kongreß für Psychotherapie statt, der durch den Zudrang von mehreren Hundert Teilnehmern und durch den Geist der Verhandlungen erwies, daß unsere Auffassung der Situation richtig ist. Obwohl nur wenige Vereinsanalytiker anwesend waren und der Arbeitsausschuß überwiegend aus Universitätsprofessoren bestand, ergab es sich von selbst, daß man an Freud ein Begrüßungstelegramm sandte (außerdem nur an den Senior des Faches Forel) und daß durchweg in Referaten und Diskussionen von Freunden, halben und ganzen Gegnern die Probleme der Psychonalyse in den Mittelpunkt des Interesses gerückt wurde — das wäre vor fünf Jahren noch nicht möglich gewesen, und wir können nur hoffen, daß die Gefahr der modischen Verflachung vermieden werde.

Die beiden Hauptströmungen der Charakterologie

Von Albrecht v. Kobilinski

„Da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen... Als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." So feindlich begann die Goethe-Schillersche Freundschaft, dieser „größte vielleicht nie ganz zu schlichtende Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt", der ununter-

Digitized by Google

brochen gedauert, aber sich erst heute wieder zu einer Intensität gesteigert hat, ähnlich jener vor 130 Jahren.

Was Schiller contra Goethe sich unter dem reinen Phänomen einer Pflanze vorstellte, dürfte etwa der heutigen phänomenologischen Idealkonstruktion nicht allzufern sein. A. Pfänder z. B. stellt die reine Pflanze wie folgt dar: „Ebenso müssen wir bei einem uns vorliegenden Exemplare einer Pflanze... das Weggelassene in Gedanken ersetzen... Dieses hineinkonstruierte Vollkommene ist aber keine willkürliche Zutat und es wird nicht nach einem außerhalb des vorliegenden Gebildes genommenen Maßstab konstruiert, sondern die Grundlage der Konstruktion wird in dem Gebilde selbst gefunden, in welchem eine sachliche Forderung auf gerade diese seine Vervollkommnung hinzielt. Der Akt der idealisierenden theoretischen Konstruktion gehorcht einer erfaßten Forderung des Gebildes selbst." (Aus „Grundprobleme der Charakterologie", Jahrb. d. Ch. 1924, S. 312.) So ungefähr, will es uns scheinen, dachte auch der konstruktive Idealist Friedrich Schiller.

Sein Feind-Freund indessen, der organische Realist, wußte seine niemals fertige Natur stets frei zu halten von aller Seinsphilosophie; und zwar nicht nur von den bloßen Abstraktionen kantischer Gedanken-Gespenster, die er gar nicht verstand, sondern nicht minder von den starren Schemen platonischer „sachlicher Konstruktionen", die er verstand, aber weise zu den „Müttern" verbannte. Weder Noumenologie noch Phänomenologie „lagen" seiner unbewußt sich wandelnden Persönlichkeit; wohl jedoch dem bewußten gradlinigen Wesen seines großen Antipoden. Goethes Urphänomene dürfen wir keineswegs in der entwicklungslosen Seinswelt der „Mütter" suchen. Sie sind durchaus antiphänomenologische Naturen des Werdens.

Der methodische Weg, der zu den Goetheschen Urphänomenen führt, ist sehr natürlicher, nämlich rein empirischer Art, jener „rein" charakterologische, philosophiefreie Weg, den nach Goethe auch Friedrich Nietzsche einschlug und in unseren Tagen wiederum sein bedeutendster Fortsetzer Ludwig Klages. Allerdings darf die lebendige Erfahrung der Goethe, Nietzsche, Klages nicht verwechselt werden mit dem naturwissenschaftlichen Empirismus. Sie hat mit diesem genau so wenig zu tun wie die idealisierende Charakterologie der Phänomenologen. Denn Goethe war der Begründer einer Methode der inneren seelischen Empirie, die sich der äußeren physikalischen Erfahrungen zu bedienen weiß.

Zur symbolischen Pflanze wie zum symbolischen Menschencharakter gelangt man niemals durch bloße naturwissenschaftliche Beobachtung eines „vorliegenden Exemplars", auch dann nicht, wenn man mit Hilfe der Idee es „vollkommen" macht. Solche vervollkommneten Exemplare sind zeitlose Schemen, keine zeiträumlichen Symbole von Fleisch und Blut

Digitized by Google

im metamorphischen Sinne Goethes und Nietzsches. Es kommt vielmehr für den philosophiefreien Charakterologen darauf an, eine möglichst große Anzahl von Charakteren, wie sie nun einmal schlechterdings gegeben sind, mitzuerleben, d. h. ohne alle verstimmende Absichtlichkeit lebendige Sympathie mit jedem Sonderfall in sich zu erwecken; ein völlig unbewußter Vorgang, zu dem ein typischer „Geist", wie z. B. der kühle sympathieferne Schiller, stets unfähig bleibt.

Übrigens verfügen gerade Methodiker des geistfreien Miterlebens wie Goethe oder Nietzsche über eine weit kritischere Bewußtheit als ihre idealisierenden Antipoden; denn nach ihrem unbewußten Erleben vermögen sie sogleich zur bewußtesten Analyse zu schreiten, weil ihnen weder platonische noch kantische Ideen Verstandesfesseln anlegen. Auf diese zwiefache Art gelingt es ihnen als „freie, sehr freie Geister" die fiktionslos wirklichen charakterologischen Urtypen und Gesetze ihres tausendfältigen Erlebens zu enträtseln, d. h. die Metamorphose der Charaktertypen in ein rationales Licht zu rücken. Hier zeigt sich die nahe Berührung der Typenpsychologie mit der Realcharakterologie. Will die Typenpsychologie aus fiktivem Puppenzustand lebendig sich entwickeln zu einer realen Typik, so wird sie sich notwendig an Nietzsche und Klages orientieren.

Der Typus des Charakterologen der inneren Erfahrung steht den Philosophen so fern, wie er sich dem Typus des echten Dichters annähert. Er ist jener Menschenkenner, „der ganz bewußt, rational deutlich, formulierbar, für ein theoretisches System unmittelbar verwertbar aus seelischen Untergründen heraufgehoben hat, was aus Dichtungsgestalten nur verhüllt und symbolartig spricht". Wir zitierten Hans Prinzhorn, den neben Ludwig Klages entschiedensten Vorkämpfer einer kritisch-dichterischen Charakterologie[1]. Ihre markantesten Gegenspieler im „Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt" sind vielleicht die beiden Phänomenologen Pfänder und Scheler. Auf der einen Seite: Realität, innere Erfahrung, Metamorphose der Charaktere; auf der anderen: Idealität, Konstruktion, Person-Sein. Wer hier „versöhnen" will, verkennt das

[1] Soeben erscheint (im neuen Jahrb. d. Ch.) Hans Prinzhorns vortreffliche neue Arbeit „Wege zur Charakterologie", welche die von uns nur flüchtig umrissenen Probleme von den verschiedensten Seiten durchleuchtet. Jedenfalls können wir jedem, der ernsthaft Charakterologie treibt, die Vertiefung in diese neue Prinzhornsche Studie nur empfehlen, weil hier endlich die verschiedenen charakterologischen Einstellungen methodisch auseinandergehalten werden. „So vereinfacht sich die Diskussion schwieriger Streitfragen erheblich", so urteilt der Autor u. E. mit vollem Recht. Solche Vereinfachung bedeutet aber unendlich viel; komplizieren sich doch die meisten Diskussionen lediglich durch falsche Einschätzung der eigenen Position. Einiges ist schon erreicht, wenn es nur gelingt, jeder der beiden Haupteinstellungen ihr Recht zuzuerkennen, was in obigen Ausführungen skizzierend versucht wird.

Digitized by Google

Urgegensätzliche der beiden charakterologischen Hauptströmungen, versteht nicht, daß auch zwischen Goethe und Schiller eine „Versöhnung" niemals möglich war. Und es ist dieses Gegensätzliche, was die junge Wissenschaft der Charakterologie so erstaunlich produktiv macht.

Die Jungschen Psychologischen Typen in der Handschrift

Von Alfred Gernat, Wien

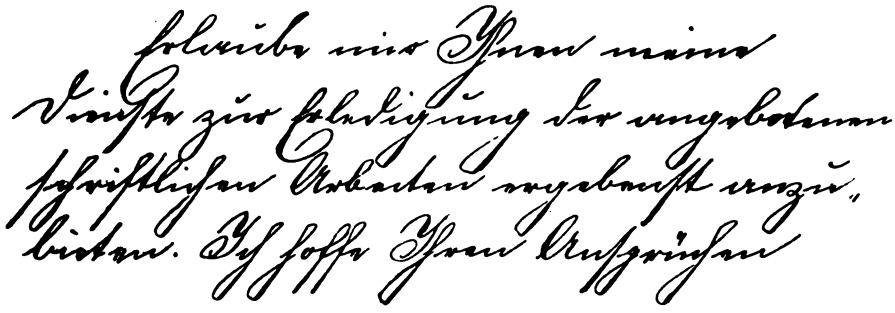
Von Inkongruenz des Charakters mit seinen Äußerungen und einigen Sonderfällen, wie Genialität und dgl. abgesehen, muß sich in der Schrift die Wesensart des Schreibers spiegeln. Ist man nun imstande, in ihr bis zu einem hohen Grade sogar die Individualität zu erfassen, so müßte es um so leichter fallen, in der Schrift gewisse Typen aufzuzeigen. Der Zweck dabei ist keineswegs Spielerei; der Wert einer solchen Feststellung ist in jeder Hinsicht, zumal in der Psychoanalyse, ein sehr großer. Speziell die Jungschen Psychologischen Typen eignen sich gut für eine Einteilung, und wir gehen daher von ihr aus.

Jung unterscheidet dabei, wie bekannt, zwei Haupttypen, deren jede sich wieder „in Form von Differenzierung von gewissen Funktionen entwickelt". Diejenigen Personen nun, die „in allen ihren Urteilsbildungen, Wahrnehmungen, Gefühlen, Affekten und Handlungen hauptsächlich äußere Faktoren als motivierend empfinden", die beispielsweise „in all ihrem Tun und Lassen nur ein Motiv kennen, nämlich, was die anderen von ihnen denken", werden dabei als extravertiert bezeichnet. Solche dagegen, welche „umgekehrt die inneren oder subjektiven Faktoren als motivierend empfinden" und die alles aus eignem Antrieb tun, werden als introvertiert angesprochen. — Die vier Grundfunktionen nun, in denen besagte Entwicklung sich abspielt, sind Empfindung, Denken, Gefühl und Intuition. (Unter Empfindung faßt Jung alle Wahrnehmung durch die Sinnesorgane zusammen, unter Denken die Funktion des intellektuellen Erkennens und der logischen Schlußbildung, unter Gefühl die der subjektiven Werterteilung, mit Intuition wird die Wahrnehmung auf unbewußtem Wege oder Wahrnehmung unbewußter Inhalte bezeichnet. Diesen Funktionen entsprechen dann wieder die diesbezüglichen Typen.)

Geht man daran, den graphischen Ausdruck dieser Typen in der Schrift zu bestimmen, so scheint alles dafür zu sprechen, daß bei den Extravertierten die Lösungs-, bei den Introvertierten die Bindungsmerkmale vorherrschen müßten. Denn Lösung drängt nach außen, Bindung dagegen kondensiert, was ganz dem Charakter der Haupttypen zu ent-

Digitized by Google

sprechen scheint. Sieht man aber genauer zu, so merkt man, daß sich hier die Scheidung nicht ganz durchführen läßt. Die Weite der Schrift und deren Ebenmaß z. B., beides Lösungsmerkmale, können sowohl Schriften von Extravertierten als auch von Introvertierten aufweisen. Ähnlich verhält es sich mit den meisten anderen Merkmalen. Das kommt daher, weil eben die beiden Haupttypen von den vier Grundfunktionen kompliziert und modifiziert werden. Immerhin läßt sich als gesichert feststellen, daß die von Klages als Lösung bezeichneten Merkmale der Schrift mehr mit Extravertierten, Bindungsmerkmale dagegen (Klages) mehr mit Introvertierten zusammengehen, zumal wenn sie sich mehr auf



Figur 1: Extravertiert.

Figur 2: Introvertiert.

das Seelische als das Geistige beziehen. Ergibt sich also beispielsweise aus dem Gesamtduktus einer Schrift, daß deren Größe für Tatendrang und ähnliches steht, so hätte man eher auf einen extravertierten Charakter zu schließen. Stünde die Ausgiebigkeit der Schrift mehr für Gefühlstiefe, Begeisterung und ähnliches, und kämen noch dementsprechende Momente hinzu, so müßte man auf einen introvertierten Charakter diagnostizieren. Und so selbstverständlich die ganze Skala der Ausdrucksmerkmale hindurch, selbst Formniveau und Rhythmus (Klages) nicht ausgenommen, obwohl auch hier wiederum deren Höhe mehr bei den Introvertierten zu finden sein wird.

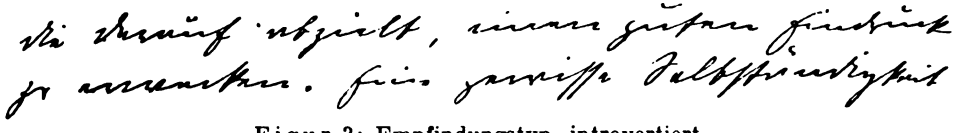
Hätte man nun kein Mittel als Lösungs- und Bindungsmerkmale in deren Gesamtheit, so stünde man vor einer unentwirrbaren Aufgabe. Deren Lösung wird uns jedoch ermöglicht durch zwei Merkmale: Einfachheit der Schrift nämlich geht (fast) durchwegs mit Introvertiertheit, deren Verzierung dagegen (nahezu) ständig mit Extravertiertheit zusammen. Die Erklärung dafür ist so ein-

Digitized by Google

fach, daß man ihrer gar nicht bedarf; man braucht sich nur erinnern, daß Schnörkel für Eitelkeit [Äußerlichkeit], Einfachheit aber für Innerlichkeit steht.

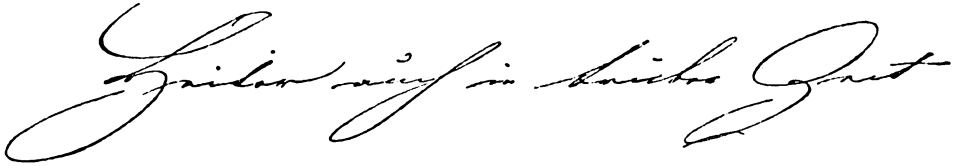
Eine genauere Einteilung und auch leichtere Feststellung wird uns noch durch die Gruppierung der Typen nach den vier Grundfunktionen ermöglicht, wobei wir uns jedoch nur auf die graphischen Hauptmerkmale beschränken.

Da ist als erster der Empfindungstyp, der „die Wirklichkeit wahrnimmt, ohne darüber nachzudenken oder sich über deren Gefühlswert Rechenschaft zu geben". Ganz naturgemäß wird man diesen seltener unter den Introvertierten finden. Er ist zu sehr von der Außenwelt abhängig, trotz allem. Dennoch: ist der Empfindungstyp ein introvertierter, so wird sich seine Schrift vor allem durch Einfachheit und Drucklosigkeit auszeichnen, daneben noch durch Unregelmäßigkeit und meist Rhythmus. Figur 3 ist ein leider nicht ganz reiner Typ; die Unregelmäßigkeit müßte dazu etwas größer sein. (Die Drucklosigkeit erklärt hier die dem Empfindungstyp charakterisierende Sensibilität, resp. Labilität, je nach Formniveau — die Unregelmäßigkeit, die Passivität gegenüber den Eindrücken, der Rhythmus dagegen die Harmonie, mit der letztere verarbeitet werden, da die Ablenkung der Außenwelt eine geringe ist. — Das Formniveau käme dann jeweils, ebenso wie der eventuelle Mangel an Rhythmus, hier wie bei den folgenden Typen modifizierend hinzu.)



Figur 3: Empfindungstyp, introvertiert.

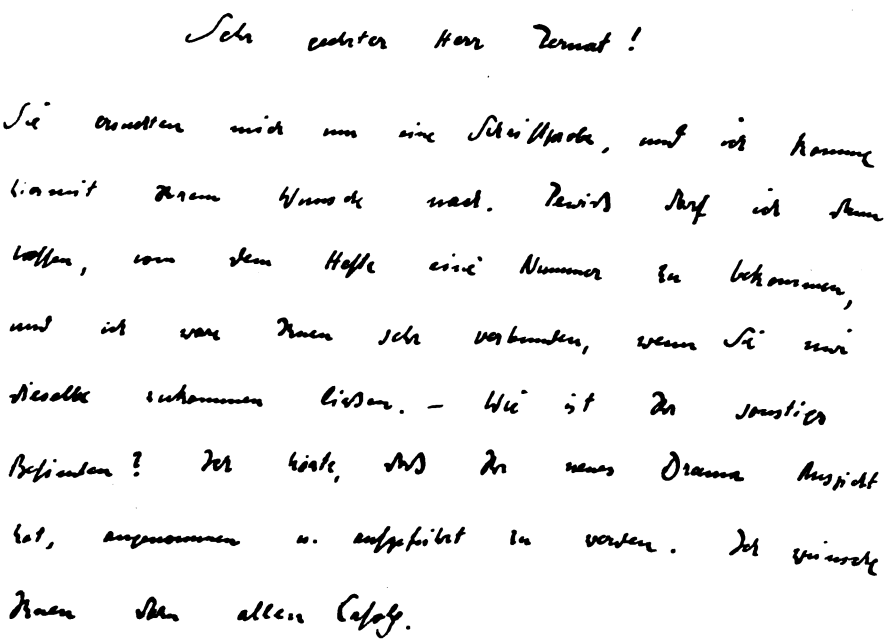
Weit häufiger wird der Empfindungstyp unter den Extravertierten zu finden sein und sich graphisch ausdrücken durch verzierte oder verschnörkelte Schrift, die neben Unregelmäßigkeit auch fast stets Mangel an Rhythmus aufweisen wird. (Der letztere erwächst durch die Ablenkung der und Rücksichtsnahme auf die Außenwelt; in diesem Falle.)



Figur 4: Empfindungstyp, extravertiert.

Digitized by Google

Die Denktypen, die man wieder vornehmlich unter den Introvertierten zu suchen hat und die sich dadurch charakterisieren, daß sie sich „ausschließlich dadurch bestimmen lassen, was sie denken" und die sich „in keine Lage, über die sie keine Anpassung haben, anpassen können", haben, insofern sie introvertiert sind, eine einfache und meist kultivierte Schrift von höherem Formniveau, die dazu oft intelligente Bindungen aufweist und stark verbunden ist. Vielfach wird sie auch winkelig und mager sowie teilweise gestaltet sein. (Das Kultivierte, das höhere Niveau, die intelligenten Bindungen sowie die Gestaltungen erklären sich von selbst. Die Verbundenheit stünde für Logik, der Winkel für Mangel an Anpassungsfähigkeit und Hemmungen, die dem introvertierten Denker für sein Gefühlsleben stets erwachsen, die Magerkeit ist hier als Zeichen für Gefühlsarmut — relativ — oder, wie bei Figur 5, Gefühlsverdrängung anzusehen.)

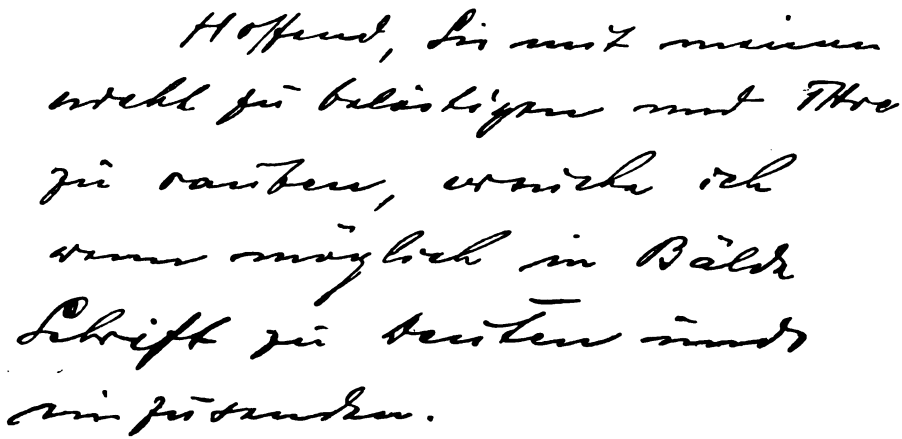


Figur 5: Denktypus, introvertiert.

Ist der Denktypus ein extravertierter, so wird man neben Bereicherung — hier mehr diese als eigentliche Verschnörkelung — intelligente Bindungen, Kultiviertheit, höheres Niveau und Verbundenheit meist noch Völle, Rundungen und vielfach Schlank-

Digitized by Google

heit vorfinden, (wobei die Rundungen von größerer Anpassungsfähigkeit, mehr noch -neigung, die Schlankheit Gewandtheit im Verkehr mit der Außenwelt, die Völle von Phantasie zeigt). Meist sind aber solche Naturen auf bestimmte Formen festgelegt, weshalb ihre Anpassungsfähigkeit etwas beschränkt ist. Figur 6 ist wieder kein ganz reiner Typ. da teilweise vereinfacht.

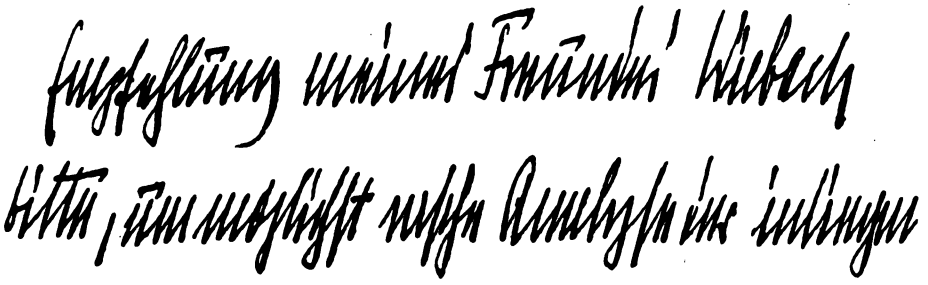


Figur 6: Denktypus, extravertiert.

Die Gefühlstypen, die sich bloß fragen, „ob etwas angenehm oder unangenehm ist und sich an ihren Gefühlseindrücken orientieren", sind sowohl unter den Extra- als auch Introvertierten zu finden, doch wird der größere Prozentsatz unter den ersteren zu finden sein. Die Schrift der Introvertierten dieser Gruppe zeigt neben Einfachheit Druck oder Teigigkeit, meist auch Unregelmäßigkeit, Winkeligkeit und Rhythmus — der letzere aber meist nur, wenn reiner Gefühlstyp und nicht mit Denktyp vermischt —; ferner Magerkeit und Unschlankheit. (Druck oder Teigigkeit als Ausdruck ihrer Gefühlsbeschaffenheit, Unregelmäßigkeit infolge der Vorherrschaft des Gefühls, die Winkeligkeit in Anbetracht der Hemmungen, die es ihnen verbieten oder erschweren, sich der Außenwelt mitzuteilen. Wenn Rhythmus, dann Anzeichen von innerer Harmonie, wenn keiner oder mangelhaft, dann Zeichen von zersetzender Arbeit des Geistes. Figur 7 ist ein gutes Beispiel, abgesehen vom Regelmaß, das aber zum Teil von der Lebhaftigkeit wett gemacht wird.
Die Schrift des extravertierten Gefühlstypus kennzeichnet sich neben Verschnörkelungen, Druck (oder Teigigkeit) und Unregelmäßigkeit meist noch durch Völle und Run-

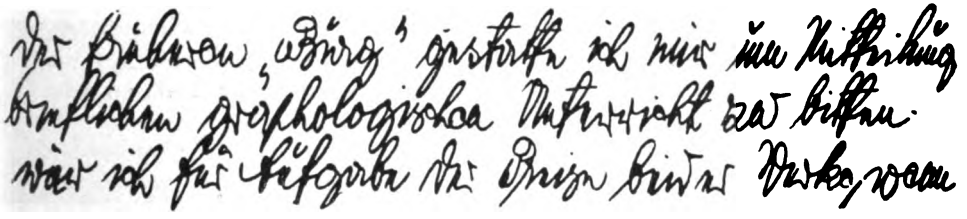
Digitized by Google

dungen. Rhythmus ist, je nach den soeben angegebenen Ursachen, verschieden, resp. unbestimmt. (Die Völle und die Rundungen entsprächen der größeren Anpassungsfähigkeit und -neigung sowie Phantasie. Ebenso würde dadurch der Mangel an inneren Hemmungen und überhaupt mehr



Figur 7: Gefühlstyp, introvertiert.

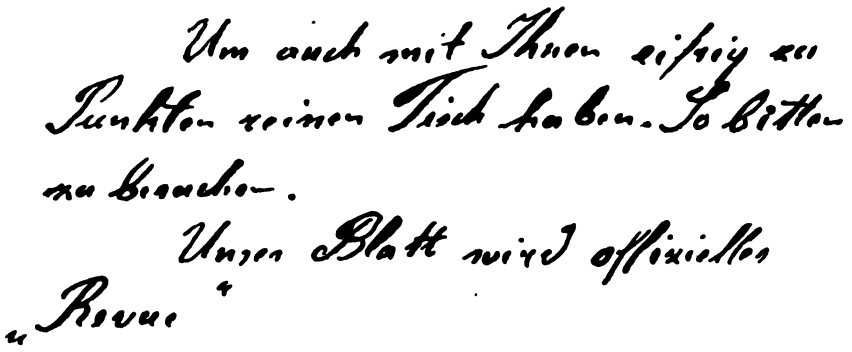
Einstellung auf die Außenwelt, resp. deren Berücksichtigung im positiven und negativen Sinne angezeigt.) Figur 8 müßte, um als reiner Typ zu gelten, nicht so enge sein.



Figur 8: Gefühlstypus, extravertiert.

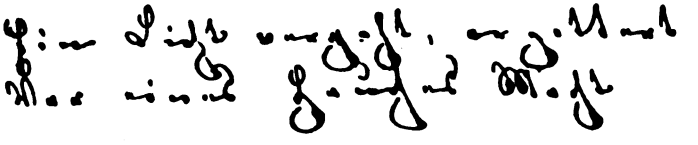
Der intuitive Typus endlich, der sich weder „um Auffassungen noch um Gefühlsreaktionen, noch um Realitäten der Dinge kümmert, sondern sich ausschließlich durch Möglichkeiten locken läßt", ist auch auf beide allgemeine Typen verteilt, doch wird er häufiger unter den Introvertierten zu finden sein. Sofern er letzteres ist, zeigt seine Schrift neben Einfachheit meist Trennung, Magerkeit, vielfach auch Druck und Vorherrschaft der Oberlängen. (Die Trennung würde auf die intuitive Denkungsart hinweisen, daneben auch auf die Spontaneität der Intuition, die Magerkeit wieder auf Hemmungen; der Druck würde auf die Impulsivität der Intuition verweisen, wogegen die Vorherrschaft der Oberlängen dafür spräche, daß sich die Intuition mehr auf ideellem Gebiete äußert, was ganz diesem nach innen gewandten Typus entspricht.) Figur 9 ist ein gutes Beispiel.

Digitized by Google



Figur 9: Intuitiver Typ, introvertiert.

Der letzte hier in Frage kommende Typ wäre der intuitiv Extravertierte. Neben verzierter und meist getrennter Schrift wird diese vielfach Druck, aber an Stelle der Magerkeit und Vorherrschaft der Oberlängen — Völle, Rundungen und Vorwiegen der Unterlängen aufweisen. (Die Völle spräche hier für größere Anpassungsfähigkeit, was noch durch das Vorwiegen der Unterlängen bestärkt würde, da diese hier als Zeichen davon anzusehen wären, daß sich die intuitiven Eingebungen mehr auf das Praktische, auf die Außenwelt beziehen.) Figur 10 ist wieder etwas mangelhaft, da zu sehr nach links geneigt.



Figur 10: Intuitiver Typ, extravertiert.

Diese Typen ließen sich nun gewiß vervielfältigen und mischen. Vorderhand sei es mit diesen genug, das um so mehr, als man die Merkmale, durch die sie sich in der Schrift charakterisieren, selbst noch vervollständigen könnte. Auch würde man die Übersicht verlieren, da ja, wie gesagt, keiner der genannten Typen rein anzutreffen ist.

Digitized by Google

Das Experiment in der Psychologie

Von Paul Luchtenberg

I.

Prinzipien empirischer Psychologie

Wer die verschiedenen Formen seelenkundlicher Forschung in entwicklungsgeschichtliche Blickrichtung rückt, wird wahrnehmen, daß sie einer methodischen Differenzierung angehören, die sie trotz weitreichender Verschiedenheit und zuweilen sogar gegenseitiger Ablehnung innerlich verbindet und einander verpflichtet. Was die psychologischen Methoden von heute über die bestehenden Gegensätzlichkeiten hinaus vor allem zusammenführt, ist die Tatsache, daß sie als Erkenntniswege einer Erfahrungswissenschaft zu betrachten sind und sich so gemeinsam von den unwissenschaftlichen Arbeitsweisen einer auf spekulativer Metaphysik fußenden deduktiven Psychologie abheben, die sich selbst in der neuzeitlichen Geistesentwicklung noch lange behaupten konnte. Man geht nicht mehr von einer durch philosophische Systematik diktierten Konzeption des Seelenbegriffes aus, um die in ihm enthaltenen Seeleneigenschaften analytisch zu bestimmen; vielmehr hält man sich an erfahrbare Tatbestände, um ihre Beziehungen und Gesetzmäßigkeiten zu gewinnen und so allmählich auf gesicherten Grundlagen über eine „Psychologie ohne Seele" hinaus bis dorthin vorzudringen, wo induktive Metaphysik die Frage nach dem Wesen der Seele stellen kann[1].

Jener zuerst im englischen Empirismus des 17. und 18. Jahrhunderts sich anmeldende bedeutsame Übergang zur psychologischen Induktion mußte aber notwendig eine grundsätzliche Erörterung der vorhandenen Forschungsmöglichkeiten mit sich bringen, und in der Bestimmung des Ausgangspunktes der Forschung mußten bereits die beiden Hauptrichtungen angebahnt werden, die bis zur jüngsten Vergangenheit mehr oder minder unabhängig voneinander im Felde der Seelenkunde arbeiteten. Das Fließende und Flüchtige der Erscheinungen des Seelenlebens forderte gewissermaßen, daß eine Ansatzfläche gewonnen werde, von der aus alle Relativismen gemildert oder auch gemeistert werden könnten. Beim Suchen nach „objektiven" Seiten in psychischen Tatbeständen entfernte man sich in entgegengesetzten Richtungen: die einen fanden in den zwischen Körper und Geist, Gehirn und Seele bestehenden Beziehungen einen willkommenen Fingerzeig und sahen das „Objektive" in der die psychischen Funktionen unterbauenden physischen Organisation; die anderen wiesen auf das innige Verwachsensein der subjektiven Seele mit dem „objektiven Geiste" hin, der sozusagen sein eigenes Werden in der Persönlichkeitsformung wiederhole und weiterleite und hielten dementsprechend nur eine Seelenkunde für wissenschaftlich möglich, die von den dem „objektiven Geiste" unterstellten Wert-

[1] Vgl. M. Dessoir: Abriß einer Geschichte der Psychologie. 1911. — O. Klemm: Geschichte der Psychologie. 1911.

Digitized by Google

reichen der jeweiligen Kultur ausgehe. Während jene mehr und mehr darauf abzielten, die Seelenkunde mit Hilfe des Kausalprinzips und auf Grund von Versuchsergebnissen aufzubauen, versuchten diese die Sinnzusammenhänge im subjektiv Seelischen zu beschreiben und im Hinblick auf das objektiv Geistige teleologisch zu deuten. So entstand neben der naturwissenschaftlich verfahrenden, kausal erklärenden, konstruktiven Experimentalpsychologie die geisteswissenschaftlich gerichtete, teleologisch verstehende, deskriptive Strukturpsychologie (Kulturpsychologie)[1].

Man könnte annehmen, diese trennende Unterscheidung schlösse eine gegensätzliche Auffassung vom Wesen unserer Wissenschaft ein: dort werde sie als Naturwissenschaft, hier dagegen als Geisteswissenschaft behandelt. Wenn auch gegenwärtig noch extreme Meinungen über den logischen Ort der Psychologie im System der Wissenschaften bestehen, so kann doch jene Sonderung durchgeführt werden, ohne daß durch sie verschiedene Stellungnahmen gegenüber der Wissenschaftlichkeit der Psychologie gefordert werden müßten. Es wird sich alsbald zeigen lassen, daß jede Form empirischer Psychologie geisteswissenschaftlicher Natur ist[2].

Dies gerade mag wesentlich dazu beigetragen haben, daß man sich in den letzten Jahren mit besonderer Neigung der verstehenden Strukturpsychologie widmete, was allerdings auch mit der durch kulturelle Krisen bedingten Abkehrbewegung vom naturwissenschaftlichen Denken eng zusammenhängt. Schon 1894 veröffentlichte W. Dilthey seine wegweisenden „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie". Ihnen ließ er eine Reihe grundlegender Arbeiten folgen, die in bunter Fülle bereits enthielten, was E. Spranger in seinen klassischen „Lebensformen" systematisierte und gleichzeitig unter dem befruchtenden Einflusse der phänomenologischen Methode[3] zu einer Psychologie des Verstehens läuterte und abschloß. Der Begriff der „Lebensform" ist programmatisch für diese Art der Seelenforschung. Sie sieht in dem seelischen Zusammenhang, der psychischen Struktur, das Primäre und demgemäß den Ausgangspunkt ihrer Untersuchung. Das ganzheitliche Seelenleben ist für sie kein aus Elementen erwachsenes „Kompositum", sondern eine „übergreifende Einheit", die alles und jedes, was in der Seele lebt, in organischen Relationen vereinigt und daher nicht wie ein summenhaftes Etwas in „synthetischem Gange" aufgebaut werden kann; vielmehr muß in „analytischem Gange" versucht werden, die innerseelischen Zusammenhänge zu zergliedern. Die allgemeinen Denkformen geben dabei dem unmittelbar Erfahrenen die Dignität des wissenschaftlich Erkann-

[1] Man hat zu zeigen versucht, daß auch in der verstehenden Psychologie kausales Erklären heimisch sei. Vgl. W. Schweizer: Erklären und Verstehen in der Psychologie. Bern 1924.

[2] Vgl. E. Becher: Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften. Untersuchungen zur Theorie und Einteilung der Realwissenschaften. 1921. S. 105, 122, 148, 155, 178, 225, 275, 295, 304.

[3] Vgl. E. Husserl: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Jahrb. f. Philos. u. phänom. Forsch. Bd. I. 1913. S. 1—323.

Digitized by Google

ten, für das aber ein unauflöslicher Erlebniszusammenhang als tragender Grund bestehen bleibt. Dieser ist nicht nur im psychischen Querschnitt wirksam, der Empfinden und Vorstellen, Fühlen und Wollen stets in strukturiertem Verflochtensein zeigt, sondern auch im genetischen Längsschnitt, in dem sich wie in jenem eine teleologische Tendenz auswirkt, die sich als Entwicklungslinie der Persönlichkeit verfolgen läßt. Sie zielt auf Gestaltung bestimmter Werte, deren Wirken den Kulturprozeß bestimmt. Der „objektive Geist" ragt so gewissermaßen als ein überpersönlicher Zusammenhang in jedes Ich hinein und bringt geistesgeschichtliche Objektivationen in eine „singuläre Verflechtung" mit individuellen Strukturen. Diese können daher auch nur im Hinblick auf die Sinngehalte einer Kulturphase durch die Erkenntnis der „Subjekt-Objektbeziehungen" beurteilt werden, durch eine Erkenntnishaltung also, die in einem „nachlebenden Auffassen von Sinnzusammenhängen" besteht. „Das Subjektive muß immer und überall gegen das Objektive abgezeichnet werden" (Spranger). Dies ist aber nur möglich, wenn die Psychologie in engstem Zusammenhange mit der objektiven Geisteswissenschaft, der historisch-beschreibenden sowohl wie auch der kritisch-normierenden bleibt. Auf Grund dieser Überzeugung zeichnete E. Spranger die idealen Persönlichkeitstypen der sechs von ihm unterschiedenen Kulturprovinzen (Wissenschaft, Wirtschaft, Kunst, Gesellschaft, Machtverteilung, Religion) und schenkte damit der Kulturpädagogik ein „Skelett des Verstehens" für vieles, dem sie beim Umsturz der Werte zunächst verständnislos gegenüberstand. Daß dann die Erziehungswissenschaft der Strukturpsychologie entschiedener zustrebte, wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß sie in den Wirrnissen einer Jugendentwicklung immer wieder sich veranlaßt sieht, mehr aus bestehenden, wenn auch verborgenen Zusammenhängen teleologisch verstehen zu müssen, als durch additives Zusammenstellen singulärer Tatbestände kausal erklären zu können.

Eine Zeitlang hätte man glauben können, die Kulturpsychologie werde der Experimentalpsychologie erfolgreich das Feld streitig machen, schien sie doch der Einzigartigkeit der Persönlichkeit besser gerecht werden zu können als diese, der man bescheinigte, daß sie in den „individuellen Differenzen" zwar erste Beiträge zu einer „Charakterologie" und „Ethologie" liefere, aber doch im wesentlichen ohne philosophische Perspektiven bleiben und sich bescheiden müsse mit Untersuchungen über „persönliche Grundeigenschaften" (Übungsfähigkeit, Übungsfestigkeit, Ermüdbarkeit, Erholungsfähigkeit u. a.), denen sich Kräpelins Schule zukehrte[1], mit Forschungen über „Vorstellungstypen", die zuletzt durch E. Jaensch und O. Kroh wesentlich gefördert wurden[2], mit Prüfungen der „Begabung", für die besonders E. Meumann und

[1] Vgl. E. Kräpelin: Über geistige Arbeit. 1894. — Ders.: Über Ermüdungsmessungen. Arch. f. d. ges. Psych. I. 1903. — „Psychologische Arbeiten", herausg. v. E. Kräpelin.

[2] Vgl E. R. Jaensch: Zur Analyse der Gesichtswahrnehmungen. Erg. Bde. d. Ztschr. f. Psych. 4. 1909. — Ders.: Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt und ihre Struktur im Jugendalter 1923. — Ders.: Die Eidetik und die typologische Forschungsmethode 1925. — O. Kroh: Eidetiker unter deutschen Dichtern. Ztschr. f. Psych. 85. 1900 (1920). — Ders.: Subjektive Anschauungsbilder bei Jugendlichen. 1924.

Digitized by Google

W. Stern gangbare Wege suchten[1], mit „Berechnungen" von „psychischen Korrelationen", die F. Krüger und C. Spearman begründeten[2], u. a. m. Wer sich aber unvoreingenommen vergegenwärtigt, was die moderne Experimentalpsychologie an Resultaten sicherte und an Problemen gewann, wird anerkennen müssen, daß auch die „Persönlichkeit" ihren Methoden kein unzugängliches Rätsel zu bleiben braucht[3].

Um die hier angedeutete Leistungsfähigkeit der experimentellen Psychologie beurteilen zu können, ist es zweckmäßig, zunächst die sie fundierenden Prinzipien zu erörtern, was außerdem begreiflich machen wird, inwiefern man gegenwärtig von einer Krisis der Experimentalpsychologie reden kann; denn das Wort von der Krisis ist nicht etwa lediglich so zu deuten, als habe die Psychologie des Verstehens ihre Rivalin in die Enge getrieben, vielmehr weist es darauf hin, daß im Lager der Experimentalpsychologen selbst bemerkenswerte Gegensätze entstanden sind, die den einzelnen vor Entscheidungen stellen. Wie für die Trennung der geisteswissenschaftlichen von der naturwissenschaftlichen Forschungsweise, so erlangte der methodische Ausgangspunkt auch für die gegenwärtige Entzweiung innerhalb der experimentellen Psychologie prinzipielle Bedeutung. Es handelt sich um dies: entweder sind psychische Elemente die primären Fakta, aus denen sich das verwickelte Seelenleben aufbaut und die infolgedessen zuerst zu gewinnen und zu behandeln sind — oder die seelischen Gestalten sind die ursprünglichsten Gegebenheiten, aus denen sich erst allmählich einzelne Aufbauteile lösen lassen, die daher keineswegs am Anfange der Untersuchung stehen können.

Die experimentelle Psychologie hat als Psychologie der Elemente begonnen. Maßgebend war für sie die mathematische Naturforschung; wie der Chemiker im Studium der Elemente die Vorbedingung zur Gewinnung von Synthesen sieht, so glaubte der Psychologe genötigt zu sein, vor allem die für das seelische Ganze grundlegenden Bausteine kennenzulernen. Kant hielt eine so geartete Seelenwissenschaft noch für undurchführbar[4]; während aber Her-

[1] E. Meumann: Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik und ihre psychologischen Grundlagen. 3 Bde. 1911—1914. bes. Bd. 1, S. 355 ff. — Ders.: Intelligenz und Wille. 1913. — W. Stern: Über Psychologie der individuellen Differenzen. Ideen zu einer differentiellen Psychologie. 1900. — Ders.: Die Intelligenz der Kinder und Jugendlichen und die Methoden ihrer Untersuchung. 1920. — Ders. (mit O. Wiegmann): Methodensammlung zur Intelligenzprüfung. Beihefte z. Ztschr. f. angew. Psych. u. psych. Sammelforschg. 1922.

[2] C. Spearman: General Intelligence objektively determined and measured. American Journal of Psychology (Titchener) Vol. XV. 1904. — F. Krüger und C. Spearman: Die Korrelation zwischen verschiedenen geistigen Leistungsfähigkeiten. Ztschr. f. Psych. 44. 1906; S. 50 ff.

[3] Vgl. W. Stern: Die differentielle Psychologie. 1921 (Ausf. Lit. Verz.!). — O. Selz: Über die Persönlichkeitstypen und die Methoden ihrer Bestimmung. Erweitert. Sd.-Abdr. a. d. Bericht über den 8. Kongreß f. experim. Psych. in Leipzig. 1924.

[4] I. Kant: „Empirische Seelenlehre muß jederzeit von dem Range einer eigentlich so zu nennenden Naturwissenschaft entfernt bleiben, weil Mathematik auf die Phänomene des inneren Sinnes und ihre Gesetze nicht anwendbar ist." (Vgl. Vorrede zu den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft.)

Digitized by Google

bart schon die zwar unfruchtbar gebliebene mathematische Psychologie entwickelte, wurde Fechner der eigentliche Begründer des psychophysischen Experiments. Zwar waren seinen „Elementen der Psychophysik" (1869) schon Untersuchungen vorausgegangen, die die Abhängigkeitsbeziehungen der seelischen Erscheinungen von körperlichen Veränderungen aufzudecken sich bemühten: Joh. Müller lehrte bereits 1826 das Gesetz der „spezifischen Sinnesenergie", H. Helmholtz arbeitete an seiner „Lehre von den Tonempfindungen" (1863) und der „Physiologischen Optik" (1867), gegen die E. Hering seine „Beiträge zur Physiologie des Sehens" (1861—1864) schrieb, E. H. Weber erforschte „Tastsinn und Gemeingefühl" und fand eine nach ihm genannte Gesetzmäßigkeit über die Empfindungsintensität, die Fechner zu dem allgemeinen psychologischen Grundgesetz mit Hilfe umfassender Versuche erweiterte. Was Fechner jenen gegenüber aber besonders auszeichnet, ist dies, daß er auf Grund eines bestimmten Methodenprinzips die gewaltige Zukunftsaufgabe stellte, die natürlichen Beziehungen der sinnlichen Empfindungen zu physikalisch-physiologischen Faktoren messend zu kennzeichnen. Mit ihm sah man in den Empfindungen und den auf diesen fußenden Vorstellungen die Elemente des Seelischen, und weil man voraussetzen konnte, jeder äußeren Reizung sei eine innere Reizbeantwortung (Reaktion) gesetzmäßig zuzuordnen, glaubte man, automatisches Reagieren auf dargebotene Reize mache die unsichere Selbstbeobachtung als Forschungsprinzip überhaupt überflüssig, man werde durch zweckmäßigen Ausbau psychophysischer Maßmethoden schließlich alle qualitativen Erscheinungen auf quantitative Verhältnisse zurückführen können.

Eine Läuterung der Anschauungen wurde durch W. Wundt eingeleitet. Er machte darauf aufmerksam, daß man bei den bisherigen Versuchen subjektive Faktoren, wie „Auffassung" und „Apperzeption", „Aufmerksamkeit" und „Interesse", „Meinen" und „Wissen" unbeachtet gelassen oder sie höchstens wie physikalische Konstanten im Begriff der „Urteilstäuschung" verwertet habe. Insbesondere betonte er die Relativität des Vergleichens und Schätzens und veranlaßte so u. a. auch eine Diskussion des Weber-Fechnerschen Gesetzes, die heute noch nicht abgeschlossen ist[1]. Daß im übrigen Wundts Schule, die 1874 in der dreibändigen „Physiologischen Psychologie" ein systematisches Kompendium und 1879 im Psychologischen Institut der Leipziger Universität eine vorbildliche Forschungsstätte erhielt, den Vorstellungsverbindungen besonders nachging, lag in der Entwicklungsrichtung der Experimentalpsychologie überhaupt, wurde aber nicht minder auch dadurch gefordert, daß A. Bain die Lehren der Assoziationspsychologie auf Fühlen und Wollen anwandte und W. Hamilton sie benutzte, um eine Methode zum Messen des Bewußtseinsumfanges zu begründen. Die grenzenlosen Ansprüche der extremsten Experimentalpsychologen schränkte aber Wundt dadurch ein,

[1] Vgl. R. Pauli: Über psychische Gesetzmäßigkeit, insbesondere über das Webersche Gesetz. 1920. — H. Dingler u. R. Pauli: Untersuchungen zu dem Weber-Fechnerschen Gesetz und dem Relativitätssatz. Arch. f. d. ges. Psych. 44. 1923. — R. Pauli u. A. Wenzl: Experimentelle und theoretische Untersuchungen zum Weber-Fechnerschen Gesetz. Arch. f. d. ges. Psych. 51. 1925.

Digitized by Google

daß er eine dem prüfenden Versuche unzugängliche objektive Psychologie der Sprache und Sitte, Religion und Kunst (Völkerpsychologie) anerkannte.

Je mehr das Experiment sich von der Psychologie der Empfindung entfernte, um sich das „höhere Seelenleben" zu erobern, je mehr mußte man einsehen, daß das psychophysische Prinzip der quantitativen Analyse unzureichend sei. So kam es, daß sich in steigendem Maße die Notwendigkeit zur systematischen Selbstbeobachtung ergab, die namentlich in der Aktpsychologie (Stumpf), der Gefühlspsychologie (Lehmann) und der Denkpsychologie (Külpe) entwickelt wurde.

Die notwendig gewordene Weiterführung des methodologischen Problems ging Hand in Hand mit der Überwindung der Elementpsychologie durch die Komplexpsychologie. Die Untersuchung der Elementarphänomene hatte gezeigt, daß es nicht möglich war, gewisse Tatbestände zu isolieren und ihre natürlichen Beziehungen zu anderen Gegebenheiten unberücksichtigt zu lassen. Die extreme Assoziationspsychologie, die durch „Ideenassoziation" aus Empfindungen schließlich Handlungen werden ließ, hatte preisgegeben werden müssen. Durch Wundts Voluntarismus waren den ungewollten oder assoziativen Verknüpfungen die willensmäßigen oder apperzeptiven Verbindungen übergeordnet worden. Immer stärker trat dementsprechend eine Psychologie der Relationen in Untersuchungen des „höheren Seelenlebens" hervor. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß der Ausgangspunkt des Experimentierens aus der Sphäre der Elemente in die der Komplexe verlegt wurde.

Damit war aber keineswegs der experimentellen Elementaranalyse der Krieg erklärt. Sie blieb vielmehr nach wie vor bedeutsam, wenn sie auch auf ursprünglich gehegte Hoffnungen verzichten mußte, weil sich die psychologische Atomistik nicht mehr verteidigen ließ. Die Komplexpsychologie der Österreicher — Chr. v. Ehrenfels schrieb schon 1890 „Über Gestaltqualitäten" — lehrt zwar, das gestaltete Erlebnisganze, z. B. das Wahrnehmungsganze der Schreibtischlampe, sei mehr als die Summe der Elemente, z. B. der Einzeleindrücke Lampenfuß, -birne, -schirm usw., jenes Plus aber wird nach ihrer Auffassung bewirkt entweder durch simultane Aufmerksamkeit, die eine unmittelbare Zusammenseinsauffassung ermöglicht, oder durch eine andere seelische Funktion, die die „Produktion des Komplexes" auf Grund von Teilinhalten bedingt; der „fundierte" Komplex bleibt aber irgendwie auf die „fundierenden" Elemente zu beziehen, wenn auch im einzeln voneinander abweichende Meinungen darüber möglich sind.

Die von den experimentierenden Psychologen aufgenommenen Anregungen der „Grazer Schule" haben eine Fülle von Arbeiten veranlaßt. die in der erwähnten Gegenwartskrisis lebhaftestes Interesse für sich fordern, weil sich gerade in ihnen die streitenden Geister scheiden: man setzt eine „neue" Gestaltpsychologie der „herkömmlichen" Komplexpsychologie entgegen; nicht die Elemente sollen das Prius gegenüber der „Gestalt" sein. sie soll etwas anders sein, als der etwa durch „Kohärenzfaktoren" (G. E. Müller) erklärte Effekt eines Komplexes. Die Untersuchung hat daher auch von der Gestalt selbst auszugehen. Das „Sinnvolle", das zutage tritt, „wenn Teile nicht als irgendwelche an irgendwelchen Stellen im ganzen stehen, sondern in ihrem

Digitized by Google

Sein und Sosein an dieser ihrer Stelle von einem nicht teilsummativen Strukturprinzip ihres Ganzen gefordert werden" (Wertheimer), soll die (primäre) „Gestalt" schon gegenüber dem (sekundären) Komplex auszeichnen; so verschwindet der problematische Dualismus, der die Wahrnehmung „sinnvoller" Gestalten in sinnfremde, stets physiologisch bedingte Empfindungen und sinnschaffende, nur psychologisch begründete Relationserfassungen zerlegt. Auch die Überzeugung der Komplextheorie, alle Gestaltwahrnehmung sei durch und durch gegliedert, wird von der Gestalttheorie keineswegs übernommen; sie lehrt vielmehr, daß in Gestaltwahrnehmungen selbst chaotische Bezirke gegeben sein können, die nicht in individuelle Partikel aufzulösen sind. „Der Fehler der alten Betrachtung liegt in einer Anwendung eines für die Dinge maßgebenden Prinzips auf die Phänomene" (Koffka). So ergibt sich eine vollkommene Umkehrung der lang verfolgten Forschungsrichtung, bei der z. B. die Empfindungen nur noch als mögliche Endergebnisse eines fortschreitenden Isolierungsprozesses erscheinen, deren Attribute infolgedessen auch nur solange gelten, als sie nicht auf die zugrunde liegende „Gestalt" übertragen oder bezogen werden.

Es ist mit gewichtigen Gründen der stolze Anspruch der Gestaltpsychologie bestritten worden, etwas völlig anderes zu sein, als es die Komplexpsychologie bisher war. Es wäre in der Tat undankbar, wollte man verkennen, daß die experimentelle Psychologie ihrem naturwissenschaftlichen Vorbilde entsprechend zunächst einengenden Arbeitshypothesen folgen mußte, die erst dann abgelöst werden konnten, als in neuartigen Ergebnissen überraschende Ausblicke sich öffneten. Indessen glaubt die „neue" Gestaltpsychologie eine Stellung jenseits des Gegensatzes beanspruchen zu können, der zwischen Elementpsychologie und Strukturpsychologie klafft, die sie beide ablehnt. Sie kann darauf aufmerksam machen, daß beider Methoden etwa in der umstrittenen Psychoanalyse oder auch in einer wissenschaftlichen Graphologie aufs engste miteinander verbunden seien, was hinreichend beweise, daß der genannte Gegensatz nicht endgültig sei. Darum versucht sie, das erklärende Experiment mit einer verstehenden Phänomenologie zu verschmelzen, um die urgegebenen Gestalten als sinnvolle Ganzheiten erfassen zu können; sie betrachtet sich daher als „eine Psychologie, die nicht anders im Laboratorium arbeitet, als bei der Erfassung der Persönlichkeit" (Koffka)[1].

Für das Wahrnehmen von Gestalten — und wie für dieses so für das Seelenleben überhaupt — sind nicht zuletzt die hinterlassenen Spuren früherer Erfahrungen maßgebend; es kann experimentell gezeigt werden, wie sie u. U. die einem bestimmten Reize entsprechende seelische Erregung verändern. Indem die Experimentalphychologie diesem Sachverhalte sich zukehrte, gewann sie den Anschluß sowohl an die Dispositionspsychologie (Witasek) wie auch an die Entwicklungspsychologie (Krueger); damit aber war sie zugleich berufen, wichtige Beiträge zur Psychologie der „Persönlichkeit" zu liefern. —

[1] Vgl. G. E. Müller: Komplextheorie und Gestalttheorie. 1923. — W. Köhler: Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand. 1920. — M. Wertheimer: Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt. Psychol. Forsch. I (1921) IV (1923). —

Digitized by Google

II.

Formen experimenteller Methode

Als die Trennung zwischen Kulturpsychologie und Experimentalpsychologie erörtert wurde, mußte schon hervorgehoben werden, daß diese wie jene zu den Geisteswissenschaften gehöre und nur in einem ganz bestimmten Sinne „naturwissenschaftlich" genannt werden könne. In der Tat greifen beide Richtungen trotz ihrer grundsätzlichen Verschiedenheiten auf dasselbe fundamentale Material aller Geisteswissenschaften zurück: wie ein „Verstehen", so ist auch ein „Erklären" nur durch den Rekurs auf das eigne Bewußtsein möglich, das allein unmittelbare Einsichten in geistige Zusammenhänge gestattet. Das eigne Bewußtsein liefert als primäre Quelle aller Psychologie auch dem Experimentator die grundlegenden Tatsachen; es läßt z. B. die Beziehungen zwischen psychischem Eindruck und physischem Ausdruck als regelmäßige erfassen. In diesem Hinweis melden sich die sekundären Quellen an, die unentbehrlich sind, wenn Psychologie nicht in fruchtlosem Solipsismus untergehen soll. Sie sind in den physischen Äußerungen zu sehen, die dem psychischen Innenleben eines fremden Bewußtseins wie dem des eigenen regelmäßig zu entsprechen scheinen; jedenfalls schließt man mit Hilfe der Analogie von der körperlichen Erscheinung eines Menschen auf sein seelisches Sein. Indessen wird vielfach die Ansicht vertreten, die leitende Brücke der physischen Zeichen sei überflüssig, man könne den psychischen Zustand des anderen unmittelbar erschauen[1]. Wo man dieser intuitiven Methode huldigt und glaubt, das „Verstehen des Fremdseelischen" sei ein „Urphänomen", sollte man nicht vergessen, daß geistige Tätigkeit bei häufiger Wiederholung zu reflektorischer Mechanisierung drängt, und auch der komplizierte Akt des Schließens vom Ich zum Du mehr und mehr aus dem Bewußtsein verschwinden kann, um als „Kurzschluß" im Unbewußten unterzugehen oder doch im Unterbewußtsein dem Beobachter sich zu entziehen. —

Die experimentelle Psychologie wird auf die sekundären Quellen angewiesen bleiben. Sie lassen eine mannigfache Einteilung zu; man kann z. B. von willkürlichen (Sprechen, Schreiben u. a.) und unwillkürlichen (Pulsschlag, Blutverteilung u. a.) sinnlichen Zeichen sprechen, oder auch Äußerungen des Bewußtseins, die es fortlaufend begleiten, die daher beständig wechseln und gewissermaßen unselbständig sind (sprachliche Mitteilungen, unwillkürliche Ausdrucksbewegungen u. a.), von solchen scheiden, die als dauernde Wirkungen früherer Bewußtseinserscheinungen eine Art von Selbständigkeit besitzen (Erzeugnisse der Sprache, Kunst, Technik, Religion u. a.) und so den „objektiven Geist" repräsentieren.

Diese Quellen sind nicht gleichwertig. Ist schon das eigne Bewußtsein nicht unbedingt zuverlässig, so daß man die Möglichkeit wissenschaftlicher Seelen-

K. Koffka: Zur Grundlegung der Wahrnehmungspsychologie. Ztschr. f. Psych. 73. 1915. — Ders.: Psychologie. Lehrb. d. Philos. her. v. M. Dessoir. 1925, S. 497 ff.

[1] Vgl. M. Scheler: Wesen und Formen der Sympathie. 2. Aufl. 1923, S. 273. — H. Keyserling: Schöpferische Erkenntnis 1922. Kap. 1.

Digitized by Google

kunde überhaupt bezweifeln konnte[1], so verleiten besonders oft die sekundären Quellen zu verhängnisvollen Täuschungen; nicht jedem Lachen entspricht eine Freude, und Weinen ist nicht ohne weiteres ein Zeichen der Trauer oder eines Mischgefühls. Der Experimentalpsychologe wird daher Quellenkritik treiben müssen, die bisher mehr instinktiv geübt, als methodisch entwickelt worden ist.

Die der primären Quelle entsprechende Methode ist die Selbstbeobachtung. Sie ist anschauend, wenn das erlebende Ich bei einfachen Inhalten, wie Sinneseindrücken und Vorstellungsbildern, gewissermaßen in ein beobachtetes Objekt und ein beobachtendes Subjekt zerfällt. Sie ist rückschauend, wenn sofort nach Vollendung eines Erlebnisses dieses als perseverierendes „Nachbild" in der Periode des „unmittelbaren Behaltens" beschrieben wird. Gegen beide Formen lassen sich gewichtige Einwände geltend machen. Comte hob bei der Ablehnung der Psychologie als Wissenschaft hervor, „die vermeintliche direkte Betrachtung des Geistes durch sich selbst sei eine reine Illusion", und Kant betonte, „die Beobachtung an sich selbst alteriere schon den Zustand des beobachteten Gegenstandes". Die angedeuteten Schwächen kann man aber dadurch wenigstens teilweise zu beseitigen versuchen, daß man bestimmte Übungen im Beobachten des eigenen Seelenlebens durchführt und auf möglichste Zahlvergrößerung der auszuwertenden Beobachtungsfälle drängt, wenn dabei auch wiederum zumeist veränderte Beobachtungsbedingungen eine störende Rolle spielen.

Dies ist auch bei der den sekundären Quellen entsprechenden Methode der Fremdbeobachtung zu berücksichtigen. In ihr werden die bedenklichen Unvollkommenheiten der Analyse geradezu abgelöst von den lockenden Irrwegen der Interpretation. Besondere Gefahren lauern, wo ein sprachlicher Austausch über die zu erfassenden Erlebnisse notwendig wird; suggestive Fragen, terminologische Unstimmigkeiten u. a. m. können fälschend eingreifen. Um dies tunlichst zu verhindern, wird der geschulte Beobachter stets versuchen müssen, die störenden Bedingungen auszuschalten, die sowohl in der erlebenden Person (Unfähigkeit zur Selbstbeobachtung, Konzentration, Abstraktion, Neigung zur Verallgemeinerung, Reflexion, Idealisierung u. a. m.), wie auch in der von ihr erlebten Sache (Flüchtigkeit, Veränderlichkeit, Komplexität der Phänomene u. a. m.) zu finden sind, ganz abgesehen von den Fehlerquellen, die im Experimentator selbst liegen.

Selbstbeobachtung und Fremdbeobachtung können sowohl okkasionalistisch (z. B. gelegentliche Entdeckung einer unwiederholbaren Selbsttäuschung; zufälliger Einblick in nachbarliche Lebensweisen) wie auch systematisch auftreten. Nur systematische Beobachtungen können zu experimentellen Forschungsweisen ausgestaltet werden.

Als Experiment wird in der Psychologie die zu wissenschaftlicher Beobachtung geeignete willkürliche Erzeugung psychischer

[1] Vgl. H. Swoboda: Studien zur Grundlegung der Psychologie. 1905. — E. Möbius: Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie. 1907. — M. Scheler: Über Selbsttäuschungen. Ztschr. f. Psychopathologie. Bd. I, 1912.

Digitized by Google

Phänomene bezeichnet. Das wesentliche Merkmal der „willkürlichen Erzeugung" enthält neben offenbaren Nachteilen die beiden Vorzüge, die das psychologische Experiment vor allem auszeichnen: die Wiederholbarkeit der Beobachtung und die Veränderbarkeit der Beobachtungsbedingungen. Durch diese ist es möglich, Zweck und Mittel der Untersuchung aufeinander abzustimmen und infolgedessen zu gültigen Ergebnissen zu kommen. Vielfach ist das experimentelle Verfahren darauf angewiesen, mit dem statistischem Vergleich verbunden zu werden, bei dem unter Umständen von der willkürlichen Erzeugung bestimmter psychischer Phänomene abgesehen wird und für den die Enquete (Fragebogen-Methode) bedeutsam ist. Nicht selten sind Experiment und Statistik geradezu wesenhaft miteinander verschmolzen wie beim Test, der etwa innerhalb einer Gruppe die Versuchspersonen nach Geschicklichkeitsunterschieden zu ordnen hat[1].

Man unterscheidet zwischen inneren und äußeren Experimenten, die zuweilen kombiniert erscheinen. Ein inneres Experiment liegt vor, wenn der Beobachter den zu beobachtenden Tatbestand in sich selbst willkürlich erzeugt, wie etwa der Schauspieler sich in die Seele des Mephisto hineinlebt. Wird dabei mit der methodischen Tendenz zur wissenschaftlichen Erkenntnis verfahren, soll etwa der Denkverlauf des Verführers untersucht werden, dann geht die spielerische Einbildung über zur forschenden Geisteshaltung. Es wäre irrig, anzunehmen, nur dort werde experimentiert, wo mit Apparaten gearbeitet, gemessen und gezählt wird. Experimente zielen nicht nur (wie in der Physik) auf quantitative Erfassung, sondern auch (wie teilweise in der Chemie) auf qualitative Bestimmung. Biologische Probleme fordern geradezu ein qualitatives Experimentieren (z. B. Versuche mit Spinnen über Instinktreaktionen), und dieses ist auch in der Psychologie überall dort unerläßlich, wo es sich um die Erklärung von Sachverhalten handelt, die außer ihren zeitlichen Eigentümlichkeiten keine erfahrbaren quantitativen Momente haben. In den ergebnisreichen Denkversuchen der „Würzburger Schule" (Külpe, Bühler, Selz u. a.) ist die experimentelle Selbstbeobachtung besonders vorteilhaft entwickelt worden. Für die Erforschung höherer Seelenleistungen (religiöse Stimmung, künstlerisches Gestalten, sittliches Wollen u. a.) ist sie geradezu unentbehrlich. Es darf indessen nicht verschwiegen werden, daß dort, wo sie als inneres Experiment auftritt — wo also die Selbstbeobachtung der Versuchsperson nicht von einem Versuchsleiter veranlaßt und geprüft wird —, weder ihre Bedingungen noch ihre Ergebnisse objektiv feststellbar und verwertbar sind.

Während beim inneren Experiment die auslösenden Bedingungen vom Beobachter selbst innerlich erzeugt werden, liegen sie beim äußeren Experiment in den äußeren Sinnesreizen, die der Versuchsperson angeboten werden. Da diese oft meßbar, stets wiederholbar, variabel und assoziativ sind, ermöglichen sie ihre objektive Registrierung wie auch die der er-

[1] Die Fragebogen-Methode benutzte z. B.: R. Baerwald: Zur Psychologie der Vorstellungstypen mit besonderer Berücksichtigung der motorischen und musikalischen Anlagen. 1916. — Vgl. auch F. Heerwagen: Statistische Untersuchungen über Träume und Schlaf. Philos. Stud. Bd. V, 1889.

Digitized by Google

zielten Ergebnisse. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist es zudem, daß der Versuchsleiter der Versuchsperson die wissenschaftliche Absicht verbergen kann (negative Instruktion!), die beim inneren Experiment nicht selten störend und fälschend wirkt. Durch quantitative Fixierung der beobachteten Leistungen kann die an sich fragliche Vergleichbarkeit der untersuchten Menschen relativ gesichert und gesteigert werden. Daß auch das höhere Seelenleben dem äußeren Experiment nicht verschlossen blieb, wurde schon durch den Hinweis auf die Untersuchungen des Denkens angedeutet. „Soweit überhaupt gesetzmäßige Beziehungen zwischen Reizen bzw. Zeichen und direkt oder indirekt von diesen erzeugten oder angeregten psychischen Vorgängen vorliegen, soweit reicht auch die Möglichkeit des äußeren Experiments" (Külpe)[1]. Ihm soll weiterhin besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. — Da das psychologische Experiment verschiedenen Zwecken dienen kann, läßt es eine unterschiedliche Benennung zu: als Prüfungsexperiment (Test) stellt es fest, inwieweit eine erzielte Leistung der gestellten Aufgabe entspricht; als Forschungsexperiment versucht es zur Erkenntnis des Wesens der Erscheinungen zu führen. Das Forschungsexperiment ist messend (psychophysisch), wenn es die quantitativen Verhältnisse eines psychischen Vorganges (z. B. Bestimmung der Reizschwelle und Unterschiedsschwelle) untersucht; darstellend, wenn es seine phänomenologischen Eigentümlichkeiten (z. B. Bestimmung der Qualitäten des Gefühlserlebnisses) zu erfassen strebt; als Kausalexperiment untersucht es seine Abhängigkeit von gegebenen Bedingungen (z. B. Bestimmung des Einflusses der „Aufgabe" auf Vorstellungsverläufe). Da ein Experiment meist mehreren Zwecken dient, gehen diese theoretisch voneinander zu sondernden Formen praktisch vielfach ineinander über.

Wer es unternimmt, auf eingeengtem Raume ein verständnisvolles Verhältnis zu experimentellen Methoden anzubahnen, muß daran erinnern, daß die seiner Erörterung auferlegte Beschränkung nur auf Kosten der Anschaulichkeit und Vollständigkeit möglich ist. Es wäre hier ebenso notwendig wie unzweckmäßig, eine durch Bild und Zeichnung unterstützte Beschreibung der Methoden und Apparate zu wagen, die heute von den experimentierenden Psychologen gebraucht werden. Da sie aber nur nach anschauender Handhabung beurteilt werden können, erübrigt sich auch eine Abwehr derer, die eine „Physik der Seele" bekämpfen müssen, weil sie nur am Schreibtische zu experimentieren gewohnt sind.

Es erscheint daher ratsam, lediglich die beiden Fundamentalmethoden des Forschungsexperiments zu kennzeichnen und dabei im wesentlichen nur die messenden Formen (Maßmethoden) zu berücksichtigen[2]. — A. Die Eindrucksmethoden dienen vornehmlich der Untersuchung von Empfindungen und Vorstellungen. Da alle experimentellen Verfahren sich der Einwirkung von Reizen bedienen, ist der Name irreführend; doch hat

[1] O. Külpe: Vorlesungen über Psychologie, her. v. K. Bühler. 1920, S. 62.

[2] Ausführlicheres findet der Leser bei R. Schulze: Aus der Werkstatt der experimentellen Psychologie und Pädagogik. 4. Aufl 1921. — R. Pauli: Psychologisches Praktikum. Ltfd. f. exper.-psychol. Übungen. 3. Aufl. 1923.

Digitized by Google

man sich daran gewöhnt, nur jene Methoden als Eindrucksmethoden zu bezeichnen, die nach der Reizaufnahme nur noch die Selbstbeobachtung der Versuchsperson benutzen. Mit ihrer Hilfe werden u. a. die Fragen der Psychophysik nach der Reizschwelle (z. B., wie groß muß mindestens der Lichtreiz sein, um eine Lichtempfindung hervorzurufen?) und der Unterschiedsschwelle (um wieviel muß mindestens die Reizgröße wachsen, damit eine Empfindungssteigerung eben merklich wird?) beantwortet. Es handelt sich dann also darum, die quantitativen Beziehungen festzustellen, die zwischen abstufbaren objektiven Eindrücken und subjektiven Erlebnissen bestehen. — In den „Methoden der Reizfindung" müssen zu gegebenen Sinnesempfindungen die entsprechenden Reizstärken gesucht werden; die entgegengesetzte Aufgabe stellen die „Methoden der Urteilsfindung". Bei Gedächtnisuntersuchungen entspricht dieser Unterscheidung folgende Gegenüberstellung: entweder werden zu einer bestimmten Gedächtnisleistung die sie bestimmenden Aufnahmebedingungen geprüft („Methoden des Lernens"), oder man geht von gegebenen Lernbedingungen aus, um die aus ihnen sich ergebenden Reproduktionsleistungen festzustellen („Methoden des Behaltens"). Für die Gedächtnisforschung ist das Tachistoskop (Kurzseher) unentbehrlich; es gibt nur für eine genau zu befristende Zeit ein aufzufassendes Gesichtsfeld frei, in dem einfache Raumformen (z. B. Linien, Dreiecke, Vielecke) Ziffern, Buchstaben und sinnlose Silben (z. B. zun, gor, ban) als Reize wirken. Besondere Versuchsanordnungen lassen Schlüsse auf die Aufmerksamkeitsgröße, den Bewußtseinsumfang und die Assimilationskraft der Versuchsperson zu. Die Expositionszeit — etwa $^1/_{100}$ Sekunde — schließt z. B. eine Aufmerksamkeitswanderung aus und zwingt zur Simultanauffassung. Die Zahl der Elemente, die gleichzeitig klar und deutlich aufgenommen werden, was in einer Reproduktionsphase festgestellt wird, kann dann als Maß der Aufmerksamkeit dienen. Da das Tachistoskop die genaue Messung der variablen Expositionszeit ermöglicht, ist es ein wesentlicher Bestandteil der verschiedenen Gedächtnisapparate. Sinnlose Silben werden als Memoriermaterial in Gedächtnisuntersuchungen gerne bevorzugt, weil man dabei erwarten kann, daß durch sie keine früheren Erfahrungen (z. B. assoziative Komplexe bei sinnvollen Wörtern) erneuert und nur gleichwertige Eindrücke wirksam werden. Man spricht von einer „Wiedererkennungsmethode", wenn festgestellt wird, inwieweit ein erlebter Reiz verändert werden kann, um den eigenartigen Bekanntschaftseindruck noch wachzurufen, der sich beim Wiedererkennen eines Gegenstandes einzustellen pflegt. Die „Reproduktionsmethode" fordert zu gedächtnismäßiger Wiederholung aufgenommener Reize auf und sondert dann die „richtigen" von den „falschen" Urteilen; die verschiedenen Fehlerarten, die dabei zu beobachten sind, machen es notwendig, das quantitative Verfahren durch qualitative Bestimmungen zu ergänzen. Da die Reproduktionsmethode sich durch Variabilität auszeichnet, hat sie spezielle Formen (z. B. Methode der Gedächtnisspanne, der Hilfen, der Treffer) erfolgreich entwickeln können.

Die Untersuchungen der Gedächtnisleistungen führen an die Pforten der Denkpsychologie. In ihr werden neben den Assoziationen die Apperzeptionen bedeutsam, die sich jenen gegenüber u. a. durch das Erlebnis der Akti-

Digitized by Google

vität in dem Individuum auszeichnen. Durch analysierende Behandlung des Vorstellungsverlaufes bei Denkaufgaben kann man die apperzeptiven Tendenzen kennenlernen, die im Denken eines Individuums besonders bestimmend sind. Der Versuchsperson kann z. B. aufgegeben werden, das dargebotene Reizwort durch den übergeordneten oder untergeordneten Begriff zu beantworten („Methode der gebundenen Reproduktion"). Die Zahl der „richtigen" Reaktionen gibt dann das Maß für die Sicherheit ab, mit der die geforderte Apperzeption durchgeführt wird. Darf man zudem voraussetzen, daß die Reaktion um so leichter ist, je schneller sie möglich wird, so enthält die festzustellende Reproduktionszeit den Maßstab für die Leichtigkeit der erzielten Aufgabelösung.

Die Bedeutung der Aufgabe für den Vorstellungsverlauf hat die Psychologie der „determinierenden Tendenzen" experimentell untersucht und dadurch einen wichtigen Beitrag zur Erforschung des Willens geliefert.

B. Die Ausdrucksmethoden sind vor allem zur Untersuchung der Gefühle benutzt worden. Sie setzen wie die Eindrucksmethoden eine Reizung und eine Selbstbeobachtung voraus, die auf eine Beschreibung der mit dem Eindruck verbundenen Gefühle abzielt. Außerdem aber werden vom Experimentator die körperlichen Veränderungen geprüft, die sich bei der Versuchsperson feststellen lassen. Gemessen werden die eigentlichen Ausdrucksbewegungen (mimische, pantomimische) und die sogenannten Ausdruckssymptome (Veränderungen des Pulses, der Atmung, der Drüsentätigkeit, des psychogalvanischen Reflexphänomens); daß äußere Zeichen nie bestimmte Ausweise für innere Zustände, sondern nur unsichere Hinweise auf solche sein können, wurde früher gesagt. Sie sind auch keineswegs allein von psychophysischen Vorgängen abhängig, sondern können durch rein physiologische Ursachen bedingt sein, deren Wirkungsstärke sich messender Beurteilung entzieht. Die Ergebnisdeutung der Versuche kann daher ohne „Quellenkritik" irreführend sein. Die Beziehungen z. B., die zwischen den Gefühlen der Lust und Unlust einerseits und den Veränderungen des Pulses andererseits zu erwarten sind, wurden bereits durch die ersten Experimente bestätigt; als man später bei gewissen Lust- und Unlustgefühlen bisher unbeobachtete Pulsveränderungen bemerkte, die sich der festgestellten Regelmäßigkeit nicht fügten, glaubte Wundt einen Hinweis darauf zu haben, daß emotionale Qualitäten sich nicht in Lust und Unlust erschöpfen. So gab das Experiment den Anstoß zur Ausbildung der Lehre von der Dreidimensionalität der Gefühle, die neben Lust-Unlust, noch Erregung-Beruhigung und Spannung-Lösung als besondere Qualitätsachsen annimmt und heute noch stark umstritten wird. Die Pulsveränderungen werden vom Pulsschreiber (Sphygmograph) festgehalten, der sich des Mareyschen Tambours bedient, um die „Pulskurve" auf einen Papierstreifen zu übertragen, der auf einer rotierenden Trommel (Kymographion) befestigt ist. In entsprechender Weise kann auch die Veränderung der Atmung durch den Atemschreiber (Pneumograph) oder auch der Blutverteilung durch den Volumschreiber (Plethysmograph) registriert werden. Die Auswertung der Kurven hat außer ihrer allgemeinen Form die Höhe (Tiefe) und Zahl (Dauer) ihrer Ausschläge zu berücksichtigen;

Digitized by Google

zum Ausmessen dieser Eigenschaften dient eine Glastafel mit Millimetereinteilung.

Daß neben den erwähnten Apparaten noch photographische und kinematographische Verfahren erfolgreich angewandt werden können, ist naheliegend. Neben den Eindrucksmethoden und Ausdrucksmethoden wird zuweilen als ein Grundverfahren noch die Einschaltungsmethode gestellt, die sich aber auch als eine besondere Form der Eindrucksmethode auffassen läßt (Kausalexperiment), die geeignet ist, ein Erlebnis unter verschiedenen Bedingungen zu prüfen. Als Maßmethode hat sie sich bei Untersuchungen von Willensvorgängen eingeführt. Durch Einschaltung von Hindernissen kann die Lösung einer Aufgabe abstufbar erschwert werden. Man hat nun geglaubt, an der Überwindungsmöglichkeit jener Hindernisse die Willenskraft unmittelbar messen zu können; man kann aber auch der Meinung sein, nicht die Willenskraft, sondern das Stärkeverhältnis von Reproduktionstendenzen werde gemessen. Die Schwierigkeit der Willensmessung wird noch deutlicher, wenn man bedenkt, daß nach Wundt schon der „einfache" Willensakt sieben Teilvorgänge enthält: 1. das Ansteigen der Erregung im Sinnesorgan, 2. die Leitung zum Zentralnervensystem (physiologische Vorgänge), dann das Eintreten des Reizes 3. in das Blickfeld und 4. in den Blickpunkt des Bewußtseins, 5. die Auslösung der Willenshandlung (psychologische Vorgänge), endlich 6. die Leitung der Erregung vom Zentralnervensystem zum Muskel, 7. die Auswirkung dieser Muskelerregung (physiologische Vorgänge). Es dürfte ausgeschlossen bleiben, die „psychische" Zeit (Phase 3—5) etwa dadurch zu messen, daß man zunächst die „physiologischen" Zeiten einzeln genau bestimmt. Man kann aber versuchen, dem Ziele durch Komplizierung des Willensvorganges näherzukommen, man kann z. B. in einem bestimmten Willensprozeß eine ihn verlängernde „Wahlhandlung" einschalten und dann für die eintretende Verzögerung der zu erwartenden Reizbeantwortung eine „Wahlzeit" verantwortlich machen, die mit Hilfe besonderer Uhren (Stoppuhr, Hipps Chronoskop, Jaquets Chronograph) gemessen werden kann.

Derartige Versuche weisen deutlich auf die Grenzen hin, die offenbar dem messenden Verfahren der experimentellen Psychologie gesetzt sind. Aussichtsreicher sind die Ermüdungsmessungen, die oft mit Willensuntersuchungen verbunden werden, weil man Dynamometer und Ergograph benutzen kann, um die auch bei geistiger Ermüdung und versiegender Willenskraft abnehmende Muskeltätigkeit quantitativ zu bestimmen. Vergleichende Zusammenstellung der gewonnenen Zahlen (Arbeitskurve) läßt neben dem Einfluß der Ermüdung auch den der Übung und Gewöhnung erkennen. Entsprechend kann auch die Ermüdbarkeit durch Einfluß von Narkotika (z. B. Alkohol, Opium) untersucht werden.

In den darstellenden Verfahren und den Kausalexperimenten (vgl. S. 6), die hier nicht genauer behandelt werden sollen, werden an die Selbstbeobachtung der Versuchspersonen größere Anforderungen gestellt als bei den Maßmethoden. Man ist geneigt, sie diesen gegenüber zu bevorzugen, weil die Frage nach der Qualität des Seelischen am brennendsten erscheint. Külpe hat als Experimentalpsychologe selbst vor der Überschätzung des Äuße-

Digitized by Google

ren am Experiment gewarnt, weil das „Technikertum", das sich da und dort breitmacht, die Psychologie nur wenig fördert; „das Prunken mit komplizierten Apparaten und Versuchsanordnungen erinnert nicht selten an das parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Experiment ist nicht Selbstzweck"[1]. Vielmehr ist es, wie Stumpf lehrt, „eine Methode, systematisch und unter objektiver Feststellung der Bedingungen zur Selbstbeobachtung anzuregen"[2]. —

III.

Grenzen experimentell-psychologischer Forschung

Es wäre unvorsichtig, wollte man aus der These, daß Experimentalpsychologie ohne Selbstbeobachtung unmöglich ist, folgern, sie sei überflüssig oder vermöge doch nur wiederholend zu bestätigen, was auch ohne Versuche erfahren und gewußt werden könne. Schon die dargestellten Methodenformen lassen erkennen, daß eine Organisation der Selbstbeobachtung ohne sie unmöglich wäre, auf der erst ein System seelenkundlichen Wissens ruhen kann. Sie scheinen aber auch unverkennbar anzuzeigen, indem sie stets nur für gewisse Aufgabenkreise abgestimmt sind, daß es für die experimentelle Seelenforschung bestimmte Grenzen geben müsse.

Für die Gegner der Experimentalpsychologie ist die Frage nach ihren Grenzen gegenstandslos, weil man sie bereits in der grundsätzlichen Verneinung ihres wissenschaftlichen Anspruchs hinreichend beantwortet glaubt. In weiten Kreisen wird die experimentierende Psychologie abgelehnt, weil sie nicht leisten kann und will, was von ihr verlangt wird; ihr wissenschaftliches Ziel erscheint dann wohl als sinnlose Ausgeburt einer theoretischen Hypertrophie. Überhebliches Herabsehen auf die sogenannte Bedeutungslosigkeit der gegenwärtigen „Schulpsychologie" zeugt fast stets für ein verhängnisvolles Verkennen der eigentlichen Aufgaben eben dieser Seelenkunde: man sucht nach praktisch verwertbarer Menschenkenntnis und findet eine theoretisch begründete Wissenssammlung voller problematischer Unsicherheiten. Es handelt sich bei diesem Zwiespalt um zwei grundverschiedene Aufgabenstellungen, die sich zwar gegenseitig befruchtend ergänzen mögen, aber doch auch voneinander unabhängig bleiben können, so daß etwa ein praktischer Weltmann als theoretischer Seelenkundler geradezu untauglich erscheinen kann, wie umgekehrt auch ein tüchtiger Psychologe nicht ohne weiteres ein erfolgreicher Pädagoge zu sein braucht. Es ist eine andere Frage, ob der gekennzeichnete Gegensatz besonders zu befürworten sei oder ob man nicht seine Überwindung anstreben solle, was von Lehrern und Erziehern durch „pädagogische Psychologie" notwendig gefordert wird. Aber gerade auch von der pädagogischen Provinz aus läßt sich die befehdete „Schulpsychologie" keineswegs verächtlich machen, da gerade sie ihr unentbehrlich gewordene Einsichten verdankt und sich sogar von ihr anregen ließ, eine experimentelle Pädagogik aufzunehmen, die namentlich für die Probleme der Didaktik för-

[1] O. Külpe: a. a. O. S. 62.
[2] Vgl. Abhdlg. d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wissensch.; phil.-hist. Klasse. 1907. Anm. 25.

Digitized by Google

dernd wurde[1]. Es ist daher zum mindesten voreilig, von fruchtloser Sisyphusarbeit des experimentellen Forschens zu sprechen, ganz abgesehen von dem verhängnisvollen Irrtum, es handle sich dabei notwendig um eine „experimentelle Hebel- und Schraubenpsychologie", die die Seele in ein Gefüge von Mechanismen umzudeuten sich bemühe[2]. Das Experiment fordert auch keineswegs philosophische Materialisten als Experimentatoren. Metaphysische Zusammenhänge zwischen Leib und Seele aber können nicht begründet werden, wenn nicht vorher ihre empirischen Beziehungen im einzelnen durchforscht worden sind, was notwendig zu Fragestellungen führt, die den Dilletanten der Philosophie müßig erscheinen müssen. Ihnen wird z. B. die Bestimmung der „Weckschwelle" vermutlich überflüssig erscheinen, und doch ist sie ein notwendiger Beitrag zur Erkenntnis des Schlafens und Träumens, ohne den nicht einmal die Frage nach der Existenz traumlosen Schlafes beantwortet werden kann. Es ließe sich leicht zeigen, daß unscheinbare Einzeluntersuchungen sogar für weltanschauliche Stellungnahmen maßgebend werden können.

Aus dem allgemeinen Vorwurf der „Lebensferne" hebt sich zumeist die besondere Ablehnung der Methode der Experimentalpsychologie heraus. Man sieht ein Laboratorium voller Apparate vor sich und übersieht, daß experimentelle Methoden auch ohne ein kompliziertes Instrumentarium möglich sind. Aber selbst dort, wo dies bewußt geworden ist, kann man sich mit der „willkürlichen Erzeugung" psychischer Phänomene nicht aussöhnen. Daß sie tatsächlich beachtenswerte Schranken mit sich bringt, wird noch zu erörtern sein. Indessen richten sich gewichtige Angriffe gegen eine noch grundsätzlichere Eigentümlichkeit der experimentellen Methode, gegen ihre erkenntnistheoretische Voraussetzung, daß nur die Analogie der Erlebnisse bei Versuchsleiter und Versuchsperson über Möglichkeit und Unmöglichkeit einer Erkenntnis entscheidet. Der Begriff des Analogen wird in ihr meist recht weit gefaßt, so daß auch die Probleme der „Tierseele" der Forschung zugänglich erscheinen; doch darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Überspannung der Analogiehypothese zu Urteilsunsicherheiten und Fehlschlüssen zu verleiten droht[3]. Solchen Gefahren gegenüber glaubt der extreme Intuitionist sicher zu sein, weil er die durch Analogien bestimmte Erkenntnisgrenzen nicht anzuerkennen braucht und sie nach Maßgabe seiner divinatorischen Organisation überfliegen kann. Grundsätzlich — so wird gelehrt — muß es möglich sein, das, was in die Sphäre des Seelischen gehört, ebenso unmittelbar wahrzunehmen wie das, was die Region des

[1] Vgl. A. Fischer: Die Bedeutung des Experiments in der Pädagogik. III. Jahrb. d. Erziehungswiss. Hauptstelle d. Deutschen Lehrervereins. 1913. — E. Becher: Die Rolle des Experiments in der Pädagogik. Pädag. Kongreßblätter Bd. 1, Heft 3—6. — G. Deuchler: Möglichkeiten und Grenzen der experimentellen Pädagogik. 1926.

[2] H. v. Hattingberg: Das Problem der Menschenkenntnis. Ztschr. f. Menschenkunde. Jahrg. 1, Heft 1, S. 67 ff.

[3] Vgl. E. Claparède: Die Methoden der tierpsychologischen Beobachtungen und Versuche. Bericht 3. Konngr. exper. Psych. 1909. — E. Klaparède und L. Edinger: Über Tierpsychologie. 1909. — v. Uexküll: Über die Stellung d. vgl. Physiologie zur Hypothese der Tierseele. Biol. Zentralbl. Bd. 20. — O. zur Straßen: Die neuere Tierpsychologie. 1908.

Digitized by Google

Körperlichen erfüllt, weil in beiden Gebieten ein direkter Kontakt angenommen und behauptet wird, daß „jeder das Erleben der Mitmenschen genau so unmittelbar (und mittelbar) erfassen kann, wie sein eigenes“ [1]. Wenn nach dieser Auffassung auch die gesetzten Schranken der Experimentalpsychologie als unnütze Hindernisse erscheinen, so ist es doch keineswegs so, als werde von dem intuitiven Psychologen eine grenzenlose Erkenntnis ohne weiteres beansprucht; vielmehr wird gelegentlich grundsätzlich anerkannt, daß „nicht jeder jedes Wesen verstehen kann“, und zwar erscheint Wesensschau nicht nur an das unumgängliche Funktionieren der sie „vermittelnden Organe“ gebunden zu sein — wobei noch zu sagen wäre, was unter diesen verstanden werden soll —, sondern auch daran, daß nur das unmittelbar erschaut werden kann, was dem eigenen Erleben „einigermaßen gleicht“. Gerade diese unumwundene Anerkennung einer „absoluten Grenze“ intuitiver Methode ist geeignet, die oft verkannte Bedeutung des die Experimentalpsychologie erst ermöglichenden Analogieschlusses zu unterstreichen: wie die elementaren Sachverhalte erst durch ihn zu erfassen sind, so ist er auch für die begründete Beurteilung komplexer Sinnzusammenhänge unentbehrlich. Dies gilt nicht zuletzt auch für die Psychoanalyse, die man als eine Methode zur Erforschung des Unbewußten gegen die bewußtseinsgebundene Experimentalpsychologie auszuspielen versucht hat; Freud selbst hat gefordert, der Analytiker müsse erst Objekt der Analyse gewesen und durch sie zur Selbsterkenntnis gekommen sein, wenn er ihre Methode bei anderen anwenden wolle. Es ist bemerkenswert, daß man neuerdings daran gedacht hat, im Hinblick auf die Möglichkeit einer Verwandlung des Unbewußten das Experiment zur Erforschung der Wirkung des einen auf den anderen zu benutzen; Keyserling möchte die gegenwärtige Experimentalpsychologie durch ein in diesem Sinne zu fassendes, „der Sachlage entsprechendes Experimentieren“ ersetzt sehen, das dadurch gekennzeichnet ist, daß bei ihm das „Primat des Niveaus“ anerkannt wird, nachdem nur dort experimentiert werden kann, wo seelische Höhenlagen einander gegenüberstehen, die „einigermaßen gleich“ sind und daher Sinndeutungen gestatten [2]. Die Konsequenzen solchen Experimentierens können hier unerörtert bleiben. Man würde auch, falls alle erzieherischen Wirkungen übersehen werden dürften, vielleicht sogar daran denken können, eine experimentelle Psychoanalyse anzustreben! — Indessen gestattet auch die herkömmliche Experimentalpsychologie gelegentlich einen Blick in das Unbewußte; es wird nicht nur in unwillkürlichem Denken und unbewußtem Handeln, in Gang und Haltung und anderen Veräußerlichungen beobachtet, sondern auch in der speziellen Form einer noch unbeobachteten Wirkungsbedingung erschlossen, wenn die Verarbeitung des Beobachtungsmaterials dazu nötigt. Es sei noch darauf hingewiesen, daß zur Erforschung des Traumbewußtseins die Hypnose der Experimentalmethode schon gute Dienste geleistet hat [3].

[1] M. Scheler: Wesen und Formen der Sympathie. 2. Aufl. 1923, S. 297.
[2] H. Keyserling: Grenzen der Menschenkenntnis. Ztschr. f. Menschenkunde I,1, S. 8.
[3] Vgl. L. Martin: Zur Begründung und Anwendung der Suggestionsmethode in der Normalpsychologie. Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. X, 1908.

Digitized by Google

Experimentelle Psychologie anerkennt im übrigen die Schranken des Bewußtseins als die Grenzen ihres Forschens. „Halte dich ausschließlich an die Bewußtseinsvorgänge selbst, die, um sie gegen die trügerischen Einflüsse einer ungeregelten Selbstbeobachtung sicherzustellen, durch die experimentelle Analyse der Erscheinungen in ihren wechselseitigen Beziehungen fixiert werden müssen[1]." Diese weise Selbstbeschränkung schließt aber nicht etwa den selbstgerechten Anspruch ein, der einzigste Weg zum fernen Ziele einer Erkenntnis der Seele zu sein. Sie verkennt z. B. keineswegs die Bedeutung der gelegentlich-zufälligen und unwiederholbar einmaligen Beobachtung und ist sich bewußt, nur eine Forschungsform unter vielen Erkenntnismöglichkeiten zu sein. Weil aber die experimentelle Psychologie den sichersten Weg zu wissenschaftlicher Erkenntnis unter den möglichen empirischen Methoden geht, ist sie auch für die philosophische Psychologie unentbehrlich geworden, deren induktiv-metaphysische Methode ohne ihre Ergebnisse und Fragestellungen undenkbar wäre. Gerade in der Durchforschung der mannigfachen Einzeltatsachen des bewußten Seelenlebens aber, die von sich aus auf eine Erörterung der letzten Gründe und allgemein gültigen Gesetze zugunsten der Philosophie verzichtet, sieht die Experimentalpsychologie ihre eigenste Aufgabe.

Es gibt nun auch seelische Sachverhalte, die in der Tat lediglich mit Hilfe des Experiments untersucht werden können; zu ihnen gehören z. B. die Problemkomplexe der Elementaranalyse, für die etwa die Frage nach Qualität und Intensität von Empfindungen und deren Relationen bedeutsam ist. Wie in der Psychophysik, so spielt das Experiment auch in der Kinderpsychologie, der Psychopathologie und der Tierpsychologie die ausschlaggebende Rolle.

Die Geschichte des Experiments zeigt, daß ihm grundsätzlich alle Bewußtseinsgebiete zugänglich sind. Wenn es aber auch theoretisch keine absoluten Grenzen für das psychologische Experiment gibt, so ergeben sich doch praktisch immer wieder relative Grenzen. Als die wesentlichsten Faktoren der an sich veränderlichen Grenzsetzung lassen sich vor allem die Eigenart der Versuchsperson und die Beschaffenheit des Bewußtseinsphänomens bestimmen; nach ihnen richten sich die methodischen Formen, und wenn diese sich ändern, dann ändern sich notwendig auch die Untersuchungsschranken. Demnach ist die Regulierung der Erkenntnisgrenze in der Experimentalpsychologie nicht prinzipiell anders als in den Naturwissenschaften: auch in der Biologie gibt es Phänomene, die wie „Erbmasse" und „Artbildungsfaktoren" als Experimentalobjekte praktisch noch unerreichbar sind, und in der Physik läßt sich vorläufig nur theoretisch fordern, daß Gegegebenheiten wie die endliche Ausdehnungszeit der Gravitation und die zwischen Strahlungsmassenträgheit und Gravitation bestehenden Relationen oder auch die Lichtwellenintensitäten und die Elektronenbewegungen experimentell untersucht werden müßten.

Wie in den Naturwissenschaften, so tendiert auch in der Psychologie die Entwicklung des Experiments von „außen" nach „innen", von

[1] W. Wundt: Logik und Psychologie. Ztschr. f. pädag. Psych. Bd. XI, S. 18. 1908.

Digitized by Google

der Peripherie zum Zentrum der Seele. So kommt es auch, daß zuweilen die Grenzen zwischen den „äußeren" und „inneren" Versuchen fließend erscheinen, obgleich sie durch die Art der Erzeugung von Beobachtungsbedingungen deutlich zu unterscheiden sind. Für Wundt gab es noch kein inneres Experiment; darum lehnte er auch Külpes denkpsychologische Methoden als „Ausfrageexperimente" ab, die seiner Meinung nach nur „Selbstbeobachtung unter erschwerenden Umständen" enthalten. Demgegenüber aber muß daran erinnert werden, daß eine Systematik der Selbstbeobachtung nur durch ein Experimentieren gewährleistet werden kann, bei dem der Versuchsleiter mit der „Unwissentlichkeit" der Versuchsperson rechnen darf. Weil diese Forderung vom inneren Experiment nicht erfüllt werden kann, sind seine Ergebnisse meist mit den Mängeln des „Schreibtischexperiments" behaftet. Außer dem Gebiete der Sinneswahrnehmung sind ihm aber nur wenige Bewußtseinsbezirke (z. B. bestimmte Organempfindungen) unzugänglich. —

Die das psychologische Experiment kennzeichnende Bestimmung der „willkürlichen Erzeugung" psychischer Phänomene ist für die zu prüfende Grenzfrage insofern bedeutsam, als sie auf den Unterschied hinweisen läßt, der auch für die methodologische Diskussion zwischen verhältnismäßig einfachen und besonders verwickelten seelischen Gebilden besteht. Während bei jenen die Entstehungsbedingungen weitgehend erkennbar sind und ihre Veränderlichkeit methodisch leicht ausnutzbar ist, kann Gleiches bei diesen nicht wohl behauptet werden. Es ist daher begreiflich, daß die untere Grenze des Experiments bestimmter verläuft als die obere. Damit hängt es zusammen, daß dort quantitatives Bestimmen besonders heimisch ist, während hier nur noch qualitatives Erfassen angestrebt werden kann. Nur durch willkürliche Erzeugung veränderlicher Bedingungen war es den experimentellen Methoden möglich, die Analyse der Elemente des Seelenlebens bis zu einer anzuerkennenden Vervollkommnung durchzuführen. Man läßt nun aber gerade diese vielfach nicht gelten, weil man jede Isolierung innerhalb der seelischen Gesamtheit als Fälschung betrachtet. Indessen wäre zu bedenken, daß die Umgrenzung eines Seelenbestandes nicht erst die Tat des Experiments ist, vielmehr bereits vollzogen sein muß — wie sie de facto auch bei jeder gelegentlichen Beurteilung eines seelischen Sachverhaltes vollzogen wird —, wenn an oder mit ihm experimentiert werden soll. Daß beim Messen der Experimentalpsychologie kein absoluter, sondern ein nur relativer Maßstab benutzt wird, muß besonders betont werden, um irrigen Meinungen zu begegnen. Seelisch-Geistiges läßt sich nicht auf einen Nullwert beziehen; es ist nur in Stufen und Graden erfaßbar. Darum kann die Maßeinheit der Psychologie nicht wie die der Physik eine objektive Unterschiedsgröße, sondern nur ein subjektiver Unterschiedseindruck sein. Die Experimentalpsychologie weiß, daß dem messenden Verfahren sehr enge Grenzen gesetzt sind, daß jede Größe nur auf die Maßeinheit ihrer Art bezogen werden kann, daß dieses Beziehen nur ein Ordnen bedeutet, daß infolgedessen den Maßzahlen der Reize nur Ordnungszahlen der Empfindungen entsprechen können, daß Ordnungszahlen aber nur für abstufbare Eigenschaften eines Erlebnisses (z. B. Qualität, Intensität, Dauer)

Digitized by Google

zu erhalten sind und schließlich selbst wieder Ordnungszahlen trotz scheinbarer Gleichheit aller Untersuchungsbedingungen durch wechselnde Einflüsse unbeobachteter Tatbestände (z. B. Zustand der Sinnesorgane, Nervenbahnen, Lokalisationszentren) veränderlich erscheinen[1].

Trotz allem hat das messende Verfahren durch strenge Selbstkritik bedeutsame Ergebnisse gezeitigt, die nicht nur für den theoretischen Aufbau der Seelenkunde, sondern auch für ihre praktische Anwendung — man denke etwa an die auf der differenziellen Psychologie fußenden Berufsberatung — bestimmend geworden ist.

Es tritt mehr und mehr zurück, wenn die Untersuchung vom Elementaren zum Komplexen fortschreitet. In den Korrelationsberechnungen liegt ein geistreicher Versuch vor, auch quantitative Schätzungen fruchtbar zu machen[2]. — Aber auch dem qualitativen Experiment sind gewisse Grenzen gesetzt, von denen nicht einmal gesagt werden kann, ob sie jemals praktisch zu überwinden sein werden. Die Komplexität des Seelenlebens ist derart, daß für vieles im Sinne der Experimentalpsychologie von einer „willkürlichen Erzeugung" nicht wohl und von einer „Variierung der Erlebnisbedingungen" noch weniger gesprochen werden kann. Ein psychologisches Experiment liegt z. B. zweifellos nicht vor, wenn einer den anderen zu religiöser Bekehrung oder zu selbstmörderischer Absicht treibt. Indessen handelt es sich hier um Tatbestände, die gewiß nicht weniger die Aufmerksamkeit der Forschung verdienen, als etwa die Erscheinungen der Vorstellungsassoziation. Das Werden im Sein ist es, was den Psychologen fesselt, der das Schreiten des Lebens selbst in der Seele des einzelnen wie durch die Zeitlupe unter wechselnden Bedingungen betrachten möchte, jenes Werden, das auch in der Entwicklung der Sprachen, der Bildung der Gesellschaften, dem Entstehen der Religionen, den Wandlungen der Sitten, dem Wechsel der Ideale, dem Vergehen der Völker sich beständig selbst erneuert. Dieses Werden ist aber nur vorstellbar im Schoße der Masse; sie müßte dem Experiment unterworfen werden, wollte man dieses der wissenschaftlichen Erkenntnis jener Sachverhalte dienstbar machen. Man kann freilich mit Wundt annehmen, daß die Natur selbst in der Verschiedenheit der Massen die Bedingungen variiert habe, unter denen sie Sprache und Sitte, Kunst und Religion, Gesellschaft und Wirtschaft werden läßt, und daß man daher berechtigt sei, von diesen Resultaten aus auf den Prozeß des Werdens selbst zu schließen und in ihm die psychischen Vorgänge zu erkennen, die als seine elementaren Voraussetzungen zu bezeichnen sind, weil „in der Sprache die Gesetze der Verknüpfungen und der allmählichen Veränderungen der Vorstellungen ihren Ausdruck finden, indes in der Kunst und im Mythus die Gefühle und Triebe in ihrem Einfluß auf den allgemeinen Vorstellungsinhalt und auf die aus diesen entstehenden Gebilde der künstlerischen Phantasie sich spiegeln, und endlich die Sitte, die

[1] Vgl. G. Th. Fechner: Elemente der Psychophysik. 3. Aufl. 1907. — W. Wundt: Grundzüge der physiologischen Psychologie. 6. Aufl. Bd. I, Kap. 9. — G. F. Lipps: Die psychischen Maßmethoden. 1906.

[2] Vgl. A. Huth: Korrelationnstafel. 1925. Heft 13 d. philos. u. pädag. Arbeiten, her. von E. Becher und A. Fischer.

Digitized by Google

aus diesen Motiven der Vorstellungen und Triebe entsprechenden Willensrichtungen in ihren Wirkungen auf die Organisation der Gesellschaft umfaßt"[1]. — Man ist erfolgreich bestrebt, die Grenzen der experimentellen Methode durch Untersuchungen über die Entwicklung des Sprechens und Zeichnens, des künstlerischen Empfindens, des sittlichen Urteils und der religiösen Anschauung bei Kindern und Primitiven zu weiten, zumal man Wundts Überzeugung teilen muß, daß die Völkerpsychologie insofern an die Individualpsychologie gebunden ist, „als man keinen Schritt in dem Verständnis der völkerpsychologischen Erscheinungen tun kann, ohne von der experimentellen Psychologie auszugehen"[2].

Der moralische Schwachsinn beim weiblichen Geschlecht

Von Elisabeth Busse-Wilson

I.

Otto Weininger, der Entwerfer einer großartigen, aber extrem zugespitzten Charakterologie, ist bald vergessen worden. Seine Frauenpsychologie hat weder unter den Frauen noch unter den Männern Anhänger. Bei den Frauen nicht aus dem natürlichen weiblichen Klasseninteresse. Aber auch bei den Männern nicht. Die Männer sind zwar die besten Frauenpsychologen, zunächst aus der natürlichen Bipolarität der Situation heraus. Denn das Gegenüber, das Nicht-Ich erfährt immer eine bessere Deutung, als das Subjekt sie sich selbst geben kann. Aber dennoch sind sie gleichzeitig die schlechtesten Frauenkenner. Bei der Beurteilung des einen Geschlechtes durch das andere schiebt sich sofort die Sympathiekomponente ein. Unter Gefahr des Verlustes der Selbstachtung kann kein Mann die grausigen Urteile Weiningers über den Sexualcharakter der Frau anerkennen. Das Geschlecht, dem seine Mutter und seine Gattin angehören, darf kein gezeichnetes von Natur aus sein. Trotz der großartigen sittlichen Energie, die aus der Geschlechtspsychologie Weiningers spricht, konnte sie deswegen so bald vergessen werden. Da außerdem ein dämonischer Haß gegen die Sexualität an sich seine Psychologie gelenkt hat und das Resultat gewissermaßen schon vorher bestimmte, sprach man ihr bald den eigentlichen wissenschaftlichen Wert ab.

Abgesehen von der grundsätzlich monomanischen Voraussetzung ist aber Weiningers Frauenlehre, soweit sie aus der reinen Empirie gewonnen wurde, weder übertrieben noch falsch. Übersieht man ferner die obszöne (und im wissenschaftlichen Gewande um so obszöner wirkende) Ausdrucksweise, so bestehen seine realistischen Schilderungen durchaus zu Recht im Sinne eines scharf beobachteten Erfahrungsmaterials. Die familierte, nicht emanzipierte Frau des oberen und mittleren Bürgertums ist tatsächlich charakterisiert durch eine Wucherung und Überentwicklung des sexuellen Interessenkreises, die über

[1] W. Wundt: Logik. 3. Aufl. Bd. III, S. 233.
W. Wundt: Grundzüge der physiologischen Psychologie. 6. Aufl. 1908. Bd. I, S. 25.

Digitized by Google

das naturgegebene Mehrinteresse der Frau für Liebe und Bindung weit hinausgeht. Weiningers Beobachtungen sind nicht einmal erschöpfend.

In meist nicht schnell wahrnehmbaren, unscheinbaren, aber um so verräterischeren Reaktionsarten tritt diese immer wache Neugier zutage. Der alltäglichste Wortaustausch, die scheinbar neutralsten und belanglosesten Beschäftigungen werden unter Frauen zu unausgesprochenen Sexualsymbolen. Das Verheiratetsein hat für die normale familierte Frau außer vielen anderen Bezügen die Bedeutung eines Zunftgeheimnisses von ganz eindeutiger sexueller Fixierung. Die Frauen teilen ihre Geschlechtsgenossinnen nämlich nicht ein in gute und schlechte Menschen, auch nicht in Mütter und Nicht-Mütter, sondern zuerst in Eingeweihte und Nicht-Eingeweihte. Wenn z. B. die Hausfrau eine vom Einkauf heimkehrende weibliche Hausgenossin fragt: Hast du auch Brötchen mitgebracht? und diese antwortet: Ja, das Mädchen in der X-Straße verkaufte mir welche, so kann es sehr wohl geschehen, daß die Hausfrau nun nicht etwa die sachliche Gegenfrage stellt: Waren die Brötchen auch frisch, sondern sie wird ihr mit heftigem Eifer ins Wort fallen und richtigstellen: Aber, das war doch kein junges Mädchen, das war doch eine verheiratete Frau! Denn die Feststellung des Personenstandes (der für die Frauen eben kein Personenstand ist regt sie bei weitem mehr auf als alle sachlichen Interessen der Welt, mögen diese sachlichen Motive nun Brötchen, Philosophien oder — selbst Kinder sein. Der grausige Satz Weiningers, das eigentliche Lebensinteresse der Frau sei, daß, „wo auch immer, wann auch immer, von wem auch immer ... werde", erweist sich nicht einmal als eine Übertreibung, wenn man selbst nur die banale weibliche Geselligkeit betrachtet, deren geheimer Sinn die fortgesetzte Befriedigung an erotisch betonten Stoffgebieten ist. Man kann sich dort nicht ersättigen, alle Einzelheiten von legalen und illegalen Liebesbegebenheiten zu erfahren, zu erweitern und zu ergänzen. Notfalls zehrt man jahrelang von stattgehabten erotischen Geschehnissen. Nun erhält zwar auch die intime männliche Geselligkeit Würze und Labe durch die Zote. Aber hier wird nun der Unterschied der männlichen und weiblichen Amoralität deutlich. Die Zote ist eindeutig sexuell. Die männliche Triebsexualität äußert sich zugleich sachlich-ehrlich und triebhaft-roh, während die Frau sich die sexuelle Neugierde nie eingesteht. Durch eine raffinierte, weil im Unterbewußtsein arbeitende Kunst wird sie ihre einseitige Interessenfixierung immer auf ein erlaubtes Gebiet von harmlosenen Charakter hinüberschieben (man redet z. B. in Frauenkreisen immer von Verloben und Heiraten, aber man wird sich das hüllenlos Geschlechtliche auch nicht einmal zu denken getrauen). So erscheinen Frauen immer appetitlicher und sauberer, sind aber deswegen keineswegs moralisch keuscher. Ihr Vorstellungsleben hält sich hintenherum, auf scheinbar legalen Wegen, schadlos. Der eine ist roh, der andere feige — die normalen moralischen Minderwertigkeiten des Herrentums und des Sklaventums.

Alle diese Feststellungen, die man beliebig jederzeit ergänzen kann, sind durchaus richtig im Sinne naturwissenschaftlicher Phänomene, aber sie sind deswegen noch längst nicht innerlich wahr. Alle echten und feinen Frauenbeobachter sind sich darin einig, daß die Sexualität der Frau sich keineswegs in einer bloßen Triebauswirkung erschöpfe, noch mehr darin, daß sie um die

Digitized by Google

Dinge des Lebens und der Geschlechtlichkeit ein tieferes Wissen hat, als der dualistisch gespaltene Mann. Die beiden Feststellungen, die der Misogyne und die der Frauenverehrer, widersprechen sich aber nur scheinbar. Es kommt nur darauf an, wie man das empirische Beobachtungsmaterial, das jedermann offen zutage liegt, deutet. Das weibliche Geschlecht ist das Ghettovolk cat exochen. Die Leidensmale seines Weges, der seit Urgenerationen der der Gedrückten und der der Dienenden war, haben alle charakterologischen Deformationen, die das Sklaventum der Erbmasse einprägt, in ihnen bewirkt: die Frau hat darum eine nur ihr eigentümliche Form des moralischen Schwachsinns entwickelt. Die von vielen behauptete Verlogenheit des Weibes, die sie auf dem geschlechtlichen Gebiete so meisterhaft tätigt, entspringt auch an dieser Quelle. Aber in den Ghetto- und Sklavenvölkern ist gleichzeitig auch jene Flamme einer seelischen Inbrunst und eines geistigen Erkenntnistriebes am reinsten ausgebrochen. Nur der leidende Mensch hat ein Interesse, zu denken, er hat mehr als der „gesunde" die Möglichkeit, sich seelisch zu läutern. Die peinlichsten Minderwertigkeiten, der Frau ihre intellektuellen und moralischen Verlogenheiten, entsprechen darum ebensosehr dem physiognomischen Charakterbild der Frau, wie die ihr zugeschriebene schwer faßbare Seelengröße, ihre sicheren Ahnungsinstinkte und ihre an- und eingeborene geschlechtliche Reinheit, d. h. ein vom realen Erlebnis verhältnismäßig unabhängiger Wert.

Wie kommt es aber nun zu all jenen peinlichen Zügen, die den Misogynen unbewußt vorgeschwebt haben mögen, als sie ihr Anklagematerial aufbauten? — Die Frau weiß von Jugend auf: Ich gelange nur ein einziges Mal in meinem Leben in die Lage, von einem Mann begehrt und geliebt zu werden. In einem Minimum von Erlebnismöglichkeit, nämlich der Verlobung und der Heirat, erschöpft sich für sie die Erfahrung mit Personen anderen Geschlechtes. Die bürgerliche Gesellschaftsordnung schließt außerdem gerade die feineren Möglichkeiten mann-weiblichen Austausches und sublimierter Ergänzungsformen in den Beziehungen aus. Die unverheiratete Frau hat auch in vorgerückten Jahrzehnten nicht die Freiheit, mit Männern zu verkehren; auch die verheiratete bezieht ihre Verknüpfung mit dem männlichen Geschlecht nur über die Vermittlung des Ehegatten oder Bruders. So leben die meisten Frauen tatsächlich ausschließlich nur unter ihren Geschlechtsgenossinnen. Für diese Ausfälle, für die Unmöglichkeit, unabhängig von der Geschlechtsbeziehung an den Mann heranzukommen, sowohl als auch für die Einmaligkeit und Ausschließlichkeit des Liebeserlebnisses „rächt" sie sich ein ganzes Leben lang. Namentlich die Entbehrungen der Jugendjahre holt sie später, ganz gleich ob verheiratet oder unverheiratet, glücklich oder unglücklich, in einer pervertierteren Form nach. Immer wird das schwer Erreichbare und Seltene in seiner menschlichen Bedeutung übertrieben. Die furchtbare Erschwerung der Erfüllung an sich selbstverständlicher Elementarbedürfnisse bringt das innere Leben aus dem Gleichgewicht. So entstehen erst alle jene Phänomene, die Weininger als Beweis der vollkommenen Geschlechtsverfallenheit der Frau gedeutet hat. Nur darum leuchten die Augen von Greisinnen auf, wenn die überwältigende Nachricht einer Verlobung an ihr Ohr gelangt —,

Digitized by Google

eine fürchterlich pervertierte Neigung zum dauernden Anerleben und Miterleben und zur Schaffung von Ersatzbildungen von Erlebnissen, die in der Realität versagt waren oder sind. Es gibt eine Berufs- und Lebensstellung, die in ausgeprägter Form, allerdings ins Sittliche und Überpersönliche heraufgehoben, den dauernden, in der Vorstellung vollzogenen Erlebnisersatz für in der Wirklichkeit nicht gehabte Erfahrungen erlaubt. Der katholische Geistliche, der für seine Person vom Erlebnis der Geschlechtlichkeit ausgeschlossen ist, eignet sich durch die Fragen und Nachforschungen über die geschlechtliche Sittlichkeit seiner weiblichen Beichtkinder auf dem Wege der Vorstellung das in der Wirklichkeit nicht Erreichbare an (wobei denn freilich alle Stufen von der groben Lüsternheit bis zur übergeschlechtlichen seelenerfahrenen Führerschaft möglich sind).

Selbst die sonst vor nichts zurückschreckende Psychoanalyse hat kaum in die Schächte des weiblichen Trieblebens hineingeleuchtet. Denn auch der peinlichste Zug der weiblichen Sexualverwilderung, die Kuppelbrunst ist nur der stärkste Ausdruck der durch sittliche Kraft und Freiheit nicht überbrückten Spannung zwischen den eigenen elementaren Lebenswünschen und der Schranke eines Verbotes, das die Frau sich nicht selbst auferlegt hat. Viele Frauen, die heiratsfähige Töchter haben, befinden sich in einem Zustand der Erwartung, Unruhe und Hoffnung, der die scheue Lebenssehnsucht des Mädchens selbst an Intensität bei weitem übertrifft. Unter dem dünnen rationalen Vorwand, ihr Kind zu „versorgen" und sein Glück zu begründen, setzten sie ihre ganze Lebenskraft von einem bestimmten Zeitpunkt an an die Erreichung zweier Ziele: die Erhaltung der Virginität der Töchter — und deren gleichzeitige Verheiratung. Denn der Höhepunkt im Leben einer Frau ist nicht etwa ihre eigene Liebe und Mutterschaft, sondern der Augenblick, wo sie ihre Tochter auf die Hochzeitsreise schickt. Was sie sich in der Jugend nicht mehrmals zu nehmen getraute, holt sie in reiferen Jahren durch die Räusche des Miterlebens (auf einem erlaubten Gebiete) nach. Die moralische Minderwertigkeit liegt dabei nicht so sehr in dem Widerspruch zweier Handlungsweisen, Virginität und Kuppelei — denn das Leben hat eine andere Logik, als die Logik der geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze — sondern in dem Nichteintreten eines Konfliktgefühls, dem Fehlen eines Instinktes für das sittliche Problem als solches. Diese unterirdische Triebdynamik der normalen familierten Frau wird außerdem durch ihre vollständige Unbewußtheit dem Gebiet der moralischen Kontrolle entzogen. Sitte und Gewöhnung haben die Verleugnung der Zone des Naturhaften und Sinnenhaften bei der Frau des gebildeten Bürgertums (bei der „Dame") so zur Gewohnheit gemacht, daß ihre Ignorierung zur zweiten Natur geworden ist. Die erste Natur bleibt aber deswegen in aller Macht, ja in potenzierter Macht bestehen.

Nach dem Urbild, das jeder Mensch von der Frau hat, wäre es aber ihre schöpferische Aufgabe, ihre eigentliche Lebensfunktion, die Naturmacht bei sich und beim männlichen Geschlecht zu läutern und ins Bereich der gestalteten Sittlichkeit zu erheben. Zu dieser ihrer eigentlichen Aufgabe gelangt sie nie (obwohl Männer, ihrem eigenen natürlichen Wunschbild entsprechend, ihr dauernd vorschmeicheln, daß sie sie erfülle). Ihre Funk-

Digitized by Google

tion beschränkt sich darauf, Hüterin der Legalität zu sein, nicht aber aus einem unfehlbaren Instinkt das Geschlechtliche zu gestalten. Diese moralische Unselbständigkeit gibt ihrer geistigen Existenz den Charakter des Schwankenden und Amoralischen, was strengere Moralisten wohl gespürt haben. — Aber allein die tragische Verknüpfung, daß von einem einzigen, nicht wiederholbaren Ereignis nicht allein die Erfüllung der persönlichsten Lebenswünsche, sondern ebensosehr die gesellschaftliche Stellung und das soziale Geachtetsein, und damit die Selbstachtung der Frau abhängt, verbog den aufrechten Gang zu einem krummen Lauern und Schleichen. Nicht einmal das moralische Selbstbewußtsein, das erst zur menschlichen Würde erhebt, kann hier gedeihen. Der Mangel an sittlicher Freiheit, der für die familierte Frau besteht, erlaubt ihr ja nicht einmal die Betätigung der Reinheit für ihr eigenes Leben! Das, was die Frau eigentlich erst zur Frau macht, die Keuschheit und Zurückhaltung, besteht innerhalb des konservativ-geschlossenen Familienverbandes mehr in einem Ausbleiben der Gelegenheiten, als in einer sittlichen Entscheidung; wenn die Frau außer ihrem Verlobten und Gatten keinen anderen Mann gekannt hat, so geschah das zunächst nicht, weil eine feine Frauenseele den Wunsch zu lebenslänglicher Treue hat, sondern weil sich ihr mehr als eine Möglichkeit in ihrem Leben selten bietet (in der Phantasie freilich hat sie immer eine stattliche Zahl von für sie entflammten Männern um sich gehabt). Weininger weist einmal mit höhnischem Zynismus darauf hin, daß die Frau nichts so gering achtet wie geschlechtliche Unberührtheit. Sie kann ihre eigene Reinheit auch nicht achten, da sie dunkel fühlt, daß sie nie versucht worden ist.

Einer derartig furchtbaren Charakterprobe, wie sie die Frau des Bürgertums und namentlich des gebildeten oberen Bürgertums zu bestehen hatte und zum großen Teil auch heute noch bestehen muß, hätte kein Volk, keine Rasse und kein Geschlecht standgehalten, ohne die Male der Häßlichkeit in der Seele zu empfangen. Aber die Züge der Häßlichkeit in der äußeren leiblichen wie in der inneren Physiognomie sind immer von Gram und Leid geprägt worden. Um die Leidensfülle dieses vom Schatten des Grames ewig verdunkelten Geschlechtes voll zu machen, ist ihm in den letzten Generationen selbst noch die einzige Möglichkeit, zur Wirklichkeit eines Liebeserlebnisses zu gelangen, in Frage gestellt worden. Es ist für die Mädchen des oberen und mittleren Bürgertums durchaus keine Selbstverständlichkeit, eine Ehe zu schließen. Sie muß es schon (bereits schon in der Zeit vor dem Kriege) als einen großen Glücksfall betrachten, wenn sie sich verheiratet. Die staunende Erregung der Frauen bei solchen Anlässen beweist nur, wie wenig Aussichten im Grunde für das schönste und blühendste Geschöpf bestehen. Ein anderer Wandel, der sich unbemerkt in den letzten Generationen vollzog, hat ebenfalls den natürlichen Rhythmus des Frauenlebens aus dem Gleichmaß gebracht. Es ist die Heraufschiebung des weiblichen Heiratsalters. Vor vier Generationen wurde ein Mädchen zwischen 17 und 19 Jahren Frau; heute um das 25. Lebensjahr, ja noch später, d. h. sie gelangt erst nach dem Verstreichen der eigentlichen Jugend zu einer Liebeserfüllung. Diese statistische Feststellung schließt einen Seelen-

Digitized by Google

verschleiß ein von einer Furchtbarkeit, den auch nur die zum Schweigen geborene und erzogene Frau verdecken kann.
Das (nicht einmal garantierte) einmalige Liebeserlebnis muß durch die psychologische Gewißheit des „Einmal und nicht wieder" zu dem Magnet werden, der alle Kräfte der Seele ansaugt. Feinere weibliche Naturen werden in der Wirklichkeit immer nur selten oder wenige Male zu Männern Beziehungen bis zur letzten Auswirkung haben. Aber die Möglichkeit, mehr als einmal zu können und zu dürfen, schafft ein Gefühl der Sicherheit, Freiheit und Überlegenheit. Und diese Möglichkeiten — das weiß die Frau seit ihren Backfischjahren — bestehen für sie nicht.
Eingeklemmt in eine furchtbare Lage — um die Erfüllung der elementarsten und selbstverständlichsten Lebenswünsche als solcher kämpfen zu müssen und gleichzeitig den Kampf mit allen Mitteln verbergen zu müssen —, entfaltete die Frau den Sexualneid und die Verlogenheit zum sekundären Geschlechtsmerkmal. Ihr moralischer Schwachsinn, das Gieren und Verlangen hintenherum auf scheinbar legalen, aber versteckten Wegen ist das naturnotwendige Anpassungsresultat der an Zwang und Unfreiheit Gewöhnten. Die Bürde des Ghettovolkes lastet vielfach schwer auf diesem Geschlecht. Selbst Nietzsche, der Weininger an herzhafter Frauenfeindschaft nicht nachsteht, hat diesen Zusammenhang geahnt: „Es ist etwas ganz Erstaunliches und Ungeheures in der Erziehung der vornehmen Frauen, ja vielleicht gibt es nichts Paradoxeres. Alle Welt ist darüber einverstanden, sie in eroticis so unwissend wie möglich zu erziehen und ihnen eine tiefe Scham vor dergleichen und die äußerste Ungeduld und Flucht beim Andeuten dieser Dinge in die Seele zu geben. Hierin sollen sie unwissend bis ins Herz hinein bleiben: sie sollen weder Augen, noch Ohren, noch Worte, noch Gedanken für dies ihr ‚Böses' haben: ja, das Wissen ist hier schon das Böse, und nun! wie mit einem grausigen Blitzschlage in die Wirklichkeit und das Wissen geschleudert werden mit der Ehe — da hat man in der Tat sich einen Seelenknoten geknüpft, der seinesgleichen sucht. Selbst die mitleidige Neugier des weisesten Menschenkenners reicht nicht aus zu erraten, wie sich dieses und jenes Weib in diese Lösung des Rätsels und in dies Rätsel von Lösung zu finden weiß und was für schauerliche, weithin greifende Verdachte sich dabei in der armen, aus den Fugen geratenen Seele regen müssen, ja wie die letzte Philosophie und Skepsis des Weibes an diesem Punkte ihre Anker wirft! Kurz, man kann nicht mild genug gegen die Frauen sein!"

II.

Der moralische Schwachsinn des Weibes, soweit von ihm auf dem Gebiet der geschlechtlichen Sittlichkeit die Rede war, erwies sich als die notwendige Eigenschaft einer Menschenschicht, die von Urzeiten her den Zwang zur dienenden Selbstentäußerung, zur Unterwerfung unter den äußeren Druck im Blute hat. Sie bildete in sich bestimmte charakterologische Minderwertigkeiten (und charakterologische Tugenden) aus, die nur auf dem Boden seiner Leidensfülle wachsen konnten. Dem männlichen Geschlecht hingegen,

Digitized by Google

dem das Herrenbewußtsein und die Gewohnheit des Herrschens verliehen ist, hat das dauernde Überlegenheitsgefühl seinerseits einen nur ihm eigentümlichen moralischen Schwachsinn verliehen. Menschengruppen, die sich im Besitze dauernder Machtausübung befinden, sei es als Vertreter ihres Volkes, ihrer Klasse oder ihres Geschlechtes brauchen nicht moralisch zu sein. Ein Anlaß zur Gewissenserforschung und zur Bezweiflung eigenen Wertes und eigener Selbstsicherheit ist beim Manne gattungsmäßig nicht gegeben. Denn der Teilhaber einer Herrenschicht hat nicht das Bedürfnis nach moralischer Rechtfertigung. Machtausüber haben immer ein gutes Gewissen und ein unwandelbares Rechtsbewußtsein. Unterlegene und Leidende aber entwickeln feine Gerechtigkeitsinstinkte im politischen, sozialen und geistigen Leben. Das Überlegenheitsgefühl hat so den Charakter des männlichen Geschlechtes innerhalb bestimmter Bezirke verdorben, wie das Unterlegenheitsgefühl dem Charakter des Weibes die Merkmale moralischer Minderwertigkeit aufprägte.

Wie die Frau die Sitte und die Sittlichkeit zum Schild und Vorwand nimmt, um ihre uneingestandenen Elementarwünsche zu verdecken, so der Mann die Rüstung der objektiven Geistigkeit, der formalen Logik und der rationalen Richtigkeit. Unter dieser Tarnkappe glimmt im Unterbewußtsein des Mannes dauernd dieselbe Verlogenheit, die das Weib unter dem Schutzmantel der Scham verbirgt. Ein lehrreiches Beispiel für die Scheinobjektivität des formallogischen Denkens, wie sie im geistigen und politischen Leben, dieser eigentlichen Domäne männlichen Wirkens ausgeübt wird, bietet die Spengler-Kritik der letzten Jahre. Die Einwendungen, die gegen die moralische Tendenz dieses Werkes, gegen die gewaltsame Einzwängung des Stoffes in ein geschichtsphilosophisches Zielbild und gegen die sachlichen Irrtümer Spenglers von vielen Seiten gemacht wurden, waren alle objektiv richtig und sachlich zutreffend. Unterschlagen aber wurde dabei die geistige Bedeutung, der kühne Wurf der weltgeschichtlichen Fixierung und die souveräne Meisterschaft der Stoffbeherrschung. Alle Kritiken waren so gleichzeitig logisch sauber und innerlich verlogen. Der Erfolg des Spenglerschen Werkes machte von vorneherein für jeden Wissenschaftler, vor allem aber für jeden Historiker eine innerlich gerechte Würdigung unmöglich. Der subjektive Ichtrieb erlaubte sie nicht.

Wie nämlich keine Frau einer anderen ihre körperlichen Vorzüge und ihre Männer gönnt, so gönnt kein Mann einem anderen sein Werk und seine Leistungen. Wehe der Frau, die Schönheit (im weitesten Sinne) mit Klugheit und Tugend vereint. Ihre Geschlechtsgenossinnen werden es ihr nicht verzeihen. Aber wehe auch dem Mann, der Erfolge und wertvolle Leistungen aufzuweisen hat, seine Geschlechtsgenossen werden es ihm nicht verzeihen. Denn wie der Sexualneid das sekundäre Geschlechtsmerkmal der Frau ist, so der Erfolgneid das sekundäre Geschlechtsmerkmal des Mannes. Bekanntlich sind die Weiber innerhalb ihrer gesellschaftlichen Kaste unerbittlich im Ahnden von illegalen Liebesfreuden und im Verfolgen ihrer Opfer mit orgiastischem Haß, bewahren aber gegenüber den Liebschaften und unehelichen Kindern von Bauernmädchen und Dienstmädchen eine merkwürdige Sachlichkeit und Ruhe. So sind unter den Männern die Gelehrten geneigt, den Erfolgen eines

Digitized by Google

Militärs Gerechtigkeit widerfahren zu lassen oder die Juristen dem Dichter seine Lorbeeren zu gestatten. Aber innerhalb der Zunft selber wird hier wie dort kein Pardon gegeben. Beiden geht es nicht um die Sache, der Frau nicht um die Sittlichkeit, dem Manne nicht um Erkenntnis und Leistung — sobald ein anderer sie erringt.

Die Denklogik des männlichsten Mannes geht nur bis zu einer bestimmten Grenze, nämlich bis zu dem Punkte, wo seine elementaren Triebwünsche (der Erfolgneid) der übergeordneten Instanz des Verstandes seine Funktionen einzustellen gebieten. Ist je eine Armee nicht durch Verrat besiegt worden? Ist der Militär irgendeines Landes (der Vertreter des männlichsten Berufes innerhalb des männlichen Staatswesens) imstande, einfach und sachlich zuzugeben: wir sind mit Mann und Roß und Wagen geschlagen worden. Gerade im Staatsleben und im politischen Leben, diesem eigentlichen Werke des Mannes, im Klassenkampf und im Völkerkampf rast sich die männliche Verlogenheit unter dem Deckmantel der formalen Objektivität am sinnfälligsten aus. Was sich im höheren und alltäglichen politischen Leben abspielt, ist eine unter der Mimicry der rationalen Zweckmäßigkeit oder Notwendigkeit betriebene Skalpjägerei. Bewundernswürdig ist die Denkgewandtheit und gleichzeitige Amoralität, mit der die triebhaft-egoistischen Bedürfnisse einzelner Männer und einzelner Männergruppen mit „sachlichen", nationalen oder sozialen Motiven überbaut werden. Gegenüber den Erfolgen und staatsmännischen Leistungen des politischen Gegners, die nicht bestritten werden können, vollends hat der Mann die furchtbarste Waffe einzusetzen, die vernichtender ist als Stahl und Eisen und giftiger als Verleumdung: die Waffe des Ignorierens und des Verschweigens. Auch die vortrefflichsten Leistungen und der menschliche Anstand eines Mannes sind durch Schweigen zu erledigen. — Das Rechtsbewußtsein ist bei alledem in dem herrschgewohnten Manne so stark, daß seine verbogene menschliche Natur das moralische Gewissen nicht mehr wecken kann (ebenso wie bei der Frau die verleugnete Sexualität eine sittliche Gestaltung des Trieblebens ausschließt). — Der Erfolgneid des Mannes und der Sexualneid der Frau sind beide nicht zu packen, weil bei beiden das Trieblaster unter die Obhut rationaler Richtigkeiten schlüpft; hier der formalen „Sachlichkeit", dort der Zucht und Sitte. Unter dieser Obhut ist es unangreifbar, weil ja das Oberbewußtsein alles in bester Ordnung befindet. Denn die meisten Lügen der Menschen geschehen bona fide, auf dem Gebiete der privaten Sittlichkeit ebenso wie auf dem Gebiete der hohen Politik. Die echte bewußte Lüge ist die unschuldigste, weil sie vom Täter erkannt werden kann. Aber diese echte Lüge ist sehr selten. Das Unterbewußtsein besorgt die Denkfälschung, so daß man im praktischen Verstande weder dem Manne noch der Frau Verlogenheit vorwerfen kann; beide glauben an ihre Vorwände. Beide sind in diesem Sinne gleichweise moralisch schwachsinnig — der Mann, weil er es nicht nötig hat, seine Machtansprüche einer Selbstkontrolle zu unterwerfen, die Frau, weil sie ihre an sich dürftigen Erfahrungs- und Auswirkungsmöglichkeiten nicht auch noch durch Zweifel beunruhigen darf.

Wie sind aber die echten Denkleistungen, die „ewigen" Gesetze, die der Mann der Natur und der Welt vorgeschrieben hat, zustande gekommen? Die Er-

Digitized by Google

kenntnis der Wahrheiten und das Ringen um objektive Gültigkeiten bleibt doch eine der großartigsten Leistungen des männlichen Geistes. — Abgelöst zu denken im Dienste einer Wahrheit (gleichviel welcher), ist eine Angelegenheit nicht nur der Denkschärfe und der Intuition, sondern eine sittliche Angelegenheit des Charakters. Um Erkenntnisse teilhaftig zu werden, bedarf es zuerst einer Leistung des Willens, zur Erlangung jener Selbstüberwindung, die von sich selbst abzusehen lehrt. Dieses Vonsichabsehen wird durch die Mechanik des Unterbewußtseins, in dem die vitalsten Lebensinteressen des Menschen ruhen, zum wenigsten erschwert, meistens aber sogar verhindert. Die Denkfähigkeit als solche nützt gegen die Sabotage des Unbewußtseins gar nichts, denn der Intellekt läßt alles durchschlüpfen, was den subjektiven Wünschen nicht paßt. Der Lebenswille reguliert leise und unmerklich die Resultate des Denkens. Die Gemüts- und Willenslage schreibt es dem Verstande vor, wann und ob er in Funktion zu treten hat. Darum geht der Weg zur Wahrheit nur in zweiter Linie durch das Denken (das freiwillig funktionell unentbehrlich ist) und in erster Linie durch die Moralität des Charakters. Das gewaltige Denkwerk eines Kant ist auf dem Boden der Gewissenserforschung erwachsen. Die heroische Resignation, die darin beschlossen liegt, die Grenzen der menschlichen Erkenntnis sich einzugestehen und auf die Welt des Übersinnlichen zu verzichten, war ein Akt der Charakterstärke. Diese Willensbereitschaft, diese Selbstkontrolle und Selbstzucht hat dann seinem (allerdings gewaltigen) Denkvermögen den Forschungsweg gewiesen. Man könnte geneigt sein, die Verwandtschaft zwischen Charaktergröße und Denkgröße, die man bei Kant deutlich spürt, für einen individuellen Fall zu halten. Aber auch der französischste Franzose, Descartes, muß eine Ahnung von dem Zusammenhange von Denkwillen und Erkenntnisfähigkeit gehabt haben, wenn er den seltsamen Satz formulierte, daß jeder Irrtum eine Sünde sei.

Diese echte Denkobjektivität, die ihre Wurzeln im Gewissen hat und nicht in der Verstandesschärfe, hat zur Erlangung der großen geistigen Erkenntnisse befähigt. Zu ihr können beide Geschlechter gelangen, weil beide der Willenslenkung, die das sittliche Gewissen diktiert, fähig sind. Daß die Frauen viel schwerer objektiv denken können, beruht nicht auf einer zerebralen Schwäche, sondern auf einem moralischem Versagen, sie können es sehr wohl, aber sie wollen es nicht. Wenn der Mann viel leichter und eher zur echten, überpersönlichen Denkobjektivität gelangt wie die Frau, so liegt das wiederum in seiner herrenmäßigen Freiheitsstellung begründet; denn der saturierte Mensch, der „glückliche" ist zur objektiven Gerechtigkeit, zur Großmut und zur Überlegenheit disponierter. Das Kreuz ihres Geschlechtes, das die Frau ihr ganzes Leben lang schleppen muß, erschwert den Zugang in die Region des überpersönlichen „Vonsichabsehens". Dennoch ist ihr Gewissen gleichzeitig ein wacheres als das des Mannes, weil alle Ghettovölker wiederum intellegibler sind als Herrenvölker. Das Reich der Erkenntnis ist ihr so — freilich auf einem anderen Wege — zugänglicher als dem Manne. Eins ist ihr aber versagt, die Gestaltungskraft. Darum bleiben alle Wahrheitserfassungen bei der Frau in der Zone des Seherhaften, Ahnungsmäßigen. Sie fühlt und wie sie sehr viele Männer, daß sie ein Wissen und eine Erkenntnis-

Digitized by Google

möglichkeit hat, die dem Manne verschlossen ist. Aber da dieses Wissen sich nicht objektivieren läßt, ist es so gut, als sei es nicht da.

III.

Immer, wenn am Lebensorganismus ein Notstand oder eine Wunde entstanden ist und frißt, erzeugt die Natur innerhalb der menschlichen Gesellschaft Abwehrfermente, um eine Vergiftung des ganzen Blutes zu verhindern. Die Frauenbewegung war ein solcher Selbstheilungsprozeß eines in seinen Naturgrundlagen erschütterten Geschlechtes. Im Gewande einer utilitaristischen „politischen" Aktion vollbrachte sie eine ungemein große Erziehungsarbeit. — Immer hat der Geschichtsschreiber sich zu hüten, die Wappenschilder und Devisen der menschlichen Kampfgruppen wörtlich zu nehmen. Völker, Parteien und Stände kämpfen oft jahrhundertelang um eindeutige Ziele und bewirken am Ende etwas ganz anderes, als sie sich gestellt hatten. Der geheime Wille, der den Kämpfern unbewußt ans Licht drängt, benutzt ihre Zielsetzungen oft nur. Wenn Sowjetrußland den philosophisch mageren Marxismus zur Staatsreligion erklärt, so hat man sich zu fragen, welchen staatserhaltenden Kern der Marxismus verhüllt (wahrscheinlich die Erziehung des im halbmittelalterlichen Bauerntum befangenen Russen zur europäischen Arbeitsethik und Arbeitsdisziplin. — Laborare necesse est, vivere non necesse est! Und das ist ein im Gewande ökonomischer Flachheit versteckter mächtiger staatsbildender Instinkt). So glaubte auch vor 50 Jahren die Arbeiterklasse durch den Sozialismus sich allein zu befreien und sie zwang die ganze Gesellschaft in all ihren Schichten Gemeinsinn anzunehmen. Die Frauenbewegung kämpfte für „Gleichberechtigung" und sie erreichte, daß die Frauen weiblicher und frauenbewußter wurden, als es ihre familierten Vorgängerinnen gewesen waren. Alle Kämpfe der Menschheit sind unbewußte Diversionsgefechte.

In anderen Zeitaltern hätte die wirtschaftliche Entwurzelung und seelische Unterhöhlung großer Teile des weiblichen Geschlechtes zu geistigen Massenerkrankungen geführt. Die Geschichte des Mittelalters ist voll von ihnen. Sie rasten nicht nur in den Frauenklöstern, sondern auch im bürgerlichen Leben. Die Gestalt der Hexe (die außerordentlich vieldeutig ist) trägt meist die Elendszüge der aus ihrem Familienverband herausgetretenen, sozial entwurzelten, proletarisierten und darum schutz- und haltlos gewordenen Frau. Es ist in diesem Zusammenhange nun sehr bezeichnend, daß die Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts auch einer Auflösungsperiode das Recht auf Arbeit und zwar auf männliche Arbeitsart geltend machte und als höchste Daseinserfüllung der Frau ansprach. Dieses fanatische Bestehen auf Berufsausbildung des Mädchens außerhalb der Familie (das außerdem noch volkswirtschaftliche Grundlagen rein dynamischer Art hatte) verbirgt gerade einen sicheren sittlichen Instinkt; denn der Überentwicklung des gattungsmäßigen, die sich bei der Frau des Bürgertums gerade durch die Einschränkung der Gelegenheit herausgebildet hatte, ist am ehesten — das weiß jeder Seelenarzt — durch Arbeit, Disziplin und sinnvolle Beschäftigung zu begegnen. Die Arbeitsethik der Frauenbewegung

Digitized by Google

ist eine, selbstverständlich unbewußt angewandte, Heilpädagogik. So forderten die Frauenrechtlerinnen (die alle radikale Feministinnen waren und ihre therapeutischen Funktionen nie zugestanden hätten) immer wieder mit unerbittlicher Konsequenz neben der Eroberung der bislang männlichen, z. B. der akademischen Berufe, die Versachlichung der spezifisch weiblichen Beschäftigungen (Hauswirtschaft und Kinderpflege). Sie ahnten nicht, mit welcher inneren Berechtigung, denn die Erlernung der Hauswirtschaft innerhalb der Familie an der Seite von Mutter und Schwester nimmt unausweislich den Charakter eines erotischen Interesses an. Das Kochenlernen hat für Mutter und Tochter durchaus die Bedeutung eines Analogiezaubers. Die Vorstellungskette — Verlobung, Heirat, Liebesglück — stellt sich ohne weiteres in dieser Umgebung bei allen Braten und Soßen ein. Wenn eine Mutter von ihrer Tochter sagt, „sie lernt jetzt kochen", so weiß man in Frauenkreisen Bescheid (übersetzt heißt das, sie macht sich Hoffnungen, oder doch jedenfalls — sie ist geschlechtsreif). Die systematische und unpersönliche Schulung der Mädchen in hauswirtschaftlichen Fachschulen bedeutete, abgesehen von den ökonomischen Anlässen, eine Reinigung der Luft. Auch die Ausübung des weiblichen Pflegetriebes in Kinderkliniken, Kinderhorten und Säuglingsheimen war eine Bewahrung. Die neugierig-schwüle Atmosphäre, die in familiert lebenden Frauenkreisen so leicht entsteht, verdichtet sich mit Vorliebe in den Wochenstuben und an den Kinderwiegen der verheirateten Schwestern und Freundinnen.

Die Eroberung der männlichen objektiven Kultur vollends erwies sich als eine Gnade Gottes für dieses dumpfe und unbewußt leidende Geschlecht. Nur die Bewußtmachung seiner selbst und die Anleitung zum Selbstdenken konnte es von seiner dumpfen Triebhaftigkeit erlösen. Ob die geistige Kultur als solche durch die Mitarbeit der Frau eine artneue Bereicherung erfahren kann, ist noch nicht zu entscheiden, ebensowenig wie die Frage, ob sie die ihr eigentümliche Denkart überhaupt im Bereiche der männlichen Wertmaßstäbe zur Geltung bringen wird. Aber überspringen konnte sie diese Stufe der wissenschaftlichen Denkschulung und der Gewöhnung zur formalen Sachlichkeit auf keinen Fall. Alle Menschengruppen mit Unterlegenheitsgefühlen können sich nur durch formale Bildungsaneignung befreien. Den Frauen das Ohnmachtsgefühl des Stummseins, des Nichtganzerwachsenseins durch den Aufstieg auf die Stufe der männlichen Geistigkeit genommen zu haben, ist einer der echten Befreiungsakte der Frauenbewegung, durch den sie sich freilich selber, wie alle Emanzipationsbewegungen, wenig Ansehen verschafft hat. Sie war eine sozial-charitative Leistung großen Stils und hat mit ihr das weibliche Geschlecht, das am Ausgange der bürgerlichen Kultur in seinen Elementargrundlagen erschüttert war, gesund erhalten und es, freilich ohne es zu wollen, weiblicher gemacht als die familierten Frauen es waren. Denn mit der Stärkung des Selbstbewußtseins, das die „Gleichberechtigung" mit dem Manne hervorrief, erwachte auch erst das wirkliche Frauenbewußtsein und der Mut zu sich selbst.

Die Probe auf das Frauentum altbürgerlichen Stiles, das nicht emanzipiert und nicht intellektualisiert seinem „natürlichen" weiblichen Pflichtenkreise

Digitized by Google

lebte, hat eine andere Bewegung der letzten 25 Jahre gebracht, die Jugendbewegung. Jugendpsychologen und Kulturhistoriker haben ihr mannigfache und feinsinnige Deutungen gegeben. Innerhalb einer weiblichen Charakterologie erhält die leidenschaftliche Absage dieser Jugendgeneration an die autoritativen und erziehenden Mächte die Bedeutung einer schweren Anklage gegen die Frau in ihrer Funktion als Frau und Mutter. Man kann dem weiblichen Geschlechte die Autonomie zu selbstgesetzlichem, geistigem Schaffen absprechen. Eine absolute Forderung aber muß man an es stellen: daß die Frau die Verbindung mit der reinen Natur aufrechterhält und im Reich des Lebendigen das Gleichgewicht zwischen Natur und Sittlichkeit mit unfehlbarer Sicherheit immer von neuem findet. Man darf von ihr verlangen, daß sie Wahrerin des Naturzusammenhanges bleibt und von dieser sicheren Grundlage aus sich als die berufene Erzieherin des Kindes und der Jugend erweist. Diese Probe hat die Frau (des bürgerlich-kapitalistischen Zeitalters) nicht bestanden. Die Empörung der ersten Jugendbewegungsgeneration gegen die Seelenlosigkeit einer entgötterten Welt, ihre Flucht in die Wälder und ihre verzweifelte Primitivität bewiesen, daß es für sie kein „Hinab zu den Müttern" gab. Kinder und Jugendliche aber erwarten von ihren Eltern, erwarten von der Mutter vor allem, daß sie in Dingen der Natur und des geschlechtlichen Lebens unbedingt sicher und führend sind. Diese selbstverständliche Sicherheit und Führerschaft im Gebiet der Natur konnte aber die Frau der bürgerlichen Gesellschaft am allerwenigsten aufweisen. Die besten unter ihnen legen dem elementaren Leben gegenüber eine völlige Hilflosigkeit an den Tag. Geradezu erschreckend und erschütternd als moralisches Symptom ist die Aufklärungsliteratur für Frauen, die theoretischen Anweisungen, Kindern und heranwachsenden Menschen das Geheimnis des Lebens zu erklären. Das Klägliche ist dabei nicht diese Literatur selber, sondern die Tatsache, daß solche Bücher überhaupt geschrieben werden müssen, daß solche Anweisungen nicht gänzlich überflüssig sind. Die erzieherischen Funktionen der Frau auf dem Gebiete des natürlichen Lebens beschränken sich darauf, die Jünglinge laufen zu lassen und die Mädchen unberührt ins Ehebett zu bringen.

Die Jugend aber, die die Unsicherheit in den elementarsten Dingen des Lebens mit unfehlbarer Sicherheit spürt, quittierte mit der ihr eigentümlichen grausamen Unbedingtheit mit Verachtung. Die Kollektivverachtung einer ganzen Generation nennt man Jugendbewegung.

Die Sezession aus der bürgerlichen Gesellschaft führt meist zur anarchischen Gestaltlosigkeit im Gemeinschaftsleben der Menschen. Die Jugendbewegung war als Gesellschaftsbildung so eigengewachsen, daß sie einen Lebensstil ausbildete, der sie — für kurze Jahre — ein Gemeindeleben entfalten ließ, in dem geistige Wachheit und Verantwortlichkeit, sittliche Instinktsicherheit und ein menschliches Zusammengehörigkeitsgefühl sich zu einem schönen Feuer paarten. Wohl nicht länger als fünf, höchstens zehn Jahre hat dieses Feuer gebrannt. Aber auf keiner Weltanschauungstagung und philosophischen Woche der Erwachsenen hat wohl der platonische Eros die Geister so zusammengeglüht, sind die Wellen des Gemeinschaftslebens so harmonisch verrauscht,

Digitized by Google

wie auf vielen der Zusammenkünfte ihrer kleinen Gruppen. Dann proletarisierte sie rasend rasch und wurde, als sie längst verrauscht war, entdeckt[1]. Etwas Greifbares hat sie nicht hinterlassen. Die ihren Trägern eigentümliche schöpferische Befähigung lag in der Auswirkung eines neuen Lebensgefühles und einer neuen Moralität. Bei ihnen fand man etwas, was sonst landauf, landab in der Welt schwer zu finden ist: echte Jünglinge und echte Jungfrauen. Die Jüngsten konnten hier etwas, was auch bejahrte Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft nicht können: fremden Liebeserlebnissen gegenüber eine uninteressierte Sachlichkeit beweisen. Diese Mädchen wurden nicht rot, außer da, wo man rot werden muß. Sie gickelten und gackelten, schwätzten und schnupperten nicht in einem fort. Sie ließen nicht ihren Sexualneid ausrasen, auch da nicht, wo sie selber leer ausgegangen waren. Und die Jünglinge waren in den Redeschlachten für die gegensätzlichen Meinungen ebenso restlos empfänglich wie für ihre eigene Selbstbetätigung. Der Nationale ehrte den Sozialisten, der Kantianer den Antroposophen, der Bürgersohn den Proletarier. Die Männer hatten keinen Erfolgneid, die Frauen keinen Sexualneid und beides war ein Wunder. Es war aber möglich, weil eine Gesinnungswandlung in diesen wenigen Menschen aufgebrochen war. Ohne die stützenden Vorbilder einer Religion war eine Moralität gewachsen, die den Geist zur echten Sauberkeit, nicht zur formalen Logik bildete, eine Geschlechtlichkeit, die nicht die Auswege betrat, die im Bürgertum der Jugend offenstehen: „Ausleben" beim Mann und sexuelle Neugierde beim Mädchen. Diese Menschengruppe war ein schönes Beispiel, das die innere Freiheit des Menschen zur Entfaltung seiner höchsten Menschlichkeit bringen kann, ohne sein Verantwortungsgefühl gegenüber der Umwelt abzustumpfen.

[1] Über den eigentümliche Geist dieser Tagungen und die Auflösung dieser kleinen Gesellschaft innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft vgl. Elisabeth Busse-Wilson, Stufen der Jugendbewegung. Eugen Diedrichs-Verlag, Jena 1925.

Digitized by Google

THEORIE UND PRAXIS DER GERICHTLICHEN SCHRIFTUNTERSUCHUNG

Wir brauchen nicht darauf hinzuweisen, daß die bisherige Handhabung der gerichtlichen Schriftuntersuchung in mehr als einer Hinsicht verbesserungsbedürftig und daß an solcher Verbesserung die Rechtsprechung und folglich die Öffentlichkeit in hohem Grade interessiert ist; denn das dürfte heute in weiten Kreisen bekannt sein. Weniger allgemein bekannt ist dagegen, daß die Schriftvergleichung zum Zweck der Identitätsermittlung eine vielleicht einzigartige Mittelstellung einnimmt zwischen der Phototechnik und der Psychologie. Niemand kann als ein tauglicher Schriftexperte gelten, der nicht über erprobte Fertigkeit in der Ausübung der neuesten phototechnischen Methoden verfügt, aber auch niemand, der nicht aufs genaueste mit allem vertraut ist, was die Psychologie der Handschrift über den Identifizierungswert der zu vergleichenden Merkmale festgestellt hat. Da gerade diese Seite der Sache teils noch völlig verkannt und vernachlässigt, teils ohne genügende Vorbildung behandelt wird, ist ein besonderer Abschnitt für gerichtliche Schriftuntersuchung in der Zeitschrift für Menschenkunde durchaus an seinem Ort. Dieser Teil will in erster Linie bewährten Experten und ernsten Handschriftenforschern Gelegenheit bieten, sowohl neue Ergebnisse als auch besonders lehrreiche Fälle öffentlich vorzulegen. Er wird ferner seine Spalten der sachlichen Aussprache über theoretische wie praktische Fragen des Gebietes öffnen, und er nimmt, wie sich für ein Unternehmen von selbst versteht, das dem Fortschritt der Wissenschaft zu dienen berufen ist, das Recht allseitiger Kritik in Anspruch. Die Mitarbeit hervorragender Fachleute ist gesichert. Und so dürfen wir hoffen, mit dieser Zugabe eine praktische Anwendung der Psychologie zu bieten, die durch ihre eminente Bedeutung für die Rechtsprechung es besonders eindringlich nahelegt, daß die Seelenwissenschaft, weit entfernt, eine gelehrte Liebhaberei zu sein, in Fragen des öffentlichen Lebens mehr und mehr zu Worte zu kommen verdient.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Ein Fall von präparierter Textfälschung

Von A. Delhougne, Schriftexperte (Lörrach/Baden)

Eine der schlimmsten Fallen für die Rechtspflege im allgemeinen und für den Schriftsachverständigen im besonderen sind die sog. präparierten Schrifttexte, d.h. solche Texte, die vom Fälscher im Wortlaut und in der räumlichen Anordnung auf dem Papier derart vorbereitet werden, daß es später verhältnismäßig leicht wird, den Sinn in das Gegenteil zu verkehren. Da muß Wissen und Streben in jeder Beziehung angespannt werden, um im Wettlauf mit dem Verbrechertum nicht zu kurz zu kommen. Beim hier zu besprechenden Falle kommen auch dunkle Linien zur Sprache, wenn auch diesmal ohne dunklen Untergrund. —

Als Erläuterungsunterlage diene folgendes: Ein elsässisches Gericht hatte mir auf Antrag der Partei Mahs den Auftrag erteilt, verschiedene Unterschriften auf ihre Echtheit zu prüfen. Der uns hier allein interessierende dritte Fall war eine präparierte Textfälschung. Die beigegebene Abbildung zeigt die dem Gerichte vorgelegte Bescheinigung, die man zunächst ohne jede Deutungsabsicht auf sich wirken lassen möge. Nach § 440 Abs. II der C.P.O. hat der über einer echten Unterschrift stehende Text die Vermutung der Echtheit für sich. Aber § 440 Abs. I der C.P.O. sagt: „Die Echtheit einer nicht anerkannten Privaturkunde ist zu beweisen."

Aschner hatte nun nicht nur die Echtheit der Unterschrift bestritten, sondern er schrieb mir auch unter feierlichen Beteuerungen, daß er das Schriftstück nicht unterzeichnet habe; ich möge die Sache doch sehr sorgfältig prüfen. Ich erwiderte ihm, daß ich mich durch seine Beteuerungen nicht beeinflussen lassen dürfe. Ich würde alles unparteiisch untersuchen und, wenn er mich dabei aufrichtig unterstützen wolle, so möge er mir noch einige frühere Wechselabschnitte mit seinem Namen senden, dazu ein großes Blatt mit der Überschrift: „Schriftproben des Emil Aschner usf." Auf das Blatt möge er dann morgens, mittags und abends oder zu jeder Tageszeit, in guter und in übler Laune, bei guter und mangelhafter Beleuchtung seinen Namen schreiben. Auf diese Art bekam ich 22 echte Unterschriften in allen individuellen Variationen, welche die unumstößliche Echtheit der fraglichen Unterschrift zeigten. — Da es sich hier nicht um die Auswertung von Variationen handelt, so kann ich auch diesen Teil füglich übergehen.

Aber die Tatsache, daß der unzweifelhafte Schreiber der fraglichen Unterschrift diese unter den heiligsten Beteuerungen abstritt und trotzdem das Material herbeischaffte, wodurch die Echtheit bewiesen werden konnte, war vorab ein kriminalpsychologisches Rätsel. Dieser innere Widerspruch reizte dazu, den formellen Auftrag des Gerichtes betr. Unterschriftsprüfung zu überschreiten und die Frage so zu erweitern, wie sie der Richter gestellt haben würde, wenn ihm selbst die Vermutung der Wahrheit gekommen wäre. Von da bis zur Textuntersuchung war es nicht weit.

Wer nicht mit „Formenblindheit" behaftet ist, dem müssen sogleich gewisse graphische Mängel des Textes in die Augen fallen. Man lese zunächst die links

Digitized by Google

vermerkten Zeilen 1—10 bis zu den Grenzkreuzchen. Sie zeigen den ursprünglichen Text. Die Zeilen 1—7 und der Ortsname von Zeile 8 sind von Mahs geschrieben. — Der Rest des Datums in Zeile 8 und das Datum in Zeile 10 sind auf den Wunsch des Mahs von Aschner geschrieben. Man ersieht unschwer, weshalb Mahs in Zeile 8 noch den Ortsnamen verhältnismäßig tief hinschrieb. Er wollte Raum zur Einschiebung der Zeile ø = 16 gewinnen. Denn alle rechts bezifferten Zeilen und Zeilenteile 11—21 sind (von den Grenzkreuzchen ab) später geschrieben. Liest man nun den ganzen Text ohne Beachtung der Grenzkreuzchen, dann fällt als besonders hervorstechender Unterschied auf, daß Aschner auf dieser Seite eine Abrechnungsforderung anerkennen soll, die auf der Rückseite unten noch etwa 2 Zeilen Raum für eine Aschnersche Anerkennung gehabt hätte, und ebenso willig, wie Aschner das II. Datum in Zeile 10 ganz schrieb, würde er auf der Rückseite unter die von H. Mahs geschriebene und auf den gleichen 4. Dezember 1910 datierte Abrechnung seinen Namen geschrieben haben, wenn er eben mit der Aufstellung einverstanden gewesen wäre. Ob die rückseitige Aufstellung bereits vorhanden war, als Aschner den kürzeren Text unterschrieb, erscheint unwahrscheinlich, auch unerheblich; denn aus der folgenden Feststellung ergibt sich zweifellos, daß er sie nicht beachtet hat. Da aber solche allgemeinen Erwägungen nicht ausreichen, so treten wir in die Beweisführung ein, wobei uns in erster Linie die graphisch erkennbaren Widersprüche leiten sollen.

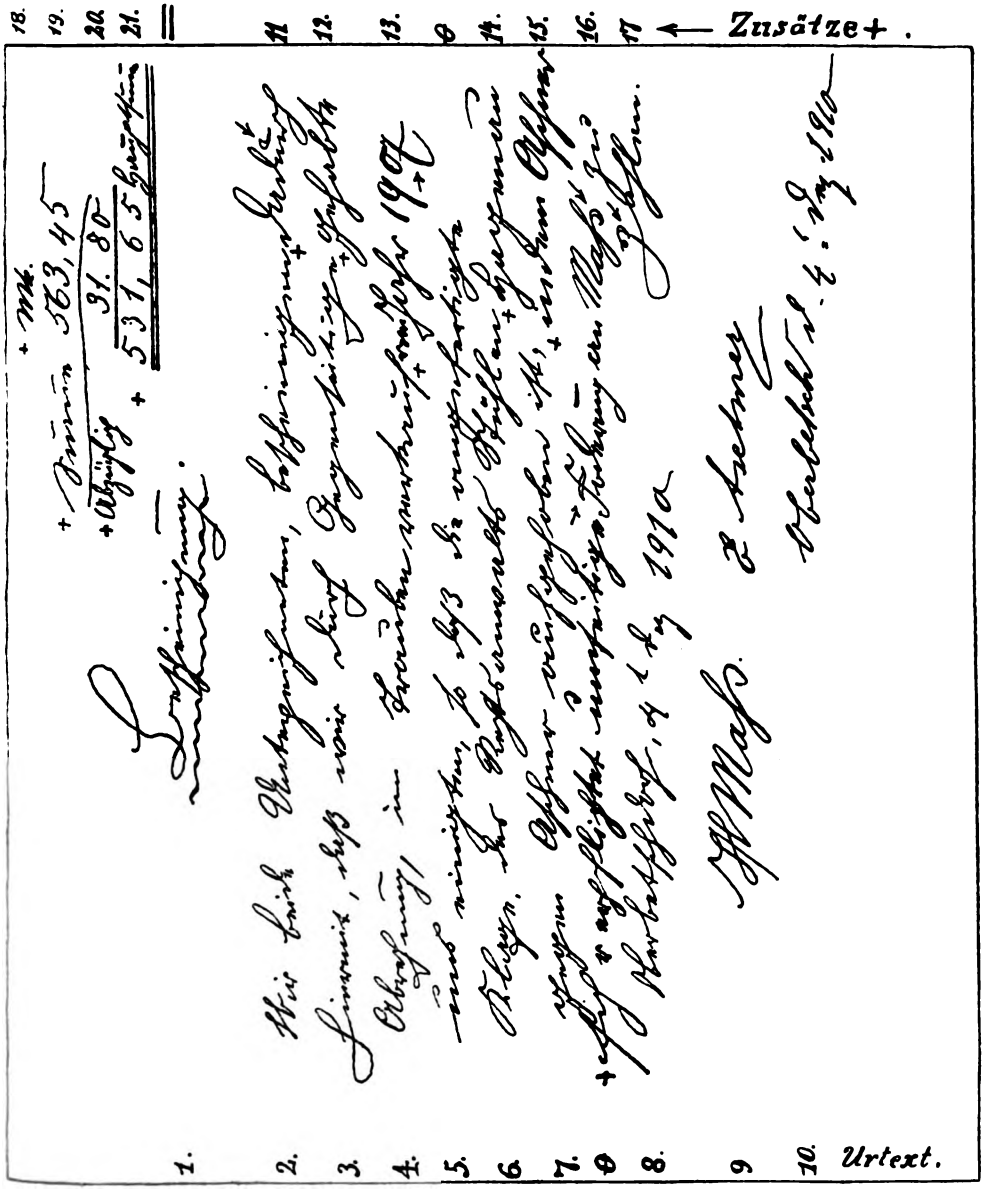
I. Als in die Augen springende Tatsache sehen wir in Zeile 1 eine starke Unterschlängelung, die mit der fast geradlinigen freihändigen Unterstreichung in den Zeilen 18—21 (rechts) und noch mehr mit den Linealstrichen der fingierten Abrechnung auf der Rückseite in schreiendem Widerspruche steht. — Bei Abrechnungen ist der Linealstrich das allgemeinübliche Abschlußzeichen. Der Hinweis auf die „umseitige" Abrechnung leidet also Not wegen der mangelnden Einheitlichkeit der Arbeit, die hiernach in drei verschiedenen Sitzungen zustande kam: 1. Gruppe der Zeilen 1—10 (Unterschlängelung), 2. Gruppe der Zeilen 11—21 (bes. 18—21) mit freihändigen Strichen, die gerade sein sollten, 3. Gruppe der fingierten Abrechnung auf Rückseite von nur 12 Schreibzeilen mit sieben Linealstrichen.

II. In Zeile 2 sehen wir nach normal verlaufenden, flüchtigen und abnehmenden Schreibbewegungen nach dem Kreuzchen ein plötzliches Revirement an kraftvollem Willensausdruck, der sich in Druckstärke, in übergewöhnlicher Größe des d und in dem stark gespreizten u-Haken zeigt, der beide Federfurchen ohne Zwischenfüllung aufweist (Trockenschrift!).

III. In Zeile 3 zeigt sich ein ähnlicher Widerspruch durch das plötzliche Hochspringen der ideellen Schriftlinie, durch die etwas größere bizarre g-Form (vgl. Zl. 7) und die erheblich größere e-Form, und dieses im sog. Ermüdungsstadium, dem Zeilenende! —

IV. Noch auffälliger erscheint Zeile 4, in welcher nach meiner Auffassung nach dem „Präparierzettel" zuerst: „Jahr 1907" eingesetzt wurde; das übersehene, allenfalls auch entbehrliche „vom" wurde noch zwischengeschoben. Die Vergrößerung und die auffallende Verstärkung des J ist durch Vergleich

Digitized by Google



mit dem T derselben Zeile feststellbar, und die starke Spreizung der Ziffer 7 ist nach dem Gesagten sofort verständlich. Aber wenn die Richtung der Grundstriche dieser Zeile noch beim f bloß 40° Abweichung von der Wagerechten zeigt, so zeigt der Zusatz eine Steigerung auf 60°. — Nach Mahs soll

Digitized by Google

das alles in ein und derselben Sitzung geschrieben sein! Jeder aufmerksame Leser schüttelt unwillkürlich den Kopf; und auch mir ist in lebenswahrer Form ein solches Schreibmirakel am Zeilenende noch nicht vorgekommen.

V. Die Zeile 5 ist in keiner Hinsicht zu beanstanden. Sie ist vielmehr die volle Bestätigung für die bisher erfolgte und die noch folgende Abgrenzung des Urtextes.

VI. In Zeile 6 tritt beim Grenzkreuzchen wieder eine Druckverstärkung nach der abnehmenden Silbe „en" ein, die bis zum Zeilenende anhält. Das Steilerwerden der Schattenstriche ist erkennbar, auch die erheblich weitergreifende Verhüllung des linksläufigen u-Hakens, die in diesem Umfange bei keinem andern u-Haken des Mahs festgestellt werden konnte, auch nicht auf den übrigen Schriftstücken von seiner Hand, die hier aus begreiflichen Gründen nicht alle reproduziert werden konnten.

VII. In Zeile 7 ist die auffallende Druckverstärkung als Willensausdruck und das erhebliche Tiefersetzen der ideellen Schriftlinie nicht das wichtigste. Viel wichtiger erscheint schon die fallende Richtung des Zusatzes beim Schluß-r, die mit der fallenden Richtung des Zusatzes 12 übereinstimmt. Noch wichtiger mag die Trennung des Wörtchens „indem" in zwei Teile erscheinen. Aber das wirklich bedeutendste, wenn auch unscheinbarste objektive Merkmal ist in Zeile 7 die Umbildung des Satzpunktes beim Kreuzchen in ein Komma. Ein solches Komma mit ähnlicher Abänderung oder halbwegs ähnlicher Form konnte ich in der Handschrift Mahs nirgendwo finden. Dieses ist also eine erhebliche kriminelle Willenskundgebung von höchstem Werte. (Man vgl. bei Hans Groß das unscheinbar kleine Indizium und die Auswertung der Punktbeobachtung in den verschiedenen Arbeiten von Klages.)

VIII. Die folgende Zeile o = 16 nebst dem Schlußwort in Zeile 17 ist ganz eingeschoben. — Wir sehen nicht nur die erhebliche Druckverstärkung, sondern auch drei Federtrockenspreizungen: im Querstriche des F, im Schluß-s des Wortes Mahs (vgl. Zl. 9) und im doppelarkadigen Zuge des z-Kopfes. Damit tritt schon die außerordentliche Wichtigkeit der nur in den Zusätzen vorkommenden „Dunkellinien" hervor, und mit stiller Freude erinnere ich mich der Wertschätzung, die Hans Groß diesen Beobachtungen beilegte.

IX. Stellt die inhaltliche Begründung der Vereinbarung vom Grenzkreuzchen Zeile 7—15 ab den eigentlichen Kern der vorliegenden Textfälschung dar, so ist auch ein anderes unscheinbares Indizium nicht zu übersehen. — Wenn abgesehen von der etwas hypertrophischen Schleife des h in Zeile 3 die Randbildung links sich nach unten systematisch verbreitert (Zeile o = 16 ist vorläufig außer acht zu lassen!), so weist das nach Klages auf Ungeduld und etwas sanguinisches Temperament hin. Wenn wir dann aber das plötzliche Vorschieben der Zwischenzeile 16 nach links beobachten, dann kann von einer „Besonnenheit" nur in dem Sinne die Rede sein, als der gegebene Raum für 8 meist größere Wörter in Zeile 16 nicht ausreichte; Zeile 17 mußte noch zu Hilfe genommen werden, so daß das Wort „zahlen" von dem

Digitized by Google

bereits vorhandenen Datum (Zl. 8) nicht mehr gedeckt wurde. Das Vorschieben des Wortes „sich" in Zeile 16 nach links ist also eine so offensichtliche kriminelle Willenskundgebung wie diejenige in Punkt VII. —

X. Was nun die fingierte Abrechnung in den Zeilen 18—21 (oben rechts) angeht, so wollen wir nicht die Möglichkeit abstreiten, daß das Wort „Summe" und vielleicht eine kleinere Ziffer evtl. in Bleistiftschrift dort gestanden haben kann; aber der Präparator der Zwischenzeile kann auch für Einschiebung der Hundertziffer 5 einen genügenden Raum gelassen haben, und in der Tat möchte ich die linke Ziffer 5 mit den beiden etwas klarer zugefügten 5 aus Zeile 21 als in einer Sitzung geschrieben ablesen. Die Ziffer 5 rechts in Zeile 19 mit dem weitausholenden Flügel stimmt eher zum u-Haken in Zeilen 1 und 4. Daß Zeile 18 sowie 20/21 nachträglich zugefügt sind, wird dem schon geschärften Blick des Lesers nicht entgehen. — Gründe wären hier hinreichend anzuführen. — Man beachte noch die besprochene Unterstreichung.

XI. In Zeile 16 wäre zunächst noch nachzuholen, daß Mahs sich beim Worte „sich" zu verschreiben im Begriffe war; dafür sprechen der Anfangshaken und der h-Haken. Das zweite h zeigt im Schlußzuge auch eine linksläufige Verstärkung, und die offenbare Neigung zu arkadiger Fadenbindung tritt am Ende der Zeile 17 hervor. Das sind alles Dinge, die bei anonymen Schreibereien als unerläßliche Prämissen für die psychische Einstellung geheimen Täuschertums (von Klages) angesehen werden. Wir wollen sie deshalb auch hier nicht übersehen. Das sinistrogyre kleine deutsche h war nachweisbar vorhanden in der Ortsbezeichnung, welche im zweiten Fälschungsfalle in die radierte „Achtungszone" geschrieben worden war. (Gleiche innere Schreibumstände und gleiche Wirkung!).

XII. Leichtere ataktische Knickungen traten ein nur bei den Zufügungen, und zwar unten am J Zeile 13; unten am H Zeile 14 und unten an der F-Spirale von Zeile 16.

XIII. Die stark gepreßte Unterschlängelung in Zeile 1 hat nicht versagt, d. h. es ist keine Trockenregistrierung wie bei den Zusätzen eingetreten, obwohl gleiche Tinte (saure, leichteisenhaltige Blauholztinte) benutzt war. Der Adhäsionstintentropfen folgte also ohne Trennung nach den zwei Federzinken.

XIV. Der Gebrauch einer andern oder einer verletzten Feder für die Zusätze ist immerhin möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich. Aber auf jeden Fall war der Nervenapparat des gleichen Schreibers in einer andern Verfassung, und schon der Laie mag bei der eingeschobenen Zeile 16 das allzu vorsichtige Zwischenschreiben beachten, das zu Anfang und, wo genügend Raum vorhanden ist, ziemlich großspurig auftritt, an andern Stellen sich aber sorgsam hütet, die oben und unten bereits vorhandenen Schriftzeichen zu berühren.

XV. Selbst das Wort „Aschner" in Zeile 7 = 15, das zwar unschwer identifiziert werden kann, verrät doch unverkennbar den Wechsel der Stimmung. —

XVI. Am deutlichsten aber erhellt der Stimmungswechsel aus der Tatsache, daß nach den Kreuzchen Schreibdruck und Größe sich verstärken und gegen

Digitized by Google

Zeilenende durchweg wachsen, während vor den Kreuzchen die normale rhythmische Ermüdung wahrnehmbar ist.

XVII. Wenn aber die Stimmung beim Niederschreiben der Zufügungen erweislich eine andere war als beim Niederschreiben des Urtextes, dann müssen beide Niederschriften zu verschiedenen Zeiten stattgefunden haben. Die zuerst absurd klingende Angabe Aschners, daß er dieses Schriftstück nicht unterzeichnet habe, besteht demgemäß zu Recht! Den Urtext freilich hat er unterschrieben; denn seine Unterschrift ist echt. Die ganze Untersuchung zwingt aber zu der Annahme, daß eine nachträgliche Textfälschung vorliegt, die sorgfältig präpariert war.

Um nun über das Ganze eine klare Übersicht zu gewinnen, vergegenwärtigen wir uns (nach Meyer, Wissenschaftliche Grundlagen der Graphologie, S. 38 bis 39) zunächst, daß „Exaltationszustände einhergehen mit Steigerung, Depressions- bzw. Hemmungszustände mit Herabsetzung von Ausdehnung, Geschwindigkeit und Druck der Schreibbewegung". Klages formulierte dieses Gesetz bereits 1901 (Graph. Monatsh. V, S. 44—45) etwas anders, und in seinen „Problemen" (1910, S. 131 unten) betont er, daß die große Bewegung als solche einer andern Gattung angehört als die eilige und abermals die wuchtige Bewegung (Druck) und daß jedem dieser Bewegungsmerkmale ein besonderes Element der inneren Tätigkeit entsprechen müsse. Im gleichen Monatshefte gibt Klages auch ein psychologisches Grundgesetz von sehr großer Allgemeinheit an: „Die Stärke bewegungsphysiognomischer Auswirkung ist stets das Ergebnis des Zusammentreffens zweier Elemente: der Größe des Antriebs und der entgegengesetzt gerichteten Größe der Hemmung. Es gibt Fälle, wo mit dem Antrieb auch die Hemmung zunimmt; dann wächst die Spannung, und die Auswirkung erfolgt unter beständiger Hemmungsüberwindung."

Hiernach muß für die Zufügungen mit Rücksicht auf die Schriftgröße (besonders des wichtigen Kurzbuchstabens e Zeile 12) den Schriftdruck und das Trockenspreizen ein Erregungszustand angenommen werden. Der Fälscher konnte auch eine gewisse Freude darüber empfinden, daß Aschner ihm in die präparierte Falle gegangen war, den von Mahs vorbereiteten Text angenommen, das begonnene Datum in Zeile 8 vollendet und das Datum in Zeile 10 ganz wiederholt hatte. Der größere Zwischenraum zwischen Datum und Unterschrift fiel hier fort, weil jedenfalls Mahs bereits seine Unterschrift in Zeile 9 hingesetzt hatte und Aschner als Komparent seinen Namen „daneben" zu schreiben hatte.

Ferner haben wir hier ein Zusammentreffen mit steigender Hemmung. Sie zeigt sich vor allem in der verminderten Geschwindigkeit, im Steilerwerden (Zeile 13), in stellenweise verminderter Weite (besonders Zeile 16) und in Zeile 13 beim Wörtchen „vom"; ferner in der größeren Schärfe, die sich besonders in der Hauptfälschungszone der Zeilen 16 und 17 zu viermaliger Trockenspreizung steigert; in der Spaltung des Wörtchens „indem" (Zeile 15) in zwei Teile, im Zeilenfall der Zusätze in den Zeilen 11, 12, 15, 17, endlich im auffallend höheren und tieferen Ansetzen der ideellen Linie in den Zeilen 12 und 15. Ein Hemmungsmerkmal ist auch die gesteigerte Linksläufigkeit

Digitized by Google

am Schlußzuge des zweiten kleinen h in Zeile 16, ferner die Unterlängenvergrößerung, zumal am Anfang der Zeile, wo sie noch unbehindert ist. Rechnet man dazu die Störung der rhythmischen Antriebe, dann ist wohl das Maß der Widersprüche voll, die sich im Vergleich mit dem Urtexte überall abheben.

Zur Vertiefung ziehe man noch aus Klages „Handschrift und Charakter", S. 136, die Tabelle über Lösungsmerkmale (dynamische, weniger dem Willen unterworfene Bewegungseigenschaften) und Gebundenheitsmerkmale (statische, eigentliche Willenskennzeichen) zu Rate. Die meisten Merkmale der Urschrift finden sich auf der Lösungsseite, die der gefälschten Zusätze meist auf der Hemmungsseite. Die seelische Spannung ist bei den letzteren stark vermehrt und steht durchaus nicht im Einklang mit dem Vorwalten der Lösungsmerkmale des Urtextes. Die depressiven Hemmungsanzeichen sind also trotz des Erregungszustandes unverkennbar. Sie geben die unheilvolle innere Spannung kund, die nur überwunden wird durch das offenliegende kriminelle Wollen. Wir vertreten danach die Überzeugung, daß als Grundstimmung bei Abfassung der kriminellen Zusätze ein wirres Gemisch von Freude, Vorsicht, Sorge und Angstgefühlen herrschte; die letzteren wurden aber durch brutalen Willensakt überwunden, und so kam das Verbrechen zur Vollendung.

Will man in ähnlichen Fällen alle wissenschaftlichen Sicherungen anwenden, so ziehe man noch Klages' Gesetze der erworbenen Handschrift (Handschrift und Charakter, S. 140), seine Abhandlung über den Formungswillen (S. 141), ferner (S. 142) die etwa tabellarisch zu ordnende Übersicht über die leichter zu erzeugenden Bindungsmerkmale und die schwerer zu erzielenden Lösungsmerkmale mit den ausführlichen Erläuterungen in Betracht. Man beachte endlich (S. 144) die Klagesschen Schwierigkeitsskalen nach der Aufmerksamkeitsrichtung, nach dem Beständigkeitsgrade und nach den ungewollten Neben- oder Begleitwirkungen. Man wird unsere Feststellungen dadurch erst vollends bestätigt finden, und damit ist auch die wissenschaftliche Begründung der Fälschung abgeschlossen. Die juristische „Vermutung der Echtheit" dieser Privaturkunde ist durch Beachtung aller Gesichtspunkte, insbesondere durch die nicht gerade oft so drastisch zutage tretenden „Trockenspreizungen" hinfällig geworden. —

Die bis zu einem gewissen Grade vorhandene Stimmungsharmonie des Urtextes, die nach der Meinung des Fälschers für die Zusätze hätte vorhalten sollen, weil sie vom gleichen Schreiber und mit der gleichen Tinte hergestellt wurden, ist durch die innere Unwahrheit in die Brüche gegangen, und zwar war es, genau betrachtet, gerade die Willensaktion, die den Fälscher am meisten daran hinderte, die seelische Unbefangenheit, die er bei der Vorbereitung besessen hatte, auch bei der Niederschrift der Zusätze beizubehalten oder neu hervorzurufen. Man sieht daraus wieder, wie schwierig es oft ist, mit Erfolg zu fälschen. Denn, wenn nicht einmal der „Fälscher an der eigenen Handschrift" die zum gewünschten Duktus erforderliche Seelenstimmung ohne weiteres zurückkommandieren kann, so begreift man, wieviel schwieriger es sein mag, in die Seele eines andern sich hineinzuversetzen und seine Stimmung zur Unterlage des gewünschten Ausdrucks zu machen. —

Digitized by Google

Eine derartige Analyse ist nun freilich nicht jedermanns Sache. Wenn aber mancha Rechtspflegebehörden bisher den bloßen Chemikern ein so hohes Maß wissenschaftlicher Beobachtung zutrauten, um sie öffentlich als „Schriftprüfer" zu bestellen, so wird ein solcher Untersucher in den meisten Fällen, wofern er sich seine wissenschaftliche Ehrlichkeit bewahrt hat, sagen müssen: „Diese Kenntnisse habe ich nicht besessen." — Gewiß sind mir auch Vertreter der chemischen und anderer Wissenschaften bekannt, die sich eine Überschreitung auf das gefährliche Gebiet der Schriftpsychologie nicht gestatten, ohne sich mit einem wissenschaftlich arbeitenden Graphologen ins Benehmen zu setzen. Ich verkenne durchaus nicht den Wert der Mitarbeit von Chemikern, Photochemikern usf.; aber ich würde es in jeder Hinsicht begrüßen, wenn in schwierigen Fällen ein Zusammenarbeiten der Chemiker und Physiker mit den Graphologen seitens der Behörden unmittelbar angeregt und verlangt würde. Das Gutachten mag nachher jeder für sich erstatten. Es wird dabei der Chemiker öfter den Graphologen als der Graphologe den Chemiker nötig haben. Dem Graphologen aber wird die exakte Schulung des Chemikers wieder für seine ganze Untersuchung zugute kommen.

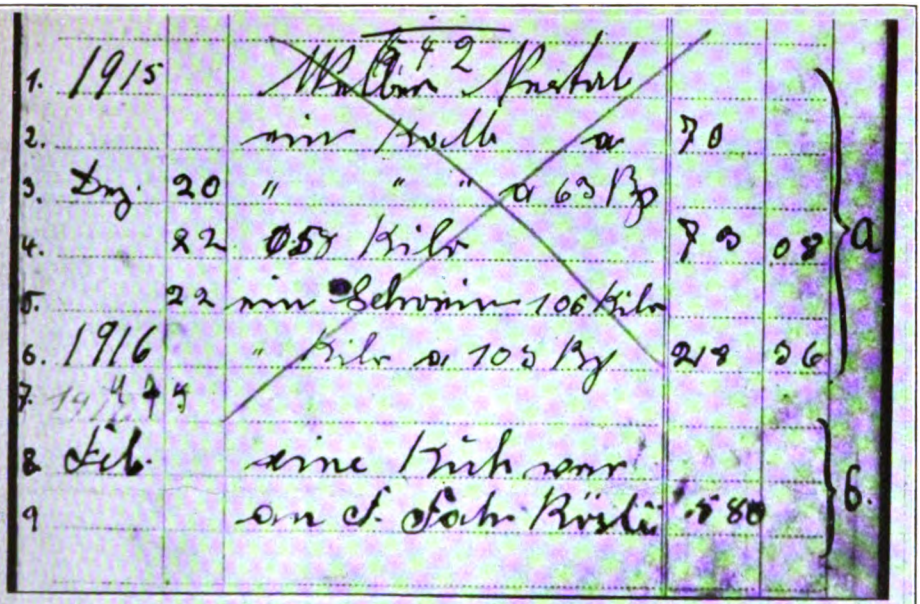
Gerichtliche Schriftuntersuchung und Zeugenaussagen

Von E. Brunner, Zürich-Enge

Im Strafprozeßverfahren der Gegenwart wird der Wert von Schriftgutachten verschieden eingeschätzt. Ebenso wechselnd sind die Gründe, die man gegen die Schriftexpertise gelegentlich ins Feld zu führen pflegt. Wir wollen die Berechtigung der Einwände an dieser Stelle nicht näher untersuchen. Im Vorbeigehen sei nur des noch sehr häufig eingenommenen Standpunktes gedacht, der Schriftexpertise könne eine größere oder geringere Bedeutung nur in Verbindung mit anderen Indizien und mit Zeugenaussagen beigelegt werden. Man wird gerade diese Stellungnahme etwas genauer überlegen müssen angesichts der Tatsache, daß sich aus der Praxis zahlreiche Fälle nachweisen lassen, in denen anscheinend schwerwiegende Indizien wie auch Zeugendepositionen zusammenfielen durch die Ergebnisse der Schriftuntersuchung. Ein solcher Fall sei aus mehreren ähnlichen Fällen als illustrierendes Beispiel unserer eigenen Praxis entnommen, das in mehrfacher Hinsicht von instruktiver Bedeutung ist.

Tatbestand. Zwischen einem Landwirt B. sen. und einem Gastwirt und Schlachtermeister F. bestand seit Jahren ein Gegenrechnungsverhältnis. Der schon betagte B. sen. starb. Nach seinem Tode sollte eine Abrechnung stattfinden. Der Sohn des B. als Erbe machte u. a. auch eine Forderung für eine gelieferte Kuh im Betrage von 580 Franken geltend. Er belegte seine Ansprüche mit einem Tagebuch, in dem B. sen. den Kuhverkauf angeblich eingetragen haben soll. Die Untersuchung wurde durch eine auf beiden Seiten nicht einwandfreie Buchführung kompliziert. Auch die Aussagen der beiden Parteien deckten sich keineswegs und widersprachen sich. So machte der Gastwirt F. u. a. geltend, ein solcher Verkauf habe nicht stattgefunden und figu-

Digitized by Google



1.	1915		~~Weber Nestal~~			
2.			~~ein Kalb a~~	70		
3.	Dez.	20	~~" " " a 63 Rp~~			
4.		22	~~058 Kilo~~	73	08	a
5.		22	~~ein Schwein 106 Kilo~~			
6.	1916		~~" Kilo a 105 Rp~~	28	56	
7.	1917	4				
8.	Feb.		eine Kuh war			
9			an F. Fah. Kösli	580		b.

Fig. 1. Inkriminierter Buch-Eintrag

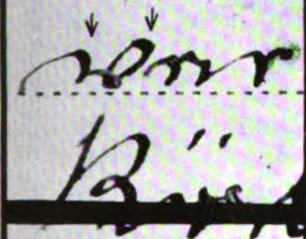
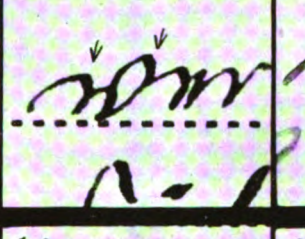
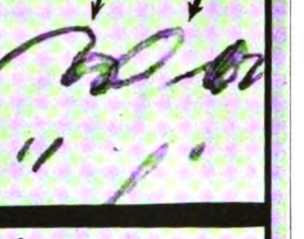
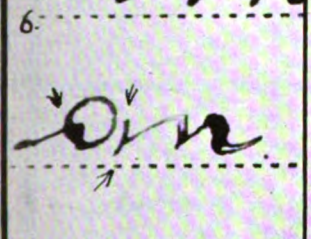
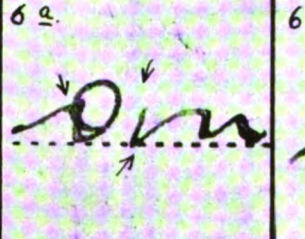
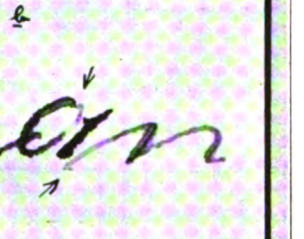
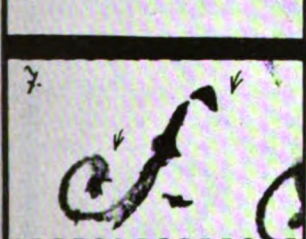
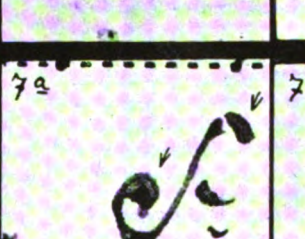
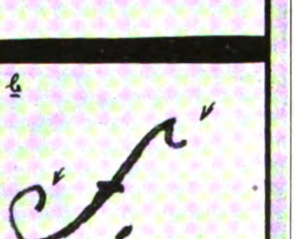
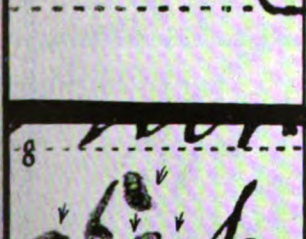
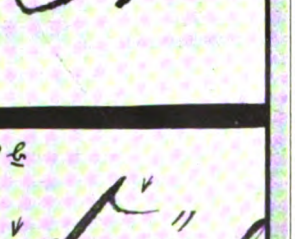
1. an F. Fäh Kösli 5
2. ein Schwein 106 Kilo
3. Kilo a 105 Rp 28.
4. ein Kalb a 70.
5. Zwei stück Birnbaum
6. 20 Kubik a 90 Rp. 18
7. Feb. eine Kuh war
8. an F. Fah. Kösli 5.80

Fig. 2. Handschriftprobe der Frau B. jun.

Taf. I

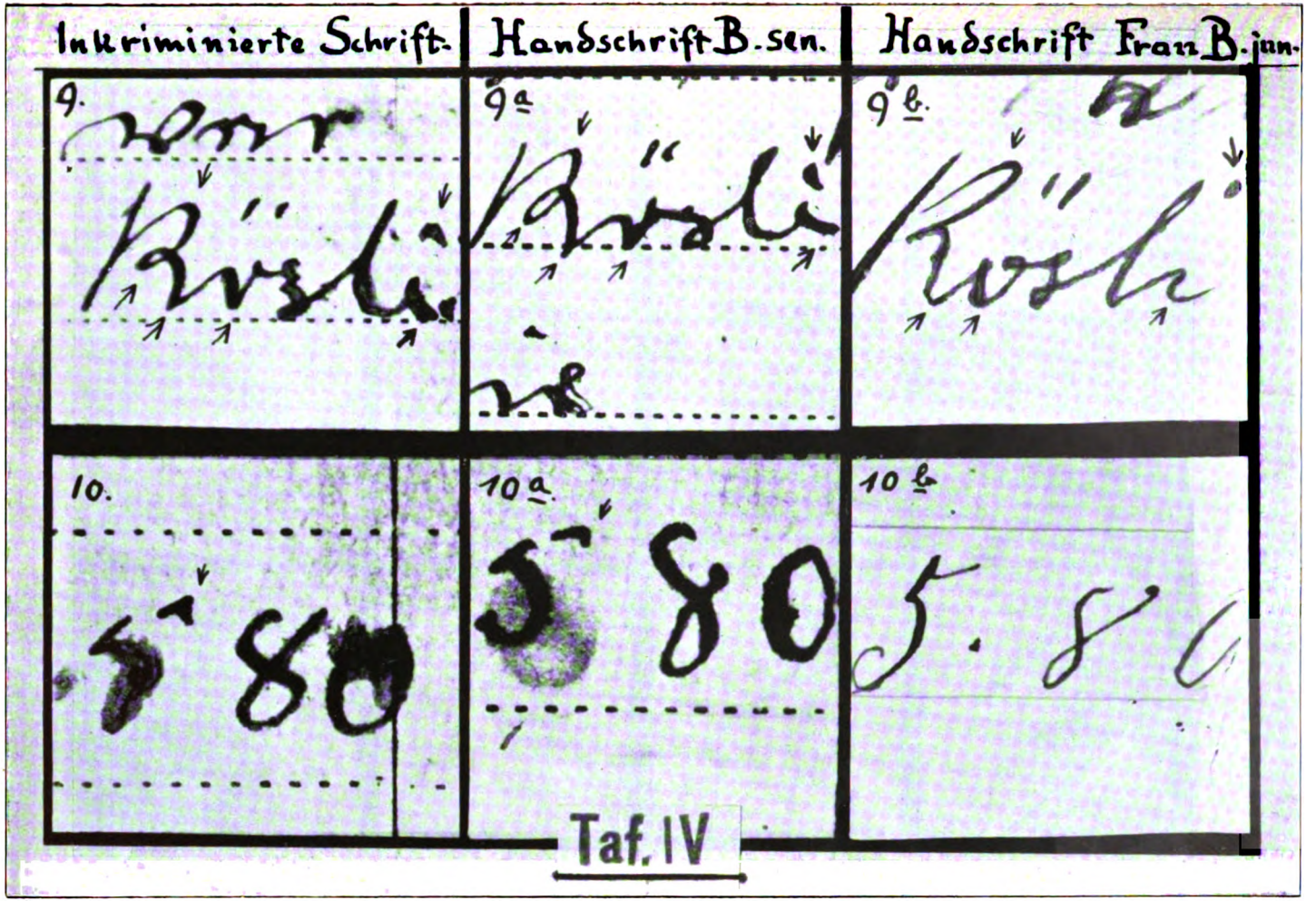
Digitized by Google

Digitized by Google

Inkriminierte Schrift.	Handschrift B. sen.	Handschrift Frau B. jun.
5 	5a 	5b 
6 	6a 	6b 
7 	7a 	7b 
8 	8a	8b 

Taf. III

Digitized by Google



Digitized by Google

riere auch nicht in seinen Büchern. Im Verlaufe der Untersuchung wurde sodann die Vermutung ausgesprochen, der von B. jun. geltend gemachte Bucheintrag sei erst nachträglich und zu Prozeßzwecken vorgenommen worden. Diese Vermutung gewann denn auch an Boden durch die schwerwiegenden Aussagen der jungen Frau des B. jun. Sie behauptete, den inkriminierten Eintrag im vorgelegten Tagebuch auf Geheiß ihres Mannes selbst geschrieben zu haben, und zwar kurz vor der Verhandlung vor dem Friedensrichter. Weiter gab sie an, sie sei von ihrem Gatten beauftragt worden, die Schriftzüge zu verstellen und sie möglichst nach der Handschrift des alten B. sen. zu gestalten. Zum Zwecke des vorzunehmenden Eintrages habe ihr Mann aus dem nebenan liegenden Laden noch ein frisches Fläschchen Tinte geholt, mit der sie dann auch geschrieben habe. Nicht unerwähnt bleiben darf die Tatsache, daß die junge Frau des B. jun. mit diesem im Scheidungsprozeß lag. Noch ist zu vermerken, daß der fragliche Eintrag auf das Jahr 1916 datiert war, angeblich aber erst im Frühjahr 1924 entstanden sei. Die zeitliche Differenz betrug also 8 Jahre.

Aus diesem Sachverhalt ergeben sich vom strafrechtlichen Standpunkt aus die Anklagepunkte von selbst. Für den Schriftsachverständigen wurden folgende Fragen formuliert:

1. Ist der inkriminierte Eintrag im Tagebuch des B. sen. echt oder gefälscht?
2. Ist die Fälschung, falls eine solche vorliegt, wirklich von Frau B. herrührend oder allenfalls von wem?

Hinsichtlich des B. sen. lag ein umfangreiches Handschriftmaterial vor, und zwar in Form einer beträchtlichen Reihe eigenhändiger und chronologischer Einträge, die vor und nach der kritischen Zeit entstanden sind. Dahingegen mußten von Frau B. verschiedene Diktatproben abgenommen werden, wobei sie auch gehalten wurde, die Handschrift des B. sen. möglichst getreu nachzuahmen, was zu tun sie sich sichtlich bemühte.

Erklärung zu den Photogrammen

Tafel I, Fig. 1a: authentische Schrift des B. sen.
Fig. 1b: inkriminierter Bucheintrag.
Tafel II—IV, Fig. 1—10: Einzelmerkmale der Handschrift des inkrim. Bucheintrages.
Fig. 1a—10a: Einzelmerkmale der Handschrift des B. sen.
Fig. 1b—10b: Einzelmerkmale der Handschrift der Frau B. jun.

Befund

(Gekürzter Auszug aus dem Gutachten U. Nr. 245.)

A. Allgemeinmerkmale der Handschriften

Inkriminierte Schrift	Handschrift des B. sen.	Handschrift der Frau B. jun.
Beide Handschriften haben folgende Merkmale miteinander gemein:		
Eine vergleichende Betrachtung der inkriminierten Handschrift und der Einträge vor und nach der ersteren, ins-		Schon die wenigen Schriftzüge der Protokoll-Unter-

Digitized by Google

Inkriminierte Schrift	Handschrift des B. sen.	Handschrift der Frau B. jun.
	Beide Handschriften haben folgende Merkmale miteinander gemein:	
besondere aber derjenigen auf der folgenden Buchseite, ergibt eine geradezu frappante Ähnlichkeit in bezug auf den Schrift habitus. Beide Handschriften weisen durchaus das gleichartige und im höchsten Grade charakteristische Gesamtgepräge auf. Eine durchaus männliche und straffe Handschrift.		schriften weichen von den inkrim. sowohl als auch von den authentischen ganz erheblich ab. Das Schriftbild ist unverkennbar von mehr weiblichem Gepräge. Das Totalbild entspricht keineswegs demjenigen der beiden anderen Schriften.
Beide Schriften sind wenig fließend, mehr stationär, gespannt, weisen einen resoluten Reibungsdruck im Verein mit auffälligen und z. T. krampfhaften Drucklokalisationen auf. Anstatt der Ausrundungen zeigen sich häufig Winkelformen (vgl. z. B. den Übergang vom „K" zum folgenden Buchstaben in den Worten „Kalb" in Zeile 2, „Kilo" in Zeile 4 und 6, „Kuh" in Zeile 8 in Fig. a und b der Fig. 1). Die Behandlung der Einzelformen ist einfach und nüchtern unter Weglassung jeglicher Überflüssigkeit.		Diese Schriftzüge sind weit flotter, gelöster, weniger stark druckbetont und lassen im übrigen auch jene höchst charakteristischen Erscheinungen im Reibungsdruck vermissen. Diese Schrift ist im allgemeinen kurviger (vgl. in Fig. 2 die Übergänge „R" und „K" in den Worten „Kilo" in Zeile 3, „Kubik" in Zeile 6, „Kuh" in Zeile 7 und „Rösli" in Zeile 8). Die Einzelformen sind ausführlicher und lassen eine Tendenz zu mancherlei Zutaten deutlich erkennen, insbesondere wieder in den Unterschriften.

B. Die Einzelformen

Fig. 1—1a (vgl. Tafel II):
Der Grundstrich des „F" auf der Schriftlinie nach links umgeschlagen; Schlußzug nach rechts umgeworfen, stark druckbetont und spitz nach unten ausklingend; Schlußzug oben rechts stark druckbetont, spitz nach unten rechts ausklingend (Rübenform!). Das „b" im Vergleich zum „F" erheblich kürzer mit unvollkommener Oberschleife und linksläufig eingeschlagenem Schlußzug.

Fig. 1b:
Grundstrich des „F" auf der Basis zwar nach links umgebogen, läßt aber den stark druckbetonten, nach rechts umgeworfenen und spitz ausklingenden Schlußzug vermissen. Der Schlußzug oben rechts im Ende keulenförmig verdickt und nach seitlich rechts geführt. Das „b" ist im Vergleich zum „F" sogar noch höher; b-Schlußzug leicht nach links umgebogen und plötzlich abgebrochen. (Verschiedenheit der Ausdehnungsverhältnisse!)

Digitized by Google

Inkriminierte Schrift	Handschrift des B. sen.	Handschrift der Frau B. jun.
	Beide Handschriften haben folgende Merkmale miteinander gemein:	
Fig. 2—2a: Ausgesprochene Bogenarkade.		Fig. 2b: Tendenz zur Winkelarkade.
Fig. 3—3a: Bogenarkade. Der i-Punkt ist von oben rechts nach unten links abgeschrägt, wird hinsichtlich der Bewegung in der Richtung von oben links nach unten rechts geführt und klingt spitz nach unten rechts aus.		Fig. 3b: Tendenz zur Winkelarkade. Der i-Punkt wird in der Richtung von oben rechts nach unten links gezogen und klingt spitz ebenfalls nach unten links aus (vgl. auch Fig. 2b).
Fig. 4—4a: Einfacher Grundstrich zum „K"; der zweite Zug erfolgt von oben rechts; linksläufige und stark nach links geführte Schleife in der Mitte mit Tendenz nach unten links; Übergang vom „K" zum folgenden „u" spitzwinklig; das „u" ist bogenarkadig; der Schlußzug des „h" stark druckbetont und plötzlich abgebrochen.		Fig. 4b: Der Anfangszug oben rechts im „K" von links nach rechts umgebogen; Keilbildung in der Mitte mit Tendenz nach oben links; Übergang vom „K" zum „u" mit Basiskurve; das „u" spitzarkadig; der Schlußzug des „h" ausführlich.
Tafel III, Fig. 5—5a: Der Grundstrich des „v" beginnt mit starkem Druck mit Abnehmen nach unten; ebenso der Grundstrich des Bogens oben rechts.		Fig. 5b: Total verschiedener und weit geringerer Druckbetonung.
Fig. 6—6a: Der o-förmige Teil des „a" ist linksläufig umgeschlagen und seitlich links geschlossen; der kürzere Grundstrich rechts ist weiter nach rechts plaziert; Übergang vom „a" zum folgenden „n" spitzwinklig.		Fig. 6b: Kurzer und allein geführter Anstrich; der o-förmige Teil ist oben geschlossen; der Grundstrich rechts unten abgebrochen.
Fig. 7—7a: Das schon erwähnte „F" mit dem charakteristischen Schlußzug unten links und oben rechts.		Fig. 7b: Dieses „F" weicht in mehrfacher Hinsicht von den übrigen beiden ab.
Fig. 8—8a: Das „F" mit seinen bekannten Einzelmerkmalen in Verbindung mit dem nach links umgeschlagenen und seitlich links geschlossenen „a", der Spitzwinkelform nach Vollendung des „a" im Übergang zum folgenden „h"; der Schlußzug des „h" stark druckbetont und ebenfalls spitzwinklig.		Fig. 8b: Es bedarf keiner weiteren Erörterungen, daß dieses Wort „Fäh" keine Bewegungsähnlichkeiten aufweist mit den übrigen beiden.
Tafel IV, Fig. 9—9a: Einfacher Grundstrich zum „R" und mit diesem verbunden der Anfangszug zum Schleifenbogen; linksläufige		Fig. 9b: R-Grundstrich isoliert; Schleifenbogen gesondert;

Digitized by Google

Inkriminierte Schrift	Handschrift des B. sen.	Handschrift der Frau B. jun.
	Beide Handschriften haben folgende Merkmale miteinander gemein:	
Schleife in der Mitte rechts seitlich mit Tendenz nach unten links; Übergang vom „R" zum folgenden „ö" wiederum spitzwinklig; das „ö" unten mehr spitz und v-förmig; l-Oberschleife unvollkommen; der Grundstrich des „i" am Schlusse ist stark druckbetont und plötzlich abgebrochen; der i-Punkt oben abgeschrägt, von oben links nach unten rechts ausgezogen und spitz ausklingend.		Übergang vom „R" zum „ö" ausgerundet, ebenfalls letzteres; der i-Grundstrich wenig druckreich und Endzug spitz und relativ dünn ausklingend; i-Punkt von oben rechts nach unten links gezogen.
Fig. 10—10a: Hier verweisen wir nur auf die Eigentümlichkeit in der Behandlung des Schlußzuges der „5" oben, der in beiden Fällen nach rechts verschoben und hakenförmig gebildet und nach unten ausklingend ist.		Fig. 10b: In dieser „5" ist der Schlußzug wesentlich verschieden.
Endlich weisen beide Schriften als weiteres Charakteristikum pathologische Merkmale auf in Gestalt feinerer Zitterbewegungen (Tremor!), die im vorliegenden Falle wohl als Alterserscheinungen zu betrachten sind (vgl. z. B. die feine Knickung oben im zweiten Grundstrich des „u" in „Kuh", Fig. 4, im h-Schlußzug in Fig. 4a; ferner im „e" in „ver" Fig. 5). Bei mikroskopischer Untersuchung sind häufige Anklänge an Tremor in beiden Schriften deutlich nachweisbar.		Die Schriftproben der B. jun. lassen dergleichen pathologische Erscheinungen gänzlich vermissen.

Die chemisch-physikalische Untersuchung.

Erinnern wir uns der Aussage, die fragliche Eintragung sei im Frühjahr 1924 entstanden, so mußte die Tatsache eines durchaus gleichartigen Aussehens der Tinte in den strittigen wie auch in den folgenden authentischen Dokumenten allein schon auffallen. In der Tat erwies sich die Tinte bei mikroskopischer Betrachtung in Glanz, Kristallisation, Randfärbung usw. von äußerst charakteristischer Beschaffenheit (starke Eisenausscheidungen!). Nicht minder gravierend waren die Befunde sowohl bei der Untersuchung unter Anwendung verschiedener Farbfilter wie denn auch im ultravioletten Quarzlampenlicht. Abgeschabte kleine Tintenschuppen entwarfen unter dem Mikroskop bei einigen Verfahren ein geradezu seltenes Bild. Irgendeine Verschiedenheit der Tintenkörper in den inkriminierten und den aus dem Jahr 1916 stammenden authentischen Schriftzügen ließ sich nicht nachweisen. Die Angabe, die inkriminierte Eintragung stamme aus dem Jahre 1924, erschien daher höchst fragwürdig.

Die chemische Untersuchung endlich ergab Reaktionen von nicht alltäglicher Art. Alle Befunde wiesen auf eine schon stark abgestandene, alte und schmutzige Eisengallustinte hin. Durch keine Reaktion war irgendeine Verschiedenheit zwischen dem angeblich jüngeren Eintrag und den 8 Jahre älteren feststellbar.

Digitized by Google

Kritik der Befunde.

Wenn bei der Entstehung eines handschriftlichen Dokumentes zwei verschiedene Personen mitgewirkt haben, so treten irgendwelche Verschiedenheiten sowohl im Gesamtbild der Schrift wie auch im Duktus immer auf. Die Tatsache aber der weitgehenden Ähnlichkeit des inkriminierten Eintrages und der authentischen Schriftzüge läßt sich mit den Aussagen der Frau B. jun. nicht in Einklang bringen. Daß wir es in diesem Falle mit wirklich charakteristischen Schriftmerkmalen zu tun haben, unterliegt keinem Zweifel. Ebenso evident ist die bis in die kleinsten Schrifteinzelheiten reichende Ähnlichkeit. Dahingegen weisen die Proben der Frau B. jun. nur ganz unerhebliche Ähnlichkeiten in den Haupt- und noch geringere in den Nebenzügen auf. Ja, es ergeben sich bei näherer Untersuchung in manchen Einzelformen ausgesprochene Bewegungsgegensätzlichkeiten. Die B. jun. war außerstande, auch nur einen Zug der echten Handschrift täuschend ähnlich nachzuahmen. Dies ist zwei verschiedenen Ursachen zuzuschreiben. Einmal gebrach es der Schreiberin völlig an der Fähigkeit des Erkennens aller Einzelmerkmale, und zum anderen mißlang ihr die Erfüllung der beiden wichtigsten Hauptbedingungen jedes Täuschertums, nämlich: die Unterdrückung der eigenen Bewegungsgewohnheiten und deren Vertauschung mit solchen einer anderen Persönlichkeit. Der Klagessche Satz: „Der Charakter ist eine Schranke, die dem Belieben des Augenblicks das Gesetz angeborener Instinkte und anerzogener Gewohnheiten entgegenhält", hat sich auch hier völlig bewahrheitet. Daß die Schreiberin unter diesen Umständen das charakteristische „F" des B. sen., die typischen Bogenarkaden im Verein mit den sonderbaren Druckbetonungen, die spitzwinkligen Basisübergänge und das „a" weder geistig zu erfassen noch auch technisch nur einigermaßen ähnlich zu gestalten vermochte, ist in Würdigung der Ausdrucksgesetze völlig begreiflich. Und so ist es denn auch nicht weiter verwunderlich, daß die Merkmale der unrepräsentativen Schrifteigenschaften: i-Punkte, Endungen und Bindungsformen bei den Nachahmungsversuchen gänzlich unberührt blieben; von den feinen pathologischen und überhaupt unnachahmbaren Symptomen gar nicht zu reden. Alle diese Tatsachen böten reichlich Stoff zu einem weitläufigen Kapitel über Schriftnachahmung.

Im weiteren hat sich aber auch eine geradezu erstaunliche Stetheit und Konsequenz in der Wiederholung gravierender Schriftmerkmale in der Handschrift des B. sen. ergeben. Damit aber ist auch der von Klages vertretene Grundsatz, es sei eine steife, zögernde und bewegungsgespannte Handschrift, und zumal eine solche wenig Schreibgeübter, im allgemeinen weniger variabel und im Duktus konsequenter als richtig bewiesen.

Für die Schreiberin bot die echte, einfache und schlichte, unfließende und gehemmte Schrift relativ weniger Nachahmungsschwierigkeiten. Dennoch mißlang sie ihr völlig. Gerade darin liegt ein schwerwiegendes Beweismoment zuungunsten der B. jun.

Die chemisch-physikalische Untersuchung bestätigt die übrigen Befunde. Es erscheint ganz unwahrscheinlich, ja ausgeschlossen, daß der fragliche Eintrag 8 Jahre später von der B. jun., und zumal mit einer völlig frischen Tinte

Digitized by Google

niedergeschrieben sein kann. Irgendeine Verschiedenheit in der Tintenbeschaffenheit hätte mit Rücksicht auf die beträchtliche zeitliche Differenz zwischen den echten Einträgen und dem angeblich jüngeren unter allen Umständen bei dem einen oder anderen Untersuchungsverfahren zutage treten müssen. Dies ist aber nicht der Fall.

Gutachten.

In Würdigung der Gesamtheit der Befunde konnten die an den Sachverständigen gerichteten Fragen unzweideutig nur folgendermaßen beantwortet werden:

1. Der inkriminierte Eintrag im Tagebuch des B. sen. ist echt.
2. Eine Fälschung liegt nicht vor, und ebenso ist eine solche seitens der Frau B. jun. oder einer anderen Drittperson als ausgeschlossen zu betrachten.

So ist denn durch die einläßliche Untersuchung der Handschriften die Unhaltbarkeit der schwerwiegenden Zeugenaussagen durch die B. jun. mit aller wünschenswerten Deutlichkeit dargetan. Die Folgen aber eines auf die Aussagen der B. sich stützenden Urteils kann man sich leicht selbst ausmalen. Das Schriftgutachten hat sich also als zuverlässiger als die Zeugenaussagen erwiesen: ein Beispiel aus mehreren unserer Praxis!

Zürich, im April 1926.

E. Brunner
Institut für gerichtliche Schriftuntersuchungen
Zürich-Enge.

Digitized by Google

DEUTSCHE GRAPHOLOGISCHE STUDIENGESELLSCHAFT

SITZ BERLIN

GESCHÄFTSSTELLE UND BRIEFADRESSE: LEOPOLD RADÓ, BERLIN SO 16, MICHAELKIRCHSTR. 28 / POSTSCHECKKONTO: BERLIN 108712, E. WARNKE

Sitzungen finden statt jeden ersten Donnerstag des Monats, im Ernst-Haeckel-Saal, In den Zelten 9a. Gäste haben Zutritt.

Vortrag: Frau Dr. Citron über „Eigentümlichkeiten des russischen Alphabets und die Beurteilung der russischen Handschriften".

Referentin ging von dem Gedanken aus, daß sich in der nach Nationen verschiedenen Schreibart der Volkscharakter offenbart. Schon das russische Alphabet, welches teils aus griechischen, teils aus lateinischen Elementen bestehe, sei bezeichnend für das Doppelwesen, das den Russen eigen ist. Orient und Morgenland stoßen hier zusammen und schaffen den zwischen leidenschaftlicher Aktivität und Passivität des Wollens und des Fühlens zwiespältigen russischen Charakter. Auch einzelne Buchstaben werden ganz verschieden geschrieben: Es gibt drei Schreibarten für das i, zwei für d (wie lat. d oder g), interessant sind die Formen für t: vorschriftsmäßig wird t wie lat. m geschrieben; da dem Russen die Arkade aber nicht liegt, so schreibt er das m in Girlandenform und setzt einen Querstrich darüber: $\overline{\text{m}}$. Noch andere Buchstaben haben einen ähnlichen Formenwechsel. Die russische Handschrift zeigt sich dementsprechend auch in den einzelnen graphologischen Merkmalen besonders häufig als Mischhandschrift. Es wäre aber verfehlt, wenn man in demselben Maße auf große Labilität und schwankenden Charakter schließen wollte, wie es für die abendländischen Mischhandschriften zutrifft. Der Schwerpunkt liegt vielmehr auf jener Labilität, aus der nicht nur die Nachteile, auch die Vorzüge der Russen, ihre Anpassungsfähigkeit, ihre Vielseitigkeit, ihr Gefühlsreichtum entspringen.

Die Beurteilung des Formniveaus stößt auf Schwierigkeiten, soforn man nur an der persönlichen Eigenart und dem Grad der Lebendigkeit mißt. Die größten Dichter (Gogol, Turgenjew, Tolstoj) hätten dann nur geringes Formniveau. Die Größe aller drei Persönlichkeiten liegt augenscheinlich in ihrem Gefühlsleben, alle drei sind sehr empfänglich für äußere Eindrücke und ihre Handschrift hat einen tiefen Gefühlston. Sie haben rechtsgeneigte Lage bei ausgeprägter Girlandenbindung. Vielleicht wäre für die russischen Schriften statt des Klagesschen Formniveaus gelegentlich der Begriff des Überlegenheitsgrades nach Crépieux Jamin anzuwenden. Von den Bindungsformen trifft man in russischen Schriften am häufigsten die Girlande, selten Arkade und doppelte Winkel allein. Letztere zeugen dann nicht nur

Digitized by Google

von Widerstandskraft, sondern auch oft von Brutalität, welche freilich gerade beim Russen, wenn er teigig und rund schreibt, aus Schwäche an Widerstand gegen sich selbst entstehen kann. Schließlich ist noch die Raumeinteilung der russischen Schrift hervorzuheben. Die Ausnutzung des Raumes ist meist gering, so daß (im Gegensatz etwa zur französischen Handschrift) Größe und Weite nicht in dem Maße für den einzelnen eine extreme Bedeutung haben.

Auszug aus dem Bericht über die Sitzung am 4. Februar. Vortrag des Herrn Dr. von Foerster über „Die Theorie in der Graphologie".

Referent gab zunächst eine Darstellung der in der Praxis gebräuchlichen Methoden. Als solche nannte er:

1. Schlüsse von allgemein meß- und zählbaren Schriftbestandteilen, wie Größe, Neigung, Bindungsform auf Charaktereigenschaften des Schrifturhebers.
2. Schlüsse von speziellen Formen und Anordnungen der Schrift auf Eigenschaften, die eine Vorliebe für sie annehmen lassen.
3. Schlüsse von besonderen Strichrichtungen auf Bewegungstendenzen und diesen zugrunde liegende Eigenschaften des Schrifturhebers.
4. Schlüsse vom allgemeinen Schriftcharakter auf den Charakter der Persönlichkeit.
5. Folgerungen aus den Schlüssen nach 1—4.
6. Ableitung aus einer intuitiv erschauten Urhebervorstellung.

Die ersten fünf Methoden sind der wissenschaftlichen Nachprüfung zugänglich, die sechste ist durchaus eine Kunst.

Die grundlegende Voraussetzung ist dabei die, daß die wesentlichen Eigenschaften irgendeines Individuums infolge der harmonischen Anlage der Natur in allen seinen Teilen und Äußerungen wiedererkennbar sind; vermittels einer sprachlichen Abstraktion kann man jeder individuell erkannten Eigenschaft eine Bezeichnung beilegen und eine Mehrheit solcher Eigenschaftsbezeichnungen zu einer charakterologischen Beschreibung des Objekts zusammenstellen. Die vorausgesetzte harmonische Anlage, Beschreibung und Schlußverfahren sind also für die graphologischen Methoden Bedingung. Bezüglich der Beschreibung der Handschrift gehen die drei ersten Methoden nach physikalischen, die vierte nach psychologischen Gesichtspunkten, während in der Beschreibung des Schrifturhebers alle Methoden in der Hauptsache nach psychologischen Gesichtspunkten verfahren. Hinsichtlich des Schlußverfahrens ist die vierte Methode die einfachste, indem sie psychologische Beschreibung des Schrifturhebers und der Schrift gleichsetzt. Die drei ersten Methoden erheischen die Voraussetzung eines eindeutig erfaßbaren Zusammenhangs zwischen der physikalischen Beschreibung der Schrift und der psychologischen Beschreibung des Schrifturhebers. Die fünfte Methode ergibt sich aus dem Vorhergehenden. Die sechste Methode schließlich steht jenseits der Möglichkeit wissenschaftlicher Begründung, sie kann freilich nicht entbehrt werden, sobald das Hauptgewicht auf dem Erfassen des Einmaligen, Einzigartigen beruht.

Digitized by Google

Jahrbuch der Charakterologie

Herausgegeben von Emil Utitz. 2. u. 3. Jahrg. Doppelband. 482 S. mit 28 Tafeln u. 1 Faksimile. Pan-Verlag Rolf Heise. Charlottenburg 1926. In Ganzleinen geb. 20 RM.

Die Charakterologie, die psychologische Untersuchungen in den Dienst der Menschenkenntnis und Seelenforschung stellen will, ist in der Literatur der letzten Zeit oft erwähnt und von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus anerkannt oder abgelehnt worden; darum erscheint es doppelt wünschenswert, einen Einblick in charakterologische Arbeitsmethoden und Anwendungsgebiete zu gewinnen. — Das zweite Jahrbuch der Charakterologie bietet uns eine Fülle von Beiträgen, die das charakterologische Problem von immer neuen Seiten aus in Angriff nehmen; an Reichtum der Anregungen steht der kürzlich erschienene Doppelband dem ersten Jahrgang nicht nach. — — Hans Prinzhorn liefert in seinem Aufsatz „Wege zur Charakterologie" einen systematischen Beitrag, der zur Orientierung in unserem so verwirrend mannigfaltigen Gebiet sehr wertvoll ist. Es wird zugegeben, daß wertfreie, auf Maß und Zahl festzulegende Exaktheit der mathematischen Wissenschaften für die Charakterologie nicht zu erreichen ist. Die Charaktereigenschaften sind stets mit irgendeiner Wertfarbe behaftet, die, wenn auch nicht durch den empirischen, so doch mindestens durch den intelligiblen Charakter des jeweiligen Autors bedingt sind. Dieser irrationale Keim unseres Forschungsgebietes mag ruhig eingeräumt werden, vorausgesetzt, daß sich trotzdem ein gewisser systematischer Überblick gewinnen läßt. Prinzhorn schlägt eine dreifache Fragestellung vor: 1. nach den Antrieben zum charakterologischen Systematisieren, 2. nach den charakterologischen Einstellungen und 3. nach den charakterologischen Wegen, Methoden und Grundproblemen. Prinzhorns Antworten, auf die wir hier ebensowenig eingehen können wie auf die Fülle des Stoffes der noch zu erwähnenden Arbeiten, überziehen das Gebiet der Charakterologie mit einem Netz sinnvoll ersonnener und die Lebensnähe betonender Einstellungsmöglichkeiten. — — Richard Müller-Freienfels schildert den engen Zusammenhang, die wechselseitige Bedingtheit von Charakter und Erlebnisfähigkeit. Es handelt sich nicht um ein positivistisch-objektives Milieu, sondern um das subjektive Milieu der Erlebnisumwelt. Der Verfasser unterscheidet 10 verschiedene Typen von Erlebnissen, eine Systematik, die von dem Gesichtspunkt ausgeht, daß der Charakter sich in seinen Erlebnissen formt. — — Hans Kern behandelt die Charakterologie des Carl Gustav Carus, der als Romantiker sich mit Seelenkunde im Gegensatz zur intellektualistischen Psychologie beschäftigte. Carus' Charakterologie läßt sich als Organphysiognomik bezeichnen, als Symbolik der menschlichen Gestalt. Wertvoll ist für uns die Einsicht, daß die Seele nicht einen bestimmten „Sitz" hat, sondern das Wesen der leiblichen Erscheinung schlechthin ist. — — Ludwig Klages gibt den 2. Teil seiner bereits im 1. Jahrgang begonnenen Arbeit über die psychologischen Errungenschaften Nietzsches. Es steht außer Zweifel, daß Nietzsche, der auf so vielen Ge-

Digitized by Google

bieten den Anfang einer neuen Zeit bedeutet, auch der schärfste und unbarmherzigste Psychologe war. Daß seine Gestalt für uns Symbol einer Zeitenwende ist, haben uns Bertrams und Kurt Hildebrandts meisterhafte Darstellungen gezeigt. Ganz anders verfährt Klages, der — nicht minder unbarmherzig als sein Gegenstand — Nietzsches „Enttäuschungstechnik" seine Untersuchung der Beziehung der moralischen Werte zur Vitalität analysiert, ihre Fruchtbarkeit hervorhebt, an manchen entscheidenden Punkten kritisiert und durch eigene Forschungen ergänzt. Wir verdanken Klages sehr anregende Einsichten in neue Zusammenhänge von Nietzsches Gedankengut. Seine Kritik stützt Klages auf den Zwiespalt des Nietzscheschen Werkes, den er auf Nietzsches Selbstzerklüftung in Orgiasmus und Askese, auf den Kampf zwischen Dionysos und Jahwe zurückführt. — — Mit der Struktur der Kultur beschäftigt sich Ludwig Markuse. — Paul Plaut behandelt die Soziologie als Typologie, deren Aufgabe es sei, Charakterologisches zu umreißen und kritisch zu beleuchten. — Franziska Baumgarten untersucht die Beziehungen von Charakter und Beruf, deren grundsätzliche Klärung wichtiger sein mag als manche psychotechnische Experimente der jüngsten Zeit. Die Verfasserin kommt zu dem Schluß, daß der Charakter stärker auf den Beruf wirke, als der Beruf auf den Charakter; ein immerhin tröstlicher Gedanke. — In das Gebiet medizinischer Forschung führen Karl Birnbaums Untersuchung über das Persönlichkeitsproblem in der Psychiatrie und Gaupps Arbeit über das dichterische Schaffen eines Geisteskranken. Gaupp untersucht den Einfluß seelischer Erkrankung auf geistige Produktion. An Hand eines wissenschaftlich reichen und eindeutigen Materials werden wir wieder an die dünne Wand zwischen Genie und Wahnsinn erinnert. — Beziehungen zwischen innerer Sekretion und Persönlichkeit untersucht Alexander Lipschütz. — In die Charakterologie des Historikers führt Andreas' historisches Porträt ein, das die Persönlichkeit eines russischen Staatsmannes der Restaurationszeit behandelt. — Oskar Kraus liefert ein Porträt von Albert Schweitzer als Beitrag zur Charakterologie der ethischen Persönlichkeit. — Robert Heindl gibt ein sehr interessantes Bild des Berufsverbrechers, den er als eindeutigen Typus darstellt, wenn auch unter Berücksichtigung aller möglichen charakterologischen Abweichungen. Gestützt auf eine reiche Erfahrung verlangt Heindl Unschädlichmachung der sozialen Schädlinge, deren Besserung er für aussichtslos hält.

Verantwortliche Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Celle, Trift 25.

Digitized by Google

VERLAG VON FERDINAND ENKE IN STUTTGART

PSYCHOLOGIE UND MEDIZIN

Vierteljahrsschrift für Forschung und Anwendung auf ihren Grenzgebieten

Organ der Psychologischen Gesellschaft, Berlin; der Arbeitsgemeinschaft für praktische Psychologie, Berlin; sowie der Arbeitsgemeinschaft für Psychologie der Leibesübungen, Berlin

Unter Mitwirkung von

Prof. Dr. R. Sommer, Gießen; Prof. Dr. Ernst R. Jaensch, Marburg; Dr. Albert Moll, Berlin; Prof. Dr. W. Wirth, Leipzig; Prof. Dr. R. H. Goldschmidt, Münster

herausgegeben von

DR. R. W. SCHULTE, BERLIN

prakt. Psychologe, Dozent

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich in Heften zu 80 Seiten. Lex.-8°
Vier Hefte bilden einen Band. Der Preis eines Bandes beträgt M. 24.—

ABONNEMENTSBESTELLUNGEN NIMMT JEDE BUCHHANDLUNG ENTGEGEN

Probenummern und ausführliche Prospekte liefert der Verlag auf Wunsch

Die Zeitschrift bringt in reicher Fülle und bester Illustrierung Beiträge bekannter Fachleute, ferner Mitteilungen, Sitzungs- u. Kongreßberichte, Buchbesprechungen, kleine Anregungen usw. Sie behandelt den gesamten Bereich der Grenzgebiete beider Disziplinen in Forschung und Anwendung für Ärzte, Psychiater, Neurologen, Psychotherapeuten, Psychoanalytiker, Psychologen und Psychotechniker, Sport-, Gewerbe- und Amtsärzte, ärztliche Sachverständige und Begutachter, ferner Pädagogen, Geistliche, Juristen, Volkswirte, Ingenieure u. a.

Aus dem Inhalt des Heftes III 1926:

MEDIZIN UND RELIGION. Von Dr. Richard Traugott, Breslau

ÜBER SIMULTANE PSYCHISCHE LEISTUNGEN. Von S. R. Dr. G. Flatau, Berlin

ZUR PSYCHOLOGIE DER HOMOSEXUALITÄT. Von Prof. Dr. I. H. Schultz, Berlin

ÜBER DIE PSYCHOTISCHEN DYSKINESIEN. Von Dr. Arthur Kronfeld, Berlin

Digitized by Google

GRAPHOLOGISCHES INSTITUT

CORNELIUS G. M. B. H. MÜNCHEN 23

Internationales Institut für wissenschaftliche Handschrift-Untersuchungen. Gegründet 1910. Absolut objektive Analysen. Strengste Diskretion. Beratende Analysen bei Lebenskonflikten, Berufsfragen usw. Vergleichende Analysen in Ehefragen. Charakteranalysen zum erfolgreichen Personal-Engagement im Privat- und Geschäftsleben.

FORDERN SIE PROSPEKT!

INDIEN, CHINA UND JAPAN

Betrachtungen über ihre Kultur von
G. LOWES DICKINSON

Aus dem Englischen übersetzt von
Albert Malata

71 Seiten. Preis in Ganzleinen Mark 4.—

Der bekannte englische Autor gibt hier in drei Aufsätzen und einem Schlußwort einen konzentrierten Einblick in die Zivilisation der drei großen östlichen Reiche. Durch die Betrachtung der Zusammenhänge von der religiösen Einstellung dieser Völker und ihrem heutigen Zivilisationsstand gewinnen die vorliegenden Arbeiten erst ihre tiefste Bedeutung.

NIELS KAMPMANN VERLAG / CELLE

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

2. JAHRGANG JULI 1926 HEFT 2

INHALT: *F. Stepun:* Die musische Seele des Schauspielers / *Felix Emmel:* Schauspielkunst als Beruf / *Louise Dumont:* Die Schauspielerin / *Dr. Lutz Wagner:* Analyse der Handschrift von Werner Krauß / *L. Weizsäcker:* Analyse der Handschrift von Paul Wegener / *Institut Cornelius:* Analyse der Handschrift von Irene Triesch / *L. Mayer-Benz:* Analyse der Handschrift von Dr. Ludwig Wüllner / *S. Römer:* Der Komiker und sein Charakter. Eine graphologische Studie über die Handschrift Max Pallenbergs / *Hans Prinzhorn:* Ludwig Klages „Nietzsches psychologische Errungenschaften" / Bücherbesprechungen.

Die musische Seele des Schauspielers

Von Fedor Stepun

Ich war neun, Sie, die ich in mein Herz geschlossen, achtzehn Jahre alt. Wir saßen nebeneinander vor einer improvisierten Bühne, auf der ein wandernder Schmierenkünstler: „Artist-Exzentriker und Melodeklamator, ein Maskenmimiker und -Porträtist", ein liederlich befrackter, langhaariger, ausgehungerter Fakir sein sonderbares Wesen trieb. Er zeigte Karten und Jongleurkunststücke; er lief als Prinz hinter einen Wandschirm und sprang als Hexe hervor; er sang leidenschaftlich-wehmütige Zigeunerlieder, zu denen seine hageren Finger perlende Klavierbravouren verspritzten. Ich war glücklich und aufgeregt bis zur völligen Auflösung meines Wesens.

Einige Monate später kam meine Mutter verweint zum Teetisch. Aus einigen knappen dunklen Worten der Erwachsenen verstand ich, daß meine geliebte Anetschka nach Moskau gegangen war und sich dort im Theater das Leben genommen hatte; man sprach auch noch von einem Zettel, welchen sie hinterlassen haben soll: „Ohne Kunst gibt es kein Leben, und die Kunst ist tot."

Dieses unbegreifliche Ereignis hat auf mich einen erschütternden Eindruck gemacht. Die Welt des Maskenmimikers: Phantastik, Sehnsucht, Musik, wandelte sich plötzlich zur Welt, in der ich geliebt hatte und sie gestorben war. Das Wort Theater, bei dem ich mir eigentlich nichts denken konnte, ergoß sich als eine ganz eigenartige Melodik und als eine dunkle Frage nach dem Verhältnis von Liebe und Tod, von Spiel und Leben, in meine Seele. Noch heute bin ich der Meinung, daß im Dunkel

Digitized by Google

dieser Frage sich die tiefste Problematik der Theaterkunst verbirgt, und daß nur das Aufhellen dieses Dunkels uns einer Lösung näherbringen kann.

Oh, ich kenne das moderne Theater nur gar zu genau. Nur gar zu genau kenne ich die böse Versklavung der modernen Schauspielerseele ihrem dumpfen Milieu; den unsauberen Dilettantismus der „interessanten Erlebnisse" und die Unfähigkeit zum bedeutenden Leben, wie sie unsern Schauspielern eigen sind; die Macht der Pose und der Phrase über den eingebildeten Schauspielerverstand und das einbildungsarme Schauspielerherz; das leuchtende, aber kalte, „bengalische" Feuer der Schauspielertemperamente; die leere Anmaßung des lieblosen schauspielerischen Duzens. Auch weiß ich genau, daß unsere Theater trotz aller Technik immer tiefer und tiefer sinken werden, weil es unter der Unmenge gepuderter Bachstelzen, die heute über die Großstadtstraßen als junge Schauspielerinnen trippeln, kaum noch ungeschminkte, leidensfähige Frauenherzen gibt, und weil die meisten „Helden" und „Liebhaber" nicht viel mehr von Liebe verstehen, als jeder talentiertere Verkäufer von seidenen Damenstrümpfen. Und dennoch komme ich zu jeder Generalprobe, zu jeder Premiere in einer ganz besonderen gehobenen Stimmung; mit der geheimen Erwartung, daß all meine Ahnungen und Hoffnungen sich dieses Mal doch noch erfüllen werden, daß der geheimnisvolle Vorhang sich endlich einmal über der Wirklichkeit meines idealen Theaters erheben wird.

Von diesem meinen idealen Theater und somit vom Idealtypus des Schauspielers, wie ich ihn seit meiner Kindheit in mir ahne, und wie ihn die größten Bühnenkünstler in ihren größten Augenblicken mir immer von neuem bestätigt haben, soll im weiteren die Rede sein.

Ein jeder tiefere Mensch ist sich in seiner Tiefe doppelt gegeben: als gegebener und aufgegebener, als unvollkommene Wirklichkeit, und als eine zu verwirklichende Vollkommenheit, als Chaos zersetzender Wünsche und als Wille zur Harmonie mit sich selbst und der Welt.

Mensch sein und im Kampfe mit sich selber für sein wahres Ich stehen, ist ja schließlich ein und dasselbe, denn weder Götter noch Tiere kennen diesen spezifisch menschlichen Kampf.

Der Sinn dieses Kampfes kann ein verschiedener sein. Soweit er an sich wertfeindlichen Beständen unserer Seele gilt: Dem Falschen, Bösen, Häßlichen ist er selbstverständlich in seinem absoluten Recht und darum gerade für unser Problem von keiner Bedeutung. Anders und viel interessanter steht es aber um die Fälle, wo wir uns gezwungen sehen, gegen an sich Wertvolles in unserer Seele anzukämpfen, um den Wert unse-

Digitized by Google

res Leistens nicht zu schmälern und den Sinn unseres Lebens nicht zu gefährden.

Wenn zum Beispiel Mitja Karamasoff bei Dostojewskij ausruft: „Nein, zu breit ist der Mensch gemacht, man müßte ihn einengen", so meint er natürlich, wie auch Goethe mit seinem „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", durchaus keine einfache Abgrenzung des Positiven unserer Seele gegen das Negative in ihr, sondern einen Kampf im Positiven selbst. „Was dem Verstande als Schmach erscheint, mutet das Herz als lauterste Schönheit an", erläutert Mitja seinen Ausruf und verneint damit natürlich weder Verstand noch Herz, sondern behauptet beides in der Form ihrer tragischen Zusammengehörigkeit, aber auch ihrer tragischen Unverträglichkeit.

Die Inhalte der unverträglichen Positivitäten können sehr verschiedene sein, und doch lassen sie sich alle auf zwei Formwerte reduzieren, um die es sich immer wieder handelt: Auf den Wert der Einheit und den des Reichtums.

Die Frage, von der aus ich die Philosophie der Schauspielerseele entwickeln möchte, wäre danach folgendermaßen zu formulieren: Wie fängt es der Mensch an, seine Seele (die Seele seiner Einheit) mit seinen vielen Seelen (der Seele seines Reichtums) so ineinander zu leben, daß ihm sein Reichtum nicht zum Sprengstoff an seiner Einheit, und seine Einheit nicht zum Starrkrampf an seinem Reichtum wird.

Es ist selbstverständlich, daß sich das Leben in keine Schemen einfangen läßt, aber ebenso selbstverständlich ist es, daß man ohne Schemen das Leben niemals begreifen wird.

Meine, gleich einzuführende, Einteilung der Seelen in philiströse, mystische und musische muß natürlich sehr schematisch und unzureichend wirken. Doch besteht meine Aufgabe durchaus nicht in einer erschöpfenden Klassifikation aller Menschenseelen, sondern ausschließlich in der Charakterisierung der musischen. Meine philiströsen, mystischen und musischen Seelen sind keine auf induktivem Wege gewonnenen Begriffe der wissenschaftlichen Psychologie, sondern idealtypische Konstruktionen, die nur im Zusammenhange meiner philosophischen Problematik ihren Sinn und Wert haben.

Die musischen Seelen sind eben diejenigen, in denen der Kampf zwischen Reichtum und Einheit wirklich ausgetragen wird; die philiströsen und mystischen dagegen solche, in denen er auf verschiedene und dennoch analoge Weise zugunsten der Einheit stirbt. Bevor ich zur eingehenden Analyse der musischen Seele schreite, möchte ich die Grenzfälle des philiströsen und mystischen Seelentums kurz berühren.

Digitized by Google

Da meine Kindererinnerungen mir die Thematik der Schauspielerseele in die Erlebnisse von Liebe und Tod verwoben haben, will ich die philiströse und mystische Seele vorwiegend durch die Art ihres Verhaltens zu diesen größten Ereignissen unseres Menschendaseins begreifen und schildern.

Der Philister ist ein Mensch, dem der Kampf seiner Seele mit seinen hundert Seelen vollständig unbegreiflich ist; dem nichts fremder ist, als ein schöpferisches Gestalten seines eigenen Lebens; der nichts von dem Leiden an eigenem Reichtum, nichts von der bitteren Notdurft der Wahl kennt. Ihm fehlt vollständig auch die leiseste Spur eines metaphysischen Gedächtnisses; er weiß nichts von der vorweltlichen Einheit des Menschen mit dem Schöpfer des All, und darum nichts von der Tragik des Geschöpfes, die Alleinheit der Welt schöpferisch leben und gestalten zu müssen. Trotzdem der Philister sich immer als eine in sich geschlossene Einheit fühlt, und auf den ersten Blick auch als eine solche wirkt, ist er es eigentlich nie. Seine Einheit ist keine Einheit, denn seine Einheit ist kein geeinigter Reichtum; sie ist leer und tot. Eine zur Würde des Ganzen erhobener Teil — eine Fiktion, ein Betrug.

Weil der Philister nur eine Seele hat, darum liebt er immer nur eine Frau. Weil die Einheit seiner Seele aber fiktiv ist, darum ist seine Treue auch nur Fiktion. Liebt er eine Frau oder viele — er liebt eigentlich überhaupt keine, denn in allen liebt er immer nur ein und dasselbe Stück Natur, dem man unmöglich treu sein kann, weil die Natur im Gegensatze zum Geist keine Einheit ist und keine eigene Stabilität besitzt.

So ist denn die Liebe des Philisters gewöhnlich nur gemeiner Genuß, seltener ein Komplex von ehelichen Bequem- und Gemütlichkeiten und, nur wenn es sehr hoch kommt, ein patriotisch unterbauter Fortpflanzungswille; nie aber wahre Liebe, niemals erotische Welterkenntnis: Erkenntnis der Welteinheit in einem einzigen, schicksalhaft geliebten Antlitz. Eine Seele, welche nie die Vision der Liebe gehabt hat, wird auch nie die Bedeutung des Todes ermessen können; Liebe und Tod sind nur auseinander zu tiefst zu begreifen: Die Liebe als die Beschwörung des Todes; der Tod als die Ohnmacht der Liebe.

Weil dem Philister jeder Sinn für die Jenseitigkeitsdimension in dem Liebeserlebnis fehlt — fehlt ihm auch der Sinn für die gleiche Dimension im Erlebnis des Todes. Für ihn ist der Tod ein durchaus diesseitiges Phänomen, und zwar ist er dieses, wie für die Philiströsität des wissenschaftlichen Atheismus, so auch für die Philiströsität des naturalistischen Klerikalismus.

Ich weiß, ein Privatdozent, dem der Tod nur ein Ende des ihm wohlbekannten Lebens bedeutet, wird wahrscheinlich schwerer dahinscheiden,

Digitized by Google

als eine altgläubige Kaufmannswitwe, die bestimmt darauf rechnet, auch im Jenseits vor ihrem Samowar zu sitzen, aber vom Tode wissen beide gleich wenig. Dem einen ist er Krankheit, Arzt, Naturgesetz, Fortschrittsbedingung usw. Der andern: Ein böses Auge, ein verstecktes Testament, eine Totenmesse, aber beiden ist er nicht das, was er wirklich ist: Der rätselhafteste und feierlichste Ausdruck auf Gottes unsichtbarem Antlitz.

Wie die philiströse, so ist auch die mystische Seele durch den Sieg der Einheit über den Reichtum gekennzeichnet. Doch ist im Gegensatz zur philiströsen die mystische Einheit kein Resultat des Abtötens der vielen Seelen in der Seele, sondern ihre Versöhnung. „Zwei Seelen wohnen, ach in meiner Brust" würde die mystische Seele nie klagen können, weil ihr das „Ach" nie über die Lippen kommen könnte.

Alle Seelen der mystischen Seele wandern ein und denselben Weg, den Weg der Vergeistigung und Vereinigung in Gott, dessen heilige Nacht sich über alle Widersprüche versöhnend senkt. Wie die philiströse, so kennt auch die mystische Seele kein Leiden an ihrem Reichtum; nicht aber weil ihr der Reichtum fehlt, sondern weil er in ihr sozusagen harmlos wird.

Wie die philiströse, so steht auch die mystische Seele dem Schöpfertum nicht nur fern, sondern auch feindlich gegenüber.

Alle Kultur ist immer ein Verlangen und Langen nach Gott; alle Mystik — ein Stehen und Vergehen in ihm. Die mystische Seele, welche Gott besitzt, weil sie sich selbst in ihm gefunden, weiß es genau, daß alles schöpferische Aufbauen des Menschen nur ein Verbauen der Wege zu Gott ist, und daß ein jeder Schöpfer als ein armes Waisenkind durch die Welt geht. Doch ist das noch nicht alles. Die Ablehnung des Schöpfertums geht in der mystischen Seele konsequenterweise auch noch weiter. — Jeder schöpferische Akt, mit welchem ein Mensch sein Erlebnis, sein zuständliches Sein objektivierend nach außen wendet und dem gegenständlichen Kulturkosmos als neues Kulturgut (philosophisches Opus, wissenschaftliches System oder Kunstwerk) angliedert, ist notwendig durch einen tieferen und primäreren Akt unterbaut. Bevor der Mensch aus sich heraus und über sich hinauf gestaltet, gestaltet er notwendig in und an sich selber. Vom ersten Augenblick an, da vor dem geistigen Auge des Künstlers die Vision seines zukünftigen Bildes oder Dichterwerkes aufsteigt, beginnt sie ja schon den Künstler selbst umzudichten und umzugestalten. Schöpfer sind nie nur Geschöpfe Gottes, sondern immer auch ihre eigenen Schöpfungen. Nennt man sich selbst durch eigenes geistiges Leisten gestaltende Menschen H e l d e n, so wird man erst in der Heldenvereinigung, welche der mystischen Seele ihr höchstes Gebot ist, das

Digitized by Google

ganze Ausmaß ihrer negativen Einstellung dem Schöpfertum gegenüber begreifen. Nicht nach dem Helden mit seinem eigenen Antlitz und seinem eigenen Schicksal steht der Sinn der mystischen Seele, sondern nach dem Heiligen, der Antlitz und Schicksal seinem antlitzlosen Gotte geopfert hat. So vollzieht sich in der antlitzlosen Alleinheit die mystische Synthese von Einheit und Reichtum.

Vielleicht weil ein jeder von uns nur eine Mutter hat und einen jeden von uns zuletzt sein einziger Tod umarmen wird, ist uns der mystische Einheitsgedanke auch erotisch das Höchste, was wir denken und fühlen können. Aus der Tatsache, daß die Liebe des Philisters im bestimmten Sinne monoerotisch ist, darf somit nicht gefolgert werden, daß alle mystische Liebe zur einzig Geliebten Philistertum sein müßte. Der Philister liebt eine Frau wie die andere; der Mystiker liebt in der einzigen alle andern, ja das ganze All. Nun kann aber das All nie in einem sterblichen Wesen, sondern nur in Gott wahrhaft geliebt werden, denn nur Gott allein kann im Lichte der Liebe stehen, ohne einen Schatten zu werfen und ohne ein anderes in diesem Schatten zu begraben.

Darum kann die erotische Liebe des Mystikers zur einzig Geliebten nie ihr selbst als einem sterblichen Wesen gelten, sondern immer nur dem ewig Weiblichen in ihr. An Stelle des Lebens mit der irdisch Geliebten tritt das Sterben an der Liebe zu ihr und die Hoffnung der Auferstehung in ihr.

So erkauft auch die mystische Seele, wie die philiströse die Einheitssynthese, die sie am Leben vollzieht, durch das Aufgeben der Liebe — als Liebe und des Todes — als Todes.

In der philiströsen Seele sind Liebe und Tod noch nicht Liebe und Tod; in der mystischen umgekehrt: mehr als Liebe und Tod.

Zwischen den beiden gegensätzlich-analogen Polen der philiströsen und der mystischen Seele liegt das weite Reich des musischen Seelentums. Im Gegensatz zu den beiden geschilderten Seelentypen ist die musische Seele nicht auf ein Zentrum gebaut, wie der Kreis, sondern auf zwei, wie die Ellipse.

Die musische Seele verneint nicht nur das philiströse Abtöten der Seelen in der Seele, sondern auch ihre mystische Verklärung und Versöhnung. Sie will wahre, lebendige Einheit, die den Sieg über den Reichtum immer nur mit knapper Not gewinnt, aber auch phantasievollen, rebellischen Reichtum, der nicht gleich vor der Einheit in die Knie sinkt, sondern sie selbst in die Knie zu zwingen bemüht ist. Sie ist bewußte Behauptung des ewigen Kampfes zwischen Einheit und Reichtum, zugleich aber auch die Behauptung der Einheit von Einheit und Reichtum, als der tragischen

Digitized by Google

Umarmung der beiden Gegner im Kampfe auf Leben und Tod. Sie ist die Setzung des Widerspruches, als des Grundgesetzes des menschlichen Lebens; zugleich aber auch seine Aufhebung durch die Zustimmung, die sie ihm aus freien Stücken zukommen läßt; denn ein Widerspruch in mir, dem ich nicht widerspreche, ist ja eigentlich kein Widerspruch mehr, sondern nur eine eigene Art die Einheit auszusprechen.

Unter allen Seelen ist die musische vielleicht die einzige, die nur dem Menschen zukommt. Der Philister ist weniger als Mensch (oft beinahe Ding), der Mystiker mehr als Mensch (nicht selten beinahe Geist), und nur der musische Mensch ist immer voll und ganz Mensch: Nie ganz Ding, nie nur Geist; immer ein bedingter Geist, ein eigenartig geistiges Ding. Es liegt eine sonderbare Paradoxie darin, daß alle psychologischen Abgründlichkeiten des Menschen auf den Halbheiten unserer kosmischen Situation beruhen. Weil wir in der Mittellage zwischen Himmel und Erde als halbe Götter und halbe Tiere schweben, ist unser Herz das Schlachtfeld, auf dem der Weltstreit zwischen dem Guten und dem Bösen ausgetragen wird.

Mit all ihren Fibern fühlt die musische Seele die kosmische Lage des Menschen zwischen Himmel und Erde, wie auch die Lagerung von Himmel und Erde in der menschlichen Psyche. Und sie liebt leidenschaftlich ihr Kranksein an Halbheiten, wie auch ihre Sehnsucht nach der Unendlichkeit.

Philistertum und Mystik stehen dem Schöpfertum nicht nur fremd, sondern auch feindlich gegenüber. Ganz anders die musische Seele. In ihr ist Leben und Schaffen ein einziger Atemzug. Ihr höchstes Glück ist das Geheimnis des Herzens aussprechen zu können; ihr tiefstes Leid — es durch das Aussprechen töten zu müssen.

„Gedanken ausgedrückt — sind Lug" (Tiutschew).

Die musische Seele lebt immer in dem Gefühl, daß sie viel reicher ist, als ihr Leben. Sie fühlt die geniale schöpferische Geste, mit der sie Gott zum Leben erweckt hat, beständig in ihrem Herzen brennen und leidet bitter an der Unmöglichkeit, den Reichtum dieser Geste in ihren eigenen schöpferischen Gestalten zu wiederholen. Die Erinnerung an das Jenseits, die Anamnesis, schließt in der musischen Seele niemals ihr Auge, und darum erlischt in ihr nie das tragische Bewußtsein davon, wieviel bedeutender der Mensch als Geschöpf Gottes, denn als Schöpfer seiner Götter ist. Die Qual und der Rausch eines in ihr verfallenden Reichtums verlassen die musische Seele nie. Immer fühlt sie sich als ein überreifes, dem Horizonte entgegenwogendes Feld; ihr Schicksal aber als eine stumpfe und faule Sichel.

Diese Zwieteilung der musischen Seele spiegelt sich natürlich auch in ihrem Verhältnis zu Liebe und Tod. Aus ihrem Sinn für die Einheit und

Digitized by Google

ihrem Willen zu ihr erwächst ihr die Sehnsucht nach der einzig und ewig Geliebten. Aus ihrem beständigen sich Berauschen am Reichtum — die Sehnsucht, jeden Augenblick ihres Lebens an ein anderes Antlitz zu verschenken.

Wie Kalligula seinerzeit sich gewünscht hatte, Rom möchte nur einen Kopf haben, damit sich Rom besser köpfen ließe, so hegt auch die Seele des musischen Menschen eigentlich immer den Wunsch — alle Frauen möchten zu einer verschmelzen, damit diese eine sich wahrhaft lieben ließe. Ist der Philister auch noch dann treu, wenn er untreu ist, so ist der musische Mensch umgekehrt: Auch noch dann untreu, wenn er treu ist. Niemals liebt der musische Mensch die Geliebte als dies zufällige Stück ein und derselben Natur. Immer liebt er sie als ein eigenartiges und einziges Antlitz, als eine von allen andern unterschiedene, mit allen andern unvergleichliche Frau. Nun liegt es aber in der ganzen Einstellung der musischen Seele zum Reichtum des Lebens, daß sie die unvergleichliche durch eine fließende Skala feinster Gefühlsnuancen immer wieder in das Vergleichen hinunterzieht, bis sie den Relationscharakter der Unvergleichbarkeitsemotion entdeckt und ihre einzige Liebe durch die Liebe zu Einzigkeiten und Unvergleichbarkeiten an sich untergräbt.

Doch ist die Prädestination der musischen Seele zur Untreue nicht nur durch diesen ihren Sinn für den ästhetischen Wert jeder individuellen Form zu erklären, sondern auch durch etwas viel Tieferes. Die tausend Seelen der musischen Seele tragen und ahnen eine solche Fülle erotischer Möglichkeiten in sich, daß das schicksalhafte Aufrufen einer von ihnen zum vollen Sein und Leben allen andern, unaufgerufenen, leicht als Ungerechtigkeit und Vergeudung erscheinen muß. Der Rausch der Liebesahnung ist in der musischen Seele so verschwenderisch in seinen Versprechungen, daß die Verwirklichung der Liebe von der musischen Seele viel leichter als Verrauschen, denn als Verwirklichen empfunden wird. — Aus all dem erwächst das Gefühl eines unüberwindlichen Abstandes zwischen dem geahnten Antlitz der Liebe und der Wirklichkeit des geliebten Gesichtes; das tragische Bewußtsein davon, daß in unserer, vom Schöpfer noch nicht endgültig vollendeten Welt die schöpferische Liebe des Menschen nur als Tragödie des menschlichen Schöpfertums gelebt werden kann. Dieses verleiht der musischen Liebe eine ganz eigenartige Note: Ihr Licht ist unstet, wie das Licht einer Fackel, und der Geschmack ihres Glückes läßt eine eigene Bitterkeit auf den Lippen zurück. Das Entscheidende aber ist, daß sie aus der Hand des Todes lebt; nicht desjenigen, der lange auf sich warten läßt und dann plötzlich ganz unerwartet kommt, sondern eines ganz andern. Dieser andere tritt in unser Leben nicht gegen Ende ein, sondern ist gleich von Anfang da. Er ist kein Schlußakkord des Lebens, sondern sein Leitmotiv. Er sprengt nicht im

Digitized by Google

letzten Augenblick die Form des Lebens, sondern formt das Leben jedes Augenblickes. Im Unterschiede zur philiströsen und mystischen Seele empfindet die musische den Tod nicht als das unerläßliche Ersterben des Lebens in uns, sondern als die Unmöglichkeit, anders denn als Sterbliche zu leben.

So tragisch dieses auch ist — die musische Seele würde dennoch den Stachel der Sterblichkeit in keinem ihrer Erlebnisse und vor allem nicht in ihrem Liebeserlebnis entbehren wollen. Sie würde nie ihre unendlichen Qualen eintauschen gegen die brutale Genußfähigkeit der Philisterseele, welche wohl zu sterbenden, nicht aber auch zu sterblichen Wesen zu rechnen ist, wie auch gegen die Glückseligkeit der mystischen Seele, die von ihrer Unsterblichkeit beinah unangenehm fest überzeugt ist. Die vergänglichste Stunde des Lebens ist für die musische Seele gerade die unvergänglichste. Nur was dem Tode geweiht ist, hat für sie wahre Schönheit. Nur weil jede Liebe zu ihrer Herrscherstunde von ihr selbst getötete Liebesmöglichkeiten schwarz heraufschreitet, und weil sie früh oder spät auch selber zu einer Stufe für neue Stunden werden muß, hat sie für die musische Seele ihren königlichen, aber auch ihren tragischen Sinn und Wert.

Die Frage, von der ich ausgegangen bin, wie fängt es der Mensch an, den Reichtum seiner Seele in die Form seiner Einheit harmonisch einfließen zu lassen, ist durch die eingeführte Dreiteilung der Seelen, wie leicht zu bemerken ist, ihrer Lösung kaum näher gebracht. Klar ist vorläufig nur, daß man weder in der philiströsen, noch in der mystischen Seelenform die angestrebte Synthese zu suchen hat, weil beide Formen den Sieg der Einheit über den Reichtum auf ganz verschiedene und verschiedenwertige, aber dennoch irgendwie analoge Weise repräsentieren. Damit ist allerdings das widerspruchsvolle, vulkanische Territorium der musischen Seele als das Einzige in Aussicht genommen, auf dem die problematische Harmonisierung noch weiter gesucht werden könnte; gefunden ist aber auch mit dieser In-aussicht-nahme noch nichts; so müssen wir denn in unserer Analyse der musischen Seele noch sehr viel tiefer gehen.

Und da gilt es zu allererst solche musische Seelen von der weiteren Betrachtung auszuschließen, die über gar keine Mittel verfügen, mit der oben geschilderten Problematik fertig zu werden: Ich meine die Opfer der musischen Seelenstruktur.

Es gibt Menschen (besonders häufig findet man sie unter den Russen), die vieldimensional veranlagt, reich begabt, aber in ihrer Begabung sonderbar unakzentuiert und ungefähr sind. Beständig treten ihre tausend Seelen ihre eine Seele mit Füßen, und sie peitschen jeden Augenblick,

Digitized by Google

den sie leben, über die Schwelle ihres Lebens hinaus. Nie zufrieden mit dem, was sie heute sind und morgen zu tun haben, sind sie immer lüstern nach dem, was sie morgen sein könnten und übermorgen zu tun hätten. Menschen ohne jede seelische Seßhaftigkeit treiben sich unbeheimatet in den verschlungenen Wandelgängen ihres komplizierten Seelentums herum, hoffnungslos bemüht, den widerspruchsvollen Reichtum ihrer Wünsche unter das Gesetz ihres bewußten Willens zu zwingen. Heute Ärzte oder Journalisten — sind sie morgen Geiger oder Landwirte; heute Väter und Ehemänner, schwärmen sie morgen für eine dämonische Schönheit, um schon übermorgen ihre Sünden zu beichten und dem Dämon der Schönheit das Kruzifix entgegenzuhalten. Jeden Augenblick verbrennen sie das, was sie noch gestern angebetet haben und beten auf diese Weise immer wieder von neuem die Rauchwolke an. In ihrer Jugend leidenschaftliche Revolutionäre, denen nichts recht ist und die alles umzugestalten gedenken — beenden sie ihr Leben nur gar zu oft als Philister, die einem jeden von neuem davon erzählen, wie weit sie es zu bringen wüßten, wenn ihr Milieu sie nicht niedergedrückt hätte. In allen Stücken, und in den verschiedensten sozialen Lagen sind diese Opfer des Musentums heillos verfahrene Dilettanten des Lebens. Der kluge Skeptiker Potugin im Turgenjewschen Romane „Rauch" hat schon lange ihren „toten Punkt" entdeckt: Sie sind musische, dabei aber durchaus unschöpferische Seelen, die sich über das widerspruchsvolle Material ihres Lebens in keiner Weise zu erheben vermögen und darum auch nicht imstande sind, es formend zu beherrschen.

Im äußersten Gegensatz zu diesen musisch veranlagten Lebensdilettanten stehen die musischen Künstler. Sie verfügen in höchstem Maße gerade darüber, was den Dilettanten fehlt. Sie besitzen in ihrer Kunst ein spezifisches Territorium, auf dem sie das Ergänzungsleben ihres Lebens leben. Aus dieser Haltung erklärt es sich auch, warum die größten Künstler oft ein für den Außenstehenden so philiströs-unkünstlerisches Leben führen, und zwar nicht nur im Sinne äußerer Lebensregelung, sondern auch im tieferen Sinne — einer inneren, seelischen und geistigen Lebenseinstellung.

Mit diesen Bemerkungen ist selbstverständlich so gut wie nichts über das Wesen der Kunst ausgesagt. Aber das, was mich hier interessiert, ist auch nicht die Kunst als solche, sondern ausschließlich die Kunst als Mittel, die Einheitsproblematik der musischen Seele wirklich zu lösen und die Wurzel der Schauspielerseele zu entdecken.

Es wird sich wohl kaum bestreiten lassen, daß unter den Schauspielern es weit mehr musische Lebensdilettanten gibt, als in allen andern Berufen. Zu etwas wirklich Großem bringen diese Menschen selbstverständ-

Digitized by Google

lich es auch auf der Bühne nicht, doch leisten sie als Schauspieler sicher viel mehr, als im Bureau oder auf der Bank. Irgendeine Form näherer Beziehung wird man zwischen ihnen und den echten berufenen Schauspielern immerhin schon voraussetzen dürfen.

Ähnlich steht es auch mit den musischen Künstlern. Sicher sind sie mit den Schauspielern nicht ohne weiteres zu identifizieren, doch sind sie, so wie ich sie geschildert habe, dem Schauspielertum auch nicht ganz fremd.

Bilden die Lebensdilettanten und die Künstler die beiden entgegengesetzten Pole der musischen Seele, so bedeutet die artistische Seele des Schauspielers eine eigenartige Zwischenlage. Um nun diese artistische Seele, welche die engste psychologische Basis der schauspielerischen Lebenshaltung und der schauspielerischen Kunstbetätigung vorstellt, in ihrer Struktur genauer zu erkennen, möchte ich an meine ganze Problematik mit folgender Frage herantreten. Ist es für eine von Widersprüchen bewegte, den Schmerz ihres Reichtums liebhabende und hegende, aber mit keiner spezifischen Begabung und Gestaltungskraft von Gott bedachte Seele, wirklich ein unentrinnbares Schicksal ihr eigenes Leben dilettantisch zu chaotisieren und zu entformen, oder gibt es auch für sie, wie für den musischen Künstler eine Möglichkeit solcher Auseinanderschichtung ihres Lebens in zwei Leben, wie sie die kompromißlose Harmonisierung von Einheit und Reichtum unbedingt verlangt? Das positive Beantworten dieser Frage (die negative würde, wie es sich weiter noch zeigen wird, das Phänomen des Schauspielers ganz unbegreiflich machen) hätte zu ihrer Voraussetzung allerdings die Annahme, daß es für die menschliche Seele ein Mögliches ist, die Vergegenständlichung ihrer Lebensinhalte nicht nur auf dem festen Boden gegenständlicher Kulturleistung zu vollziehen, sondern auch im treibenden Strome lebendiger Zuständlichkeit.

Es handelt sich also — populär und anschaulicher ausgedrückt — um die gar nicht paradoxe Frage, wie es die musische Seele beispielsweise anfangen sollte, der Todesperspektive Wertherscher Liebesproblematik nicht zu erliegen, ohne den Goetheschen Ausweg offen zu haben; wie sie es m. a. W. zustande bringen könnte, einen Werther zu erschießen, ohne einen Werther dichten zu können.

Nun gibt es zum Glücke der musischen Seele eine spezifisch-artistische Kunst, sich selbst zu der einen oder andern Gestalt gleichsam verdichten zu können, ohne auch nur mit einem einzigen Wort sie dichterisch von sich zu trennen und als Dichtung über sich zu erheben.

Dieses ist eine große und schwer zu beschreibende Gabe, seine Seele bald nach der einen, bald nach der andern Richtung ins Leben zu schicken und sich das Leben bald auf diesen bald auf andern Wegen entgegen-

Digitized by Google

kommen zu lassen. Dieses ist eine beinahe magische Gabe, bald den einen, bald den ganz andern Erlebniskomplex seiner Seele halb bewußt zu kultivieren und so seiner Seele bald die eine, bald die andere ihrer tausend Seelen, heute über die königlichen Schultern, morgen auf den Pilgerrücken, als Mantel zu werfen. Dank dieser seelisch-geistigen Verwandlungskunst ist es der artistischen Seele etwas ganz Leichtes, sich beispielsweise auch auf die Wertersche Art der Kunst, der Natur, der Frau und der Sehnsucht gegenüber einzustellen und in der Problematik dieser Einstellung so lange zu leben, bis diese von innen heraus restlos begriffen und somit erledigt, bis Werther erschossen ist.

Schon diese Beschreibung des Inszenierungsprozesses am eigenen Ich, wie er der schöpferisch-begabten, aber mit keiner spezifischen Gabe bedachten Seele eignet, deutet bis zu einem gewissen Grade den Unterschied zwischen dem Erlebnisdilettantismus und der artistischen Lebensgestaltung an. Das Schöpferische der artistischen Lebensgestaltung, was sie zur Würde der Kunst erhebt, liegt näher betrachtet vor allem aber darin, daß die artistische Seele durchaus nicht mit allen ihren Seelen auf gleichem Fuße steht; nicht alle mit gleichem Quantum ihres Herzblutes erfüllt; nicht allen ein und denselben Grad von Seinsintensität zukommen läßt; mit einem Worte, sich lange nicht mit allen voll und ganz identifiziert. — Damit vollzieht sie mit ihren eigenen Mitteln schließlich genau dasselbe, was auch der musische Künstler vollzieht: Sie lebt ihr Leben in zwei Leben auseinander; in ein wirkliches Leben, auf dessen heimatlichem Boden sie die Seele ihrer Einheit ansiedelt, und in ein ersehntes, in dessen Weiten sie die Seele ihres Reichtums hinausschickt. Dabei hält sie die beiden Welten mit sicherem und kunstklugem Können streng auseinander. Das traumsüchtige Nomadenvolk der tausend Seelen findet keinen Einlaß in das Herrscherbereich der Wirklichkeit, und die Wirklichkeit sucht nicht die Welt der Visionen unter ihr Zepter zu zwingen. Diesem formsicheren seelentechnischen Verfahren verdankt es die artistische Seele, daß sie nie den Liederlichkeiten des Dilettantismus verfällt: nie ist sie in Gefahr, ihr Leben in Brand zu setzen durch den Versuch, ihre Traumvisionen wirklich zu leben, und nie gerät sie in die Versuchung, ihre Visionen durch Verwirklichung zu töten. Der letzte Gesichtspunkt aber, unter dessen Zeichen sie ihre beiden Erlebniswelten und Erlebnisstätten unterscheidet und scheidet, ist der, daß die Wirklichkeit notwendig dem einzig Einzigen entgegengelebt werden muß, was uns alle erwartet — dem Tode; der paradiesische Traum dagegen von einem Leben, in dem alle Widersprüche zahm und alle Leiden der Wahl überflüssig geworden sind, immer nur als Spiel gelebt werden kann, weil seine Verwirklichung entweder den Tod und somit den Sündenfall verneinen, oder selbst mit der Sünde und dem Tod sein Spiel treiben müßte. —

Digitized by Google

Es entspricht, wie ich bereits schon gezeigt habe, der ursprünglichen Gespaltenheit der musischen Seele, daß sie auch ihre Liebe in tragischer Entzweitheit zwischen dem Willen zur strengen Geschlossenheit (Treue) und der Sehnsucht nach rebellischem Reichtum (schließlich Verrat) zu erleben bestimmt ist.

Die unsaubere Lösung des Dilettantismus besteht für gewöhnlich darin, daß ihm die Einheit seines Lebens unerfüllbare Absicht bleibt, der Verrat an ihr dagegen zur qualvollen Wirklichkeit wird. Die Tragödie der Entzweiung zwischen der Liebe zum einzigen Antlitz und der Liebe zur Fülle der Gesichter wandelt sich so zur Komödie des Nicht-unterscheidenkönnens zwischen Antlitz und beliebigem Gesicht, wodurch die, auf den Schleichwegen des permanenten Verrats, zum Nichts zersteubte musische Seele in eine bedenkliche Nähe zu der fiktiven Treue des Philisters rückt. — Ganz anders löst sich das Problem in der artistischen Seele.

Die beiden Tendenzen zur Einheit und zum Reichtum des Lebens überkreuzen sich bei ihr nie in ein und derselben Erlebnissphäre. Ihre Liebe zum einzigen Antlitz lebt die artistische Seele in der Sphäre ihres wirklichen, dem Gesetze der Einheit unterstellten Lebens; ihren Rausch ob der Gesichterfülle — in der imaginären Welt des Traums, wo jeder Reichtum in seinem vollen Rechte ist, wo keine seiner Ranken zu einer Schlingfalle zu werden braucht.

Die asketische Enthaltsamkeit verleiht dem artistischen Kultus der Treue Züge mystischer Liebe, und dem artistischen Kultus des Reichtums und der Mannigfaltigkeit — die Reinheit, den Schwung und die Höhe eines wahrhaft schöpferischen Künstlertums.

Schließlich liebt jede artistische Seele, wie es im Wesen der Liebe begründet ist, immer nur ein einziges ihr von Ewigkeit zu Ewigkeit gegebenes Antlitz: Ihre Liebe zu der Gesichterfülle ist in ihr nie wirkliche Liebe: nie Wunsch nach einer andern Wirklichkeit, immer nur Sehnsucht nach dem Unmöglichen, immer nur Spiel mit unverwirklichbaren Liebesmöglichkeiten.

Der ganze ethische Ernst der musischen Lebenshaltung wurzelt ja geradezu in dem Bewußtsein, daß jedes Spiel sich notwendig zur schweren Sünde wandelt, wenn man den Leichtsinn beginnt, mit ihm im Sinne der Wirklichkeit ernst zu machen.

Auf dem Karneval dürfen Tausende von Küssen gegen den Himmel steigen, aber keiner darf eine Kinderseele von oben in die Welt herunterschicken.

Wo man es mit dem Spiel nicht sehr genau nimmt, kann man es mit dem Leben nicht wirklich ernst meinen.

So baut sich die artistische Seele mitten in ihr wirkliches Leben gleichsam,

Digitized by Google

eine Bühne ein. Auf dieser Bühne lebt sie das Ergänzungsleben zu ihrem Leben.

„Das leis versprochene,
Was werden konnte
Und dennoch nie geworden ist."

All ihre Seelen, die in der Wirklichkeit ihres Lebens nur Möglichkeiten geblieben sind, die um ihr wirkliches Leben betrogen worden, leben hier auf; besteigen als gespenstische Schatten, als Geister getöteter Seelen die für sie errichteten Bretter und beginnen ihr Spiel vom Tod und Leben: von dem Tod, der in ihnen lebt, von dem Leben, welches in ihnen tot ist. — Das Gespenst also, welches durch unsere Seele irrt; der Geist unserer vom Leben aus dem Leben gewiesener Seelen, den es nach Einverleibung fiebert; der Tod selber, der leben, lieben, ja tanzen möchte, der Tod als königlicher Gaukler — das ist der wahre innere Schauspieler in einer jeden artistischen Seele!

Das Leben aber, welches er ins Leben ruft; das Fest, welches er in Szene setzt; der Reigen, den er über die Bretter führt; das Lied, das er in uns anstimmt; die Narrenkappe, die er uns in die Augen schiebt; der Schmerz, den er uns bereitet, wenn er auf tückische Gespensterart plötzlich verschwindet — das alles ist Bühnenkunst, Theater als inneres metaphysisches Ereignis der Menschenseele.

Nur aus dieser Einsicht in die artistische Wurzel des Schauspielertums, als einer Form der Lebenshaltung und Lebensgestaltung, kann man ein tieferes Verständnis für das Wesen der Schauspielerkunst, für das Schöpfertum des Schauspielers als Bühnenkünstler gewinnen.

Die Kunst des Schauspielers ist ja von allen andern Kunstformen in erster Linie dadurch unterschieden und zuletzt auch dadurch bestimmt, daß sie ihre Werke nicht in die kalte und klare Sphäre des gegenständlich-objektiven Seins erhebt, sondern sie immer im zuständlich-objektiven Leben warm und fließend erhält. Im Unterschied zu jeder andern Kunst ist die Kunst des Schauspielers die einzige, in welcher der Künstler sein innerstes Ich nicht in ein ichfremdes Material (Laut, Stein, Licht usw.) einformt, sondern wo ihm auch als Material sein Künstler-Ich (Seele und Körper) fungiert.

Jedesmal, wenn der Schauspieler ausgespielt hat, löst sich ja das von ihm geschaffene Werk auf, wobei derjenige Ich-Sektor (Körper und ein Teil der Seele), welcher das Material abgegeben hat, sofort in den Strom des formenden und unformenden Lebens hineingerissen wird, so daß der Schauspieler, als Künstler, streng genommen, von Spielabend zu Spielabend mit einem immer neu veränderten Material zu tun hat und darum auch immer zu neuem Schaffen gezwungen ist.

Digitized by Google

Nur sehr schlechte Schauspieler, die sich für das Material ihres Schaffens nicht interessieren und als artistische Seelen nichts zu bieten haben, bieten Abend für Abend ein und dasselbe, und nur sehr stumpfnervige Zuschauer können das, was echte Schauspieler (wahrhaft-artistische Seelen) ihnen mehrfach in ein und derselben Rolle bieten, für ein und dasselbe halten.

Die Kategorie der Identität, die Grundkategorie, in der Kunstwerke aller originären Kunstformen sich sonst darbieten, ist auf das Werk des Schauspielers, wie auch des Regisseurs nicht anwendbar. Und das hängt natürlich mit der ganz eigenartigen Stellung zusammen, welche die Bühnenkunst zwischen dem Leben und der Kunst, als die Kunst im Leben zu spielen und auf der Bühne zu leben, einnimmt. Die große Kunst des Schauspielers, auf der Bühne wirklich die Verwandlungen seines Lebens zu leben, ist nur eine professionelle Steigerung der artistischen Lebenskunst, sein Leben in Spiel und Wirklichkeit auseinander zu leben. Die Theaterbühne, soweit sie wirklich Kunstbühne ist, ist immer nur die ausgebaute Bühne der artistischen Lebensgestaltung, und der Schauspieler im Bühnenkünstler ist immer ein kostümiertes Gespenst. Wie der tragischen Dichtung, so liegt auch der Bühnenkunst ein Mythos zugrunde. Der Mythos der Bühnenkunst ist der Mythos von der mit tausend Seelen überreich beschenkten Menschenseele, die, um eine Wirklichkeit leben zu können, an ihrem Reichtum Mord verüben mußte und nun, von Geistern und Gewissensbissen in den Tod gequält, vom Leben träumt, daß die von ihr in ihr ermordeten Seelen im Leben hätten leben können.

Wo die Gestalt dieses Mythos nicht hinter den Kulissen steht, da führt die Bühnenaufführung an aller Kunst vorbei. Wahre Bühnenkunst ist keine Kunst, das wirkliche Leben nachzubilden oder ein Dichterwerk zu illustrieren; auch ist sie für unsere Welt sicher keine religiöse Kunst, im Sinne der antiken Festspiele. Erstens weil die christliche Welt kirchlich geeinigt ist und zweitens weil die moderne Kunstwelt überhaupt an nichts glaubt. Aus beiden Gründen wirken alle modernen Passionsspiele nicht nur unkünstlerisch, sondern auch peinlich. Das moderne Theater steht eben nicht unter dem Zeichen des göttlichen Gesichtes, sondern unter dem der Karnevalsmaske. Freilichtbühnen sind untheatralisch, weil Gespenster nur ungern ins Grüne gehen und nur schlecht das Sonnenlicht vertragen. Wir müssen selbstverständlich die nächtlichen Geisterstunden im Theater verbringen; aber nicht bloß sitzen, sondern . . . selber spielen, mitspielen am Spiele vom Leben und Tod, vom Leben, das in uns tot ist und vom Tode, der in uns nach Leben ringt.

Wer von dieser Tragik und dieser Magie nichts weiß, ist kein theatralischer Mensch. Weil es immer weniger und weniger theatralische Men-

Digitized by Google

schen unter Schauspielern und Zuschauern gibt, darum sinkt unser Theater immer mehr und mehr.

Der geborene Schauspieler (ganz gleich ob groß oder klein) ist immer ein ganz eigenartiges Wesen. Seine Seele ist immer eine artistische, d. h. polyphonisch gebaute Seele. Der subjektive Sinn seines Schaffens ist immer ein und derselbe: Das Erweitern der engen Bühne seines Lebens durch das Leben auf der Bühne.

Im Unterschiede zu den musischen Dilettanten ist der geborene Schauspieler kein Lebensprotz, der die Reichtümer seiner Seele in den Winkelgassen allzu menschlicher Wirklichkeit vergeudet. Ja, bis zu einem bestimmten Grade ist er sogar Asket: Keine Reichtümer der Welt würde er je eintauschen gegen das Verbot den Bettlermantel Lears sich über die Schultern zu werfen; die Liebe der schönsten Frau würde er verschmähen, wenn die Schöne von ihm verlangen würde, den unglücklichen Romeo nie mehr zu spielen; und jede Königskrone würde er pathetisch von sich weisen, um das Recht zu behalten, Könige zu spielen. Sicher ist in ihm das intuitive Wissen davon, daß alle süße Lust und alle bittere Wollust des Schöpfertums Entsagung und Entbehrung verlangt, daß vieles im Leben schon im Keime erstickt werden muß, damit es auf der Bühne erblüht. — Wieviel Glück seine Kunst dem geborenen Schauspieler auch schenken mag, die seelische Energie, die ihn zur Ausübung seiner Kunst zwingt — ist immer ein leidvoller Rausch: Wenn das Talent des Schauspielers an einem besonders glücklichen Abend, in einer für ihn schicksalhaft bedeutenden Rolle ganz unvergleichlich blüht, dann können wir sicher sein, dieses Blühen bedeutet für den Künstler selbst nicht nur Künstlerglück, sondern auch Menschenschmerz; Schmerz in den tiefsten Wurzeln seines Seins.

Der Schauspieler ist oft pathetisch und oft ironisch — beides aus dem Gefühl heraus, daß die Welt nicht so ist, wie sie sein sollte, und daß er in ihr nicht als der Mensch lebt, als welcher er auf der Bühne über sie herrscht; er hat manchesmal etwas von einem Don Quixote und einem Karl Mohr, von einem blinden Kämpfer und einem unberufenen Richter an sich.

Das, was man Pose im üblen Sinne des Wortes nennt, haben nur Stümper an sich. Bei echten Schauspielern ist Posieren kein Posieren, kein äußerliches sich in Pose stellen, sondern ein inneres Erfüllt- und Ergriffensein von dem, was sie in Wahrheit, d. h. in der Welt ihrer Kunst sind. Bei größter Schlichtheit haben große Schauspieler oft etwas ausgesprochen Feierliches, etwas Königliches an sich.

Dieses artistisch-souveräne Stehen über dem Leben, bringt die Schau-

Digitized by Google

spieler leicht in einen Konflikt mit dem bürgerlichen Leben. Bürgerlichkeit ist Sinn für Maß und Regel im Leben. Artistentum aber glaubt das Leben immer etwas verachten zu müssen und maßregeln zu können. Höheres ethisches Schöpfertum ist dem Artistentum durchaus nicht fremd, aber jeder Moralismus ist ihnen verhaßt als eine spezifische Art ethischer Idiotie. In der Tiefe der Schauspielerseele tönen immer anarchistische Noten: Der echte Schauspieler ist immer etwas unberechenbar und unstet; mehr Genie des Augenblickes als der Stunden; als Liebhaber darum für gewöhnlich talentvoller, denn als Gatte und Vater; auf den Barrikaden begreiflicher als im Parlament. Auch nicht sehr seßhaft: Die Schauspieler waren sehr lange fahrendes Volk und werden es wohl im bestimmten Sinne als artistische Seelen immer bleiben müssen.

Unser Theater, wie unsere gesamte Kultur, steht im Zeichen einer sehr schweren, aber auch sehr interessanten, ja, ich möchte sagen, äußerst talentvollen Krise. (Die Krisen sind das einzig Talentvolle an unserer Zeit.) Das alte Schauspielergeschlecht, welches ich in meiner Jugend das Glück gehabt habe in Moskau noch zu erleben, ist wie in Europa so allmählich auch in Rußland ganz ausgestorben.

Man findet heute auf der Bühne nirgends Tragiker mit Löwenstimmen, die im Gefühle spielen, als hätten sie das jüngste Gericht abzuhalten; Liebhaber, die es verstünden, mit einfachster, ja banalster Geste ihr Herz aus der Brust zu reißen, es unter die Sterne zu werfen und ihm noch eine Weile nachzuschauen; unter Tränen lachende Komiker, denen es selbstverständlich ist, daß sie nicht wert sind, dem Helden die Schuhriemen zu lösen; und vor allem findet man nicht jene Mädchen, zuweilen halbe Kinder, die in Erwartung einer Rolle fasteten und beteten, dann aber mit solcher Leidenschaft spielten, soviel Licht, Seele, soviel blaues Augenlicht in den Zuschauerraum ausströmten, daß man sich unten im Parterre wie auf dem hellen Meeresgrunde fühlte.

Dieser herrliche, höchste, alte, naiv-theatralische Stil ist tot, und es wird keinem modernen Regisseur einfallen, ihn im Dienste unserer Zeit und ihrer Aufgabe auferwecken zu wollen. Die Konturen der neuen modernen Schauspielerseele sind noch sehr schwankend und dunkel. Sie hat sich lange im psychoanalytischen Institut des Ibsen-Stanislawskyschen Naturalismus quälen müssen. Hat sich unter Reinhart, später auch unter anderen, ehrlich bemüht, den Zirkus zum Tempel zu wandeln, was auf sehr komplizierten Umwegen und in mehr als einer Hinsicht den Zirkus auf die Bühne gebracht hat; hat sich alsdann in einer geradezu heroischen Weise auf Gnade und Ungnade dem Regisseur und Bühnenkünstler ausgeliefert und steht heute augenscheinlich im Begriff, sich durch den Kinophotographen entseelen zu lassen, d. h. ihre artistische Basis mit einer wissenschaftlich-technischen zu ersetzen. Die artistische Seele wäre

Digitized by Google

damit allerdings noch lange nicht aus dem Leben geschafft, wohl aber das Theater aus der artistischen Seele und somit auch aus dem Bereiche wahrer theatralischer Kunst.

Ich habe mit bewußter Beschränkung nur von der Seele des Schauspielers gesprochen und das Problem der spezifischen Art und Struktur der schauspielerischen Begabung ganz im Dunkel gelassen.
Es ist eine der gewöhnlichsten Erfahrungen des Lebens, daß das Talent auf dem Wege vom Himmel zur Erde sich verirrt und nicht an den Richtigen gelangt. Sehr oft verfügen Menschen ohne Gehör und Musikverständnis über herrliche Stimmen und verbrecherische Naturen über staatsmännisches Talent. So kann es denn selbstverständlich auch leicht vorkommen, daß das Schauspielertalent einer philiströsen oder auch einer mystischen Seele zuteil wird. Aus diesen wesenswidrigen Überkreuzungen entstehen öfters formell sehr interessante, aber dem Wesen des Theaters durchaus feindliche Schauspielertypen. Der schauspielerisch begabte Philister ergibt den flachen Imitator. Der schauspielerisch begabte Mystiker — den prophetischen Improvisator. Der erste zieht das Theater in den naturalistischen Sumpf; der andere hebt es in einen pseudoreligiösen Himmel; beides ist gleich gefährlich.
Doch rühren wir mit diesen Überlegungen an einen ganz neuen Themen- und Gedankenkreis, der hier nicht mehr behandelt werden kann.

Schauspielkunst als Beruf

Von Felix Emmel

Die griechischen Dramen steigern das Einzelschicksal des Menschen zu einer großen vorbildlichen menschlichen Gesamthaltung. Oedipus und Antigone kämpfen gegen Schicksal und Welt im Dienste des alle bindenden Ethos. Ihre individuelle Lebensfarbe verblaßt vor dem Feuer eines mitreißenden heroischen Willens. Erst durch Shakespeare ist der menschliche Charakter in seiner unverrückbaren Einmaligkeit gestaltet worden. Othello, Lear, Shylock, Hamlet, Macbeth gehen nicht an ihrer ethischen Gesamthaltung zugrunde, sondern an den Notwendigkeiten ihres eigenen, nur ihnen allein zukommenden Charakters. Seither kennt die dramatische Weltliteratur den menschlichen Charakter als Einziges (nicht nur als Gesamthaltung) und hat ihn (trotz urmenschlicher Verwurzelung) in tausend und abertausend Farben und Abstufungen gezeichnet. Die gewöhnliche Erfahrung lernt fast stets nur menschliche Einzelzüge kennen. Stückwerk. Bruchstücke. Selbst von Verwandten, Freunden und

Digitized by Google

Bekannten. Es fehlen Gelegenheit und Zeit (sowie Begabung), um den ganzen Menschen zu erfahren. Irgendeine Eigenschaft sticht hervor und wird meist zu falschen Verallgemeinerungen hinsichtlich des Menschenbildes mißbraucht. Fast nie erfaßt man den ganzen Menschen. Dieser wird mehr oder weniger naiv aus den beobachteten Einzelzügen erst erschlossen. So ist es ein tiefer Reiz der großen Dramatiker, daß sie lückenloses Gesamtschicksal in Entwicklung, Gipfelung und Verströmen gestalten. Dieser Reiz macht sogar den wesentlichsten Teil ihrer Bannkraft aus. Denn wo unsere Erfahrung gewöhnlich uns mit Momentaufnahmen von Einzelzügen abspeist, gibt der Dichter aus seherischer Kraft den ganzen Menschen und sein Wesen, und lichtet so das bedrückende Dunkel über menschlichem Schicksal zu befreiender Erkenntnis. Auf uns allen lastet die Unklarheit über unser eigenes Schicksal und über den Sinn und Weg des Menschenlebens überhaupt. Wir brennen darauf zu wissen, wohin die Fahrt geht und leiden unter unserm Nichtwissen. Der Dichter als ein Seher befreit uns von diesem Leiden, er schafft Menschenschicksal als Ganzes, nach Sinn und Bedeutung Einleuchtendes. Es kommt dann für uns darauf an, den Berührungspunkt des eigenen Lebens mit dem gestalteten Schicksal zu finden, zu erspüren, inwiefern das vom Dichter geschaffene Leben auch uns „angeht". Haben wir diesen Punkt gefunden, so strömt aus dem dichterischen Werk Klarheit auch über unsern eigenen dunklen Lebensweg. Wir sind erschüttert und befreit zugleich, denn der Dichter öffnet uns Tore der Erkenntnis. Aus tausend Abläufen dichterisch gestalteter Menschenleben bricht Helligkeit auch über unser Dasein.

Die ungeheuerliche Aufgabe der Schauspieler, Träger dieser vielfältigen Fülle von Menschentypen der dramatischen Weltliteratur zu sein, löst in den besten von ihnen eine große Bangigkeit aus. Wie soll besonders der junge Schauspieler ohne nennenswerte Lebenserfahrung so viel menschlichen Innenreichtum verkörpern? Kein Zweifel, der Weg der gewöhnlichen Erfahrung, die aus beobachteten Einzelzügen den Menschen zusammensetzt oder erschließt, würde den Schauspieler nie ans Ziel oder vielleicht erst an der Schwelle des Greisenalters an ein unerwünschtes Ziel führen. Es gibt jedoch noch einen andern Weg, den Menschen kennenzulernen — einen Weg für wenige Begabte — den Weg der Intuition. Tatsache ist, daß es immer Menschen gegeben hat, die aus einem Augenausdruck, einer Handbewegung, einem Gang, einem Wort — die ganze Sele ungeteilt erschauen konnten. Die durch jede äußere Schale das menschliche Herz pochen fühlten. Die bei leisestem Anstoß fremdes Menschentum in sich überströmen fühlten und um Wesentlichstes der andern wußten. Diese Innenschau des Menschlichen ist die Grundlage jeder schauspielerischen Begabung. Auch der

Digitized by Google

junge Schauspieler muß und kann sie haben. Nicht die Fähigkeit zu Effekten in Wort und Gebärde machen den Schauspieler. Nicht die Nachahmung des äußeren Menschen in Raum und Zeit — wie der Naturalismus in rohester Form anstrebte. Nicht ein scharfsinniges Zusammensetzen von beobachteten psychologischen Einzelzügen — wie es der psychologische Naturalismus forderte. Kein Mosaik des Menschen aus vorher gefundenen „Nuancen". Sondern: Innenschau des Menschlichen. Gestaltung des ganzen Menschen aus einem Guß. Jede Gestaltung in Wort, Gebärde und Raum nicht als Effekt, nicht als Wirklichkeitstreue und pedantische Vollständigkeit, sondern als Ausdruck des ganzen Menschenwesens. Die Forderung heißt: Erst der Mensch, dann die „Nuancen". Gerade gegenüber den eben hinter uns liegenden Verzerrungen der sogenannten „expressionistischen" Schauspielkunst, die des Menschen Wesen zur Formel, zum Effekt, zum Schrei, zur verrenkten mechanischen Gliederpuppe verengte, fühlen wir heute wieder als unverrückbare Grundlage der Schauspielkunst: Innenschau des Menschlichen. Jedoch erst Innenschau und Ausdrucksfähigkeit machen die schauspielerische Begabung aus. Unter Ausdrucksfähigkeit ist hier einmal die gesamte erlernbare schauspielerische Technik verstanden, die gründliche Durchschulung des Körpers und der Sprache, sodann aber auch die Bereitschaft des Körperlichen und Sprachlichen, nach der Schulung in Einheit und unmittelbar auf die Innenschau zu reagieren. Nur dann wird jeder Ton des Schauspielers, jede Gebärde, jeder Gang zu einer Ausdrucksbewegung des geschauten Menschlichen. Diese Bereitschaft zu unmittelbar aus innerer Schau strömender Ausdrucksbewegung in Wort und Geste ist ein wesentlicher Teil der schauspielerischen Begabung. Diese Fähigkeit zu unmittelbarer Ausdrucksbewegung der Innenschau scheidet den Schauspieler von andern, denen Innenschau des Menschlichen in gleicher Weise zukommt: etwa dem praktischen Menschenkenner. Ein praktischer Menschenkenner ist der Schauspieler trotz seiner Innenschau sehr selten. Ihm schlägt die Innenschau des Menschlichen nicht ins Hirn, sondern unmittelbar in Glieder und Sprache. Er nimmt nicht den Umweg über das Bewußtsein. Sein wacher Intellekt nimmt das Geschaute nicht auf, verarbeitet es nicht, beutet es nicht zu praktischen Zwecken aus. Seine Innenschau entlädt sich nur auf der Bühne in unmittelbarer Ausdrucksbewegung. Diese Unmittelbarkeit ist aber nur möglich, wenn der Schauspieler nicht mehr als Intellekt und Betrachter der geschauten Gestalt gegenübersteht, sondern wenn er sich in die geschaute Gestalt — verwandelt. Hier liegt das Mysterium aller großen Schauspielkunst beschlossen: Verwandlung. Es ist Tatsache: jemand kann sich selbst so auslöschen, einem andern öffnen und hingeben, daß auch sein Körper sich wandelt. Die Ähnlichkeit alter Ehepaare, die Ähnlichkeit von Herr und Hund, von

Digitized by Google

Brüdern im Geiste, von Jüngling und Vorbild beruhen darauf. Alle religiösen Tänze, alle religiösen Mysterien haben nur einen letzten Sinn: die Verwandlung in den Gott. Das Theater verlangt noch heute — wie in seinen kultischen Ursprüngen — Verwandlung. Der Schauspieler muß sich so in die dichterische Gestalt versetzen können, daß er sich in sie verwandelt. Er darf den Hamlet nicht bloß „spielen", er muß Hamlet „sein". Dies ist ihm nur möglich durch den völligen Abfall seines Privatmenschlichen. Ich habe den Zustand des privaten Ausgelöschtseins — in Anlehnung an die griechische Urbedeutung — Ekstase, ein Außer-sich-sein, ein Hinaustreten aus sich, genannt, und auf diesen Zustand jede Möglichkeit einer schauspielerischen Verwandlung gegründet. (Felix Emmel: Das ekstatische Theater. Verlag Niels Kampmann, Celle.)

Ekstase bedeutet also kein hysterisches Aufgepeitschtsein des Nervensystems, sondern den Zustand, in dem alles Privatmenschliche abfällt. Ohne Ekstase, ohne diesen Abfall des Alltags mit seinen Hemmungen, Bedenken, Bindungen, Sorgen und Genüssen würde auf unserm Planeten wahre Größe nie verwirklicht worden sein. Auch für den Schauspieler ist die Auslöschung seines Privatmenschlichen, die Ekstase, die Grundbedingung schauspielerischer Größe. Nur so kann er das Geheimnis der Verwandlung in die dichterische Gestalt vollziehen. Bei einer hohen Intensität seiner Innenschau und seiner Bereitschaft zu unmittelbarer Ausdrucksbewegung vollzieht sich diese Verwandlung tatsächlich. Wahre schauspielerische Begabung ist daher eine Art Medialität. Dem großen Schauspieler ist die wirkliche Welt der Taten verschlossen. Alle seelischen Anlagen zur Größe sind da. Aber diese Anlagen können sich nie in Taten umsetzen, bleiben eingekapselt, isoliert. Er bedarf eines andern, eben der Gestalt, in die er sich verwandelt, um wahrhaft seine Seele ins Leben wirken zu lassen. Dieses Abgeschlossensein von dem tätigen Leben ist nicht Unvermögen, sondern innere Notwendigkeit. Die Seele des großen Schauspielers ist meist so vielfältig beanlagt, daß ihr die stets nur mögliche einseitige Auswirkung im praktischen Leben arm und verächtlich erscheint. Sein Blut ist oft so stark und gegen alle bürgerlichen Satzungen anrennend, daß ihm nur die Wahl bleibt, Verbrecher zu werden oder Verbrecher zu spielen. Auf der Bühne, im zweiten Leben. Seine Phantasie ist von produktiver verwandelnder Kraft. So kann ihm die Starrheit des bürgerlichen Lebens als Wirkungsebene nicht genügen. Er gehört zu denen, die sich dauernd verwandeln müssen, um zu leben. Er ist die höchste Steigerung des Goetheschen „Stirb und Werde", eine Steigerung, die nur auf der Ebene des zweiten Lebens in dieser rasenden Glut noch möglich ist. So absorbiert die zweite Ebene oft sein ganzes Interesse. Die übrige wirkliche Welt streift ihn kaum. Einer unserer größten deutschen

Digitized by Google

Schauspieler steht dem tätigen Leben dauernd nur in der Haltung des überlegenen spielerischen Spötters gegenüber. Sein großer heiliger Ernst beginnt erst, wenn er auf der Bühne steht. Andererseits pflegen die großen komischen Schauspieler, die auf der Bühne die lachenden Ströme ihres Herzenshumors aufbrechen lassen, in der Wirklichkeit von tiefster Melancholie umfangen zu sein. Immer liegt das wahre Leben des großen Schauspielers erst auf der zweiten Ebene. Dieses zweite Leben ist nur durch Ekstase möglich, durch den eigentümlichen Zustand glühenden Gebanntseins von der dichterischen Gestalt, durch jene hochgradige Versenkung in sie, die zur Verwandlung führt. Bei genügender Versenkung beginnt der Schauspieler plötzlich, wie die dichterische Gestalt zu sprechen, sich zu bewegen wie sie, in ihrem Rhythmus zu schwingen. Er spielt nicht mehr, er ist. Seine Worte glühen, seine Sätze strömen, seine Glieder rühren sich — aus einem fremden Blute, das der Dichter seiner Gestalt mitgab. Die Tatsache, daß große Schauspieler auch undichterische Theaterhelden mit wahrem Leben füllen können, erklärt sich, soweit es sich nicht um kalte Effektleistungen von Routiniers handelt, daraus, daß der große Schauspieler zuweilen Dichter ist und diese leeren Theaterhelden vorher zu lebendigen Menschen dichtet, um sich erst dann in die von ihm selbst geschaffenen dichterischen Gestalten zu verwandeln. Der Übergang aus dem Privatmenschlichen in die Ekstase pflegt eine kleinere oder größere Krise im Nervensystem des Schauspielers heraufzubeschwören. Gewisse Formen des sogenannten „Lampenfiebers", die selbst den reifen Künstler nicht verlassen, gehören hierher. Auch die sprunghafte unbeherrschte Behandlung von Garderobier und Friseur vor dem Auftreten, die nach der überstandenen Krise meist einer geradezu kindlichen Güte weicht. Außer diesen kleinen Krisen gibt es jedoch ein „Premierenfieber", das sich bis zur richtigen Krankheit steigern kann: wahrhafte Geburtskrämpfe der ans Licht drängenden neuen Gestalt. Am Vormittag einer wichtigen Premiere des Deutschen Theaters in Berlin sagt der Hauptdarsteller plötzlich wegen Krankheit ab. Theaterarzt und Dramaturg als kundige Thebaner stürzen ins Auto und treffen den Künstler im Bett mit stark verbundenem Kopf. Als sie den Verband entfernen, entpuppt sich das Geschwür, das angeblich das ganze Gesicht entstellen sollte, als — ein Pickelchen von der Größe eines Stecknadelkopfes. Keiner wagt zu lachen. Der Theaterarzt beginnt unter Aufbietung von Instrumenten eine suggestive Heilmethode an dem Schwer-Deprimierten. Und tatsächlich spielt der Künstler am Abend und erringt einen seiner tiefsten Erfolge. Bei andern äußert sich das Premierenfieber in starken Ausbrüchen verschiedenster Art. Ist der Zustand der Ekstase erreicht, sind alle Krisen mit einem Schlage versunken. Tritt dieser Zustand bei manchen Schauspielern plötzlich, oft erst mit dem Betreten der Bühne ein,

Digitized by Google

so gibt es andere, die bereits beim Rollenstudium entrückt sind, noch andere, bei denen die Verwandlung in der Garderobe vor dem Spiegel zugleich mit der werdenden Maske langsam eintritt. Man plaudert beim Betreten der Garderobe noch mit dem Kollegen. Dann beginnt man sich zu schminken und wird stiller und stiller, je mehr die verwandelte Gestalt in dem Spiegel Gesicht gewinnt und die innere Wandlung vorwärts treibt. Ist die Ekstase eingetreten und die Verwandlung vollzogen, reicht das private Dasein an den Künstler nicht mehr heran. Alkoholrausch setzt aus, um sich nach der Vorstellung wieder zur Stelle zu melden. Trauer um einen Toten ist in diesem zweiten Leben ausgelöscht. Der Vater eines tot im Hause liegenden Kindes kann auf dieser Ebene lachen; der von einem privaten Glück Überschüttete vermag zu weinen. Ja selbst wildester Körperschmerz wird dem Verwandelten genommen. Kopfschmerzen, Zahnschmerzen, Fuß- und Rippenbrüche, die den privaten Künstlermenschen während der Vorstellung treffen, werden für die Dauer seiner Verwandlung überwunden. Er vermag trotzdem zu spielen, um allerdings nach der Vorstellung alle Folgen genau so zu spüren wie jeder Sterbliche. Diese jedem Theatermann bekannten Tatsachen offenbaren, daß der Schauspieler tatsächlich während seines Spiels auf einer zweiten Ebene, in dem Zustand der Ekstase verweilt. Beim Übergang aus der Ekstase ins Privatmenschliche zurück, pflegt eine gewisse schlaftrunkene Benommenheit zurückzubleiben. Der Schauspieler fühlt sich wie einer, der aus tiefen Träumen erwacht ist. Bei einem unserer größten deutschen Schauspieler schwingt die Ekstase noch ins Privatleben hinüber. Ihm geschieht es, daß er Bekannte, Freunde, ja eine geliebte Frau, wenn er abends aus dem Theater kommt, einfach nicht erkennt, weil er sich noch nicht zurückverwandelt hat. Es bedarf erst eines Aufgewecktwerdens, um ihn ins private Leben zurückzubringen. Daß der Durchschnittsmime von diesen Verwandlungen nichts durchlebt, ist sicher. Aber ebenso sicher ist, daß es wahre schauspielerische Gestaltung ohne diese ekstatische Verwandlung nicht gibt. Ohne sie gibt es nur das Effektmosaik des Routiniers, die kalte psychologische Zusammensetzung beobachteter Einzelzüge, höchstens eine diffuse Nachahmungs- und Verkleidungsfreude auf der Bühne, niemals aber Menschengestaltung aus einem Guß und einem Blute. Kein Zweifel, hiermit ist der höchste Maßstab des Schauspielerischen gegeben. Es ist unendlich wichtig, ihn wie eine Fahne aufzupflanzen als bindend und richtunggebend. Meist jedoch begnügt sich das Theater seit Jahrhunderten aus Unvermögen einer Menschengestaltung — mit einer Menschenvortäuschung, mit einer allzu durchsichtigen Menschen„illusion", die nach einem handwerklichen Schema herbeigeführt wird. Man hat für alle menschlichen Leidenschaften, Erregungen, Ruhelagen, Sterbeaugenblicke einen bestimmten Ton, eine bestimmte Ge-

Digitized by Google

bärde gefunden, festgelegt, traditionell übertragen. Der Schauspieler braucht also nur seine bestimmte „Walze" einzulegen und die Menschen-„illusion" ist da (wenn auch nur für ganz naive Gemüter). So kann man auch ohne jeden prophetischen Geist genau voraussagen, mit welchem Ton und mit welcher Geste der Wallenstein von Schrimm-Schroda-Liebenwerda oder der Hamlet von Brieg eine bestimmte Seelenlage ihrer Rolle erledigen werden. Ja, man wird eine ungeheure totale Ähnlichkeit aller dieser klein-provinziellen Hamlets und Wallensteins feststellen können. Denn die meisten von ihnen gestalten nicht, sondern setzen die ihnen bequemen Walzen ein. Ekstase ist ihnen Hekuba, das Geheimnis der Verwandlung ihnen unbekannt. Nie stellen sie ein neues Wesen auf die Bühne, sondern tun sich lediglich die konventionellen Masken vor. Wie aber ist es möglich, daß sich das Publikum (nicht der einzelne) durch Jahrhunderte täuschen ließ?

Mit der Verselbständigung des Theaterbetriebes hatte sich eine komplizierte Praxis der Rollenbesetzung herausgebildet. Die Weltliteratur mit ihrer Fülle von menschlichen Individualitäten mußte von einem möglichst kleinen und billigen Personalbestand des Theaters bezwungen werden. So half man sich durch die Bildung von Schauspielertypen, die jeweils in der Lage waren, eine ganze Serie ähnlicher Rollen darzustellen. Es entstanden die sogenannten „Fächer" der Bühne. Jedes verpflichtete Mitglied mußte ein „Fachschauspieler" sein, d. h. es hatte das Recht und die Pflicht, eine ganze Reihe ähnlicher Rollen darzustellen. So konnte der Direktor sich selbst mit kleinerem, geschickt ausgewählten Personal an viele Aufgaben der Weltliteratur wagen. Der „jugendliche Held und Liebhaber", geschmeidig und kraftvoll, spielte den Max Piccolomini wie den Ferdinand in „Kabale und Liebe", den Tasso wie den Orest, den Prinzen von Homburg wie den Marc Anton. Der „erste Held", von wuchtiger Schwere in Organ und Körper, gab den Götz und den Coriolan, den Tell und den Faust, den Wetter vom Strahl und den Florian Geyer. Auch der „Heldenvater" hatte „seine" Rollen, die im „Wallenstein" gipfelten. Die „Charakterspieler" (der jugendliche und der erste) stellten alle Gestalten dar, deren Edelmut durch Schlacken beeinträchtigt war, von dem leisesten Schatten auf der Ehre und Heldenkraft bis zum krassesten Verbrecher- und Intrigantentum. (Gespenster-Oswald, Franz im Götz, Mephisto, Franz Moor, Jago, Richard III.) Der „Bonvivant" gab die eleganten lebensgenießerischen Typen, der „Komiker" die humorgesättigten. Entsprechend wurden die weiblichen Fächer verpflichtet. Die „jugendliche Heldin" (Jungfrau von Orleans), groß, schlank, körperlich und stimmlich fest, die „erste Heldin" (Sappho, Iphigenie, Rhodope, Medea) schwerer und wuchtiger im Format, die „Heldenmutter" (Isabella), dann die „Soubrette" und „Komische Alte" (die weiblichen

Digitized by Google

Komiker), die „Salondame" (das elegante Gegenstück zum „Bonvivant"), die „Sentimentale", weich, hingebend, schmelzend in Ton und Körper, schön und rein im Gefühl — (Gretchen im Faust, die Luise Millerin, Maria Stuart, Yessika, Klärchen, Agnes) und die „Naive", klein und zierlich, sehr jung, kindhaft, von natürlicher Munterkeit und Frische — für das Käthchen von Heilbronn, den Walther Tell, das Hannele, Rautendelein, Pippa. Dazu kommen noch eine Anzahl minder wichtiger Fächer (Chargenspieler, Mütterspielerinnen, Pères nobles, Utilités usw.) und die Komparserie.

Mit diesen „Fächern" glaubte man allen Menschenwesen der dramatischen Literatur gerecht werden zu können. Diese Fächer sind nun jedoch keineswegs, wie man annehmen sollte, so entstanden, daß sie durch Sichtung und Konzentrierung der Fülle dramatischer Charaktere gewonnen worden wären. Diese Fächer sind vielmehr Anpassungen an den Geschmack des Publikums. Sie sind Niederschläge der erotischen Einstellung einer durchschnittlichen Zuschauermenge. Der „Held", der schöne, kräftige, kühne, der „Bonvivant", der elegante, leichtsinnige, gefährliche, der „Charakterspieler", der durch seine Häßlichkeit erotisch bannende, der „Komiker", der übermütige, ausgelassene freche Männertypus, ist jeder für sich auf eine bestimmte erotische Note durchschnittlicher Frauen zugeschnitten. Die „Naive", die völlig unschuldsvolle, unberührte, die „Sentimentale", die wissende, aber in reinem schwelgenden Gefühl wissende, die „Soubrette" die freche zupackende, blinzelnde, lüsterne, die „Heldin" mit ihrer weiblichen Überkraft, die elegant-mondäne „chike" Salondame, alles das sind verkörperte erotische Wünsche durchschnittlicher Männer. Sehr interessant ist es, daß es bis zum Naturalismus „Charakterspielerinnen" einfach nicht gab, denn für den Eros der damaligen Männerwelt durfte die Frau auf der Bühne keinen Charakter haben. Seit dem Naturalismus, besonders seit der moderne männliche Eros sich auf die vermännlichte Frau, auf die virago, geworfen hat, wimmelt es an der Bühne von „jugendlichen Charakterspielerinnen". So wie der durchschnittliche Mann sich die Frauen erotisch erträumte, mußte die Bühne die weiblichen Typen bringen. So wie der weibliche Eros sich die Männer gemeinhin wünschte, mußte das Theater sie „engagieren". Alle diese „Fächer" waren die männlichen und weiblichen Mannequins des erotischen Zuschauergeschmacks. An ihnen betätigten sich die erotischen Auswahlversuche nicht nur des Pubertätsalters, obgleich ihre Bannkraft auf Backfische und Jünglinge stets am stärksten blieb, sondern auch der prüfende Eros reiferer Männer und Frauen und der Erinnerungseros von Greisen fand seine Nahrung. Man muß gestehen: die erotischen Typen waren mit einer bemerkenswerten Vollständigkeit und einem erstaunlichen Raffinement auf eine undifferenzierte Zuschauermenge eingestellt.

Digitized by Google

Das Theater konnte wirklich hoffen: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Kein Wunder, daß der bürgerlichen Gesellschaft das Theater stets als eine ausgesprochen erotische Atmosphäre galt, daß man den Schauspieler häufig als nicht gesellschaftsfähig betrachtete und seinen persönlichen Umgang mied. Einen Mannequin braucht man als Anregung, aber man lädt ihn nicht in sein Haus. Nur auf das Gebiet illegitimer Abenteuer konnte man sich mit ihm wagen. Trotzdem blieb die erotische Bindung des Publikums an die Bühnentypen allezeit äußerst stark und erklärt die rauschenden Ovationen wie den großen Persönlichkeitskultus, der den „Lieblingen des Publikums" stets zuteil wurde. Nicht dichterisches Interesse, nicht künstlerisches Bedürfnis trieb die Menge ins Theater, sondern die Lust, den „vergötterten" Schauspieler zu sehen.
Diese oft beklagte Tatsache trat naturgemäß bei den Frauen deutlicher in Erscheinung als bei den Männern, trotzdem auch diese mehr vom Schauspieler als von Schiller und Shakespeare ins Theater gezogen wurden. Der erotische Charakter der „Fächer" ergibt sich auch mit Deutlichkeit aus der Geschichte ihrer Entstehung. Wir begnügen uns damit, aus ihrem Wesen und ihrer Wirkung diesen Charakter festzustellen. Von hier aus beantwortet sich leicht die oben gestellte Frage, wie das Publikum sich Jahrhunderte hindurch mit der Menschenvortäuschung der Bühne begnügen konnte. Erotische Einstellung macht hinsichtlich der Leistungen stets genügsam. Die Liebe macht nicht nur scharfsichtig, sie macht auch „blind". Der schauspielerische „Liebling des Publikums" mochte ruhig seine „Walze" einsetzen, seine konventionelle Maske vortun, seine traditionellen Gebärden vorführen. Man begnügte sich gern damit. Es war genug, daß er da war. Die Bindung an seinen privatmenschlichen erotischen Typus genügte vollkommen. Man wollte gar nicht die Gestalt des Dichters erleben, man verzichtete daher gern auf Menschengestaltung, man wollte im Bannkreis eines schauspielerischen Privatmenschen erotisch mitschwingen. Daß man sich über diesen Tatbestand nicht klar wurde, sondern vorgab, vom Dichter angerührt zu sein, war nichts als eine Verhüllungsgeste der wahren erotischen Haltung. Wessen Körperbildung und Organ von Natur aus einem der erotischen Fachtypen entsprach, wer bei einigem Nachahmungstalent seine Schüchternheit abzustreifen vermochte, dem brauchte um seine „Begabung" nicht bange zu sein, der konnte getrost „zur Bühne gehen". Es ergibt sich daher hinsichtlich der Menschen„gestaltung" der Bühne folgende Tollheit: die Fülle von Menschenwesen der dramatischen Weltliteratur — aus dichterischem Blute geboren und zu geistigen Lebewesen objektiviert — wurde von der Bühne den vorhandenen erotischen Mannequins aufgepreßt. Eine tolle Kreuzung entstand. Der ganze dichterische Menschenreichtum wurde auf die Flaschen der erotischen Fachtypen ge-

Digitized by Google

zogen. Diese wahnwitzige, vom Geist aus gesehen, verbrecherische Kreuzung machte Jahrhunderte lang das „Theater" aus. Nur in wenigen großen Schauspielern blieb die Ekstase, das Geheimnis der Verwandlung lebendig. Auch die zahlreichen intellektuellen Schauspieler unserer Zeit wirken meist nur durch ihre zeitgemäße erotische Anziehung auf die moderne Frau, deren Sinne den männlichen „Geist" in erster Linie als erotisch-bannend empfinden. Aber es ist natürlich des Schauspielers private menschliche Klugheit, die dominiert und erotisch anzieht, nicht aber der Geist des Dichters, der Verwandlung erzwingt. Bei Männern (die nicht homosexuell sind) pflegen diese intellektuellen Schauspieler, die den Menschen bewußt-psychologisch zusammensetzen, höchstens ein gespanntes Mitdenken, nie ein Mitschwingen, ein Miterschüttertsein zu erzielen. Trotz des Aufkommens des intellektuellen Schauspielers und der Charakterspielerin unterliegt es keinem Zweifel, daß die alten Fächer noch bestehen. Aus berechtigter Abneigung gegen jeden künstlerischen Schematismus versuchte man, die alten Fächer zu zerbrechen. Großstadtdirektoren hielten es für unter ihrer Würde, noch nach Fächern zu engagieren. Auch die Schauspieler selbst wollten dem Fach entrinnen und nannten sich stolz, aber grauenvoll „Individualitätsschauspieler". Jedoch mit dem Zerschlagen der Fächer war kaum etwas getan. Man hatte nichts, das man an ihre Stelle setzen konnte. Und der Theaterbetrieb mit seinen unerbittlichen wirtschaftlichen Forderungen blieb bestehen. Kein Wunder, daß alle Fächer — trotzdem man ihre Namen besonders in der Großstadt nunmehr schamhaft mied — unterirdisch bis auf den heutigen Tag ruhig fortbestehen. In der Provinz sogar in aller Offenheit. Es war eben auf die Dauer unmöglich, die Fächer durch die jeweilige „Individualität" zu ersetzen. Ein Spezialistentum ohnegleichen wucherte empor. Eine „Spezialität" mußte der Schauspieler sein für ein paar Rollen oder schließlich für — eine Rolle. In Berlin verpflichteten Theater (wie Film) den Darsteller jeweils nur für eine Aufgabe. Diese Atomisierung in hunderttausend Individualitäten bedeutet den Zerfall des schauspielerischen Berufes. Der Gelegenheitsschauspieler — ohne die Möglichkeit einer schauspielerischen Entwicklung — bleibt übrig. Diese Krise eines ganzen Berufes ist heute keineswegs überwunden, sondern nur durch die verschämte Rückkehr der Provinztheater zu den verpönten „Fächern" etwas hintangehalten. Die Erscheinungen dieser Krisis sind offenbar: bei den Direktoren Ratlosigkeit, wo sie die tausend nötigen Individualitäten hernehmen sollen, Jagd nach der „Spezialität" und dem Star, kopflose Überengagements und wirtschaftliche Bedrückung durch einen übermäßigen Gagenetat. Bei den Schauspielern ein ewiges Unbeschäftigtsein, das dauernde Unruhe und Rollenjagd zur Folge hat, die Sucht, sich dem letzten „Ismus" entsprechend als „Spezialität" aufzutun, eine hochgradige

Digitized by Google

künstlerische Unsicherheit, besonders bei dem schauspielerischen Nachwuchs, die Zerrüttung der Nerven bei den wirklich Begabten, die Unmöglichkeit wahrer innerer Entwicklung einer schauspielerischen Persönlichkeit. Solche Entwicklung ist nur dadurch möglich, daß ein Schauspieler jahrelang dauernd vor neue künstlerische Aufgaben gestellt wird und mit ihnen wachsen kann. Als die „Fächer" unumschränkt herrschten, konnte der „jugendliche Held" sich zum „ersten Helden" und von dort zum „Heldenvater" entwickeln. Der Künstler konnte sich nicht nur innerhalb seiner Fächer an seinen Aufgaben steigern, er konnte mit wachsendem Lebensalter auch in ein anderes Fach „übergehen", er durfte sogar ruhig reifend altern. Dieses Altern-Können ist heute ausgeschlossen. Spezialitäten müssen mit wenigen Ausnahmen ewig jung sein, auch wenn sie alte Rollen spielen. Daß daraus eine schwere menschliche und wirtschaftliche Schädigung der Schauspieler erwächst, leuchtet ein.

Wie soll man dieser Krise Herr werden? Das Zerschlagen der Fächer erfolgte aus einem richtigen Instinkt. Aber es ist ein Unsinn, sie durch „Individualitäten" ersetzen zu wollen. Denn ihre Zahl ist so groß, wie die Anzahl der Menschen. Dieses Bestreben muß zu Atomisierung und Zerfall führen. Es ist auch nicht wahr, daß das Individuelle allein den Menschen ausmacht. Der Orient ist über solche Binsenwahrheit längst im Klaren. Alle leben ihr Einzeldasein doch aus urmenschlicher Wurzel und ihren unterirdischen Verzweigungen. Kein Individuum besteht absolut, keines kann sich aus den großen urmenschlichen Bindungen lösen, ohne abzusterben. Die Art dieser Bindung ist allerdings grundverschieden, aber nicht der Zahl nach unendlich verschieden. Es lassen sich große typische Verhaltungsweisen des Individuums je nach seiner Bindung an die urmenschlichen Bezirke erkennen. Es gibt also Menschentypen. Diese Typen lassen sich auch deutlich in der dramatischen Weltliteratur wiedererkennen, die ja die Gestaltenfülle des Lebens konzentriert wiederspiegelt. Die große Krise der Schauspielkunst läßt sich nur durch neue Fächer bannen, durch ein Aufwachsen neuer Schauspielertypen. Die alten Fächer sind dahin. Ihr außerkünstlerischer Schematismus war barbarisch. Die Anpassung aller dichterischen Gestalten an den erotischen Zuschauergeschmack, das Theater als Tummelplatz erotischer Mannequins von innerer Leere, muß zerschlagen werden. Neue Typen, neue „Fächer" müssen werden — nicht vom Eros der Menge her, sondern vom geistig-künstlerischen Menschenbestand der dramatischen Weltliteratur her. Oder, da die Menschen des Dramas nur Spiegelung und Konzentration der seienden Menschen sind — von den Menschentypen der lebendigen Wirklichkeit her. Hier erwächst der Menschenkunde eine große praktische Aufgabe, deren Lösung die Rettung des Theaters bedeuten kann. Sie erfordert nicht nur ein tiefes

Digitized by Google

Schauen der menschlichen Typen im Wirklichen, sondern auch eine genaue Kenntnis ihrer Projektion auf die dichterische Ebene, und vor allem eine innige Vertrautheit mit dem zweiten Leben der Bühne, dem Reich der Ekstase und menschlichen Verwandlung.

Außer dieser Reinigung des schauspielerischen Berufes von einer rein erotischen Typisierung und einer sinnlosen Spezialisierung tut eines vor allem not: Auslese und Bildung eines wahren schauspielerischen Nachwuchses. Die Klage über die Dürftigkeit der nachwachsenden Schauspielerbegabungen ist unter den Theaterleitern allgemein. Diese Dürftigkeit hat darin ihren Grund, daß die Ausbildung in den meisten Fällen in den Händen Unberufener liegt. Ältere Schauspieler, die Nebenverdienste gebrauchen oder nach der Gloriole des „Meisters" dürsten, züchten den Nachwuchs. Jeder, der Unterricht geben will, ist ohne weiteres dazu berechtigt. Der Staat, der sonst die Ausbildung aller andern Künstler betreut, überließ die Schauspieler sich selbst. Neuerdings erst wurde unter Leitung von Leopold Jessner die erste staatliche Bühnenhochschule Deutschlands ins Leben gerufen. Bisher verlangte der Staat von den privaten Schauspielschulen nicht einmal eine Konzession. Leute, denen alles zum Künstler fehlte, durften die schauspielerische Jugend „leiten". Schlimme Ausbeutung menschlicher Kraft betrieben auch die meisten mit einem Theater verbundenen Schauspielschulen (trotz ihrer stolzen Namen). Findige Theaterleiter gründeten sie, um sich billig oder kostenlos ein ausgezeichnetes, begeistertes Statistenmaterial zu schaffen. Die wenigen Unterrichtsstunden sind nur der Deckmantel für eine schamlose Ausbeutung, die den Schüler fast alle Vormittage und Abende auf der Bühne festhält und ihm die Zeit und Kraft zur Arbeit an sich selbst einfach stiehlt. Solange die Schauspielfächer noch bestanden, ging es noch schlecht und recht. Die feste Typisierung gab den Schulen wie den Einzelschülern noch einigermaßen feste Richtlinien ihrer Entwicklung. Seitdem die Fächer zerschlagen sind, herrscht eine chaotische Unsicherheit. Das Ausbildungsziel liegt völlig im Nebel. Meist sind es doch wieder die alten Fächer, denen man unterirdisch und unbewußt zustrebt. Auch sie sind natürlich nur praktische Schemata, in die man die Menschen hineinpreßt. Ein künstlerisches Erziehungsziel enthalten sie nicht. Nichts ist kennzeichnender für den gegenwärtigen Stand der Schauspielererziehung: Es gibt in Deutschland (im Gegensatz zu andern Ländern) überhaupt keine schauspielerische Pädagogik. Es gibt viele Reformversuche des Theaters, aber keine Klarheit über das Erziehungsziel, noch weniger über die Erziehungswege. Kein Wunder, wenn der Nachwuchs an entwicklungsfähigen Begabungen ausbleibt. Alles, was es in Deutschland an Begabungsprüfungen gibt, ist unglaublich naiv. Die Prüfung der Begabten besteht meist aus dem Vorsprechen oder Vorspielen irgendeiner drama-

Digitized by Google

tischen Szene. Der Schüler hat sie sich von ein paar Lehrern oder Schulen einbläuen lassen und versucht mit diesem „Rüstzeug" den Sprung zur Bühne. Der reifere Schauspieler hat meist von Regisseuren und Kollegen entscheidende Wirkungen entnommen. Trotzdem begnügen sich die Theaterdirektoren und Agenten mit diesem „Vorsprechen" (sofern sie den Schauspieler nicht auf der Bühne gesehen haben). Natürlich entpuppt sich der gute Vorsprecher auf der Bühne nur zu oft als Niete. Eine wahre Begabungsprüfung müßte den jungen Schauspieler vor ganz andere Aufgaben stellen. Vor Aufgaben, die Innenschau und Ausdrucksfähigkeit sichtbar werden lassen. Wenn das Erziehungsziel gilt, das Schauspielkunst als Reich der Verwandlung und Ekstase versteht, als eine zweite Ebene, als ein zweites Leben, dann geben Innenschau und Ausdrucksfähigkeit die entscheidenden Momente jeder Begabungsprüfung ab. Man muß den Schauspieler vor allem vor unerwartete Aufgaben stellen. Ich selbst pflege von meinen Schülern unerwartet den Ausdruck einfachster Menschengestaltung zu fordern. Etwa: den Ausdruck der Komplexe: Soldat-Sein, Krank-Sein, Müde-Werden, Dirigent-Sein, Betrunken-Sein, Elegant-Sein, Ungeschickt-Sein, Dick-Sein. Bei den ersten Versuchen ist der junge Mensch noch gehemmt. Erst nach und nach entfaltet sich seine produktive Phantasie, wenn er überhaupt eine hat. Zunächst verlange ich den Ausdruck wortlos, erst später dazu die eigene Erfindung von Worten, wobei die wahre Begabung das Wort gleichzeitig mit der Gebärde produziert, nicht aber das Wort als Begleitendes oder Aufgesetztes behandelt. Hiermit sind große Kriterien der Begabung gegeben. Nicht nur die Innenschau und Ausdrucksfähigkeit des einzelnen isolierten Individuums wird geprüft, sondern auch die einer Gesamtheit. Alle Schüler müssen sich gemeinsam mit letztem Ernst in eine erregte Volksversammlung versetzen, wobei Wort und Körperausdruck improvisiert werden, oder in eine Ballgesellschaft, in die Teilnehmer eines Schulausflugs, in die Zeugen eines großen Brandes u. a. Langsam werden durch methodische Steigerung der Aufgabenschwierigkeit dann auch die höheren Grade der Innenschau und Ausdrucksfähigkeit geprüft. Die Schüler müssen sich nicht mehr nur in Verwandlungen versuchen, die ihnen naheliegen, sondern die ihnen ferner und ferner stehen. Schließlich sogar Verwandlungen in Tiere und Dinge. Oder in Wesen von anderm Geschlecht. Gerade darin zeigt sich bei Schülern von normalem Eros ein hoher Grad von Begabung. Je fernerstehende Aufgaben bezwungen werden, desto größer ist die verwandelnde Kraft der Schülerphantasie, desto größer ist die Begabung. Nie darf die Phantasie ins Leere schweifen, sich ins Rein-Abstrakte verlieren. Immer muß sie sich am Lebendig-Wirklichen erproben. Erst nach solcher Auslese und Grundlegung setzt dann an einem bestimmten Punkte die langwierige gründliche technische Arbeit an Sprache und Körper ein, nie isoliert,

Digitized by Google

sondern stets im Blick auf das schauspielerische Gesamtziel. Die Phantasie des Schauspielers muß wie die eines Kindes blühen und steigen. Das Kind, dem die Hemmungen des Alltags noch in verschleierter Zukunft liegen, zeigt eine wunderbare verwandelnde Kraft seiner jugendlichen Einbildung. Es verwandelt sich spielend in Menschen, Tiere und Dinge. Diese Schöpferkraft stirbt leider allzu früh ab und erliegt dem Alltag und seiner Bewußtheit. Nur der Schauspieler, der auf der Ebene der Ekstase sein Privatmenschliches abstreift, lebt wieder aus der gleichen verwandelnden Kraft einer göttlichen Phantasie. Er setzt nicht Menschen zusammen, er gestaltet sie. Er spielt nicht nur, er ist. Er verwirklicht ein zweites Leben: die dichterische Gestalt.

Die Schauspielerin

Von Louise Dumont, Düsseldorf

„Traumbild der ewigen Schönheit —
Mit der Spitze meines goldenen Fingers
Rühre ich sanft an die knisternden Säume deines Schleiers"
Mombert

Wenn das Theater der Deutschen einmal wesentlicher Ausdruck ihrer Kultur geworden sein wird, kann zu den Fragen nach Ursprung und Entwicklung des Theaters — wie seines gesamten Sinnes — auch diese reiz- und geheimnisreiche Frage gehören:
Wann — in abgelebten Zeiten wurde der Geist des Theaters stärker, tiefer und farbiger durch seine Mittel im Ausdruck lebendig:
dann, als nur männliche Darsteller, wie beispielsweise in Griechenland, die Vermittler der Dichtkunst waren —
oder damals, als weibliche Darsteller — wie die Überlieferung von der germanischen Spielerin bei ihrem Götterspielen berichtet — an der Spitze standen —
oder ob die Krone dem Theater wachsender Zivilisationen, dem späten römischen, dem Theater des Barock und dem heutigen gebührt, da beide Geschlechter in gleicher Weise die Vermittlung der Dichtkunst zu den aufnehmenden Menschen hin übernehmen.
Über die germanische Vorzeit wissen wir nur wenig. Dieses aber scheint festzustehen, daß die Spiele, gleich wie in Griechenland, ein Teil des religiösen Lebens waren. Diese Götterspiele endeten — wie dort durch die mittelbare Entscheidung durch die Gottheiten — hier mit der Vermählung zwischen Menschlichem und Göttlichem (hieraus entstand dann der unüberwindliche Held: Siegfried). War es Dichtung oder nur Zeremonie beim Gottesdienst? Darüber wissen wir nichts; in den Runen liegt noch das Geheimnis germanischer Dichtung begraben.

Digitized by Google

Theater, das nach Shakespeares Wort: „Sowohl anfangs als jetzt war und ist, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen", hatte für unser Erkennen seinen unvergleichlichen Höhepunkt: als gesammelten Ausdruck des öffentlichen religiösen Lebens in Griechenland — hatte ihn: mit ausschließlich männlichen Darstellern. —

Die Zeit der Renaissance, die Shakespeare und Calderon gebar und damit die zweite Epoche großer dramatischer Dichtung heraufführte, kannte gleichfalls die weiblichen Darstellerinnen im allgemeinen Bühnenbetrieb noch nicht.

Neben ihr als dritte Periode: immer gewiesen durch den Höhepunkt dramatischer Dichtung — denn das Theater schafft sich den Dichter, den es verdient, nicht umgekehrt — das französische Theater Molières. Hier haben wir die weibliche Darstellerin neben dem männlichen Darsteller, und zwar in voller Ranggleichheit; und jetzt sehen wir die große Linie gebrochen zugunsten differenzierterer Darstellungsmittel mit einer reicheren Farbenskala.

So beginnt unser heutiges Theater. Hiermit tritt die Schauspielerin in das Bild unseres heutigen Theaters, des Theaters, das als „Abdruck und Körper seiner Zeit" zerfetzt und zerrissen ist, wie unser ganzer weinender Volkskörper. So ist es natürlich, daß dieses Theater noch nicht die der weiblichen Wesenheit vollkommen gemäße Heimat sein kann.

Wird es diese einmal werden?

Die Frau — bis vor kurzer Zeit noch ausgeschlossen aus dem staatlichen Haushalt als Erzieherin und Führerin — auf den kleinen Brutraum des Familienlebens angewiesen, auch hier ausgeschaltet fast mit dem Schulbeginn des Kindes — hat jetzt ihr mütterliches Amt auch in der Familie des Völkerstaates übernommen; und wie hiermit ihre Verantwortlichkeit beginnt für die kulturelle Zukunft ihres Volkes, keimt damit auch die Hoffnung auf eine kulturelle Entwicklung des Volkes, das viel zu lange nur von den Gehirnkräften des Mannes allein seine staatliche Gestalt empfing.

Die Bühne: „Die Pforte von der Welt in die Überwelt" — und also nicht nur Bild und „Abdruck ihres Jahrhunderts, ihrer Zeit" — geht hier vorbildend voran und zeigt bereits in geformter Gestalt die Ahnung des Kommenden auch für das gemeine Leben. Hier ist auch m. E. der Schnittpunkt der Frage: „Die Frau als Schauspielerin", ihre Verantwortung, ihre Erfüllung.

Die Einordnung aller Wesenkräfte des Weibtums in das Arbeitsfeld des öffentlichen, des staatlichen Lebens — nicht mehr Konkurrenzkampf zwischen männlicher und weiblicher Kraft, sondern Ergänzung bis zum geistigen Komplex des Übermenschentumes, das nur aus vollkommener

Digitized by Google

Verschmelzung von männlichen und weiblichen Wesenskräften in ihrer vorzüglichsten Qualität entstehen kann — wird Gebot.

Der Zauber, der uns in guten Stunden im Theater von der Bühne aus bindet, der uns die Pforte öffnet von der „Welt" in die „Überwelt", ist nicht der Rausch, den das Bild oder der Ton erzeugt, die unsere Sinne in gespannte Bereitschaft setzen; — es ist auch nicht einmal das Wort des Dichters, auch nicht sein Schmerz und seine Lust — das sind alles nur Mittel; es ist in seinem Höhepunkt immer nur — die germanische Götterhochzeit, oder wie in der griechischen dramatischen Kunst die Entscheidung durch die höchstselbst anwesenden Götter — es ist: das Ineinanderfluten männlich-weiblicher Kräfte zu höherer geistiger Einheit, das Streifen der göttlichen Sphäre, das blitzhafte Eintauchen in die göttliche Welt. Hier also wird die Grenze berührt, wo das Geheimnis beginnt; jede rationale Erklärung versagt. Das Heranführen an diese Welt des Geheimnisses ist vor allem nach der Wesenhaftigkeit der weiblichen Psyche das Amt der Frau als Schauspielerin.

Da die Antike in der hohen Zeit ihrer dramatischen Kunst diese ineinanderflutenden, aufsteigenden Kräfte gestaltet hatte, ausschließlich im melodischen Wort ihrer Dichtung in vollkommener Weise, konnte die nachschaffende Phantasie der Hörer ersetzen, was dem Auge sich an sinnfälliger Gestalt entzog. Voraussetzung hierbei war die Einheit im religiösen Gefühl, das um ein nie bezweifeltes Zentrum schwang.

Die Jahrhunderte der Aufklärung, der religiösen Zersplitterung forderten greifbarere Formen; die Kräfte wurden personifiziert — aus der Stimme wurden Darsteller — zum Schauspieler kam die weibliche Darstellerin. Nicht ganz so einfach ist es, hier die Bezirke des Wirkens oder die Fähigkeiten weiblichen und männlichen Wesens abzugrenzen oder auch nur zu umschreiben. Sie fluten ineinander, ohne mit Gewißheit immer ihre Abkunft vom Männlichen oder Weiblichen in der sichtbaren Person zu verraten.

In der Pubertätszeit, so lehrt die moderne Psychologie, ist die Bisexualität ziemlich allgemein. Goethe aber lehrt uns: Der geniale Mensch erlebt öfter im Leben die Periode der Pubertät. Mithin darf angenommen werden, daß der künstlerische Mensch im allgemeinen zu den Grenzerscheinungen gehört, in denen männlich-weibliches Wesen immer zusammenklingt. Die Dominante ist hier das Entscheidende. Rechnen wir hierzu die entsprechend erhöhte Sehnsucht nach Ergänzung, so sehen wir ein farbiges Spiel der Kräfte, eine Steigerung in das Reich höherer Vereinigung, die hoch über aller geschlechtlichen Sehnsucht nach Vereinigung stehen.

Von diesem Punkt aus wird auch zugleich die Überwindung der Scham, die die erste Voraussetzung für das künstlerische Schaffen ist, erklärlich,

Digitized by Google

weil bei dem Ausdruck tiefster seelischer Empfindung und Sehnsucht in vollster Öffentlichkeit das Tiefste nicht zurückgehalten werden darf. Niemals wird es der Schamlosen gelingen, von der Bühne aus Wirkung zu erzielen; die Resonanz erklingt nur der Leidenschaft nach Überwindung der Scham. So ist diese Überwindung als Hinwegziehung der dekkenden Hülle von der glühenden Gefühlswelt die unerläßliche Voraussetzung für die Ausübung der Bühnenkunst.

Reicht die Leidenschaft in seelische Bezirke, die über der Niederung des Geschlechtslebens stehen, da sprengt sie die Hülle der Konvention, und keine Scham wird den Aufschrei verhindern. Hier mit dieser Objektivierung der eigenen Sehnsucht in der Gestalt des dichterischen Bildes wird das Kunstwerk geboren. Die Frau als Hüterin des Liebesprinzips im All hat hiermit eine wesentliche Aufgabe im Bühnenkunstwerk zu leisten. Hinzu kommen alle Wesensmerkmale des weiblichen Menschen: die größere Reizbarkeit ihrer weiblichen Natur, die nicht durch verstandesmäßige Eindämmung behinderte Instinktsicherheit, die durch die kosmische Verbundenheit mit den Naturkräften allezeit rege Kraft für die Einbildung neuer Formen, die zur Geburt in die sichtbare Welt drängen.

Unermeßlich ist das Reich des Ungeborenen, das die hochgestimmte Seele im Aufschwung des künstlerischen Schaffens bedrängt. Die Gestaltenfülle ist so groß, daß im Ansturm gar oft die einzelne Gestalt nicht fertig geboren das Licht erblickt, ebenso wie es in der Welt der fleischlichen Geburt zuweilen geschieht. Und hier hat nun die männliche Eigenschaft des bewußten Verstandes helfend einzugreifen, um die überquellenden Kräfte und aufblühenden Bilder dem Kunstzweck des dichterischen Werkes und der Bühne einzuordnen.

Einen Teil dieser ordnenden, abtrennenden, einschränkenden Verstandeskraft, dieser wesentlich männlichen Eigenschaft muß die weibliche Schauspielerin im eigenen Besitz haben, wenn sie durch die nie versagende weibliche Kraft der Einfühlung die dichterische Welt sich zu eigen macht und in Fleisch und Bein die dichterische Gedankenwelt mit den Mitteln ihrer Phantasie sinnfällig gestalten will. Das Primäre aber bleibt neben diesen männlichen Elementen des Willens und der Einordnung immer die weibliche Instinktsicherheit, die überflutende, jederzeit zur Mitteilung bereite Liebeskraft, die gestalten —: die gebären will. Die szenische Spannung bestimmt die Sekunde der Geburt.

So liegt im ungeheuren Geheimnis der Mutterschaft mit eingeschlossen auch die Anlage, wie die Fähigkeit zur künstlerischen Produktion; und wenn eine Kunst vor allen anderen sich an die weibliche Wesensart wendet, so ist es die Kunst der Menschendarstellung.

„Unbewußt und ungeboren schweben die Keime aller Ideen durch die Welt; der Mensch wächst aus dem Chaos und ist ruhelos, ehe er eine

Digitized by Google

Idee gefunden, berührt und befruchtet hat." — Die Frau sucht in der noch ungeborenen Idee das Heilkraut für das Leid der Welt, das sie „durch Mitleid wissend" kraft ihrer Allverbundenheit am Herzen trägt. Will der Mann die Welt gestalten, so will die Frau sie erlösen. Und wie die liebende, im Seelischen beruhigte Frau der Menschenfamilie das Kind gebären will, so will die hochgestimmte, die priesterliche Frau („Maria" „Maja") immer wieder den Messias empfangen und gestalten, auf daß er die Welt erlöse! Gleichviel ist es hier, ob sie nachschaffend die menschlichen Leidenschaften im Positiv oder Negativ zeigt; immer geht es nur um das eine: das himmlische Feuer auf die Erde zu tragen. Und so ist ihr Wirken auf der Bühne ein doppeltes: sie empfängt und zeugt. Die strömenden Kräfte im heiteren oder ernsten kämpferischen Spiel von männlicher oder weiblicher Wesensart, auf der Bühne, „der Pforte von der Welt in die Überwelt" empfangen, schleudert sie weiter in die Herzen der Hörer; und so wird die weibliche Schauspielerin, indem sie das weibliche Ideal verkörpert, im Reich der Idee die Gebärerin einer höheren Menschheit.

Wenigstens so sollte es sein. In der heillosen Verworrenheit unseres Lebens, das auch in aller Kunst sich spiegelt, kommt es nur hier und da zu klarer Gestaltung dieses Ideals. Unbewußt, um was es geht, drängen die edelsten weiblichen Kräfte zur Bühne. Tritt Ziel und Zweck erst in die Bewußtseinssphäre und kommt es dazu, daß, wie im Mittelalter, da die geistigen Frauen sich sammelten und in der Gründung von Klöstern sich die Auswirkung ihrer höheren weiblichen Prinzipien sicherten, so kann die Frau als Schauspielerin an hoher Stelle die Führung im geistigen Zukunftsstaat der Frau mit übernehmen und sich und ihren Schwestern diejenige Betätigung und Erfüllung schaffen, die in den Zeiten des Mittelalters, der religiösen Glaubenseinheit die zum geistigen Leben erwachte Frau als Erzieherin, als Mutter und Schwester im höchsten Sinne einnahm.

Analyse der Handschrift von Werner Krauß

Von Dr. Lutz Wagner

Typologische Vorbemerkungen

Abgesehen von aller sonstigen Mannigfaltigkeit gibt es vor allem zwei Arten schauspielerischer Darstellung, deren Unterschied aus dem Grundverhältnis des „Menschen" im Menschen zu seinem „Beruf", hier dem des Schauspielers, entspringen. Ist nämlich das Schauspielerische, vom Schauspieler aus gesehen, eine besondere „zweite" Form seines Seins, eine Übertragung seines primären Lebens in eine neue Dimension, so fragt es sich, wie er selbst, als jenseits dieser Sphäre gedacht, sich zu ihr

Digitized by Google

verhält, zu ihr steht; ob sie als ein Komplex relativ fester, ein für allemal — wenn auch nur für ihn selbst — gültiger Formen, als etwas „Gewußtes", Jenseitiges, eine Art von Ideal, vor ihm schwebt und er solche Form demgemäß, vor allem aus einem Moment der Zucht, des Sich-in-der-Gewalt-habens heraus, jeweils anzunehmen oder abzulegen vermag — oder ob sie jeweils aus ihm hervorquellende, sein unmittelbares Sein ausdrückende, nie endgültig festgelegte, sondern aus dem Augenblick geborene und in ihrer Kraft und Qualität daher auch von der Höhe dieses Augenblickes abhängige ist. — Ist jene die eigentlich schauspielerische Form des Darstellens, den „prägnanten" Sinn des Schauspielerischen verkörpernd, so ist die letztere, gerade weil nur noch „uneigentlich", doch im höheren Sinne darstellerisch: Der beste Schauspieler ist der, der im Moment des Darstellens nicht nur Schauspieler ist, sondern in seiner Rolle gerade nur seine zweite eigene Natur auslebt, und der von seiten dieser Ursprünglichkeit dann wieder dem „naiven" Schauspieler ähnelt, im übrigen aber soweit als möglich von ihm entfernt ist. Denn der „naive" Schauspieler, vertreten etwa in Kindern, die irgend etwas „spielen", aber wohl auch sonst vielleicht in den Frühzeiten der Schauspielkunst — ist in erster Linie nachahmender. Ein Äußeres, Geste, Handlung, Sprechweise, wird nachgeahmt, und der eigene Charakter des Schauspielers mischt sich auf naive Weise mit der ihm vorschwebenden Form.

Auf zweiter Stufe reflektiert der Schauspieler bereits auf sich selbst: er nimmt die Gesamtheit seiner Äußerungen in Zucht und bringt sie in die ihm vorschwebende und im Höchstfall auch von ihm selbst her „erdachte", „konzipierte", für ihn passende Form. — Der Schauspieler der dritten Stufe ist reflektierend und unmittelbar zugleich. Er ist immer anders, und doch immer er selbst, und dies also oft mehr, als der reflektierende Schauspieler es ist. Denn dessen Leistung besteht im Beherrschen seiner Ausdrucksmittel, im Zurechtschneiden und Zusammenstreichen des eigenen Materials zur verschwebenden Form. — Der dritte Typ dagegen ist der produktive, gestaltende — die jeweilige Form erst schaffende, ja lebende. So steht er als der „Begnadete" höher als der „Leistende", „Könnende" und als der „Nachahmende", „Naive".

Geht man nun mit solcher Blickrichtung an bestimmte Schauspieler heran, so muß einem vorher noch folgendes bewußt sein: Die drei genannten Wesensunterschiede des Schauspielers sind einerseits als Typen, andererseits als Entwicklungsstadien und Momente eines jeden Typs realiter vertreten. Beides vereint sich dahin, daß jeder Schauspieler von Natur mehr das eine oder das andere Stadium zu seiner eigenen, endgültigen Form machen wird (das naive fällt hierbei so gut wie fort) — und also der reflektierende, „dualistisch" Veranlagte, von der eventuell

Digitized by Google

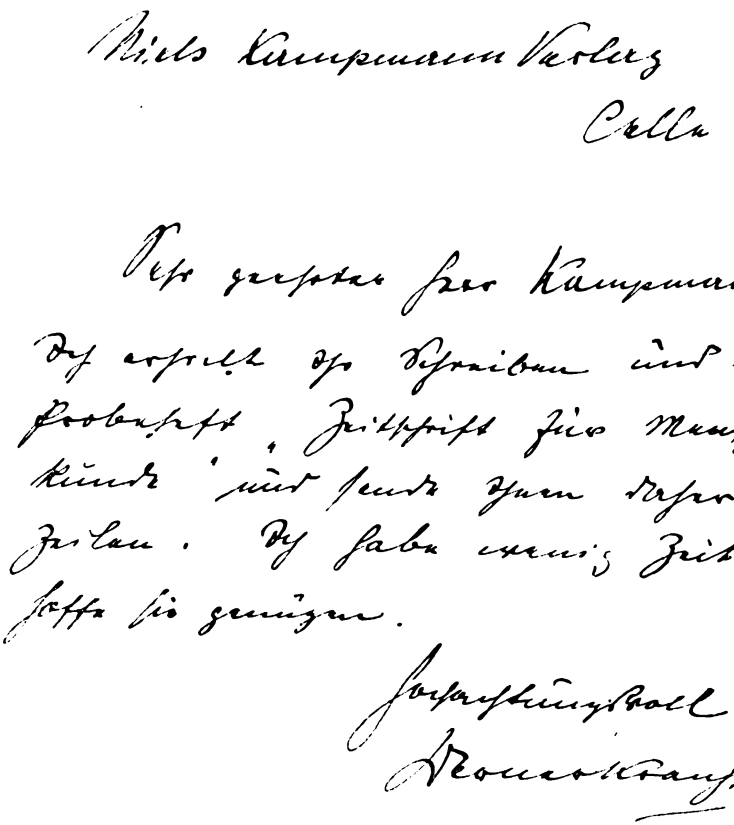
gekosteten Form des Begnadeten zu der bescheideneren aber sichereren des Gekonnten, als der ihm gemäßen, zurückkehren —, der andere aber das reflektierende Stadium, als das seiner „Schulung" etwa, durchlaufen und zu einer zweiten Natürlichkeit vordringen wird.
Wenn demgemäß, in ihren Höchstmaßen betrachtet, die dritte Form entschieden als die höhere anzusehen ist, so gilt das doch nicht schon ohne weiteres für den Einzelfall. Denn alle Typen, mögen sie auch eine Art Stufenordnung untereinander aufweisen, sind im Einzelfall in mehr oder weniger hohem Niveau vertreten, und der reflektierende, auf ein Arsenal von Formen festgelegte Schauspieler leistet oft mehr, als der zugleich „natürliche", der dann „ein guter Mensch, aber ein schlechter Musikant", in diesem Falle Schauspieler sein mag.
Bei unserer nun folgenden Charakteranalyse ist es weniger der Niveau-, als der Typus-Gesichtspunkt, der hier in Anwendung gebracht zu werden verdient. Denn da als Niveau hier das schauspielerische gemeint ist, so wird auch lediglich das Schauspiel selbst als die Ausdrucksebene in Betracht kommen, von der aus es beurteilt werden kann. Wird in der Handschriftendeutung von Niveau gesprochen, so ist damit stets dasjenige der Gesamtpersönlichkeit gemeint, und das aus speziellen Begabungen sich ergebende viel weniger, und jedenfalls bei den Einzelnen in sehr verschiedenem Grade erschließbar. Wenn überhaupt eine Ausdrucksebene ganz für sich allein, so wäre es die der Physiognomik, aus der allenfalls einiges über das schauspielerische Kapital, das vorhanden ist, herauszuholen wäre.
Schließlich wäre, für eine ausführlichere Typologie, auch noch die historische Dimension der Entwicklung des Schauspiels als solchen heranzuziehen und das Endstadium der individuellen Entwicklung des Schauspielers zu dem jeweiligen historischen Stadium des Schauspiels selber in Beziehung zu setzen; woraus der seiner Zeit vorauseilende, der in ihr lebende, der hinter ihr zurückbleibende Schauspieler als weitere Modifikationen der genannten Typen resultieren; womit dann diese Typologie, wie jede, die nicht bloß konstruieren will, in den umfassenderen Gesichtskreis des Historischen und Kulturellen überhaupt eingereiht würde.

Analyse

Bei der vorliegenden Schrift von Krauß ist, was wir zum Gegenstand unserer Typologie machten, gerade sehr deutlich und auf den ersten Blick sichtbar: diese menschliche Grundkonstitution, das Verhältnis des „Menschen" zu seinem „Beruf" — ergibt sich hier ungezwungen als die Grundlage, auf der sich alles Weitere, Individuellere aufbauen muß. Schon dem ersten Hinsehen zeigt sich nämlich, daß Krauß kein Mensch ist, der sich in irgendeinem Sinne vergewaltigen, oder

Digitized by Google

auch nur „gewollt" in Form und Stil bringen könnte. Seine innere Grundhaltung ist so sehr die der Natürlichkeit, und auch der Grundmodus aller seiner Äußerungen ein so ungezwungener, naturhafter, daß alles, was er als Schauspieler leistet — was und wie stark das ist, können wir aus der Schrift nicht ersehen — nicht primär aus einem In-Zuchtnehmenden, sein mimisches Material zurechtstreichenden Willen, sondern



(Schriftbild stark verkleinert)

aus einem innigen Sich-hinein-versetzen in seine Rolle, aus einem Sich-hinein-begeben in diese zweite Ebene seines Seins resultiert und sichtbar wird. Es versteht sich dabei von selbst, daß dies nicht als ein gänzlich unbewußter Vorgang gemeint sein kann. Naturhaftigkeit und Bewußtheit widerstreiten einander nicht notwendig. Auch ist selbstverständlich Reflexion (instinktive R.!) auf die Darstellung als solche, Wille zu Form und Stil vorhanden. Aber der Darsteller lebt nicht aus dieser Reflexion heraus, sondern aus dem Eins-werden mit dem Gegenstand seiner

Digitized by Google

Rolle selbst. Die genannten Züge sind alle nur Momente, die, eingeschmolzen in eine primäre Gesamthaltung, ihre Kraft nur von dieser beziehen und nicht umgekehrt sie summativ erzeugen. —
Auf dieser Grundlage erheben sich nun die individuelleren Züge. Als stets natürlicher Mensch lebt der Verfasser meist aus dem Augenblick, und zwar ebenso aus sich, wie aus seiner Umgebung heraus. Alles wirkt auf ihn; aus allem bezieht er Nahrung, Kraft, Anregung; aber ebenso auch — unter Umständen — Störungen, Irritierungen, Schwankungen. Er ist äußerst sensibel. Gespannte, fordernde Situationen vermögen ihn zu straffen, seinen Willen und sein Selbstgefühl zu erhöhen; lähmende, zerrende Umstände ihn matt oder gestört zu machen. Trotz eines ständigen In-Ansatz-bringens von Selbstzucht ist er äußerster Schwankungen fähig, wiewohl er im Ganzen — falls vorliegende Schriftprobe für ihn die durchschnittliche ist — recht gut ausbalanciert und in harmonischer Bewegtheit dasteht.
Schwankungsunterschiede solcher Art würde eine Mehrzahl von Schriftproben wahrscheinlich deutlicher ans Licht bringen; doch weist auch die vorliegende schon einige Nuancen in dieser Richtung auf. Die ersten zwei Zeilen — die Adresse an den Verlag — sind sichtlich straffer, gespannter geschrieben als alles übrige. Das zeigt einerseits, daß er noch nicht „in Schwung", seine Natur noch nicht in ihrer Fülle und Freiheit da ist; andererseits, daß dementsprechend Wille und Selbstgefühl sich stärker geltend machen. In dem Moment, wo er sich anschickt, sich dem Verlag zur Beurteilung handschriftlich vorzustellen, wird sein Selbstgefühl in ihm stärker aufgerufen, kommt ein Moment von Stolz in seine Haltung, was in solchem Falle etwas ganz Natürliches ist. (Man achte vor allem auf die größere Höhe der Kleinbuchstaben, sekundär auch auf ihre schärfere Eckigkeit und Enge, und schließlich auf das ein wenig sich in Positur setzende N!)
Auf der andern Seite sind es dann kleine Störungen, die den Gang der Schrift gelegentlich etwas unrhythmisch machen. Waren jene Eckigkeiten noch nicht zur eigenen freien Bewegtheit gelangte Partien im Schriftganzen, ein (für ihn!) Zuviel an Gewolltheit, so gibt es andererseits Stellen, die aus dem frei bewegten Ganzen als etwas relativ Unbeherrschtes gelegentlich etwas herausfallen. Doch sind auch sie kaum negativ zu werten: bisweilen sicher einer gewissen Gereiztheit, ja Nervosität entstammend, sind sie andererseits doch auch Ausdruck des Temperaments und der Impulsivität, einer gelegentlichen „schönen Ungeduld", eines Aufflammens oder Fahrenlassens.
Solchen Gewolltheiten einerseits und Gestörtheiten andererseits steht dann der ganze übrige Schriftkörper als etwas durchschnittlich gut Ausgewogenes und Feingespanntes gegenüber. Eine deutlich sichtbare Quer-

Digitized by Google

tendenz in der Schrift — die horizontal oder gar zugleich häkchenförmig endenden Kleinbuchstaben am Ende der Worte — zeigen einen stets mitvibrierenden Willen und einen schlichten, klaren, zielbewußten Geist — als im allgemeinen die Herrschaft führend. Überhaupt ist dies vielleicht gerade das Bezeichnendste für seine Natur: die Fähigkeit zur Hingabe, ja zur Hinreißung, verbunden mit einer dennoch stets bewahrten inneren Souveränität; die Gelassenheit im Sich-fort-geben und Sich-wieder-zurücknehmen.
Dies alles zeigt schon, daß Rhythmus sein ganzes Sein beherrscht; entsprechend ist auch ein starkes Bedürfnis nach Wechsel bei ihm vorhanden — als der seinem vielfältigen, beweglichen Charakter angemessenen Lebensform. Worte, die eine große Eintönigkeit und Gleichmäßigkeit der Buchstaben mit sich bringen — wie das Wort Kampmann in Zeile 3 — fallen daher auch sichtbarlich schief und unharmonisch aus. Das Rhythmische seiner Natur kann sich hier nicht frei betätigen und wirkt lediglich störend. Als Postbeamter wäre Kr. nicht gut denkbar. —

Schließlich ist noch des hohen Grades von Kultiviertheit zu gedenken, der alles bei ihm durchdringt. Takt des Herzens — an dem Zartheit wie Kraft gleichermaßen beteiligt sind —, ein feiner Geschmack der Sinne und des ästhetischen Fühlens überhaupt, und ein hoher Grad von Urteilsfähigkeit — das sind Gaben, die schon einem Schauspieler einen reichen Fonds zu bieten vermögen, darüber hinaus ihn aber vielleicht auch als Regisseur an seinem Platze erscheinen lassen könnten. Dies stimmte auch insoweit, als er nicht nur für sein eigenes Spiel, sondern sicherlich auch für die Rollen Anderer produktive Ideen zur Verfügung hätte, nicht aber in der Hinsicht, daß er ein guter Pädagoge seiner Schauspieler sein würde. Dazu liegt ihm das Disziplinarische, Menschen unter Umständen hart anfassen Könnende, zu wenig. Aus einem Impuls heraus wäre er gelegentlich auch zu dem allen fähig, nicht aber aus einer Dauerhaltung heraus. Krauß ist eben doch in erster Linie künstlerischer Mensch und geneigt, das formende Moment mehr gegen sich als gegen andere geltend zu machen. Seine Art des In-Zucht-nehmens wäre wohl meist auch zu fein, um auf beliebige andere Menschen von Wirkung zu sein. Wie bei ihm selbst das Willensmoment keine rohe, seine Natur vergewaltigende Instanz bildet, sondern nur ein Straffen der Sehnen, eine Form seines natürlichen Elans darstellt, so würde er auch bei andern mehr von ihrer eigenen Natur erwarten, als feste Forderungen stellen. Der Einschlag von Femininem, dem seine Natur so viele Feinheiten verdankt, würde ihn für einen solchen Posten doch letzten Endes untauglich machen.

Digitized by Google

Analyse der Handschrift von Paul Wegener

Von L. Weizsäcker

Die Handschrift Paul Wegeners macht jedem, der diesen Schauspieler jemals auf der Bühne sah, einen höchst erstaunlichen Eindruck. Sollte man wirklich am besten das darstellen können, was man nicht ist, oder doch nur im Ansatz ist, behindert durch andere entgegenwirkende Kräfte? So fragt man sich im ersten Eindruck.

Auf der Bühne dürfte Paul Wegener wohl wie kaum ein anderer Schauspieler als Verkörperung der Männlichkeit gelten — allerdings mehr der vitalen und emotionalen Seite der Männlichkeit als wie ihrer anderen Seite, der Seite des konzentrierten, kühn vorstoßenden Geistes. — Sein Spiel verkörpert die machthungrige Kraft, die konzentrierte, alle zerstreuenden Verfeinerungen ablehnende Energie — es verkörpert die beim Manne vom Seelischen viel mehr losgelöste, selbständig gemachte Triebhaftigkeit des Menschen, die — sonst neben die größere Objektivität des Denkens, hier neben die Souveränität des Willens das Animalische setzt, das sich ausspielen will und damit gerade den ausgesprochen männlichen Charakteren so oft die Note der Kindlichkeit beigibt.

Diese das Extreme und Grelle suchende Männlichkeit spielt Wegener auf der Bühne. Weil er sie für das Schönere, Gesundere hält, das er mit seinen Anlagen noch eben gerade auffassen und in einer künstlerischen Gestaltung halten und formen, ja sogar nachdrücklich hinstellen kann, aber nicht in seinem eigenen Leben, in seiner Persönlichkeit zu verwirklichen vermag?

In seiner Handschrift drückt sich nämlich viel mehr die weibliche Charakterstruktur aus, in der die Regungen der Naturtriebe mit den seelischen Regungen und auch mit den geistigen Bestrebungen ganz verwoben und zu einem unwillkürlichen harmonischen Ausgleich gebracht sind. Ist diese seine Veranlagung dem Künstler zu blaß? Befriedigt sie zu wenig den Machthunger seiner Eitelkeit? Sein Wille zur souveränen Kraftentfaltung, der sich auch in der Schrift ausdrückt, tritt in auffallender Weise auf die obere Schrifthälfte beschränkt auf, die wesentlich gerade dem Ausdruck der geistig-seelischen Vorgänge untersteht. Die Unterlängen, die sich vor allem auf die Vorgänge des Trieblebens beziehen, sind in dieser Schrift wohl tief ausladend (d. h. umgedeutet: genußverlangend), aber sie sind ausgesprochen zart und durchaus nicht mit einer Eigenkraft ausgestattet, die den ganzen Charakter bezwingen, für ihre Zwecke bestimmen könnte. Die Natur dieses Menschen ist im Grunde weich und hingebend. Diese Tendenz wird wohl vom Machthunger der Eitelkeit durchquert, aber sie behält doch die Oberhand. Sie macht den

Digitized by Google

Berlin am 7. Sept. 1925
Karlsbad C.-T.

An den Niels Kampmann-Verlag
Celle.

Ihre Zuschrift habe ich verspätet erhalten. Ich stelle Ihnen in diesem Brief meine Handschrift zur Verfügung mit der Bitte, mir das Heft mit der Analyse an obige Adresse zukommen lassen zu wollen. Es wird mich sehr interessieren die Diagnose Ihres Experten mit einer anderen mir vorliegenden Deutung meiner Handschrift zu vergleichen.

Hochachtungsvoll
Weizsäcker

(Das Schriftbild ist fast um die Hälfte verkleinert)

Digitized by Google

Charakter jedoch in keiner Weise haltlos oder abhängig, sondern neben der Weichheit besteht die unbedingte Festigkeit einer klaren konzessionslosen Willensdisziplin. Diese geht sowohl aus der Grundanständigkeit der Gesinnung des Schreibers hervor, als auch aus einem echt männlichen Teil dieses Charakters, der seinen ganzen Ehrgeiz in diese Willensdisziplin konzentriert. Sie hat mit den Bedürfnissen sinnlicher Wollust fertig zu werden, die die Haltung des Schreibers sonst verweichlichen könnten, und ebenso mit den Melancholien, die manchmal in diesem Charakter aufsteigen und ihn entkräften wollen. Es bleibt von ihnen nur eine gewisse Sentimentalität übrig, die sich hinter übertriebener Brutalität verbirgt. Die Brutalität ist kein Bestandteil, sondern nur ein Kunstgriff dieses Charakters. In seine Substanz gehört sie ebensowenig hinein wie ihr Gegenteil: die raffinierte Verfeinerung und Nuancierung. Zu dieser kann es weder vom Gefühl noch vom Geiste her kommen. Gefühl und Geist sind in dieser Persönlichkeit beide undifferenziert. Das Gefühl unterwirft sich den möglichst aufs Einfachste, Wesentlichste gebrachten Entscheidungen der Gemütskraft. Auch die Phantasie gestaltet nur ganz im Großen. Sie ist in recht starkem Maße okkult beeinflußt.

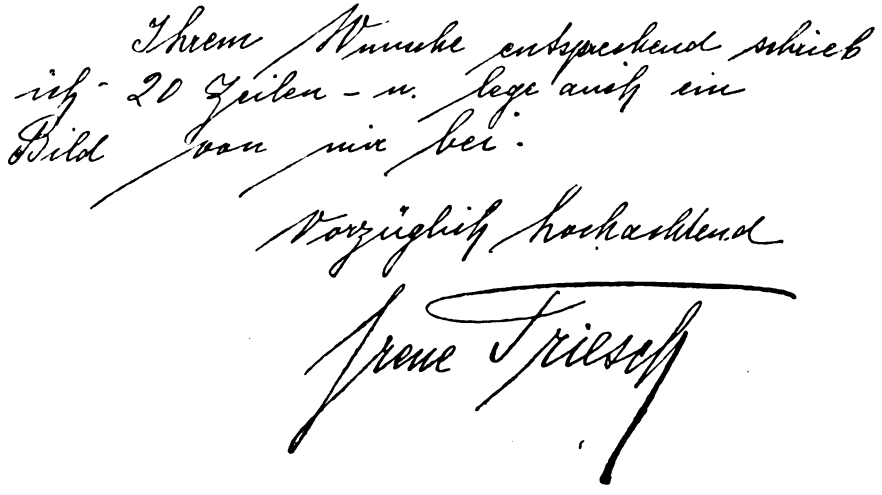
Aus der Instanz des Okkulten bezieht der Künstler die überraschenden eindringlichen Einfälle seines Spieles. Von hier aus kommt ihm manchmal auch eine Art von raffinierter Nuanciertheit, die er dann mehr auf eine mediale Weise als nach bewußt organisierendem Entschluß zur Ausführung bringt — jedenfalls da, wo es ihm am besten gelingt. Das Absichtliche führt, wie schon gesagt, leicht zur Übertreibung. Der Schreiber ist kein kritisch wählender, berechnender und abwägender Künstler, sondern einer, der gerade auf der Höhe seines Schaffens ganz unproblematisch das Nötige tut. Daß er leicht in eine zu große Deutlichkeit und Grellheit hineingetrieben wird (die ihn so besonders geeignet zum Filmschauspieler macht), das hat bei diesem trotz seiner Eitelkeit eigentlich schlichten Charakter seine Ursache darin, daß er der von ihm vermutlich als Blässe empfundenen Harmonie seiner inneren Art entgegenwirken will. Solch ein Vorgehen gegen die eigene Art muß sich rächen und die hochwertige ernste Kunst dieses Schauspielers hier und da stören und entstellen. Wenn er diesen Fehlgriff seines privaten Wirkungsbedürfnisses einmal erkennt und kraft der vornehmen Ehrlichkeit und Hingabe seines Charakters überwindet, dann könnten sich noch reichere Gemütstiefen und Zartheiten in seinem Spiel auftun, die eigentlich im Grunde des Charakters angelegt sind.

Digitized by Google

Analyse der Handschrift von Irene Triesch

Vom Institut Cornelius

Aus der Handschrift der Frau Irene Triesch spricht eine starke Gegensätzlichkeit der Veranlagung, die nur mit Anstrengung vom Ehrgeiz der Schreiberin, der zu einer wirkungsvoll aufragenden Formung drängt und von ihrem weiblichen Balancegefühl zu einer einigermaßen eindeutigen Persönlichkeit zusammengefaßt werden kann.
Die Zusammenfassung ist eine entsprechend schwierige. Sie ist nicht frei von einer gewissen Gewaltsamkeit, die aber durch die liebenswürdige



(Das Schriftbild ist fast um die Hälfte verkleinert)

Biegsamkeit gemildert wird, die die ausgesprochen weibliche Natur der Schreiberin von sich verlangt und trotz der Sprödigkeit der Grundveranlagung auch bis zu einem recht hohen Grade erreicht.
Das Auffallendste in dieser Schrift ist die große Feinspürigkeit dieser Frau, die sich aber doch nicht darin ausleben kann, daß sie ihr Wesen bis ins Innerste nachgebend macht.
Der Graphologe hat den Eindruck von vibrierendem und klingendem, in dünnen Bögen gegossenem und scharf geschliffenem Glas. In dieser gläsernen Sensibilität treffen wir auf die eigentümliche Gegensätzlichkeit von Bewegtheit und Starrheit, die sich in dieser Natur ebenso durchgehend und gleichzeitig behauptet wie der Gegensatz von heiß und kalt und ein weiterer von einer Situationsüberlegenheit, die manchmal fast

Digitized by Google

den Grad der Souveränität erreicht, und einer gleichzeitigen tiefen Unerlöstheit.

Das Suchen nach Erlösung zur Vollebendigkeit, die ihr die darzustellenden Rollen geben sollten, das wird es wohl vor allem gewesen sein, was die Schreiberin zur Bühne getrieben hat und was von jung auf ihr Talent in ihr ausgebildet oder seine Ausbildung vorbereitet hat. — Hier wird nicht ein Überschuß, sondern ein Mangelleiden, nicht ein überschäumendes Haben und Sich-Geben-Müssen, sondern eine hoch aufbrandende Sehnsucht das treibende Moment gewesen sein. —

Entsprechend dem Ergreifen eines Zieles oder einer Erfüllung mit der Sehnsucht, die ja immer unbeschwerter und unbeeinträchtigter ist, die immer in heftigerer Flamme brennt als das Sein, das die Erfüllung verwirklichen soll — entsprechend dieser sie treibenden Sehnsucht muß auch dem Spiel der Frau Irene Triesch eine besonders große Intensität eigen sein — dafür aber andererseits auch ein Mangel an durchwärmter, gerundeter Wirklichkeit. Ihr Spiel wird erregt und erhitzt sein, nicht erfüllt und durchwärmt. Es muß ihm an der Ruhe fehlen des Zusammenströmens und Sich-Auslösens vieler gleichzeitiger Strömungen des Lebens, die sich im lebendigen Wesen des Menschen vollziehen. Hier wird wohl immer die eine oder die andere davon mit der Sehnsucht des Herzens ergriffen, mit dem Verstande erkannt und mit aller verfügbaren Dramatik dargestellt werden. Das hat den Vorzug einer Stilisierung aufs Extreme, den Nachteil, daß ein reifes Sich-Finden in den Wirklichkeiten des Lebens ausbleibt. Es handelt sich in dieser Darstellung aber nicht nur um das spielerische Exzellieren eines Sensationsbedürfnisses — obwohl dieses in der Schreiberin auch sehr stark ist —, sondern es wird immer ein ethisches Aufstreben den zum wenigsten ebenso starken Kontrapunkt dieser Darstellung bilden. — Ästhetische Kultiviertheit ist auffallend wenig vorhanden — wohl aber ein Stilgefühl, das sich aus dem Bedürfnis nach einer strikten Formung heraus ausgebildet hat, in der diese innerlich unausgeglichene Persönlichkeit die gewünschte wirkungsvolle Fassung findet und die erwähnte kristallene Intensität darstellen kann. Beim Hervorbringen dieser Intensität können manchmal leidenschaftliche Regungen sadistischer Art vorkommen, mit denen die Natur dieser Künstlerin sich für die individuelle Leblosigkeit rächt. Der Schreiberin selbst wird das kaum bewußt werden. In ihrer Vorstellung werden sich solche Impulse in die Strenge einer stilistischen oder ethischen Gesetzlichkeit einkleiden. Es entspricht ihrem Wesen ganz allgemein, sich immer unter einer Gesetzlichkeit, nicht in freien Entscheidungen stehend zu fühlen. Das ergibt sich ganz unwillkürlich aus dem Vorwiegen der Vorsätzlichkeit vor einer natürlich quellenden Unmittelbarkeit. Diese innere Situation treibt das Wesen der Schreiberin oft ins Rechthaberische.

Digitized by Google

Ihre Rechthaberei ist eine Notlage, in der die Schreiberin wie auf einem schmalen Brett, das sie über einen brausenden Strom führte, nur vorwärtsdringen kann. Es gibt für sie da keine Möglichkeit eines gefälligen Ausbiegens nach rechts und links, weil ihre Natur keine anderen Überbrückungen der Situation als den einen konstruierten schmalen Steg hervorbringt. In solchen Momenten steht das weibliche Balancegefühl nur noch im Dienst des brüsken Selbsterhaltungstriebes und kann sich nicht mehr wie sonst in das liebenswürdige Geschick hinein ausgeben, von dem zu Anfang die Rede war. Die Zucht ethischer Grundsätze (mal echter, mal scheinbarer) bleibt aber auch in solchen Momenten bestehen.
Es ließe sich wohl noch gar manches über die inneren Vorgänge dieser Natur sagen. Doch sind das intime Dinge, die nicht an die Öffentlichkeit gehören, die niemanden angehen als die Schreiberin selbst. Hier sollte nur das Wesentliche der psychologischen Struktur dieser Schauspielerin aufgezeigt werden. —

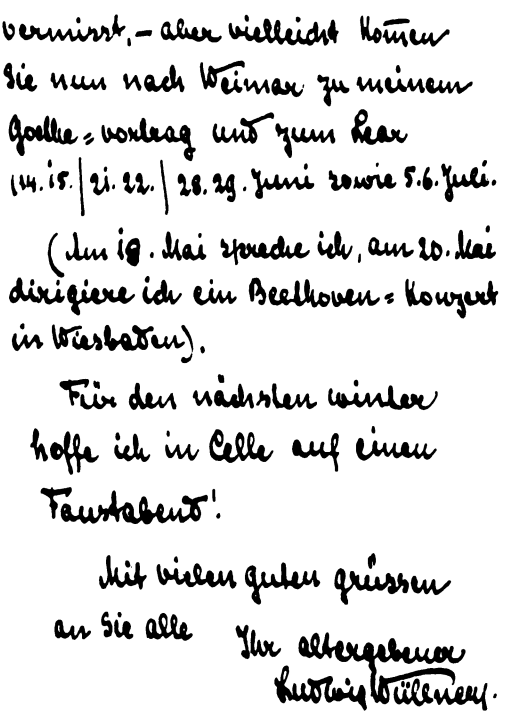
Analyse der Handschrift von Dr. Ludwig Wüllner

Von Lena Mayer-Benz

Mensch und Werk ist hier Einheit! In Gestaltungsdrang und Gestaltungskraft ist Sinn eines Daseins, Bedeutung einer Persönlichkeit, Tat und Wirken aufs Intensivste zusammengeschlossen. Nicht Einfühlung und nachgehende Suggestibilität, nicht der Zustrom mitgestaltender Phantasie schafft hier Tiefe des Lebens, Kraft des Ausdrucks, es ist die eigene Vielgestalt, das Ich in wandelbaren Formen menschlicher Erscheinung, im wechselnden Geheimnis seiner tiefsten Natur, die wiedergegeben und dargeboten werden. Darin beruht die Größe und überzeugende Macht dieses Gestaltungswillens, darin liegt seine ihm errichtete Schranke.
Schärfste Selbstkritik, klare Beobachtung und ungetrübte Urteilskraft haben diese Schranke beachten und befestigen gelehrt. Der Künstler weiß nichts vom Wagnis der Spekulation, nichts von zufällig oder flüchtig errafften Erfolgen, nichts von leichtem Gelingen und Genügen. Trieb, Ursprünglichkeit und Impuls sind unter Strenge und Schulung gestellt, loslösende und hinreißende Leidenschaft sind der Herrschaft des formenden Willens, straffster und ernsthaftester Konzentration untergeordnet. Nüchterner Fleiß und Tatkraft, äußerste, ja pedantische Genauigkeit erarbeitet sich Klarheit, Feinheit und Präzision gedanklicher und sprachlicher Modellierung, und Disziplin des Geistes verwehrt jede Verschleuderung dieses Materials an kleine Effekte und Wirkungen. So setzt gefaßte und gereinigte Kraft mit der Tiefe und Hoheit des Echten, mit dem phrasenlosen Pathos einer sich erfüllenden Bestimmung überall ein. Weil die natur-

Digitized by Google

hafte Leidenschaft nicht vom Gefühl aufgesogen wird, sondern in Tat und Leistung einfließt, so arbeitet sie dort mit jener unterirdischen Energie weiter, die als nie rastender Unternehmungsgeist, als kaum zu erschöpfende Begierde, Kraft in Tat umzusetzen, an die Oberfläche wirkenden Lebens steigt. So wird der Künstler, ohne von der Flachheit und Ruhelosigkeit hemmungsloser Äußerungsbegierde getrieben zu werden, doch nie voll gesättigt sein, nie letztes Genügen finden und diesen unerfüllten


vermisst, – aber vielleicht kommen
Sie nun nach Weimar zu meinem
Goethe-vortrag und zum Lear
14.15. | 21.22. | 28.29. Juni sowie 5.6. Juli.
(Am 13. Mai spreche ich, am 20. Mai
dirigiere ich ein Beethoven-Konzert
in Wiesbaden).
Für den nächsten winter
hoffe ich in Celle auf einen
Faustabend!
Mit vielen guten grüssen
an Sie alle Ihr altergebener
Ludwig Wüllner.

Erdenrest mit fast fanatischer Anspannung der Kräfte, mit Forderungen, die der Gewalttat gleichen, für sich und seine Kunst noch zu erringen trachten. — Dies ist der Grund, warum erprobtes und ruhiges Selbstvertrauen auf jener schwankenden Unterschicht vibrierender und empfindlichster Feinfühligkeit und Reizbarkeit für Ruhm und Erfolg liegen; warum der Stoß entschiedener, fast blinder Selbstbehauptung anstatt in letzte Freiheit und Unabhängigkeit in die Herrschsucht kaum bemerkbarer, selbsterwählter und selbstgeschaffener Konventionen mündet.
Undurchsichtig in seiner Natürlichkeit, wesenlos trotz der Plastik seiner Lebensform, asketisch in der Leidenschaft, einsam in stärkster Lebensverbundenheit, so steht dieser Mensch im Alltag seines Seins vor den Augen

Digitized by Google

seiner Zeit. Ist diese einfache, aber doch bewußt gepflegte, ebenso wohlwollend umfassende, wie unnachsichtig beharrende, ebenso gesinnungstreue wie indifferent zurückhaltende Persönlichkeit, deren Herz Erinnerungen hegt, die doch nicht binden, auch eine der Vielgestalten dieser schöpferischen Natur? Bestimmung über Erkenntnis setzend, wird sie im selbstbewahrenden Schweigen diese Frage wohl unbeantwortet lassen.
Auf der Oberfläche dieses Daseins aber liegen die entschiedenen, klaren und realen, in großer Linie durchgeführten Interessen eines festen und zielbewußten Lebensplanes, der nicht durch Illusionen gestört und verwischt wurde.
In dieser Einheitlichkeit und Geschlossenheit beruht die unerschöpfliche Kraft, die Ungebrochenheit und Jugendlichkeit dieses Künstlers, die Beständigkeit und Dauer seiner Erfolge. Und doch veranlassen gerade sie die Frage, ob Ludwig Wüllner jene tiefste Klärung der Reife beschieden sein wird, die einzig aus schwersten Problemen und Erschütterungen des Werdens und seinen leidvollsten Erkenntnissen erwächst, die Alter nicht in Erstarrung, sondern in jene letzte Weisheit zeitlosen Lebens eingehen läßt, die Unsterblichkeit bedeutet.

Der Komiker und sein Charakter

Eine graphologische Studie über die Handschrift Max Pallenbergs

Von S. Römer

Es ist noch ein ungelöstes psychologisches Problem, inwieweit der Charakter die jeweilige Artung der schauspielerischen Leistung eines Mimen beeinflußt, bzw. welche psychologischen Momente einen Schauspieler einerseits für tragische, andererseits für komische Rollen inklinieren. Vor uns liegt die Handschrift des zur Zeit prominentesten deutschen Komikers Max Pallenberg, auf Grund deren wir den Versuch unternehmen, charakterliche Einflüsse auf das Schaffen dieses hervorragenden Schauspielers zu ermitteln. Der private Charakter wird dabei nur insoweit einer Beleuchtung ausgesetzt, als er in unmittelbarer Beziehung zur künstlerischen Leistung Pallenbergs steht. — Bevor wir mit unseren Darlegungen beginnen, ist es notwendig, ausdrücklich zu betonen, daß uns der Künstler weder persönlich bekannt ist, noch daß wir Gelegenheit hatten, ihn bisher auf der Bühne zu sehen, welch letzteren Umstand wir gern mit Bedauern vermerken.
Nicht unwichtig für unsere Betrachtung ist der Hinweis, daß man grundsätzlich wohl zwei Kategorien von Schauspielern unterscheiden kann. Zu einer davon solche Künstler gehören, die sich ganz in die vom Dichter gezeichnete Figur verwandeln können, wogegen die anderen der wie auch immer gearteten Rolle jeweils den Stempel der eigenen Persönlichkeit auf-

Digitized by Google

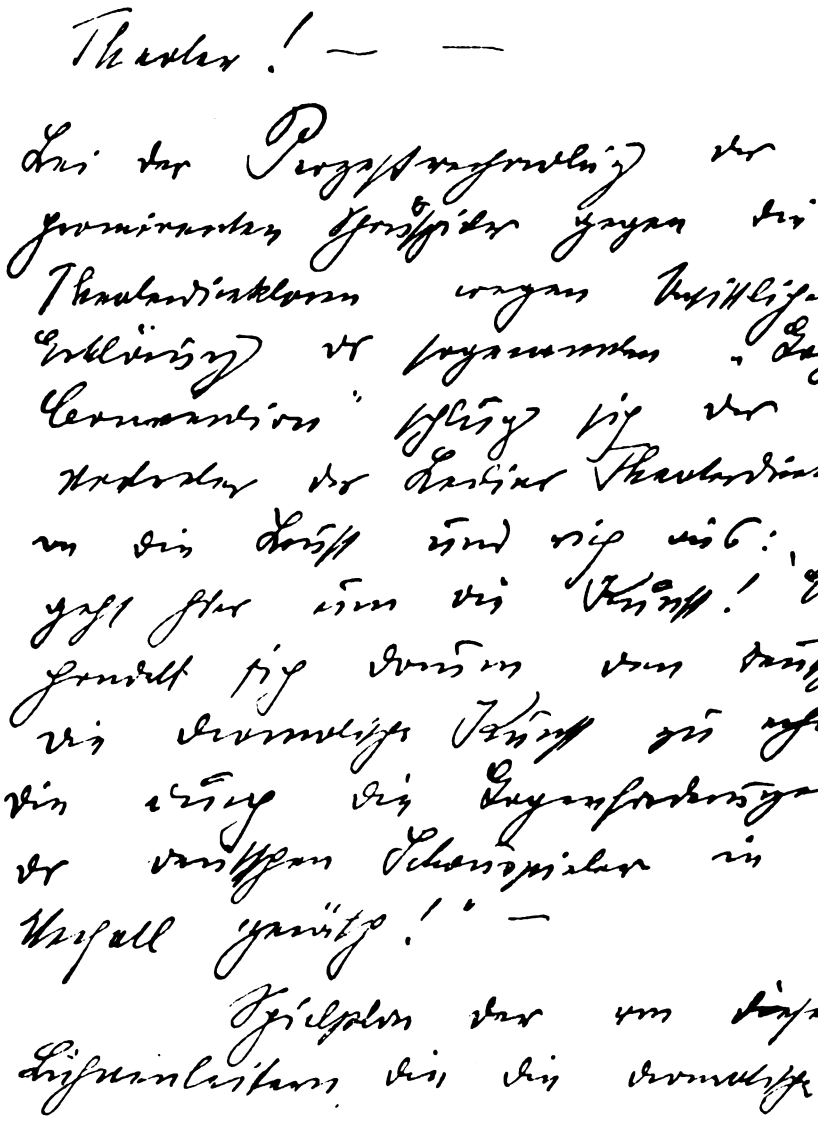
prägen. Wenn die erstere Gruppe sich kenntlich macht u. a. durch eine gewisse persönliche Eigenartslosigkeit und weitgehende seelische Elastizität, so würde die letztere demgegenüber eine spezifische und konstante Note vorweisen, derzufolge naturgemäß das Ausmaß des Gestaltungsvermögens begrenzt bleibt.

Zu welcher der beiden Kategorien Pallenberg zu zählen ist, darüber gibt die Handschrift unzweideutig Aufschluß. Ist er doch charaktermäßig eine durchaus und bedingungslos eigenwillige Natur, die nicht nur anpassungsunfähig ist, sondern überdies jede Anpassung bewußt ablehnt, nicht zuletzt auch aus Gründen eines stark entwickelten Selbstgefühls. Zur Gestaltung sublimer Sachverhalte sind neben allgemeiner Elastizität sicherlich ästhetische Gaben unerläßlich, über deren Nichtvorhandensein bei Pallenberg die Handschrift ebenfalls zweifelsfrei berichtet. Man darf also ein im strengeren Sinne künstlerisches Gestalten bei ihm kaum erwarten, wohlverstanden im ästhetischen Sinne. Welches nun aber müßte, nach der Handschrift zu urteilen, die Eigenart seiner Darstellungsweise sein, wenn sie nicht im strengeren Sinne ästhetisch bedingt ist? Nach den Schriftzügen ist Pallenberg insofern der „geborene" Schauspieler, als ihm Verstellungslust (mehr als ästhetisches Gestaltungsverlangen!) Naturtrieb ist. Er schauspielert um des Schauspielerns willen und dürfte dabei, im Rahmen eines cholerischen Temperaments, insbesondere eine etwas grimassierende Gewolltheit oder clownhafte Übertreibung zur Schau stellen. Seine Art müßte also die eines Groteskkomikers sein. —

Nicht ohne Absicht kommen wir erst jetzt auf eine Kardinalfrage, die Aufschluß geben soll über das Seelenleben unseres Komikers, ob nämlich seine Vorliebe für eine Darstellung komischer Figuren einer heiteren, humorvollen und überhaupt gehobenen Artveranlagung entspringt oder was sonst wohl deren Ursache ist. Was in dieser Hinsicht aus der Handschrift zu ersehen ist, muß in höchstem Grade überraschen. Nicht nur, daß in ihr alle Anzeichen fehlen, die auf eine harmonische und gemütvolle Veranlagung schließen lassen, die einzig der Untergrund einer allgemein gehobenen Lebensstimmung sein könnte, so weist sie sogar in direktem Gegensatz hierzu auf eine spannungsreiche innere Unzufriedenheit hin, deren Ursache in einer Spaltung der Trieb- und Interessenrichtung zu suchen ist. Von einem eindeutig als Künstler beanlagten Menschen dürfte man zweifellos annehmen, daß er Idealismus und Begeisterung für seine Kunst aufzubringen vermag, damit er sich ihr ganz hingeben kann. Es müßten dem Betreffenden schwere Hemmungen erwachsen, falls mit gleicher Triebstärke Neigungen und Wünsche in ihm wirksam wären, die zu dem künstlerischen Idealismus in Gegensatz stünden. Eine Person z. B., die ganz und gar real und egoistisch eingestellt ist und deren Denken und Wollen auf eigennützige und Erwerbsangelegenheiten zielt, die daneben aber auch künstlerische Veranlagung besitzt, fände sich einem Widerstreit der leitenden Motive ausgesetzt. Nun zeigt die Handschrift außer dem Schauspieler Pallenberg einen Geschäftsmann Pallenberg, und man würde es nicht leicht haben, zu entscheiden, welches von beiden er mehr sei. Unsere Beispielperson, von

Digitized by Google

der wir eben sprachen, ist keine andere als Pallenberg, der wohl selbst nicht genau weiß, welche Richtung seiner Neigungen ihn mehr zu fesseln vermöchte: die praktische, unternehmende und organisierende oder die künstlerisch-darstellende. Wohl kaum braucht es gesagt zu werden, daß eine derartige Charakterkonstellation, zumal wenn sie, wie in diesem Falle, mit



(Handschrift ist um 1/3 verkleinert)

Digitized by Google

einem leidenschaftlichen und reizbaren Temperament ausgestattet ist, eine gehobene Grundstimmung ausschließt, und daß sie geeignet sei, den Verkehr mit dem Künstler im Berufs- und Privatleben nicht wenig schwierig zu gestalten. — Die Komik dieses Künstlers erweist sich demnach als ein instinktiv geschaffener Notausgang einer tiefen inneren Uneinheitlichkeit. Ist es doch bekannt, daß große Komiker oft Melancholiker waren und nicht selten sogar durch Selbstmord endeten. Zwar ist Pallenberg kein Melancholiker, aber zweifellos ein Mann, der unzufrieden ist und nicht bejahen kann! So sehen wir an diesem Beispiel, bei dem die Handschrift uns ein verläßlicher Führer war, daß auch hier die Kunst der Komik in unverkennbarem Gegensatz zum Privatcharakter des Komikers steht. — Zum Schluß möchten wir mit unserer Meinung nicht zurückhalten, daß sehr wahrscheinlich die stärksten und eindruckvollsten schauspielerischen Leistungen Pallenbergs nicht in komischen, sondern in tragischen Episoden sich manifestieren, wo denn insbesondere in Konfliktsmomenten oder solchen innerer Ratlosigkeit Töne erschütternder Echtheit zu hören sein dürften, weil dann, ohne jedes schauspielerische Wollen, der Zwiespalt des Charakters seinen natürlichen Ausdruck findet.

Ludwig Klages: „Nietzsches psychologische Errungenschaften"

Bemerkungen zu Nietzsche, Klages und zur Seelenkunde überhaupt

Von Hans Prinzhorn

Wir nehmen zwei neue Bücher über Psychologie zur Hand, um uns zu unterrichten, was eigentlich in der Seelenkunde heute vorgeht und wie sich die dringliche Problematik von heute unterscheidet von der um 1900. Hans Driesch hat vor einigen Jahren in Amerika und Ostasien Vorträge über „Grundprobleme der Psychologie" gehalten und gibt diese mit dem Untertitel „Ihre Krisis in der Gegenwart"[1] jetzt heraus. Ein knappes Buch in schlichter Sprache, die den meisten Problemen ohne viele Fachworte so zu Leibe rückt, wie das die älteren Philosophen taten: direkt fragend nach dem einfachen Sinn von Worten und Begriffen, von da aufsteigend zu den wissenschaftlichen Fragestellungen, überall Entscheidungen suchend. Driesch ist kein „geborener Psychologe" im Sinne eines, der durch Erlebnis und Zwang des ordnenden Geistes Erkenntnisse grundlegender Art aus psychologischer Einzelanalyse schöpfen würde. Er ist vielmehr Philosoph und stellt die Psychologie als eine besondere Art, Erkenntnisse zu gewinnen, in sein Weltsystem ein. Das hat einen großen Vorzug vor aller empirischen und zumal der experimentierenden Psychologie, welche die „Grundprobleme" über den Einzelfragen leicht vergißt und sehr schwer das freifliegende Gedankenfahrzeug besteigen kann, aus dem man das ganze Gebiet in seiner natürlichen Gliederung von oben betrachtet. So sieht Driesch denn in der Tat etwa einige

[1]) Verlag E. Reinicke, Leipzig 1926. 220 Seiten.

Digitized by Google

der heute wichtigsten Probleme so klar, daß man aufatmet: warum die Assoziationspsychologie überwunden ist, warum der psychomechanische Parallelismus (den er von dem psychophysischen trennt) überwunden ist, warum das Dasein von Unbewußtem heute nicht mehr strittig sein kann. Sucht man aber dann etwas von dem Rang und dem inneren Aufbau der Probleme zu erfahren, die auf der Linie der Ausdruckspsychologie, der Charakterologie, der Menschenkunde liegen, so findet man mit Staunen, daß Driesch diese Gebiete nicht zu denen rechnet, auf denen Grundprobleme in kritische Phasen geraten sind. Und so scheint denn alles, was aus den Werken von Klages heute langsam und stetig sickernd sich verbreitet, erstaunlicherweise gar nicht bemerkt zu werden — dementsprechend spielt Nietzsche überhaupt keine Rolle. Und noch viel weniger der letzte Denker, der es mit den Begriffen der „Ganzheit" und des „Sinnes" als mit den urgegebenen Grundbeständen leibseelischer Einheit zu einer Ordnungslehre souveräner Art gebracht hat: C. G. Carus, der spätromantische Philosoph, unter dessen Zeitgewand vor Klages nur E. von Hartmann den großen Wissenden erkannt hat. Der Parapsychologie wird eine maßgebende Bedeutung für unser künftiges Weltbild zuerkannt — sollte nicht etwa der langsame, aber wuchtige Rhythmus einer Persönlichkeits-Psychologie, die u. a. mit dem Wesen des Menschen im Sinne von Goethe, Carus, Nietzsche, Klages eine Reihe von wirksamen Strömungen der letzten Zeit vereinigt (Dostojewski, Freud, Max Weber, Jaspers, Scheler als „entzaubernde Psychologen" mit Webers Terminus) eine tiefere Wandlung bestimmen? Trotz aller falschen Propheten, die mit kurzsichtigen Dogmen Betrieb machen? Wie spannend wäre die Auseinandersetzung gerade eines Driesch, der die Gabe einer fast sokratischen Lehrmethode besitzt, mit diesen Problemen, die dem Lehrstuhlmethodiker so völlig unzugänglich zu sein scheinen. Und die doch von Dilthey schon ganz klar gesehen und programmatisch formuliert wurden, wenn er selbst auch nicht die Kraft besaß, ihre Bearbeitung frei zu unternehmen: „Die Auffassung des Singularen bildet in den Geisteswissenschaften so gut einen letzten Zweck als die Entwicklung abstrakter Gleichförmigkeiten." Damit ist doch die Aufgabe umschrieben, eine Methodik zur Erreichung dieses Zieles zu schaffen. Gewiß hat Driesch recht, wenn er „verstehende Psychologie" im Sinne von Dilthey und Jaspers nur als Vorbereitung für eine Psychologie, als Sammeln von Material wertet, und wenn er gegen Typenlehren skeptisch ist. Aber er sieht damit nur die Grenzen einer einseitigen und methodisch angreifbaren Richtung, mit der ein Klages durchaus nicht zu identifizieren ist, da er in viel radikalerem Gegensatz dazu steht als Driesch selbst, und die gerade die „Errungenschaften Nietzsches", auf denen Klages weiterbaut, nicht zu strenger Einheit zu fügen vermag.[1]

Schauen wir uns eine andere „Psychologie der Gegenwart" an, in der H. Henning[2] ausdrücklich versichert, es würde durch die Leistungen der neueren Psychologie „erst eine Erforschung des höheren Seelenlebens wie der

[1]) Vgl. Prinzhorn: Bie Begründung einer reinen Charakterologie durch Ludwig Klages. Jahrbuch d. Charakterologie, herausgegeben von E. Utitz, Band IV (im Erscheinen).
[2]) Mauritius-Verlag 1925. 182 Seiten.

Digitized by Google

Persönlichkeit möglich". Da auch dieses Buch für einen weiteren Kreis gebildeter Leser, nicht für Fachleute geschrieben ist, so hoffen wir von neuem, die Wandlungen in der Einstellung der psychologischen Forschung bis auf ihre Haupttriebkräfte, sei es in schöpferischen Persönlichkeiten, sei es im anonymen „Geist der Zeit", gezeigt zu bekommen. Aber wir werden wiederum enttäuscht, wenn auch nicht so gründlich. Es gibt unter den 25 Problemgebieten der angewandten Psychologie immerhin: Differentielle Psychologie, Individualpsychologie, Psychoanalyse. Aber was mag wohl die Psychologie sein, die da „angewandt" ist? Henning, der mit großer Beweglichkeit so verschiedenartige Gesichtspunkte für die praktische Verwendung psychologischer Kenntnisse und Erkenntnisse anzuwenden weiß, läßt keinen Zweifel darüber, „daß die Entstehung des Bewußtseins aus mechanischen Reizen ein Fehlschluß war und die mechanistische Korrespondenz zwischen Reiz und reiner Empfindung ein falsches Dogma. Das autonome psychophysische System ist seiner materialistischen Fesseln entledigt, es stützt sich ebenso auf die physikalisch-chemischen und biologischen wie auf die geistigen Momente. Dieser große Fortschritt ist ein reicher Lohn dafür, daß die Psychologie nicht vorzeitig den Lockungen der metaphysischen Spekulation nachgab, sondern, im Laboratorium ausharrend, das Experiment sprechen ließ". Gewiß, das Experiment hat viel gesprochen und es ist, außer fleißiger Beschäftigung vieler Menschen, auch einiges Beachtenswerte dabei herausgekommen, von dem man Nutzen und auch Freude haben kann, seit die Ansprüche der experimentellen Psychologie, allein wahre Psychologie zu sein, ein wenig geschwunden sind. Aber ob eigentliche Erkenntnis von Seelischem dadurch gefördert worden ist — das darf doch wohl bezweifelt werden. Über die Sicherung, Messung, Abgrenzung von Tatbeständen, die ihrem Wesen nach auch so, d. h. auf Grund einfacher seelenkundlicher Fähigkeit der Beobachtung und Deutung zu erkennen sind, wird man wohl kaum hinausgelangen. Hier sieht Driesch richtiger, der an der heutigen Psychologie rühmt, sie stelle „die populäre Ansicht vom Seelischen und seiner Beziehung zur mechanischen Welt wieder her. Die ältere Psychologie hatte beinahe vollständig die Beziehung zum Seelenleben, so wie der natürliche Mensch es erlebt, verloren. Sie ‚erklärte' etwas, was es gar nicht gab. Die moderne Psychologie erklärt das Wirkliche. Die alltägliche Ansicht vom Seelenleben wird durch sie vertieft, aber nicht beseitigt". Dagegen also kommt Henning infolge seiner Bindung an physiologisch-biologische Betrachtungsweise gar nicht bis zu rein psychologischen Fragestellungen, wie denn das Wort Seele zugunsten von beobachtbaren Tatsachen fast ebenso von ihm gemieden wird, wie seinerzeit von Wundt. „Die gewaltige Stoffmasse, welche die Abteilungen der Psychologie füllt, wurde durchaus mit naturwissenschaftlich experimentierender Methodik gewonnen und sichergestellt. — Die Zukunftsaufgaben liegen nicht sowohl darin, unsere sachlichen Erkenntnisse nach der Seite des Materials hin zu erweitern und zu vertiefen, sondern einmal die strukturpsychologischen Gesichtspunkte darauf anzuwenden und zweitens mit genetischen Momenten zu einer Entwicklungspsychologie zu gelangen. Denn nur diese kann die Zusammenhänge erfassen, welche die

Digitized by Google

menschliche Seele, dieses Zentrum unseres Lebens, unserer Erkenntnis und unserer Welt, mit schlechterdings allem Existierenden verknüpfen". Halten wir dazu den Ausblick von Driesch auf das Programm künftiger psychologischer Forschung: „Ich meine, die Hauptsache ist eine möglichst kritische und scharf analytische Methode. Gerade das Einzelne ist bis in die letzte Tiefe zu erforschen —. Nach Ausnahmen muß man blicken,—" — so sind wir richtig vorbereitet zur Vergegenwärtigung dessen, was eigentlich in jener anderen Seelenkunde, zumal von Nietzsche und Klages, geschehen ist. Vielleicht, daß wir gar nicht auf künftige Entdeckungen und Fortschritte angewiesen sind, sondern versäumt haben, Ererbtes und neben uns Wachsendes zu erwerben, um es zu besitzen?

Obgleich eine ganze Reihe von ziemlich guten Büchern über Friedrich Nietzsche in den 26 Jahren seit seinem Tode erschienen ist — obgleich seine Schriften verbreitet sind wie die kaum eines anderen Philosophen, und sein Leben durch die vielgelesenen 6 Bände seiner Briefe und die familienmäßige Biographie seiner Schwester dem Gebildeten vielfach so vertraut ist wie Goethes Leben, konnte seine Gestalt bislang im Zeitbewußtsein noch nicht zur Ruhe kommen. Nach dem tiefen und wohlgeformten Buche Ernst Bertrams: „Nietzsche, Versuch einer Mythologie" schien es zwar, als ob nun der Zarathustraweise in klaren, überzeugenden Konturen vor uns stünde — Monument und intime seelische Schwingung zugleich. Aber noch blieben quälende Zweifel zurück, ob die also im Nimbus Stefan Georges dahinwallende verhüllte Gestalt wirklich d e r Nietzsche sei, der einen Teil der Menschheit bis zur Faszination in seinen Bannkreis zieht, einen anderen in scheue und schreckhafte Abwehr treibt und ganz wenige nur gleichgültig läßt. Wohl hatte Max Scheler, besonders in seinen „Formen der Sympathie", sich gründlich mit Nietzsches Ethik und seiner Lehre vom Ressentiment auseinandergesetzt — von kleineren Kritikern zu schweigen und zu schweigen auch von dem peinlichen Versuch, einen Schutzheiligen des modernen Wirtschaftskrieges aus ihm zu machen, wie wir das vor 10 Jahren beschämt erleben mußten. Aber in der großen Nietzsche-Literatur, die längst eine ganze Bibliothek füllt und in der auch das höchst verdienstliche vielbändige französische Werk von Andler nicht vergessen sei, fehlte doch bislang eine auf gleichem Niveau sich bewegende kritische Auseinandersetzung, deren innere Notwendigkeit durch die ungemein vielspältige Auswirkung Nietzsches ja offenbar war.

Um es vorauszunehmen: Diese tiefe, notwendige Auseinandersetzung hat Klages in seinem neuen Buche „Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches" (Verlag I. A. Barth) vollbracht. Mögen manche Dichter und Denker im Stillen oder auch in geäußerten Gedanken den einen oder anderen Zug aus diesem neuen Bildnis Nietzsches schon angedeutet haben: ein an sicherem Tiefblick, Spürsinn für die Untergründe der Seele, an begrifflich scharfer, doch natürlicher Dialektik und an stolzer Gesinnung ebenbürtiges Werk gab es bislang nicht.

Klages geht von der oben bereits gestreiften Tatsache aus, daß auf Nietzsche wie auf niemand sonst Schillers Wort „von der Parteien Haß und Gunst"

Digitized by Google

passe, und macht als Hauptgrund dafür seine Kampfstellung „gegenüber ausnahmslos allen ‚Idealen' der Menschheit" geltend — „er zerspaltet sie mit dem Schwerte der Dialektik und verbrennt sie im Feuer seines Hasses". Das Programm seiner psychologischen Nietzscheforschung hat Klages bereits 1910 so eindeutig formuliert, daß man hieraus schon vermuten konnte, es handle sich nicht um eine Arbeit, die sich lediglich auf ihren Gegenstand, und dies in möglichst neutraler Form, bezieht, sondern vielmehr um die Bewährung der eigenen Erkenntnisse im Kampfe mit dem Einzigen, der nicht nur seine Zeit, sondern vielleicht eine nach Jahrhunderten zählende Epoche überragt als „Seelendurchschauer und Geisterkenner". Schon damals sah Klages zugleich die Grenzen dieses großen Entzauberers: „Aus Gründen, deren Zergliederung hier zu weit führen würde, speist die tiefste Glut metaphysischen Schauens in ihm fast nur den Strahl seiner Kritik und schärft ihn zu einer noch niemals erreichten Durchdringungskraft". Diese damals vertagte Zergliederung holt er nun in seinem neuen Buche nach — aber über diese negative Aufgabe erhebt sich die andere: „Es wird gefragt, ob er als Seelenforscher irgend etwas entdeckte, das den Bestand des unverlierbaren Wissens vermehrte", und es wird untersucht der Wahrheitsgehalt seiner psychologischen Befunde, wobei die Anschauung vertreten wird, „daß mit Nietzsche die Seelenforschung (Psychologie) im allereigensten Sinne überhaupt erst begonnen habe".

Im Fluge einige Stichworte aus der Fülle, die Klages in breitem Strome ausgießt: „Das Du ist älter als das Ich" — dieses kurze Wort aus Zarathustra nimmt Klages als Ausgangspunkt, um zu zeigen, daß mit Nietzsche eine neue Grundeinstellung zu den Urphänomenen des Lebens beginnt, die im schärfsten Gegensatz steht zu allem Sensualismus wie zu allem philosophischen Idealismus. Die sogenannte „unmittelbare Selbstgewißheit" des Bewußtseins, die zumal seit Descartes die Philosophie beherrschte, wird damit eingetauscht gegen das wirklich ursprüngliche Erlebnis, das heute wohl das Kind noch hat, das aber beim Erwachsenen überwuchert ist von der Verstandesdressur — „unmittelbar" erscheint der andere Mensch, das „Ich" wird erst gefunden während des allmählichen Bewußtwerdens. Was die neuere Psychologie des Primitiven und des Kindes empirisch gezeigt hat (— was neuerdings gern mit dem Namen Schelers verknüpft wird, der sich immer konsequenter auf den Boden dieser Anschauung gestellt und sein im Entstehen begriffenes metaphysisches Gebäude darauf eingerichtet hat) — das erweist Klages als Zentralfeuer von Nietzsches Psychologie — wie denn seine eigenen Forschungen vollkommen darauf beruhen, so die Charakterologie, wie die Ausdruckslehre, wie die in beiden verankerte Graphologie.

Nachdem in dem Kapitel „Fremdichkenntnis und Selbstforschung" zu diesem Hauptproblem, das doch nur Voraussetzung alles Folgenden ist, das Wichtigste gesagt ist, wird als Grundthema Nietzsches die Selbsttäuschung hingestellt und mit Rückblicken auf frühere Seelenkenner, unter denen Goethe und Schopenhauer überragende Bedeutung besitzen, in seiner ganzen Tragweite für das Weltbild des neueren Menschen erläutert. Was Nietzsche als erster (außer dem heute wenig mehr gelesenen Max Stirner) rücksichtslos

Digitized by Google

erkannte und entlarvte, das sind „die Fiktionen des Geltungstriebes und Bedeutungsverlangens", und nur nach deren Zersetzung ist eine Wesenslehre oder eine Charakterologie möglich. Die Verkleidung des Willens zur Macht besonders werden unter die Lupe seines unbestechlichen Echtheitsinstinkts genommen — da fallen denn die Hüllen fast aller geschichtlichen Menschheitsideale, es zeigt sich nackt vor aller Augen Macht- und Herrschgier hinter weltlichen und kirchlichen Ideologien, ja selbst hinter den ethischen Grundsätzen der christlich-jüdischen Welt — hinter allen „Werten", an die zu glauben wir gelehrt werden. Noch tiefer dringt die Sonde des erbarmungslosen Kritikers: Man kann die Gründe angeben, warum etwas als wertvoll gilt, und man findet oft genug erbärmliche, niedrige oder rohe mörderische Motive auf dem Boden der Ideale, in deren Namen dies soziale Dasein sich formt — Demut und Mitleid erscheinen als Herrschformen des Schwachen, oder mindestens als mögliche Masken seines Geltungstriebes. „Nietzsches Enthüllungsarbeit, wie man bemerkt, gilt den generellen Selbsttäuschungen und vollendet sich mit der Aufrollung ihrer Geschichte: er ist der Entwicklungstheoretiker des Wertcharakters der Allgemeinbegriffe."

„Von der Überzeugungskraft des Erfolges" heißt ironisch das Kapitel, in dem stetig mit langsamer Steigerung das Gegenteil davon noch über Nietzsches Meinung hinaus entwickelt wird bis zu dem funkelnden bösen Satze: „Überzeugungen sind gefährlichere Feinde der Wahrheit als Lügen" (aus „Menschliches-Allzumenschliches") und dem anderen: „Und wenn einer durch Feuer geht für seine Lehre, was beweist dies! Mehr ist wahrlich, daß aus eigenem Brande die eigene Lehre komme (aus „Zarathustra"). Über die Kapitel „Vom Auszeichnungsverlangen" und „Von der Nächstenliebe" rückt Klages nun nach einer Prüfung der Selbstüberwindung dem „Lebensneid" zu Leibe, mit welchem klaren neugebildeten Worte er das Fremdwort „Ressentiment" ungemein plastisch verdeutscht. Hier beginnt nun die dramatische Spannung sich noch einmal gewaltig zu steigern. Denn aus dem Kernwort „Wer mit sich unzufrieden ist, ist fortwährend bereit, sich dafür zu rächen", den vernichtenden Angriffen auf die kalte, seelenmordende Gewalt des Staates und des europäischen Kirchenglaubens nicht nur, sondern aller priesterlich-asketischen Lehre steigt langsam das metaphysische Hauptproblem herauf, das bislang außer Klages niemand in seiner ganzen Tragweite gesehen hat, weil man sich gewöhnt hatte, Nietzsche als Kritiker ethischer Werte, nicht aber, da er kein „System" angestrebt hat, als metaphysischen Seher zu nehmen.

Von hier ab nun erkennt man in Klages deutlich den Vollender des bruchstückhaften Entwurfs, der in Nietzsches Werken verstreut liegt — und zugleich den ebenbürtigen Metaphysiker, den tiefe Verehrung nicht hindert, Irrtum aufzudecken, und den ebenbürtigen Psychologen, der Nietzsches Denkverfahren gegen ihn selbst kehrt und mit dem „Schluß vom Ideal auf den, der es nötig hat", die Anbetung des Willens zur Macht entlarvt als ein kompensatorisches Idol. —

„Bewußtsein und Leben" heißt das Kapitel, in dem eine Entscheidungsschlacht für die Entwicklung der abendländischen Philosophie geschlagen

Digitized by Google

wird, d. h. gegen sie und mit Nietzsche für die am ehesten den Vorsokratikern entsprechende Lehre von der Wirklichkeit des in Bildern erscheinenden und ewig rhythmisch gleitend sich wandelnden Lebens und der darein greifenden Tat des Bewußtseins als einer metaphysisch andersartigen Macht, in deren Dienst auch der Wille steht. Aus diesem Teile, der das Beste und Tiefste in Nietzsches Gedankenwerk als „Fragmente zu einer Philosophie des Orgiasmus" charakterisiert, sind besonders schwer Einzelheiten herauszuziehen. Um so mehr bietet der dritte Teil des Werkes, die „Abschließende Kritik", Gelegenheit dazu, der über Nietzsches Sokratismus, das „Überwindungsmotiv" und seine „Selbstvernichtung" handelt.

Noch einmal rühmt Klages in starken Worten die Einzigartigkeit des großen Seelenkundigen, der mit Recht im „Ecce homo" von sich sagen durfte: „Daß aus meinen Schriften ein Psychologe redet, der nicht seinesgleichen hat, das ist vielleicht die erste Einsicht, zu der ein guter Leser gelangt" — man könne künftig ohne Kenntnis seiner Befunde und ohne Übung in seiner Methode nicht mehr über das „Wesen des Menschen" philosophieren. Aber dann beginnt die Abrechnung mit den Irrtümern Nietzsches und deren Rückführung auf seine seelische Konstitution, die nun allerdings trotz alles Taktes in ihrer schonungslosen Konsequenz etwas Grauenhaftes hat. Unverkennbar war schon der Selbstwiderspruch zutage getreten: Kein Denker hatte wie Nietzsche die Verbrechen des Willens zur Macht am Leben enthüllt — und er selbst sucht schließlich als Willen zur Macht eben dieses Leben zu verstehen! Diese letzten 40 Seiten haben in ihrem unentrinnbaren Pathos etwas von der Gewalt eines Jüngsten Gerichts an sich, vor dem ein großer Erdensohn sich zu verantworten hat. — Seine Größe wird nirgends angezweifelt, kein kleiner Maßstab erreicht ihn, es wird ausschließlich im Namen der höchsten Instanz mit ihm verhandelt und man hält ihm seine Schwäche nicht aus Mitleid oder Hochmut vor, sondern nur um des Frevels willen, den er an der Würde des heiligen Lebens begangen hat. Diese sichtbar gewordene Schwäche freilich macht ihn und die innere Spannung seines Werkes menschlich-allzumenschlich vertrauter als man wünschen möchte — es werden zu viel plumpe Hände nach der wunden Stelle greifen. Klages zeigt, daß der tiefe Selbstwiderspruch zwischen der Gleichsetzung einerseits und trotzdem andererseits dem tödlichen Gegensatz von Willen und Leben nur auf eine Weise zu deuten sei: als furchtbarer Kampf zwischen zwei Naturen in ihm — dem Orgiasten und dem asketischen Priester, oder anders ausgedrückt, zwischen Dionysos und Jahwe, „eben der Hochspannung dieses Gegensatzes verdanken wir die Lichtstärke von Nietzsches Denken, das dergestalt nicht so sehr eine Persönlichkeit offenbart, als deren unaufhaltsame Selbstvernichtung". Unter zahlreichen Hinweisen auf Selbstzeugnisse lüftet Klages nun den Schleier von den geheimsten Regungen des einsamen Zarathustraweisen, läßt die stolze Qual der Selbstüberwindung sehen, entlarvt die asketische Selbstkasteiung als Notausgang einer äußersten Überspannung des Willens zur Macht, wirft einen Seitenblick auf die bergende und lösende Rolle der Mutter, die im Weltbilde Nietzsches nirgends eine Stelle hat, und wendet tiefe Überlegungen über die Natur der Verzweiflung schließlich auf

Digitized by Google

ihn an mit dem Satze, daß Nietzsche „zeitlebens mit der heftigsten Anwandlung zum Selbstmord kämpfte". So erscheint denn die Lehre von der Ewigen Wiederkunft als letzte Übersteigerung eines Heroismus, der gegen Verzweiflung nur das Mittel kannte, sich seine Lebensbejahung immer stärker zu beweisen. „Es ist die Abwehrformel der unbeugsamsten Selbstbehauptung gegen den Hang zur Selbstvernichtung."

Der Geist des Buches mag aus den kurzen Einblicken in seinen Aufbau schon lebendig geworden sein — keineswegs aber kann von dem überwältigenden Strome des zugleich leidenschaftlich glühenden und in geschliffener Dialektik präzis zugreifender Sprache dahindrängenden Vortrags von Klages ein Begriff gegeben werden. Bis heute hat er sich fast ausschließlich an Stoffen versucht, die er überhaupt erst wissenschaftlich einführte, so in seiner Graphologie, wie in der Charakterologie, der Ausdruckslehre — hier glaubt man einmal, den Gegenstand, Nietzsche, schon zu kennen, und muß staunend erfahren, daß man ein durchaus verschwommenes Bild in sich trug, das Klages in durchdringender Klarheit aufleuchten läßt zu einer unverlöschbaren Fackel im Reiche der Seelenkunde.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

„Rudolf Bode: Rhythmus und Körpererziehung"

5 Abhandlungen! 4.—6. Tausend mit 7 Bildtafeln
Eugen Diederichs Verlag, Jena 1925

Die moderne Zivilisation, besessen von der Tendenz, die geistige Herrschaft des Menschen über die ganze Erde (im räumlichen wie metaphysischen Sinne) zu verbreiten, hat bei diesem Bestreben nicht nur die Natur zu verwüsten begonnen. Gewiß: man vernichtet in der furchtbarsten Weise unzählige Gattungen und Arten der Tierwelt, holzt die urnächtigen Hochwälder ab, um sie zu Zeitungspapier zu machen, „reguliert" und kanalisiert die ursprünglichen Flußläufe, um womöglich elektrische Energien, vor allem aber Geld zu gewinnen —, mindestens ebenso entsetzliche Zerstörungen jedoch richtet die Gegenwart in der menschlichen Gesellschaft selber an. Ganz abgesehen davon, daß man in Weltkriegen und Weltrevolutionen Millionen und Abermillionen von Leibern sinnlos hinschlachtet —, der Intellekt und sein Produkt (und Symbol!): die Maschine, haben den europäischen Menschen ohnehin derartig entseelt und mechanisiert, daß jenes maßlose Gemetzel keineswegs mehr bedeutet als das Pünktchen auf dem i! — Es gibt nur wenige, denen von all dem eine Ahnung aufstieg, die sehend geworden sind in der Flutnacht der Zeit, und die nun versuchen, vom Urgrauen erschüttert, die tieferen Gründe dieses unseres tragischen Geschicks aufzudecken.

Unter dem leuchtenden Leitstern der Metaphysik von Ludwig Klages hat Rudolf Bode in dem einfachschlichten Büchlein „Rhythmus und Körpererziehung" das Zentralproblem nicht nur der körperlichen, sondern der Erziehung überhaupt mit Entschiedenheit aufgeworfen und aufwerfen können, weil er sich aufs deutlichste klar darüber wurde, wo die Gebrochenheit des gegenwärtigen Lebens zu finden ist, weil er erkannte, daß „das Organische im Gegensatz (steht) zur Maschine, die Seele im Gegensatz zum Geist, das Individuum im Gegensatz zum Ich, die Natur im Gegensatz zum Gesetz, das Wirken im Gegensatz zur Tat, der Lebenstrieb im Gegensatz zum Machtwillen, die Ethik im Gegensatz zur Moral, das Volk im Gegensatz zum Staat, der Eros im Gegensatz zum Logos."

Wenn es nämlich wahr ist, was schon der deutschen Romantik aufgegangen war, daß der organische Leib die Erscheinung der Seele sei, so konnte es nicht anders geschehen, als daß das Maschinentempo des Zivilisationsmenschen mit der webenden Blühkraft der Seele auch den angeborenen Rhythmus des Leibes zerstörte. Wo Intellekt und Wille herrschen, da siegt die Gewalt der Regel und unterliegt das pulsierende Vibrieren der Lebensbewegung, da verdrängt der mechanische Gleichtakt den schöpferischen Schwung des Rhythmischen, denn es gehört zum Wesen des Geistes, den zeitlich strömenden

Digitized by Google

Fluß alles seelischen Geschehens vermittels außerzeitlicher, instantaner Akte „erfassen" zu müssen. Der Rationalisierungsprozeß, dem wir anheimgefallen sind, ist somit auch ein Entrhythmisierungsprozeß allergrößten Ausmaßes! — Rudolf Bode versucht nun (als Leiter einer Gymnastikschule), den Kampf aufzunehmen gegen die parasitären Tendenzen vor allem des sogen. „Sports", welcher auf geregelte Ausnutzung der Körperkräfte zwecks Erreichung quantitativ meßbarer „Rekorde" ausgeht und auf diese Weise an die Stelle des natürlichen Rhythmus den Bewegungsautomatismus setzt. Mit Recht sieht Bode die ungeheure Gefahr der Leibeserziehung darin, daß das Übermaß der Willensakte zersetzend einbricht in das Gefüge der lebendigen Wirklichkeit, so daß das ursprünglich Rhythmische der Lebensfließung schweren Hemmungen unterliegt. Wie diese Verkrampfungen zu beseitigen seien, wie es möglich ist, den natürlichen Ablauf aller Körperbewegungen gegebenenfalls wiederherzustellen, darüber vernehme man Bode selbst in der genannten Schrift. Uns muß hier der Hinweis auf die Quelle genügen. Nebenbei sei aber bemerkt, daß den fünf Abhandlungen eine Gesamtweltanschauung zugrunde liegt, deren ganze Tiefe vielleicht nicht von vielen erfaßt werden kann, zumal sie mehr zwischen den Zeilen zum Ausdruck kommt. Manche der heutzutage überschwenglich gepriesenen sogen. „Lebensphilosophen" bleiben jedenfalls trotz großen Redereichtums dürr und flach gegenüber der Weisheit, die aus gewissen Seiten des schmalen Buches zuweilen uns anweht!

Hans Kern.

Emil Peters: Menschengestalt und Charakter

2 Bände. Volkskraft-Verlag, Konstanz

Dieses Werk, im wesentlichen eklektischer Art, ist von Forschern wie Huter, Burger-Villingen, vor allem aber Carus und Gall abhängig. Peters sagt selbst: „Man kann nicht Menschenkenner werden ohne die von Dr. Carl Gustav Carus gefundenen entwicklungsgeschichtlichen Formgesetze." Für Gall tritt er besonders tapfer und u. E. erfolgreich ein, denn zweifelsohne haben auch die scheinbar geringfügigen Einzelmodellierungen des Kopfbaues ihre charakterologische Bedeutung. — Man darf wohl sagen, daß die populär gehaltenen beiden Bücher von Peters sich durch eine schöne Fülle physiognomischer Kenntnisse auszeichnen, die der Verfasser mittels eines umfangreichen, zum Teil ausgezeichneten Bildmaterials (ca. 600 Illustrationen) einleuchtend zu erläutern weiß. Im I. Teil behandelt er Kopf und Gesicht, im II. Teil Körperformen und Gliedmaßen sowie die Formtypen der menschlichen Gestalt (elementarer Mensch, Ernährungsmensch, Gefühlsmensch, Kraft- und Tatmensch, Hirn- oder Geistesmensch, harmonischer und disharmonischer Mensch, Durchschnittsmensch usw.). — Da die Petersschen Ausführungen einfach und klar sind und überdies zahlreiche Anregungen aus einer langjährigen Studienpraxis vermitteln, ist das genannte Werk vorzugsweise solchen zu empfehlen, die mit der physiognomischen Menschenkunde ernstlich sich befassen wollen, Vorkenntnisse aber noch nicht besitzen.

Hans Kern.

Digitized by Google

Max Seliger: „Handschrift und Zeichnung von Künstlern alter und neuer Zeit"

1924. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig

Besitzt die Handschrift die Eigenschaft, charakteristischer Wesensausdruck des Schreibenden zu sein, so gehört es nicht minder zur Zeichnung, daß sie den Wesensausdruck des Zeichnenden darstellt; beide also, Handschrift und Zeichnung, sind Niederschlag von Ausdrucksbewegungen, beide verraten sie die Höhe der Gestaltungskraft ihrer jeweiligen Urheber. So lag es denn nahe, einmal den Zusammenhängen von Schrift und Zeichnung nachzuspüren und zu untersuchen, ob nicht eine innere Beziehung vorhanden sei, wenn eine äußere Ähnlichkeit besteht zwischen dem Rhythmus der Schrift, der Formung der Buchstaben einerseits und dem Rhythmus der Zeichnung und ihrer Strichführung andererseits. — Unter Berücksichtigung des Gesamtbildes der neueren Kunstgeschichte hat nun Max Seliger, indem er den genannten Gesichtspunkt sich zum Leitgedanken erwählte, eine Sammlung von Zeichnungen und Handschriftproben berühmter Künstler sehr geschmackvoll zusammengestellt. Wir haben infolgedessen die seltene Gelegenheit, das Formniveau und die Charaktere der unterschiedlichsten Künstler miteinander vergleichen zu können. Dürer, Burgkmaier, Lionardo, Murner, Raffael, Michelangelo, Tizian, Cranach, Carracci, Reni, Rubens, Dyck, Rembrandt, Chodowiecki, Goethe, Richter, Schwind, Menzel, Feuerbach, Klinger, Liebermann, Corinth, Slevogt, Hagemeister, Kolbe, Barlach, Pechstein, Kandinsky und viele andere enthüllen uns die Art ihres Wesens und ihrer Kunst. — Die Einführung in dieses ganz außerordentlich gehaltvolle Werk vermittelt uns Anja Adamkiewicz-Mendelssohn, indem sie die Charaktere einer größeren Anzahl von Künstlern an Hand der Zeichnungen und Handschriften auf das feinsinnigste deutet, vor allem deshalb in so erhellender Weise überhaupt zu deuten vermag, weil sie durchaus nach den Prinzipien des ohne Zweifel bedeutendsten Graphologen der Gegenwart arbeitet; wir meinen Ludwig Klages! Hans Kern.

Graf Hermann Keyserling: Die neuentstehende Welt

Darmstadt 1926, Otto Reichl-Verlag. 139 Seiten. Brosch. Mk. 6.—

Wenn in früheren Jahrhunderten ein großer Kulturwandel um die Wege war, so standen Propheten auf, d. h. Männer, in denen das Gefühl für das Kommende lebendig war und die zum Teil unter großen persönlichen Schmerzen — kündeten, was ihnen zu künden von einer höheren Macht auferlegt war. So entstanden die prophetischen Schriften oder, wenn feindliche Mächte eine freie Aussprache verhinderten, die Apokalypsen, die in düster glühenden Allegorien vom Werden der Zukunft schwärmten. Heute vollzieht sich um uns herum ein solcher Weltuntergang. Er ist schon nichts Künftiges mehr, wir stehen mitten drin. Findet

Digitized by Google

auch diese Zeit ihre Propheten oder Apokalyptiker? Es entspricht der von allen früheren Unter- und Übergängen verschiedenen Art unserer Weltkatastrophe, daß wir uns heute bewußt sind, daß wir keine Zornesschalen erwarten dürfen, die ausgegessen werden, und die Ströme austrocknen oder die Sonne heiß machen, daß es nicht Donner und Erdbeben und vom Himmel fallende Sterne sein werden, die unseren Zusammenbruch herbeiführen. Gewiß ist unsere Erde heute auch äußerlich in einem besonderen Erregungszustand, und Erdbeben und sonstige Katastrophen sind so zahlreich wie je. Aber nur kindliche Gemüter erschöpfen sich noch in einer Apokalyptik, die mit dem plötzlichen Untergang von Kontinenten und dem plötzlichen Wiederauftauchen von Atlantis rechnet. Wir anderen wissen, daß der Übergang, der sich vor unseren Augen vollzieht, gerade deshalb so ganz radikal ist, weil an die Stelle der alten Seelenstruktur der Menschen eine neue zu treten im Begriff ist. Wo sich das ganze Instrumentar der Erlebnismöglichkeiten verändert, muß notwendig eine Welt entstehen, die von der bisherigen nicht nur dem Grade, sondern der Art nach verschieden ist. Das ist das Problem, das gegenwärtig in der Luft liegt, das alle ahnungsfähigen Menschen beschäftigt und das uns keine Ruhe läßt, bis wir die rechte Lösung gefunden haben und von da aus die rechte Einordnung finden in dem neuen Lebenszusammenhang, der aus dem Chaos taucht. Denn auch hier gilt es wie bei jeder Weltkatastrophe: die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten werden die Ersten sein, und: nur die wachen und beten, sind würdig, teilzunehmen an der „Hochzeit des Lammes". Ein Buch, das diesem Problemkreis entspringt, hat Anspruch auf unsere gespannteste Aufmerksamkeit, wenn wirklich jemand redet, der nicht spricht wie die Schriftgelehrten, sondern wie einer, der Vollmacht hat. Ist der Verfasser ein solcher schöpferischer Mensch? Hören wir ihn selber darüber: „So gut ich introvertiert — kontemplativer Einstellung fähig bin — hier schreibe ich prometheisch, und nicht epimetheisch, nicht pathisch, sondern schöpferisch eingestellt... Ich schreibe nicht, um darzustellen, was ist oder werden kann, sondern damit das Bestmögliche werde. Und dies zwar im historischen Verstand. Insofern schreibe ich gewissermaßen als Staatsmann. Nur um große Zusammenhänge und Menschheitsziele ist es mir zu tun" (S. 16). Dementsprechend wird die Wirkung des Buches auf den richtigen Leser, d. h. den, der das Buch von Anfang bis zum Ende in der richtigen Reihenfolge „durchliest" (S. 17), eine schöpferische sein: „Falsche Fragestellungen werden sich dann in ihm erledigen und dadurch Kräfte frei werden" (S. 17). Die Lektüre des Buches wird also als ein schöpferischer Akt im Lesen aufgefaßt. Wie dieser schöpferische Vorgang im Einzelnen sich vollzieht, darüber gibt das vierte Kapitel Auskunft, das immerhin ein wenig aus der Schule der Weisheit plaudert. „Schon in der Vergangenheit waren alle großen Staatsmänner ohne Ausnahme in der Behandlung der Massen auf journalistische Methode Meister... Die betreffende Anlage bedeutet an sich nur die Fähigkeit zu kurzem, treffendem und wirkungsfähigem Ausdruck. Was

Digitized by Google

anderes kennzeichnet die wirkungskräftigsten unter den tiefen Geistern aller Zeiten, ob sie nun Könige waren oder Weise, als eben diese Gabe? Waren sie nicht alle insofern zwar nicht Journalisten, wohl aber Überjournalisten?" ... So kann auch heute nur der Überjournalist im Guten Bedeutendes erreichen. Was Jesus, Laotse, Heraklit und Nietzsche auszeichnet, muß dem Vertreter des Geistes, der heute führen will, im höchsten Grade eignen" (S. 125). Was nun auf diese Weise im Leser geschaffen werden muß, ist keine Theorie. Denn keine Welterklärung hat je geleistet, was sie leisten sollte. Was aber der Theorie ewig unmöglich ist, kann der Sinneserfassung gelingen. Sinneserfassung ist aber möglich, weil sie wirklich ist. Darum kann die Welt einen neuen geistigen Impuls nur dem mitteilen, der nicht nur Philosoph, sondern Weiser ist. Der Logos ist das sinngebende Prinzip und insofern schöpferisch. Der Zustand der Weisen ist der des richtig Eingestellten (S. 134). Diese richtige Einstellung ist eben grundsätzlich übertragbar, weil sie ja auf dem Logos beruht, dem Prinzip der Übertragbarkeit — während Gefühle nur durch Ansteckung übertragbar und der Fernwirkung unfähig sind. Aber natürlich hat auch die Übertragbarkeit der Sinneserfassung ihre Grenzen im Zustand des Hörers. Doch wenn nur die Eliten auf diese Weise verwandelt werden, so ist damit praktisch die Veränderung des Menschheitszustandes erreicht. Diese Übertragung bedarf jedoch anderer Methoden als die Wissenschaft. „Sie bedarf der Magie, d. h. der direkten Beeinflussung und Wandlung des Lebens durch den Geist." Diese Magie wird stets auf die Selbsttätigkeit des Hörers wirken, dem sie Impulse erteilt. „Sie wird nie soviel erklären, daß er den Sinn des Gesagten in sein Gedächtnis ablagern kann ... und auf Einwände nie soweit eingehen, daß dadurch die suggestive Wirkung des Behaupteten abgeschwächt wird. Lebendige Zeugung ist eben ein wesentlich anderes, als gelehrte Diskussion" (S. 136). Letzten Endes kommt dabei alles auf die Einzelnen selber an. Aber: „Zeige die Dinge nur von einer anderen Seite, und damit beginnen alle, die sie also wahrnehmen, von selbst ein neues Leben" (S. 139).

Die Reihenfolge des behandelten Stoffes gibt der Verfasser folgendermaßen an: „Ich zeige zuerst den Weg der Zukunftskultur, alsdann verdeutliche ich den Sinn des neuen Zustandes, in den die heutige Entwicklung schicksalsmäßig einmündet. Darauf bestimme ich den richtigen Fortschrittsbegriff überhaupt, wobei die Rolle der freien Initiative gegenüber dem Von-selbst-Werden ihre genaue Abgrenzung erfährt. Zuletzt, nachdem die Durchleuchtung des Besonderen das Verständnis des Grundsätzlichen vorbereitet hat, bestimme ich die Art und die Bedeutung des schöpferischen Denkens überhaupt, das fortan jeder für sich selber ausüben möge" (S. 17 f.).

Es kann nicht die Aufgabe dieses Berichtes sein, eine Inhaltsangabe des Buches zu geben, noch auch die vielen guten Gedanken, die es enthält, einzeln hervorzuheben oder sich über einzelnes, von dem die eigene Überzeugung abweicht, mit dem Verfasser kritisch auseinanderzusetzen. Das würde der Absicht des Werkes widersprechen. Hier sollte nur eine Einführung gegeben werden, indem ge-

Digitized by Google

zeigt wurde, was Graf Kayserling mit diesem Buche wollte und wie diejenigen beschaffen sein müssen, die es mit Gewinn und dem Erfolg einer inneren Neugeburt durcharbeiten werden. Es ist nicht ein darstellendes Werk, sondern es ist ein schöpferischer Akt, und nur Menschen, die diesen Akt an sich vollziehen lassen wollen, sind imstande, es in der rechten Weise zu lesen und damit auf sich wirken zu lassen. Es braucht nicht ausdrücklich erwähnt zu werden, daß nur die „Eliten", nicht die „Chauffeure" als Leser in Betracht kommen.

Graf Kayserling bedarf keiner Empfehlung mehr. Seine Anregungen sind heute schon in unser ganzes Schrifttum übergegangen und manche Ausdrücke, die er geprägt hat, werden unterschiedslos von Freund und Feind gebraucht. Damit hat er bewiesen, daß seine Art, die Dinge zu sehen, tatsächlich ein brauchbares Instrument zum Verständnis des uns umgebenden Tatsachenbestandes geworden ist. Auf der anderen Seite ist die Gefahr, daß er rein modemäßig auch auf Kreise wirke, die seiner Art fernstehen, nicht sehr groß, da er Distanz genug besitzt, um sich von unerwünschtem Anhang jederzeit freizumachen. Graf Kayserling kommt von einer Reise nach Spanien und Frankreich zurück, nachdem er letztes Jahr in Italien Vorträge gehalten hatte. Seine markante Art und die Form seines Auftretens haben bewirkt, daß man heute schon weit über die Grenzen Deutschlands hinaus ihm Aufmerksamkeit und ernste Beachtung zuwendet. Wir freuen uns, daß auch dadurch mitgeholfen wird, die Schranken zwischen den europäischen Nationen niederzulegen und am Aufbau unseres Europa von morgen zu arbeiten. Richard Wilhelm-Frankfurt.

Verantwortliche Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Celle, Trift 25.

Digitized by Google

N E U E R S C H E I N U N G

KURZES LEHRBUCH DER PSYCHOANALYSE

Von

Dr. med. H. Stoltenhoff, Berlin

Lex.-8°. 1926. XI und 207 Seiten. Geheftet M. 9.—; in Leinwand gebunden M. 11.—

Das vorliegende Buch ist das erste wirkliche „Lehrbuch" der Psychoanalyse, aus dem der Praktiker sowie jeder, der sich für dieses Gebiet interessiert, sich über die wesentlichen Grundlagen und gesicherten Tatsachen orientieren kann. Der Hauptnachdruck ist auf die Frage gelegt: „Wie mache ich einen Kranken durch Psychoanalyse gesund?" Bei der Darstellung der Theorie hat sich der Verfasser auf die Besprechung der zum Verständnis der Lehre notwendigen und für die praktische Arbeit wichtigen gesicherten Grundlagen beschränkt. Auch derjenige, welcher sich bisher gar nicht mit Psychoanalyse beschäftigt hat, bekommt ein leichtverständliches, in sich geschlossenes Bild der psychoanalytischen Lehre. Der praktische Analytiker findet eine Fülle von Anweisungen und Regeln, an deren Hand er sich die oft an ihn herantretenden Fragen: „Was soll ich nun tun?" oder „Wie habe ich mich in diesem oder jenem Fall zu verhalten?" beantworten kann.

INHALTSVERZEICHNIS:

I. Theoretischer Teil

1. Kapitel. Die Verdrängung. — 2. Kapitel. Der Traum. — 3. Kapitel. Die Bipolarität. — 4. Kapitel. Die Sublimierung. — 5. Kapitel. Die Übertragung. — 6. Kapitel. Sexualtheorie. — 7. Kapitel. Theorie der Parapathie.

II. Praktischer Teil

8. Kapitel. Die psychoanalytische Grundregel und ihre Anwendung. — 9. Kapitel. Wichtige Äußerlichkeiten. — 10. Kapitel. Die Traumdeutung. — 11. Kapitel. Äußerungen des Widerstandes und seine Bekämpfung. — 12. Kapitel. Bedeutung und Behandlung der Übertragung in der Analyse. — 13. Kapitel. Aktives Eingreifen während der Analyse. — 14. Kapitel. Die Indikationen der Psychoanalyse. — 15. Kapitel. Die Bedeutung der Psychoanalyse für den Nichtfacharzt. — 16. Kapitel. Psychoanalyse und Hypnose. — 17. Kapitel. Der Begriff der Heilung in der Psychoanalyse. — Register.

VERLAG VON FERDINAND ENKE IN STUTTGART

Digitized by Google

VOM EWIGEN GRAL

Gedanken zu einer Philosophie der Keuschheit und Erlösung von

WILHELM MÜLLER-WALBAUM

308 Seiten. In vornehmem Halbleinenband Mk. 9.75, brosch. Mk. 8.75

Inhalt: Kundry und Klingsor — Volk und Menschheit — Das Judentum — Der Sinn des Geschlechts — Vom Held zum Heiland — Das Schulderlebnis — Sinn der Keuschheit — Heiligkeit und Erlösung — Religion und Kunst

*

„*Ein Meisterstück*, das in seiner ureigenen Gestaltungsgabe, seinem unermeßlichen Ideenreichtum, seinem Hinführen zu innerer Sammlung *seinesgleichen kaum finden durfte* ... Das Werk, dem wir weiteste Verbreitung wünschen, versteht ungeheure Lebenskräfte zu wecken und ist *berufen, das Gefühl gläubiger Selbstgewißheit zu einem Mysterium der Wandlung und Wiedergeburt unseres gesamten Volkes zu verstärken.* Der Verlag hat das Werk besonders geschmackvoll ausgestattet." (Hannoverscher Kurier.)

„Zu den ‚Einsamen und Einzelnen, die das geistige Volkstum zu tragen und zu führen berufen sind' (Nietzsche), gehört der Verfasser des ‚Ewigen Gral' .... Im Gegensatz zu Spengler hat Müller-Walbaum die wissenschaftliche Arbeit anderer Denker berücksichtigt, wodurch sich der Wert der Arbeit nur erhöht. Doch ist das Werk *eine durchaus originelle Schöpfung, das Ergebnis einer vorbildlich strengen und gründlichen, durch sittlichen Ernst geadelten Gedankenarbeit, die sich weitab hält von allem Ästhetizismus und Dilettantismus.* Müller-Walbaum ist Vertreter einer *symbolischen Philosophie, die zu der lebendigen Einheit aller Erkenntnisfunktionen gelangen will* ... Was über das Wesen unserer Kulturkrise und den Zentralbegriff der universellen Verschuldung ausgeführt wird, zeigt den tiefbohrenden, tief sittlich empfindenden Deutschen. Ein besonderer Vorzug des Buches besteht darin, daß sein Verfasser das *Christentum von seiner universell-menschlichen Seite her erfaßt* und würdigt." (Der Goldene Garten.)

„Der Verfasser dieses wundervollen Buches, Hochschullehrer für Mathematik in Hannover, gibt hier eine psychologisch-metaphysische Untersuchung, die mit Seherblick die großen Kultur- und wissenschaftlichen Probleme der Zeit durchleuchtet.
Die Keuschheit wird als beständige, alldurchdringende Seelenhaltung verstanden und über das Geschlechtliche hinaus auf alle Gebiete sozialer und kultureller Betätigung bezogen.
In ebenso scharfsinnigen als von Ehrfurcht und Liebe zu Volkstum und Menschheit durchglühten Betrachtungen, denen jeder politische Antisemitismus fremd ist, wird das *Judentum als die Schicksalsfrage insbesondere des deutschen Volkes* gekennzeichnet. So wird dargetan, wie der jüdische Wissenschaft das ehrfürchtige Ringen um den Ausdruck einer aufbauenden Idee, der Wille zum Wissen im Erlösungssinne fremd bleibt. Alles abstrakte Europäertum und aller Internationalismus ‚humanitärer' Art, der sich nicht durch das Volksgefühl und Volksbewußtsein hindurchgeläutert hat, ist wesenslos und sinnlos.
So wird dieses Buch *von jedem für Selbstbesinnung Zugänglichen mit tiefem Eindruck und Gewinn aufgenommen werden.*"
(Aus einer Besprechung von Dr. R. Glitzner in der „Deutsch-Österreichischen Tageszeitung".)

„Müller-Walbaum gewinnt ... *der Judenfrage ganz neue Seiten* ab ... Wir möchten, daß recht viele diese Ausführungen lesen, ... weil die Bekanntschaft mit ihnen *vor einseitigen Auffassungen bewahrt.*" (Alldeutsche Blätter.)

„*Dieses Werk, aus der Not unserer Zeit geboren, ist ein aufleuchtendes Tagen.*"
(Oberösterreichische Tageszeitung.)

Ausführliche Prospekte kostenlos vom Verlag und jeder Buchhandlung

VERLAG KURT STENGER / ERFURT

Digitized by Google

ARTHUR HOFFMANN-ERFURT

PSYCHOSOPHIE

Wesen und Bedeutung der verstehenden Seelenkunde

(Heft 6 der gemeinverständlichen philosophischen Schriftenfolge „Weisheit u. Tat")

Mark 1.75, bei Dauerbezug der Schriftenfolge 25 Prozent billiger

„Hoffmann ist — mit Recht — der Ansicht, daß sich aus dem Streite der Schulen heute eine Seelenkunde herausgebildet hat, die den tiefsten geistigen Bedürfnissen unserer Zeit wertvolle Handreichung bieten kann. Der Verfasser legt so allen Wert darauf, daß jede Kraft seelischer Gesundung unmittelbar dem gesamten Bildungsleben zugeleitet werde. Seine Schlußthese lautet: es gilt einen Bund zu schließen zwischen Erkenntnisklarheit und Erkenntniswärme, womit man durchaus einverstanden sein wird." (Dr. Arthur Buchenau in „Geisteskultur".)

FERDINAND WEINHANDL

PERSON, WELTBILD UND DEUTUNG

Broschiert Mark 4.50, gebunden Mark 5.25

Inhalt: Deutung und Gestalt — Sinndeutung des Lebens — Vom Erbe des deutschen Idealismus — Das Führerproblem auf der Grundlage des deutschen Idealismus — Die weltanschaulichen Grundlagen der Volksbildungsarbeit — Person und Schicksal — Das Leben aus der Mitte — Dichtung und Metaphysik

„Dieses Buch soll ein Beitrag zur Erörterung der großen metaphysischen Grundfragen sein, die heute wieder für einen ständig wachsenden Kreis in den Mittelpunkt rücken. Die Person auf der einen, der Sinn des Lebens auf der anderen Seite sind die beiden Pole, die den Erscheinungsreichtum dieses Daseins zur Einheit binden, ohne die Vielgestaltigkeit des Lebens aufzuheben oder auch nur abzudämpfen. Deutung soll das starre Denken in fertigen Systemen und abstrakten Weltanschauungen ablösen und den Gedanken mit allen Kräften der eigenen Existenz vermählen. Die vielstimmige Sprache der Erscheinungswelt zu verstehen, wird erstes Anliegen, mag sie zu uns nun durch das Medium künstlerischer, dichterischer, musikalischer Gestaltung, durch Landschaft und sittliche Tat, Ethos und Religion, Alltag oder Schicksal sprechen. Glaube wird als die schöpferische Kraft im Menschen, Gleichnis als sein höchster Gedanke erkannt." (Aus dem Vorwort.)

Daß der zweite, größere Teil des Buches die Form in sich geschlossener, dennoch aber innerlich zusammenhängender Vorträge hat, dürfte dem Verständnis weiterer Kreise entgegenkommen.

VERLAG KURT STENGER / ERFURT

Digitized by Google

DIE PHILOSOPHIE DES CARL GUSTAV CARUS

Ein Beitrag zur Metaphysik des Lebens von

HANS KERN

168 Seiten. Preis in Ganzleinen Mark 7.—

Die erste Gesamtdarstellung der Lebensmetaphysik des C. G. Carus, dessen kosmische Symbolik auf Grund seiner tiefdringenden Psychologie des Unbewußten zu den überzeugendsten Offenbarungen spätromantischen Wissens gehört.

NIELS KAMPMANN VERLAG / CELLE

GRAPHOLOGISCHES INSTITUT

CORNELIUS MÜNCHEN 23

Institut für wissenschaftliche Handschrift-Untersuchungen. Gegründet 1910. Absolut objektive Analysen. Strengste Diskretion. Beratende Analysen bei Lebenskonflikten, Berufsfragen und Ehefragen. Analysen zum erfolgreichen Personal-Engagement im Privat- und Geschäftsleben.

*

FORDERN SIE PROSPEKT!

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

2. JAHRGANG AUGUST 1926 HEFT 3

INHALT: *Dr. J. M. Verweyen:* Zur Charakterologie des Händlertypus / *R. Gerling:* Dr. Martin Luther / *K. Löwith:* C. F. Clauss „Rasse und Seele" / *W. Schulte:* Das Problem der Altersschätzung in statistischer Hinsicht / *Ludwig von Bertalanffy:* Zur Neuwertung Nietzsches / *Paul Cohn:* Totenmasken als metaphysisches Problem / *Ludwig Klages:* Psychologische Hilfsmittel der Schriftvergleichung / *E. Brunner:* Ein merkwürdiger Fall aus der Praxis / Bücherbesprechungen

Zur Charakterologie des Händlertypus

Von Dr. J. M. Verweyen, Bonn

Wo immer sich zwei oder mehrere Menschen sowie Gruppengebilde zu einer vorübergehenden oder dauernden Wechselwirkung vereinigen, können sie ihrem allgemeinsten Ziele nach von zwei verschiedenen Konstruktionsprinzipien beherrscht sein, vom Interesse oder von der Gesinnung. Trotz des schwankenden Sprachgebrauchs lassen sich alle Gesellschaften als Zweckverbände den Gemeinschaften als Gesinnungsverbänden gegenüberstellen. Bei jenen handelt es sich im Grunde stets um Machwerke, insofern sie bewußter Überlegung und Absicht entspringen; bei diesen dagegen um Quellwerke, die nicht von äußeren Erwägungen des „Erfolges", sondern von inneren Triebkräften, im höchsten Falle von innerer Notwendigkeit, geleitet und ins Leben gerufen sind. Dort walten irgendwelche sozialtechnische, hier dagegen übertechnische Kräfte. Zweckverbände sind eine verstandesmäßige Angelegenheit des äußeren Menschen, Gemeinschaftsverbände dagegen wurzeln in dem inneren Menschen. Bloße Vergesellschaftung bedeutet mehr oder weniger ein Rechenexempel, Vergemeinschaftung dagegen ein Gesinnungsexempel.

Schon das einfachste Erlebnis echter Freundschaft ist verstandesmäßig (rational) sowenig restlos ausschöpfbar und „beweisbar" wie das Werterlebnis eines Kunstwerkes. Beide haben eine „mystische" Seite, ohne darum einem wirklichkeitsfremden Mystizismus und seinen Verworrenheiten verfallen zu müssen [1]. Gemeinschaft pflegen in des Wortes engster Bedeutung, heißt einen quellenden Lebensmittelpunkt in sich tragen, jenseits verstandesmäßiger Rechnung und Berechnung. Es heißt von der

[1] Vgl. Verweyen, Betrachtung über Mystik, 1925.

Digitized by Google

Innenschau, nicht von bloßer Außenschau her den sozialen Menschen erbauen. Weil ohne Organ für soziale Mystik, bleiben einseitige Verstandesmenschen (Rationalisten, Intellektualisten und — halbseitig gelähmte, nicht vollmenschliche „Monisten") unfähig, das kleinste Kunstwerk zu schaffen und gelangen auch in ihrem sozialen Dasein bestenfalls zum Machwerk eines Zweckverbandes, den sie mit „klarem Verstande" als „nützlich" oder „vorteilhaft" glauben erkannt zu haben. Gleichwohl können auch jene Verstandesmenschen in ihrem praktischen sozialen Verhalten „besser" und vielseitiger sein als das von ihnen befürwortete Prinzip.

Die Not des Lebens, des gemeinsamen Interesses größerer oder kleinerer Gruppen an einer durch vereinte Kräfte gesicherten Selbsterhaltung hat, zumal im 19. Jahrhundert, in wachsendem Grade auf allen Gebieten Zweckverbände gezeitigt, welche man Organisationen heißt. Nicht gegeneinander, sondern miteinander! lautet die Formel ihres Aufbaues. Schon eine „Reisegesellschaft" zeigt die jeder Gesellschaft eigentümlichen Merkmale: gleiche Ziele mehrerer zu einer Aktionseinheit verbundener Einzelwesen. Aber solange dabei nur der äußere Zweck regiert, bleibt das tiefste Innere der Menschen unverbunden. Die eisige Kälte, welche zwischen den im gleichen Abteil einer Eisenbahn Sitzenden obwaltet, die seelische Fremdheit trotz der durch solche Zweckverbände geschaffenen räumlichen Nähe wirkt symbolisch. Sie bleibt überall dort möglich, wo gleiche Berufsinteressen die Menschen zu Verbänden zusammenschließen, ohne sie deshalb in der Tiefe ihres Wesens zu verbinden.

Die Mannigfaltigkeit möglicher Ausprägung des Genossenschaftsprinzips kommt schon in jenen zahlreichen sprachlichen Wendungen zum Ausdruck wie Fach-, Berufs- und Amtsgenosse („Kollege"), Weggenosse, Leidens- und Bundesgenosse. Die Gesinnungsgenossenschaft kann in allen diesen Fällen fehlen. Sie deutet auf ein besonderes korporatives Prinzip, welches bald in Verbindung mit dem Interessenprinzip, bald in Gegensatz zu ihm tritt. Es gibt Formen der Gemeinschaft, welche ohne die Gemeinsamkeit der Gesinnung unvollendet und ihres eigenen Namens unwert bleiben. Wo Freundschaft und Liebe die Lebensgemeinschaft, den „Lebensbund" tragen oder aufzubauen den Anspruch erheben, werden sie durch alle Erwägungen der Nützlichkeit, durch das utilitaristische Prinzip in ihrem eigenen Wesen bedroht.

Die Ehe als Zweckverband mag eine häufige Tatsache sein. Aber sie bleibt die Karikatur ihrer Idee, welche auf quellendes, von seiner eigenen Notwendigkeit bewegtes Leben deutet. Wo die Form des ehelichen Zusammenlebens in erster Linie primär von der Absicht geleitet ist, durch die Zusammenlegung gemeinsamer Vermögen etwa den Geschäftsbetrieb in „höchst rentabler" Weise zu vergrößern, dort bleibt sie unterhalb der

Digitized by Google

geistigen Ebene, welche keine Annäherung, geschweige einen reinen Interessenvertrag von „Liebe" und „Geschäft" duldet. Die Reinerhaltung der Idee schließt die Gleichheit der „Interessen" geistiger wie außergeistiger Art nicht aus, darf vielmehr von ihr eine gewisse Förderung erhoffen, solange die Rangordnung zwischen Wesenhaftem und Zufälligem gewahrt bleibt. Wo etwa zwei geistig gerichtete Menschen innerhalb der Ehe die ärztliche Praxis oder den Lehrerberuf ausüben, können sie gleichwohl oder gerade deshalb in wahrer Gesinnungsgenossenschaft verbunden sein. Wo aber der äußere Zweck sich vordrängt oder gar die Alleinherrschaft an sich reißt, wie bei allem Streben nach „guten Partien", finden die Idee und das Konstruktionsprinzip der Gemeinschaft im strengen Sinne des Wortes keine Erfüllung.

Hinsichtlich der psychologischen Triebkraft nähren sich alle Zweckverbände von der „Selbstsucht", dem Profitstreben, die Gesinnungsverbände dagegen von der, ihre eigene Lebensenergie mit absichtsloser Selbstverständlichkeit vorströmenden Liebe. Beide Triebkräfte haben im Bereiche des sozialen Menschen ein breites Feld der Auswirkung sich erobert. Sie gliedern die ganze soziale Wirklichkeit in zwei Hauptgebiete, deren eines vom händlerischen Prinzip in allen seinen Spielarten und deren anderes vom heldischen Prinzip reguliert wird.

Zum Wesen des händlerischen Menschen im charakterologischen Sinne gehört die Zweckfrage: „Was kommt darnach?" Welchen äußeren Erfolg und „Nutzen" bringt die Handlung? Wieviel läßt sich an Gewinn im voraus berechnen? Welche Bilanz an wirtschaftlichem Vermögen oder an Lustgefühl ist zu erwarten? Die Gesinnungsfrage des heldischen Menschen aber lautet: „Ist es recht? Ist es innerlich notwendig? Muß es um des „Geistes", um des „Gewissens" willen sein oder darf es nicht sein, so geschehe oder unterbleibe es, was auch an äußeren Folgen sich ergeben mag.

Die Strukturprinzipien dieser beiden Menschentypen können in heftiger Fehde miteinander liegen und stellen der Versöhnung innerhalb der ihnen gehörigen individuellen wie sozialen Bereiche schwierige Aufgaben. Es gibt Zonen des menschlichen Lebens, die das Wertbewußtsein von jeglicher Profitsucht rein erhalten sehen möchte. Taten der Freundschaft und Liebe, allgemein der Gesinnung und des Geistes, unternommen in der Absicht, sich dabei einen Vermögensvorteil zu erwerben, erscheinen mit dem Makel des händlerischen Prinzips behaftet und darum in ihrem eigentlichen Werte aufgehoben. Gerade jene Zonen tragen, wie die Reaktion der Menschen in den Augenblicken ihrer tiefsten Befragung und Besinnung bezeugt, den stärksten Wertakzent. Sie gelten als menschlich hochwertigste, als Zonen der wahren, veredelten Menschlichkeit, wurden als solche zu allen Zeiten von Dichtern und Lebensdeutern verherrlicht. —

Digitized by Google

Aber die Realitäten des Lebens schufen daneben andere Zonen, in denen Profitgier regiert und die sozialen Wechselwirkungen auslöst. Das ganze kaufmännische Leben ist von dem Profitprinzip beherrscht, möglichst billig einzukaufen, möglichst teuer zu verkaufen. Nicht Verzicht auf das Prinzip, geschweige eine höhere sittliche Erwägung, sondern die freie Konkurrenz ist der soziologische Faktor, der einen Druck auf die Profitsucht legt und sie hindert, bei der Ausbeutung über einen gewissen Grad der Bedarfs- oder Notlage des Käufers hinauszugehen. Tritt aber Warenknappheit oder Verkehrsbeschränkung ein, beginnt irgendein Monopol seine Herrschaft geltend zu machen, so verrät sich die Tendenz des händlerischen Menschen, „auszubeuten, wo er nur kann", in deutlicher Ausprägung.

Von solcher Feststellung aber bleibt zunächst die Wertfrage unberührt, ob nicht der Handel in der gegebenen Welt notwendig ist, um zur Befriedigung der Bedürfnisse beizutragen und den Aufenthalt in jener höheren geistigen Zone des Lebens zu ermöglichen. Auch in diesem Falle wirkt sich ein von der höheren Menschlichkeit aus als geringwertig oder gar minderwertig erscheinendes Motiv in einer sozial nützlichen Funktion aus. Im Handel vollendet sich erst der Prozeß der Gütererzeugung. Denn die an der Stätte der Produktion aufgespeicherten Güter erfüllen ihren Zweck und rechtfertigen den Sinn der Produktion erst dadurch, daß sie, durch den Handel in den Kreislauf des wirtschaftlichen Lebens eingefügt, ihre Konsumenten und Interessenten finden. Es gehört zur sozialen Zweckbestimmung des Handels, getrieben von der eigenen Profitsucht, Notlagen und Nachfragen ausfindig zu machen, die wirtschaftlichen Güter an die betreffenden Stellen zu befördern und dadurch in seiner Weise zur Linderung der Not beizutragen. Darauf beruht der soziale Segen des Handels, besser: die eigentümliche Paradoxie, das Doppelantlitz des Handels.

Dennoch hat die durch den Zwischenhandel entstehende Verteuerung immer wieder die Sehnsucht nach einer vom Handel, vor allem auch von seiner in der Praxis des Bankwesens sich ausprägenden Erscheinungsform befreiten neuen Gesellschaftsordnung entstehen lassen. Wie immer es sich mit der Möglichkeit und Form der Verwirklichung dieses Wunschbildes verhalten mag, offensichtlich nimmt die händlerische Tätigkeit der Vermittlung zwischen Konsument und Produzent einen außerordentlich breiten Raum in dem Berufsleben der heutigen Menschheit ein und beansprucht einen unverhältnismäßigen Gewinn an dem durch Arbeiter und Unternehmer gemeinsam geschaffenen Gütervorrat. Hier im Bereiche des Handels wirkt sich der kapitalistische Mensch in gewisser Hinsicht weit rücksichtsloser aus als im Unternehmer selbst und bietet darum der sozialistischen Kritik einen weit ergiebigeren Gegen-

Digitized by Google

stand dar, als der zumeist einseitig kritisierte Unternehmer-Kapitalist. Die Mehrzahl der profitmachenden Händler beginnt ihr Geschäft ohne Kapitalbesitz, gewinnt aber gerade durch die Tätigkeit der Vermittlung selbst „Kapital".

Angemerkt sei der psychologische Fall, daß in einem bestimmten „geistigeren" Typus, namentlich des Großkaufmannes wie des wirtschaftlichen Produzenten überhaupt, das Interesse an persönlicher Bereicherung zurücktritt hinter der Freude an großzügigen Handelsoperationen und Kalkulationen mit ihren Wagnissen und wechselnden Problemen, mit ihren nervenspannenden Unsicherheiten und belebenden Überraschungen, daß weniger das Ziel des Gewinnstrebens, die Objektfreude, als vielmehr der händlerische Prozeß als solcher, die Funktionsfreude, den Hauptgegenstand des Interesses bildet. Ein Sonderfall des allgemeinen sozialpsychologischen Problems, wieweit überhaupt die im Dienste der Allgemeinheit tätigen Menschen an dem Inhalt ihres Berufes unmittelbar mit ihrem Inneren beteiligt sind oder wieweit sie durch die Funktion als solche, durch die an einem, ihnen verhältnismäßig gleichgültigen Gegenstande sich auswirkende Tätigkeit als solche belebt werden und in der sozialen Welt ihren Platz finden. Das gilt vom Kaufmann und Angestellten ebenso wie vom Rechtsanwalt und Arzt, Lehrer und (von der eigenen Sache nicht im tiefsten durchglühten) Kirchenbeamten, der vom echten Seelsorger und „Geistlichen" scharf zu scheiden ist, kurz: von allen berufstätigen Menschen. Die Versöhnung von Seele und Werk, von Ziel und Gesinnung bildet eine individuelle wie sozial bedeutsame Angelegenheit, insofern nur „Lust und Liebe die Fittiche zu großen Taten" sind.

Die Profitsucht mit ihren düsteren Begleiterscheinungen spielte im bisherigen Menschendasein die Rolle eines Motors, der das Rad des Lebens in der wirtschaftlichen Güterzone und indirekt darüber hinaus in Bewegung erhielt. Wird eine kommende Gesellschaftsordnung der Selbstsucht als eines Konstruktionsprinzips entbehren können und von der in dienender Hingabe an das Gemeinwohl gipfelnden Selbstlosigkeit die gleichen oder gar bessere Früchte erhoffen dürfen? Dies ist die entscheidende Zukunftsfrage, welche in einem utopischen Roman wie Bellamys Rückblick aus dem Jahre 2000, allen Schwarzsehern zum Trotz, eine kräftige Bejahung gefunden hat. Bisher verwirklichten nur die Ordensgemeinschaften christlicher wie buddhistischer Ausprägung das Ideal einer völlig profitfreien Gütergemeinschaft, bei der die Produktion der Güter, etwa in der Landwirtschaft, auf den eigenen Bedarf der Orden beschränkt blieb, und andere wirtschaftliche Güter auf dem üblichen Händlerwege gewonnen wurden.

Wo die Profitsucht waltet, dort wirkt sich im strengen Sinne kein sozia-

Digitized by Google

les, sondern ein antisoziales Prinzip aus. Der Windstoß einer kleinen „Konjunkturverschiebung" oder Interessenverschiedenheit genügt, um Personen und Gruppen zu entzweien, die soeben noch Schulter an Schulter für den gemeinsamen Profit wirtschaftlich kämpften. Das Verhalten des Menschen in Geldsachen ist höchst aufschlußreich für seine Wesensart. Wo dagegen eine von Gewinnsucht freie Gesinnung als Konstruktionsprinzip wirksam wird, verbindet sie die Menschen in tieferen Schichten ihres Wesens, gewährleistet dauernden Bestand und wahres soziales Leben [1].

Dr. Martin Luther

Eine Charakteranalyse

Von Reinh. Gerling

„Von der Parteien Haß und Gunst entstellt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Mehr noch als auf den genialen Friedländer, dem es galt, trifft das Schillerwort auf den Reformator zu, der den Versuch wagte, die deutsche Christenheit vom Joche Roms zu lösen.

Zwar fehlt es keineswegs an Biographien, da die Literatur der Lutherforschung fast überreichlich Material zur Beurteilung des Mannes wie seines grandiosen Werkes bietet. Es sind auch fast alle Lebens- und Charakterbilder des Reformators aus den zum Teil überschwenglichen, vielfach allerdings gehässigen, andererseits doch auch mit wissenschaftlicher Objektivität gezeichneten zeitgenössischen Biographien und Berichten entwickelt worden. Merkwürdigerweise aber wurde, von vereinzelten kurzen Andeutungen abgesehen, bisher noch niemals der immerhin interessante Versuch unternommen, aus der Korrelation von Körperlichkeit und äußerer Erscheinung das innere Wesen festzustellen, die markante Individualität anstatt aus ihren stark von Zeit und Umständen diktierten Worten und Handlungen, aus ihrer physischen Gestaltung heraus zu erklären, sie somit rein charakterologisch zu erfassen und zu analysieren.

Wohl bin ich mir der Schwierigkeit eines solchen Versuches bewußt. Erscheint es doch an und für sich fast unmöglich, das Charakterbild des Mannes aus dem Volke, der einen dreißigjährigen Kampf gegen die mächtigste Institution der Kulturwelt erfolgreich zu führen vermochte, auf wenigen Seiten bis auf die kleinsten Einzelheiten zu rekonstruieren. Das aber ist weder Absicht noch Aufgabe des Charakterologen, der kaum berufen sein dürfte, eine Biographie dieses einzigartigen deutschen Mannes zu schreiben. Luther der Priester und Reformator ist aus tausend und abertausend Schilderungen begeisterter Anhänger und fanati-

[1] Vgl. Verweyen, Der soziale Mensch und seine Grundfragen, 1924, 400 S.

Digitized by Google

scher Gegner bekannt. Luther der Mensch indessen steht der Gegenwart zeitlich bereits so fern, daß es an ausreichenden Unterlagen für Einzelheiten der Körperlichkeit fehlt. Von den zahlreichen Lutherbildern kommen nur die zwischen 1520 bis 1526 vom älteren Cranach gemalten und gestochenen in Betracht. Allerdings zeigen sie so starke Abweichungen voneinander, daß ihre Porträtähnlichkeit überhaupt zweifelhaft erscheint. In jedem Bilde steckt so viel von der Individualität des Schöpfers, daß die charakterologische Würdigung immer nur mit Vorsicht und Vorbehalt erfolgen kann. Die später entstandenen Lutherbilder sind noch weniger brauchbar für die physiognomische Beurteilung, da den Herstellern ersichtlich die Fähigkeit mangelte, der überragenden Individualität des Originals gerecht zu werden. Bleibt also nur die Totenmaske, deren Echtheit nach den Untersuchungen von P. Brathe[1] wohl nicht mehr bezweifelt werden kann. Der Verein für religiöse Kunst hatte im Jahre 1917 eine Kommission mit der Besichtigung der Maske und Abgabe eines Gutachtens betraut. Diese Kommission (Universitätsprofessor Dr. Eisler [Anatom], Universitätsprofessor Dr. Wätzold [Kunstgeschichte], Landesbaurat Hiecke [Provinzialkonservator] und Superintendent Brathe) sagt in ihrem Gutachten u. a.:

„Es darf als feststehend angenommen werden, daß gelegentlich der Überführung der Leiche des Reformators von Eisleben nach Wittenberg in der Marktkirche in Halle eine Totenmaske desselben hergestellt worden ist. Nach bisher unbestrittener alter Überlieferung ist dies die gegenwärtige. Der Befund gibt keine Veranlassung, die Tatsache anzuzweifeln."

Professor Dr. C. Carus, der ein Bild der Maske sowohl in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt"[2] wie auch im großen Atlas der Kranioskopie[3] veröffentlichte, erwähnt bei dieser Gelegenheit, daß Rietschel, mit den Vorarbeiten zu seinem großen Monumente der Reformation beschäftigt, sich einen Abguß von Totenmaske und Handabformungen verschaffte, die eine Gräfin von Mansfeld bei Durchführung von Luthers Leiche durch Halle „soll haben abnehmen lassen"[4].

---

[1] Luthers Totenmaske. Von P. Brathe, Superintendent in Wansleben. Druckschriften des Vereins für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche, Nr. 3. Magdeburg. Verlag der Evang. Buchhandlung, Ernst Holtermann.

[2] Symbolik der menschlichen Gestalt, C. G. Carus, Neu bearbeitet von Prof. Dr. Theodor Lessing. Celle 1925.

[3] Neuer Atlas der Kranioskopie, enthaltend 30 Tafeln Abbild. merkwürdiger Totenmasken u. Schädel von Dr. Carl Gustav Carus. 2. Aufl. Leipzig 1864, Tafel VI.

[4] Diese Angabe wird von den obengenannten Gutachtern angezweifelt. Wohl haben zwei junge Grafen Mansfeld dem Leichenzuge von Eisleben her das Geleit gegeben. Aber eine Verwandte von ihnen hätte in Eisleben weit günstigere Zeit zur Abnahme der Maske gehabt und hätte das Werk jedenfalls auch dort behalten. Die Leiche kam Sonnabend, den 20. Februar, abends um 1/4 7 Uhr bei völliger Dunkelheit in Halle an

Digitized by Google

Daß die Form schlecht abgenommen ist, wird durch Zeit und Umstände erklärt. Der Sarg war in der Sakristei der Liebfrauenkirche am Markt eingestellt worden, der Abdruck mußte in der Winternacht bei Licht erfolgen. Von dem ersten Tonabguß wurde die in Halle noch vorhandene Maske (Abb. 1) aus gelbem, mit Terpentinharz vermischtem Bienenwachs hergestellt, und hierbei die geschlossenen Augen geöffnet, da in die Lidspalten künstliche Augen eingesetzt werden sollten. Kann Luthers Totenmaske auch nicht als Kunstwerk bezeichnet werden, so bleibt sie doch die wichtigste und wohl auch einzige Urkunde, die über die Physiognomie des Reformators Aufschluß zu geben vermag.

Für das hohe Alter und damit im gewissen Sinne für die Echtheit der Wachsmaske spricht ferner die Unterschrift eines Kupferstiches von Schleuen in der Ausgabe der Kleinen Schriften Luthers von J. J. Rombach aus dem Jahre 1743: „D. Martinus Luther, nach dem von dessen eigenem Leichnam, als derselbe 1546 von Eisleben durch Halle nach Wittenberg gebracht wurde, in Wachs abgedruckten Bildnis gezeichnet, wie es noch jetzo auf der Bibliothek der Marienkirche zu sehen." Der Stich zeigt die Luthermaske in der noch heute vorhandenen Aufstellung (Abb. 1), und da sie 1749 auch von Dreyhaupt als „altertümliche Sehenswürdigkeit" beschrieben wird, darf ihre Porträtähnlichkeit als sichergestellt gelten.

Die erste charakterologische Bemerkung über die Totenmaske macht Carus in seiner „Symbolik" bei Besprechung der Höhe und Breite des Vorderhauptwirbels. Die Breite der beiden Seitenhälften des Gehirns erscheint ihm als Symbol einer starken Tätigkeit, eines Reichtums von Vorstellungen, also eines kräftigen Gedächtnisses. Er meint, „daß jenes Trennen und Auseinanderhalten der Vorstellungen und Begriffe, welches das erste Erfordernis philosophischer Erkenntnis und wissenschaftlicher Schärfe genannt werden kann, häufiger in der bewußten Seelenregion solcher Individuen vorkommt." Sehr merkwürdig sei ihm in dieser Hinsicht namentlich die Totenmaske Dr. M. Luthers gewesen. „In ihm (Luthers Gesichtsschädel) mißt die Höhe des Vorderhauptwirbels, wie bei manchen anderen geisteskräftigen Naturen 5" 4"', besonders aber fällt die bedeutende Breite desselben auf, welche fast volle 5 Pariser Zoll beträgt und die Breite der Stirn Kants übertrifft, wodurch dann der Stirn eine Macht gegeben ist, ganz wie sie

und wurde schon am anderen Morgen um 6 Uhr nach Wittenberg weitergeleitet. Ohne Zweifel hat wohl Luthers Mitarbeiter Justus Jonas, der damals Pfarrer an der Marienkirche in Halle war, die Anfertigung der Totenmaske und der Hände (Abbild. 1) veranlaßt. Dafür spricht auch, daß das Werk im Besitze der Mariengemeinde verblieb. — (Auch die meine Sammlung zierende Luthermaske (Abbild. 3 u. 4) stammt aus dem Marienstift in Halle und ist einer der wenigen von Rietschel abgenommenen Gipsabdrücke, die Carus erwähnt. R. G.)

Digitized by Google

Abb. 1
Luthers Original-Totenmaske in der überlieferten Art der Aufstellung in der Marienbibliothek zu Halle*

* Mit besonderer Genehmigung des Verlages der Evang. Buchhandlung Ernst Holtermann, Magdeburg, aus: Druckschriften des Vereins für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche. Nr. 3. Luthers Totenmaske. Von P. Brathe, Superintendent in Wansleben

Digitized by Google

Abb. 2

Luther nach dem Stich von L. Cranach vom Jahre 1521 Die Stirn ist zu kurz, Nase und Pallia bedeutend länger als an der Totenmaske. Der Augenwulst ist in der hier angedeuteten Stärke nicht vorhanden

Digitized by Google

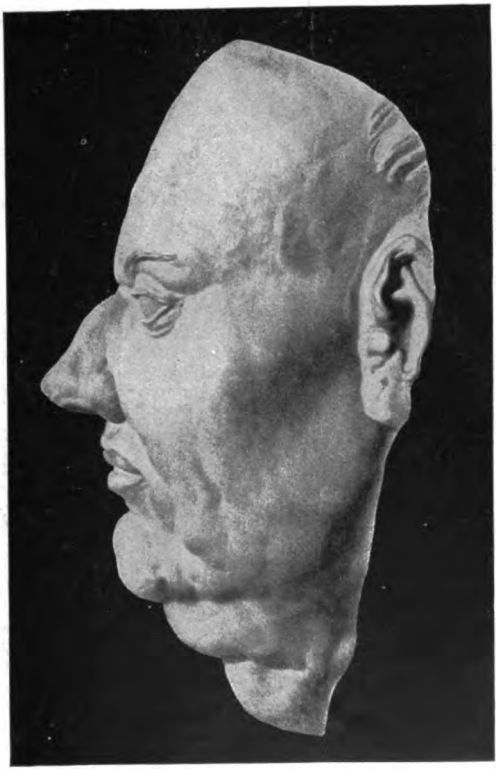


Abb. 3
Gipsabdruck vom Original der Luthermaske
nach der Wiedergabe von C. G. Carus

Digitized by Google

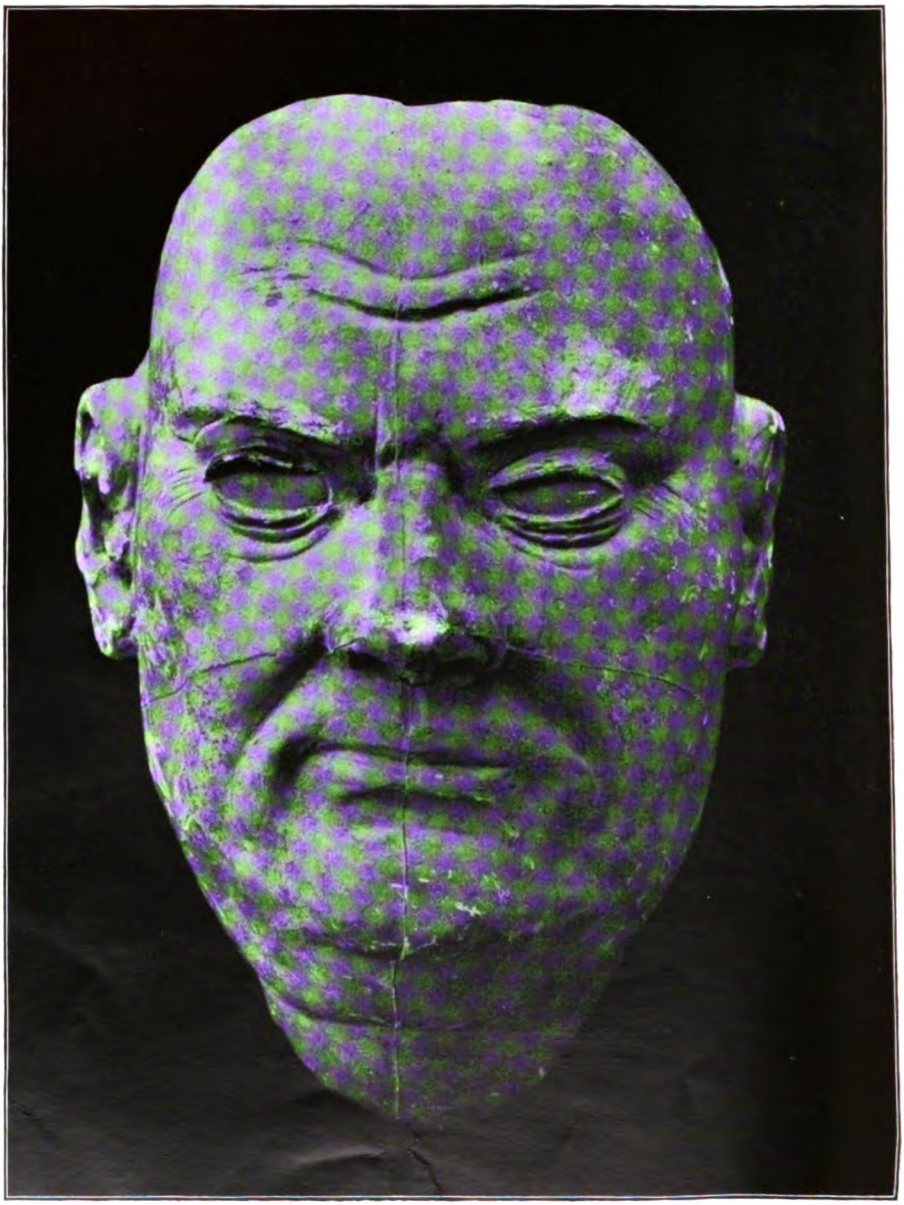


Abb. 4
Gipsabdruck vom Original der Luthermaske aus der Sammlung des Verfassers
(Halbe Größe des Originals)

Digitized by Google

sein mußte für einen Mann, dem die Aufgabe geworden war, in solcher Weise Geistesschranken zu sprengen."

Weit kümmerlicher sind die Angaben in dem bereits erwähnten Atlas der Kranioskopie. Carus erinnert hier lediglich an die „felsenfeste Gestalt dieses Hauptes, die Breite und Macht der Stirn", sowie den Ernst des Ausdrucks, um schließlich zu der charakterologischen Feststellung zu gelangen: „Die Wölbung der Stirn nach dem Ohre hin bezeichnet den Musikfreund." — So zutreffend diese Bemerkung ist, so wenig ist es diejenige über die Stirnbreite des Philosophen Kant, der bedeutend kleiner und schwächlicher war als der Reformator. Schließlich ist doch die relative, niemals die absolute Größe des Hirnschädels neben der Struktur ausschlaggebend. Daher haben vergleichende Größenmessungen und Indexfeststellungen nur bei voller Berücksichtigung der Körpergröße wie der Struktur einigen Wert.

Auch Denifle hat sich, wie Brathe angibt, mit Luthers Physiognomie beschäftigt[1] und kam unter Zugrundelegung des Cranachschen Stiches von 1521 (Abb. 2) zu dem mehr Voreingenommenheit als Sachkenntnis verratenden Urteil, das Bild sei der „Typus eines bitteren, eigensinnigen, leidenschaftlichen, friedlosen Menschen." Weiter tadelt er „die hochmütige, freche Stirn", „den finstern, friede- und freudlosen Blick", „das unehrliche Auge", den „verschlagenen Gesichtsausdruck" und den „sinnlichen Zug".

Preuß dagegen deutet in seinen „Lutherbildnissen" die an dem Cranachschen Stich stark auffallenden, gewaltigen Stirnlappen über den Augen (die auf der Totenmaske übrigens durchaus nicht hervortreten [Abb. 3]) „nach physiognomischem Urteil als Genie, mathematisches Talent oder Entartung."

Bisher sind physiognomische Merkmale der Genialität überhaupt noch nicht festgestellt und Entartungserscheinungen lassen sich weder an den ernstlich in Frage kommenden Bildern noch an der Totenmaske nachweisen. Mathematisches Talent aber ist bei Luther — im Verhältnis zu seinen sonstigen Gaben — tatsächlich nur gering gewesen. In diesem Punkte ist Möbius[2], der es ihm allerdings völlig abspricht, der Wahrheit nähergekommen als Preuß und dessen Gewährsmänner. Übrigens deutet bei Luther nichts auf Entartungserscheinungen hin. Seine Eltern erreichten ein immerhin respektables Alter, stammten zudem aus bäuerlichem Stande, und die Lutherforschung hat Degenarationserscheinungen weder bei den Vorfahren noch bei der direkten Nachkommenschaft feststellen können. Wenn der Reformator, was merkwürdigerweise auch bemängelt wurde, „noch nicht einmal weit über die Sechzig kam",

[1] Denifle: Luther und das Luthertum. 1. Aufl. S. 815.
[2] P. I. Möbius: Über die Anlage zur Mathematik.

Digitized by Google

so sei nur daran erinnert, daß dieser Glaubensstreiter Jahrzehnte hindurch den Erregungen und — wie das bei der Macht- und Skrupellosigkeit seiner Gegner kaum anders sein konnte — Gefahren eines Kampfes ausgesetzt war, bei dem es im vollen Wortsinne um „Tod und Leben" ging. Solche Zeiten gehen auch an einer bäuerlichen Kraftnatur nicht spurlos vorüber. Übrigens sind 62 Lebensjahre immerhin eine beachtenswerte Zeitspanne und man rechnet Familien mit diesem Durchschnittsalter keineswegs zu den kurzlebigen. Auch das Steinleiden Luthers kann nicht als „Entartungserscheinung" bezeichnet werden, da die Entstehung infolge diätischer Verstöße (reichlicher Fleischgenuß, hoher Kieselsäuregehalt des Wassers, zeitweilig starker Gebrauch säuerlicher Weine) bei vorwiegend sitzender Lebensweise und geringer Körperbewegung weit näher liegen dürfte.

Von Gegnern Luthers ist in zahlreichen Schriften und angeblich scharfsinnigen Untersuchungen (Majunke) behauptet worden, der Reformator sei keines natürlichen Todes gestorben, habe vielmehr Selbstmord verübt. Zwar ist von den Lutherforschern Kolde und Kawerau, sowie dem Katholiken R. Paulus diese Fabel einwandfrei widerlegt worden, doch wird sie auch neuerdings immer wieder verbreitet[1]. Weder die kranioskopische noch die physiognomische Untersuchung der Luthermaske und der in Betracht kommenden Bilder vermögen diese Behauptung irgendwie zu stützen. Der friedliche mimische Ausdruck der Totenmaske und jeder einzelne Zug des markanten Gesichtes widersprechen der Annahme eines gewaltsamen Todes ebenso sehr wie die von Augenzeugen geschilderten Nebenumstände in den letzten Stunden des frommen Gottesstreiters.

Die Totenmaske des Reformators zeigt in kraftvollen Konturen ein mehr breites als längliches Antlitz, dem nur die mächtige Stirn den Eindruck der Länge gibt. Von der Haargrenze bis zur unteren Kinnrundung mißt das Gesicht 22,1 cm. Davon entfallen auf die Stirn (Haargrenze bis Nasenansatz) 10,2 cm, auf die Nase (Ansatz bis Basis) 5,1 cm, auf das untere Drittel (Nasenbasis bis Kinnrundung) 6,8 cm. Die linke Gesichtshälfte ist breiter und stärker entwickelt, weist auch weichere Linienführung auf als die rechte. Die Maßunterschiede sind erheblich, sie betragen 16 mm, und zwar von der Nasenwurzel bis zur Grenze des linken Ohres 14,1, während die Entfernung auf der rechten Seite nur 12,5 beträgt. Vom Nasenrücken über die Wangenbögen beträgt die Entfernung links 15,2 cm, rechts nur 13,5 cm. Diese Ungleichheit ist eine bei den meisten

[1] Stimmen aus Maria Laach. 1898. Seite 473 ff. — Augsburger Postzeitung. Liter. Beilage Nr. 255 v. 6. Juni 1913. Pastor bonus. Novemberheft 1913. — Literar. Anzeiger Nr. 12 v. 15. Sept. 1913, Verlag Styria, Graz. — Wie ist Luther gestorben? Eine kritische Untersuchung v. B. Grabinskis, Paderborn. Verlag Jungfermann. — L. Kaweran: Luther und seine Gegner, München 1903.

Digitized by Google

hervorragenden Menschen mit künstlerischer Begabung beobachtete Erscheinung, auf die zuerst Wilhelm Fließ hingewiesen hat. Die rechte, fester und herber geschnittene Gesichtshälfte verleiht dem Gesamtantlitz einen ernsten, fast strengen Ausdruck, der durch die weicheren Formen der linken Hälfte angenehm gemildert wird. Die Verklammerung der elterlichen Formenelemente ist keine vollkommene, es müssen demnach zwischen den Erzeugern innere Gegensätze bestanden haben, die völliges psychisches Ineinanderaufgehen verhinderten. Durch die Feststellung dieser Gegensätzlichkeit, deren sich die Eltern Luthers möglicherweise gar nicht bewußt wurden, soll keineswegs deren eheliches Glück angezweifelt werden. Indessen prägt sich die rein psychologische Tatsache scharf in den Gesichtsformen aus, ohne jedoch bis zur Disharmonie zu gehen. Sie wirkte sich bei Luther viel mehr aus in schnellem Wechsel, ja einer Gegensätzlichkeit der Empfindungen, und verlieh dem Reformator die Fähigkeit schärfster Ausprägung divergierender Gefühle. Ihm, dem von seinen Zeitgenossen das Zeugnis glänzendster Rednergabe ausgestellt wird, müssen nach dieser Gesichtsformation alle Register seelischer Ausdrucksfähigkeit zu Gebote gestanden haben.

Unverkennbar ist übrigens der mütterliche Wesenstypus, der ihm mit starker Empfindungsfähigkeit zu dem vom Vater ererbten cholerisch-melancholischen Temperament jenes ausgleichende gesunde Phlegma brachte, das ihn nach harten, aufreibenden Kämpfen immer wieder zu beschaulicher Ruhe im friedlichen Heim drängte und die Grundlage bot für ein freundlich sonniges Familienleben.

Unstreitig der schönste Teil dieses Kopfes ist die prachtvoll gemeißelte Stirn, auf deren Mitte zwei tiefe Querfalten in sanft geschwungenem Bogen nach rechts und links oben parallel verlaufen, die ebenso wie die beiden kurzen, in der Verlängerung des Nasenrückens von der Nasenwurzel nach oben strebenden Längsfalten von intensiver Denktätigkeit Kunde geben. Die mächtige, in ihrem unteren Teile gegen die Augenbrauen hin sanft, aber keineswegs auffallend vorgewölbte Stirn spricht für starres Beharrungsvermögen, gute Beobachtungsgabe und erhebliches Tatsachengedächtnis, die Stirnkrone für eine weit über den Durchschnitt hinausgehende Neigung zur Kritik, zugleich aber auch für logisches Schlußvermögen. Der obere Stirnrand verrät den witzigen Kopf, poetische Anlage und ideale Neigungen. Die von Carus angedeutete musikalische Begabung wird durch die starken Wölbungen über den äußeren Augenwinkeln voll bestätigt, auch spricht die ganze Formgebung dieses Stirnteiles für Ordnungsliebe und Gewissenhaftigkeit.

Die Augenhöhlen, allem Anschein nach auch die Augen[1], sind groß und

[1] Diese fehlen an der Gipsmaske.

Digitized by Google

nahe zusammenstehend, eine Formation, die willenskräftigen, konzentrierten, zu plastischer Darstellung ihrer Gedanken befähigten, zugleich auch temperamentvollen Rednern eigen ist und eine mehr geistige als reale Auffassung der Dinge kennzeichnet. Das linke Auge steht tiefer als das rechte und beweist die geistige Vielseitigkeit wie sprachliche Gewandtheit seines Trägers. Eine Bestätigung der lebhaften Denktätigkeit bieten auch die weit auseinanderstehenden, auf die Augen gesenkten langen Brauen, zugleich offenen heiteren Sinn dokumentierend.

Die Nase ist im Verhältnis zur Stirnhöhe wie zum unteren Gesichtsdrittel kurz, keineswegs aber klein, da sie stark aus dem Gesicht herausspringt und einen breiten, im oberen Teile scharf geschnittenen Rücken, breite Nasenflügel und große, runde Nasenlöcher aufweist. Der rechte Nasenflügel ist um etwa 3 mm kürzer als der linke und läßt das Septum sehen. Derartige Verhältnisse des Mittelgesichtes finden sich bei eigensinnigen, aber gewissenhaften Persönlichkeiten, die selbst auf Nebensächlichkeiten und kleine Einzelheiten Wert legen und auch die praktischen und materiellen Fragen des Lebens beachten.

Danach war Luther ein für sein eigenes und der Seinigen Wohlergehen besorgter Hausvater, der über die großen fernliegenden Daseinsziele die naheliegenden kleinen Pflichten des Tages nicht außer Acht ließ. Das Vorspringen der kühn geschnittenen Nase mit dem nur im oberen Teile breiten Rücken kündet Unerschrockenheit, Kampfeslust und Mut, der gelegentlich bis zur Rücksichtslosigkeit zu gehen vermag. Die aufwärtsstrebende, stumpfe Spitze dieser Nase spricht für eine gewisse Naivität und kompliziert die vielseitige Individualität ganz erheblich.

Der auch im Alter noch feste Mund mit den derbgeschnittenen Lippen darf klein genannt werden. Die Pallia erscheint — im Gegensatz zu dem Cranachschen Stich (Abb. 2) — ziemlich kurz. Die Lippenfalte ist am rechten Mundwinkel tiefer als am linken, der übrigens ersichtlich zurücktritt und — wie die ganze linke Mundhälfte — etwas tiefer steht als die rechte. Der rechte Mundwinkel erscheint dadurch ein wenig nach oben gezogen, wie man dies bei spottlustigen, witzigen Naturen nicht selten beobachten kann. Unleugbar deuten die vollen Lippen auf dem Cranachschen Stich nach Form und Stellung Genußfreudigkeit und starkes sinnliches Empfinden an. Dafür spricht seine im hohen Mannesalter geschlossene Ehe mit Katharina von Bora. Seine kraftvoll männliche Sinnlichkeit, die sowohl die Lippen wie die großen runden Nasenlöcher künden, drängt den schon 42 jährigen in die Arme des Weibes. Den selbstbewußten, starken Mann mit der erstaunlichen Arbeitskraft, die durch jeden Angriff aufgepeitscht wird zu wuchtigem Gegenhieb, treibt Ruhesehnsucht in den Frieden des eigenen Heims, Lebensfreudigkeit in den Schoß der Familie. Nichts vermag deutlicher sein bäuerliches Naturempfinden zu beweisen,

Digitized by Google

das mächtiger ist als klügelnde, verstandesmäßige Erwägungen. Urplötzlich schreitet er, umtost von wildem Kampfe, zum Altar. Nichtachtend der Gefährdung seines Ansehens, ja seines Werkes durch doppelten Gelübdebruch, freit der Mönch die Nonne.

Aber kann man dem von Kirche und Rechtsgemeinschaft Ausgeschlossenen diesen Ausdruck gesunder Lebensbejahung zum Vorwurf machen, ihn gar, wie Denifle und andere Gegner versuchten, zu einem Manko gestalten? Spricht es nicht vielmehr für den hohen moralischen Charakter des Menschen Luther, daß bei dem 38jährigen (auf dem Cranachschen Stich) die wichtigen Gefühls- und Empfindungsmerkmale noch deutlich in die Augen springen, während die feste, fast herbe Gestaltung der Oberlippe an der Maske stärkste Selbstbeherrschung erweist? Sie kann nach der Verschiedenheit der beiden Beweisstücke zu urteilen nicht ursprünglich im Wesen dieser starken Persönlichkeit gelegen haben, muß vielmehr Produkt einer strengen Selbsterziehung gewesen sein, die ihn hoch über seine schmähenden Widersacher stellt.

Doch was wichtiger ist: Mund und Lippenpartie deuten auf eine sehr erhebliche Anlage zur Melancholie. Mögen Perioden der Schwermut bei der robusten Bauernnatur dieses an Erfolgen so überaus reichen Mannes ihre Schatten auch nicht allzuoft in seine Seele geworfen haben, der gereifte und geläuterte Reformator konnte sich ihrer ebensowenig völlig erwehren, wie der daseinsfrohe junge Student und der einsame asketische Mönch. Was an Luthers Wesen vielen unverständlich erscheint, findet seine letzten Erklärungen in den periodisch wiederkehrenden melancholischen Stimmungen, die seine cholerische Kampfeslust zeitweilig ebenso hemmten wie seine Entschlußfähigkeit. Selbst als Gebannter und Geächteter vermochte er eine gewisse Passivität nicht zu überwinden, sich nicht zum Bruch mit der Kirche zu entschließen, die er nur reformieren, nicht vernichten wollte. Hatte der Choleriker die Initiative ergriffen und in flammenden Schriften die Welt zum Kampfe gegen die Widersacher aufgerufen, so ließen ihn die durch seinen phlegmatischen Einschlag noch vertieften Perioden der Schwermut vor den letzten Konsequenzen zurückschrecken. Mochte daran sein starres Festhalten an der Idee des biblischen Urchristentums immerhin teilhaben, letzten Endes lagen die Hemmungen doch in seiner Individualität. Seine Starrheit brachte zwar dem deutschen Volke die herrliche Bibelübertragung, ließ ihn aber auch die ihm 1529 in Marburg entgegengestreckte Bruderhand Zwinglis zurückstoßen, deren Annahme der Reformation eine breitere Grundlage gegeben, ihr die schweren inneren Kämpfe zwischen Lutheranern und Reformierten erspart hätte.

Das breite massige Kinn beherrscht, ohne daß es besonders scharf hervorspringt, den unteren Teil des Gesichtes, und bestätigt durch seine derbe

Digitized by Google

Formation jene auch aus anderen Gesichtsteilen und Zügen sprechende Energie, die gelegentlich bis zu schroffer Abweisung und rücksichtslosem, leidenschaftlichem Draufgängertum wachsen konnte. Nichts verrät stärker des Deutschen Gottesstreiters bäuerliche Abstammung als dieses unbeugsam trotzige, zähe Kinn und die kühn vorspringende, dennoch breit in ihren Wurzeln haftende Nase. Übrigens wird der nahezu harte Eindruck des Kinns wesentlich gemildert durch das im Alter stark auffallende, aber bereits auf dem Stiche von 1521 (Abb. 2) angedeutete Doppelkinn, das zugleich Genußfreudigkeit und phlegmatischen Temperamentseinschlag bestätigt.

Luthers Ohren waren anscheinend wohlproportioniert. Zwar ist an der Maske das linke Ohr mangelhaft zum Abdruck gekommen, doch zeigt das Cranachsche Bild mit der linken Gesichtshälfte auch dieses Ohr in vollkommen harmonischer Ausbildung. Die längliche, im oberen Teile breite Gestaltung des am Kopfe festanliegenden Gehörorgans sichert die erhebliche Empfänglichkeit für Töne, d. h. die musikalische Begabung, spricht indessen auch für rücksichtslose Wahrheitsliebe bei allerdings nur geringem diplomatischen Geschick.

So künden Maske wie Stich noch heute mit erfreulicher Klarheit die eigenartige Verteilung von Licht und Schatten im Charakter des Reformators und bestätigen wohl im allgemeinen die von unvoreingenommenen Zeitgenossen und objektiven Biographen überlieferten Mitteilungen. Während jedoch die meisten Lebensbeschreibungen Luthers den Ausgangspunkt seiner geistigen Entwicklung in seelischen Tiefen suchen, an die kein anderer Einfluß mehr heranreicht, müssen wir nach dem ewig wahrbleibende Goethewort, daß „ein Talent sich in der Stille bilde und ein Charakter in dem Strom der Welt", doch auch das Milieu mit heranziehen bei dem Versuche, dieser heute noch stark umstrittenen Individualität charakterologisch gerecht zu werden.

Luthers Vater mußte als nachgeborener Sohn das väterliche Erbgut, einen kleinen Bauernhof, dem älteren Bruder überlassen und als Knecht bei diesem oder bei anderen Bauern seinen Unterhalt suchen. Er zog es vor, den wenn auch kümmerlichen, so doch immerhin einträglicheren Beruf eines Bergarbeiters zu ergreifen, der ihm eine gewisse Selbständigkeit und die Möglichkeit zur Verheiratung gab. Daß Hans Luther unter diesen Verhältnissen litt, ergibt sich ebenso aus seinem melancholisch-cholerischen Temperament wie aus der Zeit. Es ging ein revolutionärer Zug durchs Land. Der Geist des Kommunismus hatte seit dem Auftreten des Paukers von Niklashausen (1476) in den Thüringer Landen die Gemüter mit rasender Schnelligkeit ergriffen. Die Notlage der Bauern war durch die gesteigerten Lebensansprüche der Fürsten und zahllosen adligen Standesherren unerträglich geworden. Sowohl die Bergwerksarbeiter wie die-

Digitized by Google

jenigen der Städte, auch viele Handwerker und kleine Handelsleute nahmen an den sporadisch aufflammenden örtlichen Erhebungen tätigen Anteil oder sympathisierten mit den Aufständischen und ihren Propheten. Das Wetterleuchten der nahenden Revolution umflackerte in Nord und Süd ein Land, in dem ein uneiniges, führerloses, verelendetes Volk seinen Fürsten ebenso feindlich gegenüberstand wie den Vertretern der Papstkirche, die jedes Vertrauen verloren hatten. In diese schwüle Atmosphäre hinein wurde Martin Luther geboren. In einem Milieu des dumpfen Grolls und der Opposition verlebte er Kindheits- und erste Knabenjahre. Daß sein Vater ihn mit besonderer Härte erzogen habe, wie ältere Biographen behaupten, ist durch die neuere Forschung längst widerlegt. Hans Luther war wohl ein ernster, derber, vielleicht etwas verbitterter Mensch, anspruchslos, sparsam und bäuerlich praktisch veranlagt, der für seinen Sohn eine höhere Lebensstellung und vorteilhafte Ehe erstrebte. Nicht Priester sollte sein Sproß werden, nicht dem verhaßten Stande sich zuwenden, dessen Ansehen so sehr im Schwinden begriffen war. Der durch mütterlichen Charaktererbteil weiche Knabe litt unter der rauhen, heftigen Art des cholerischen Vaters anfänglich wohl nur infolge seiner Empfindlichkeit. Später, als der harte Eigensinn des väterlichen Charakters auch bei ihm zum Durchbruch kam, mag es zu Szenen gekommen sein, die dem Sohn den Vater innerlich entfremdeten. Jedenfalls war Martin ein guter, lerneifriger Schüler, der erst bei den Lollbrüdern, zu denen ihn der Vater sicher auch nur aus Sparsamkeitsrücksichten gebracht hatte, den Geist der Kirche in einem andern Sinne kennenlernte als in der elterlichen Umgebung. Der Aufenthalt im bürgerlich behaglichen Eisenacher Kaufmannshause brachte neue Keime seiner Wesenheit zur Entfaltung, entfremdete den reifenden Knaben dem Milieu des Mansfelder Arbeiterhauses, ohne doch den inneren Zusammenhang mit den Ausgangspunkten seines Werdens lösen zu können. Ihn verband gleiches Fühlen mit den Bauern und Arbeitern, während die neu reifenden Empfindungen ihn nach den sonnigen Höhen des Lebens drängten. So wurde der kraftvolle Jüngling ein lebensfroher, wohl auch übermütiger Student, der nach der Sitte der Zeit den Genossen in nichts nachstand. Und sicher wäre Luther mit seinen hervorragenden Geistesgaben ein Rechtsgelehrter nach dem Wunsche des Vaters geworden, wenn der melancholische Wesenseinschlag in seiner Sturm- und Drangperiode nicht zeitweilig das in ihm verankerte Phlegma völlig beherrscht hätte. Impulsiv wechselte er in einer solchen Periode plötzlich die eingeschlagene Lebensbahn und wurde Mönch. Mögen äußere Einflüsse, wie der Blitzschlag von Stotternheim mitgewirkt haben bei diesem Entschluß — ausschlaggebend waren sie nicht, denn ängstlich und feige ist Luther nie gewesen. Und als das Erwachen kam aus dem Traum der Schwermut, die seinem Leben neue

Digitized by Google

Richtlinien gegeben hatte, war es zu spät. Die bittere Reue über den in tiefster Depression verwirklichten Entschluß vermochten auch schwerste klösterliche Bußübungen nicht zu ersticken. Wohl aber wurde durch sie jenes strenge Pflichtbewußtsein zum Keimen gebracht, das ihn bis ans Ende auszeichnete. Er suchte Trost in ernster Studienarbeit, und diese im Verein mit seiner tiefen Frömmigkeit ließ ihn Gottes Fügung sehen in jener Wandlung, die doch Ausfluß war seiner ureigensten vielgestaltigen Wesenheit, dem charakteristischen Merkmale der Genialität.

Auch sein Kampf gegen die Papstkirche und die von ihm durchgeführte Reformation ist nicht als Produkt jahrelanger Überlegung aufzufassen, lag nicht in seinem Lebensplan, erklärt sich vielmehr aus seinem Charakter und den Verhältnissen, die in ihm ein geeignetes Werkzeug fanden. Mögen ihm auch oft Zweifel gekommen sein, die ihn in einen inneren Zwiespalt brachten und in Gegensatz zu den Lehren der Kirche, deren Diener er war, an ihnen zu rütteln verhinderten ihn Pflichtgefühl und echte Frömmigkeit. Hatte doch die 1510 unternommene Romreise ihm die Augen geöffnet über „die unheiligste Stadt der Christenheit" und das Leben am päpstlichen Hofe, ohne seine innere Haltung zur Kirche merkbar zu verändern. Erst 1513, als er aus der Abgeschlossenheit des Augustinerklosters heraustrat und als Professor der Wittenberger Universität dem öffentlichen Leben seine Aufmerksamkeit mehr und mehr zuwendete, begann es wie Schuppen von seinen Augen zu fallen. Der Kampf der Unterdrückten hatte inzwischen immer größere Dimensionen angenommen, gefährdete Fürsten wie Adel und drohte die letzten Bande der gelockerten Ordnung zu sprengen. Als Sohn des Volkes fühlte er mit den Bauern und Arbeitern. Aber während innere Zugehörigkeit wie Gerechtigkeitsempfinden ihn auf ihre Seite trieben, hinderten ihn nüchterner Verstand und tiefreligiöser Glaube an die göttliche Weltordnung, mit ihnen gegen weltliche und kirchliche Würdenträger gemeinsame Sache zu machen. Dagegen erregte er durch seine mutige Kritik vom Lehrstuhl herab wie als hinreißender Kanzelredner sehr bald Begeisterung bei seinen Studenten und Pfarrkindern, sowie die Aufmerksamkeit des frommen Kurfürsten und seiner Räte.

Die weltlichen Fürsten und Standesherren, weit entfernt in ihrem eigenen Verhalten die Ursachen der gewaltig um sich greifenden Revolution zu erkennen, schrieben der Kirche, vor allem den Kirchenfürsten und Klöstern, die das Volksvermögen an sich gerissen hatten, die alleinige Schuld an den Zuständen zu, so daß die wirtschaftlichen Streitfragen mehr und mehr mit kirchlichen vermischt wurden. Als nun die Sendboten des Erzbischofs Albrecht von Magdeburg, der 1514 den fürstbischöflichen Kurstuhl von Mainz bestiegen hatte, einen allgemeinen Ablaß verkündeten, war für Friedrich und seinen klugen Rat Spalatin

Digitized by Google

der Augenblick zum Handeln gekommen. Kurfürst Joachim I. (Nestor) von Brandenburg hatte vom Papst Leo X. für seinen Bruder Albrecht das Bistum Magdeburg gekauft und ihm gleichzeitig das Kurbistum Mainz gesichert. Die Kaufsumme sollte durch einen Ablaß in den beteiligten Bistümern und dem Kurfürstentum Brandenburg aufgebracht werden. Daß Tetzel seinen Ablaßhandel bis Jüterbog ausdehnte und viele um ihr Seelenheil bangende Landeskinder über die Grenze strömten, sich für kursächsisches Geld Sündenvergebung zu erkaufen, empfand Friedrich der Weise als Verletzung seiner Interessen. Der impulsive Wittenberger Ordensvikar und Theologieprofessor begegnete daher mit dem Anschlag seiner 95 Thesen durchaus den Wünschen des Kurfürsten, dessen Politik sich gegen den Brandenburger und dessen Bruder auf dem Kurmainzer Bischofsstuhle richtete. Darum sorgten Friedrichs Räte für Verbreitung der Sätze im Lande. Durch das Reich wurden sie dann von den Aufständischen getragen, die in ihnen eine Kriegserklärung an die Papstkirche sahen. Daß Luther, wenn auch in ehrlicher Überzeugung, so doch nicht aus eigener Initiative gehandelt hatte, sich auch der Auswirkungen und Folgen seiner mutigen Tat gar nicht bewußt war, beweist seine Bereitwilligkeit zu Abbitte und Zurückhaltung. Würden die Dominikaner den Pakt gehalten, der Papst und die beiden Hohenzollern-Kurfürsten auf den Ablaß verzichtet haben, dann lag auch für den Sachsenfürsten kein Anlaß zu weiterer Verfolgung der Angelegenheit vor. Friedrich der Weise wollte, wie sein ganzes Verhalten zeigte, gar keinen offenen Kampf gegen Rom, und Luther fügte sich. Aber der Stein war durch die Aufständischen ins Rollen gekommen, die die Wittenberger Forderungen zu den ihrigen machten und zum offenen Kampfe gegen die Kirche schritten. Diese konnte gar nicht schweigen, mußte gegen den von den Aufrührern auf den Schild erhobenen Wittenberger Mönch einschreiten, der damit gegen seinen Willen in den Kampf gedrängt wurde. In dieser Zwangslage wuchs sein Kampfesmut, er ging aus der Verteidigungsstellung zum Angriff vor und rief die Bauern auf gegen die ihnen verhaßte Papstkirche. Auch darin wurde er durch die Politik seines Landesfürsten bestärkt, der den ihn wie den Adel bedrohenden Sturm auf die Kirchenfürsten abzulenken versuchte. Als diese kluge Taktik Friedrichs mißlungen war, da die Aufständischen unterschiedslos gegen weltliche wie kirchliche Instanzen wüteten, mußte Luther sich — seiner Natur nach schweren Herzens — gegen die Bauern wenden und, als sie besiegt waren, gegen die ebenso grausam mordenden Fürsten. So stand Luther, der Recht wollte und ein Reich göttlicher Gnade, zwischen den Parteien. Mittler durch die Macht seines Wortes und die Kraft seiner Persönlichkeit, dennoch ebensowenig großzügiger Führer wie weitausschauender Politiker. Der Choleriker in ihm trieb ihn zur

Digitized by Google

Empörung gegen die Ungerechtigkeit des Papstes und seiner hinterhältigen Bannerträger. Seine durch den melancholischen Wesenszug vertiefte Religiosität sah mit Grausen das Werk der Zerstörung, sein Ordnungssinn und sein Phlegma ließen ihn zum Frieden mahnen und zur Unterwerfung. Wohl war er Revolutionär, sein Fanatismus indessen nicht stark genug, ihn zum Zerstörer werden zu lassen. Ein Reich Jesu erstrebte seine Frömmigkeit, nicht weltliche Machtbetonung, die ihm Orgie des Satans schien. Er wollte nicht die Reformation, doch als sie gekommen war durch die Macht seines Wortes, fand sie in ihm ihren Organisator und Meister. War er im Anfang und bis zu den Tagen von Worms Objekt der Fürstenpolitik, so gab er ihr von da an die Richtlinien. Erst als der Geächtete frei war von allen Fesseln der Rücksichtnahme, als ihm kein Helfer blieb außer Gott, und er den Weg frei vor sich sah, erhob er sich zu titanenhafter Größe, weil er nun seine reichen Geistesgaben frei entfalten, neu aufbauen konnte, was zerstört worden war ohne seinen Willen, ohne seine Schuld, — denn Reformator kann nur sein, wer zugleich Organisator ist.

L. F. Clauss „Rasse und Seele“ [1]

Von Dr. K. Löwith

Der Verfasser nimmt sein Buch im Vorwort mit Recht als ein pädagogisches in Anspruch. Dies ist es nicht nur, weil es alltägliche Anschauungen ohne abstrakte, methodologische Erörterungen, aber doch unter methodischer Führung zum deutlichen Bewußtsein bringt, sondern vor allem deshalb, weil es zu etwas anlernt — nämlich zum differenzierten Sehen bestimmter Ausdruckserscheinungen des menschlichen Lebens. Der Autor versteht es, seine Beobachtungen in leicht faßlicher Weise zu formulieren, ohne die Flüssigkeit der Darstellung durch Oberflächlichkeit zu erkaufen. Mit eigenen Augen Gesehenes kommt temperamentvoll und plastisch zur Sprache und wird unter klaren Gesichtspunkten an Hand eines aufschlußreichen Materials von Abbildungen entwickelt.

Sofern der Leser aber an das Buch den Anspruch stellt, nicht nur unterhalten und zum Sehenlernen angeregt, sondern im Verständnis des Menschen wahrhaft gefördert zu werden, und sich eine Besprechung über die inhaltliche Anzeige hinaus ihrerseits im Sinne einer solchen Forderung zu bewegen hat, kommt es darauf an, die Art und Weise der zugrunde liegenden Betrachtungsweise des Menschen herauszustellen, um so ihre mögliche Anspruchsweite festzustellen. Es fragt sich also: Welcher Art ist dieses „Sehen“, zu dem das Buch den Leser zweifellos anlernt? Daß überhaupt eine ganz spezifische Betrachtungsweise vorliegt, verdeckt sich dem heutigen

[1] Lehmann-Verlag, München 1926. (Preis: Geh. 7 M., geb. 9 M.)

Digitized by Google

Leser dadurch, daß sie die allgemein übliche geworden ist. Man ist in selbstverständlicher Weise darauf vorbereitet, durch Autoren wie: Spengler, Frobenius, Keyserling; Gundolf, Worringer, Scheffler; Kretschmer und nicht zuletzt durch Klages, von dessen bewußt methodischen Arbeiten der Verfasser nicht unberührt sein dürfte. Auf so verschiedene Gebiete sich das thematische Interesse aller dieser Forscher verteilt, so einheitlich ist im Grunde ihre Weise, die menschlichen Ausdruckserscheinungen anzusehen. Sie ist im wesentlichen zu bestimmen als eine jeweils abgewandelte ästhetische Betrachtungsweise, welche im engeren oder weiteren Sinn „Bilder" des Lebens entwirft und diese Lebensbilder auf ihren anschaulichen Stil hin vergleicht; mag dabei der „Stil" Kulturerscheinungen überhaupt, Kunstwerke insbesondere, vorbildliche „Gestalten", den „Körperbau", „Schriftbilder" als Grundlage für „Charakterbilder" oder — wie bei Clauß — das Aussehen der Menschen in Hinsicht auf Rassigkeit betreffen. Nicht zufällig lassen sich daher die so gewonnenen Anschauungen wiederum durch Illustrationen veranschaulichen. Und der Kunsthistoriker vollzieht nur am ausgeprägtesten diesen anschaulichen Ausweis seiner anschaulich gewonnenen Einsichten.

Damit taucht aber bereits — gerade im Hinblick auf das Interesse an Rasseneigentümlichkeit — die Frage auf: ob es überhaupt eine spezifisch „nordische" Möglichkeit ist, den Menschen vorzüglich vom „eidos", vom Aussehen her im Ansehen kennenzulernen, d. h. in einer Verhaltungsweise, die als theoretische oder schauende gerade nicht nach ihrem Gegenstand — „auf nordisch" — „ausgreift", sondern wesentlich im Abstand der Sichtweite verweilt! Wie immer es aber um die rassenmäßige Bedeutung der theoretischen Verhaltungsweise stehen mag, so beweist doch die Tatsache des vorliegenden Buches, daß es allem Anschein nach innerhalb der Möglichkeiten des nordischen und nicht nur des spezifisch schaulustigen mittelländischen Menschen liegt, die „unendliche Aufgabe" einer Menschenkenntnis in abschließender Betrachtung — denn abschließend ist jede „Betrachtung" — in Angriff zu nehmen, die menschliche Welt als einen großen „Schauplatz" anzusehen. Abschließend und insofern fertig ist die Betrachtungsweise von C. ausdrücklich dadurch, daß sie sich als freie Intuition reiner Wesensgestalten auffaßt. Unwandelbar gegebene seelisch-leibliche Grundgestalten werden, der Absicht nach, in „ideierender Abstraktion" (Husserl) oder, charakteristischer gesagt, in „stilisierender" Heraushebung vor Augen geführt. Zu Unrecht wird, in der Einleitung, W. v. Humboldt der Vorwurf gemacht, er habe diese wesenhaften Unterschiede der Menschen — hinsichtlich ihres sprachlichen Ausdrucks — nivelliert durch Normierung an der humanitären Idee einer puren Sprache des Menschengeschlechts überhaupt und sei auf diese Weise aus einem „freien Denker" zu einem „Menschheitspfaffen" geworden. Abgesehen von dieser zum wenigsten geschmacklosen Charakterisierung, der andere zur Seite stehen[1], ist dagegen zu bemerken, daß es der europäischen Sachlichkeit

[1] Derartige Charakterisierungen drücken das Niveau des Buches durchweg, besonders aber in seinem schwächsten Abschnitt, dem über „Nordische Glaubensgestaltung". Die Kritik des üblichen Religionsunterrichtes wäre überzeugender, wenn der Verfasser im Religiösen über eine andere Kategorie als die der „Begabung", „die man hat oder nicht

Digitized by Google

Humboldts nicht entgangen ist, daß nur hinsichtlich des grammatischen Sprachbaus, aber nicht der lebendigen Sprache von Vollkommenheitsgraden die Rede sein könne. Andererseits erweist sich der „zweite Protestantismus" — wie C. die nordische Protestbewegung gegen internationale Nivellierung der Menschenrassen auf den Menschen zu bezeichnen nicht ansteht — durchaus nicht als so undogmatisch und duldsam, wie er sich dem Anschein nach gibt. Denn undogmatisch ist eine Bewegung nicht dadurch, daß sie an Stelle eines „katholisch"-allgemeinen ein rassenmäßig-individuelles Dogma proklamiert, sondern dadurch, daß sie gegen jedes Dogma kritisch ist und skeptisch macht.

Faktisch lockert sich des Verfassers Dogmatik dank der Weite seiner konkreten Verständnismöglichkeiten oder — wie er sie selbst versteht — der Fähigkeit, als echter Schauspieler sich selbst in verschiedenen Rollen zu spielen und sich so in die Ausdrucksgebärden anderer Rassen einzuleben (vgl. die vorzüglich interpretierten Beobachtungen nordischer und mittelländischer Verhaltungsweisen). Grundsätzlich verbleibt aber seine Betrachtungsweise im Dogmatischen schon allein kraft des dogmatischen Charakters jeder — naiven oder gelehrten — „Wesensschau" und entsprechenden Evidenzgewinnung. Als intuitive Wesenserfassung richtet sie sich, in berechtigter Reaktion gegen naturalistische Summierung von Merkmalen, Eigenschaften oder physiognomischen Einzelheiten, zwar auf ein verständliches Ganzes (das „Stilgesetz") bzw. auf den Wesenszusammenhang der Ausdruckserscheinungen, fixiert aber in der unkritischen Normierung an mathematischen Wesenszusammenhängen und -einsichten dieses Ganze als ein fertiges Sinngebilde, und der Mensch erfährt die groteske Bestimmung: ein „seelisches Stilgebilde" zu sein! In ausdrücklicher Übertragung von der Geometrie her werden Wesenszusammenhänge postuliert in bezug auf Wirklichkeiten (menschliche Seele und Leib), wobei vergessen wird, daß diese methodische Möglichkeit der reinen Erkenntnis reiner Gestalten bei „wirklichen" Dreiecken nur deshalb besteht, weil für Dreiecke die Frage nach ihrer außermathematischen „Wirklichkeit" hinfällig wird. Gemäß der supponierten „Wesenserfassung" unterbleibt eine Analyse der fraglichen Grundbegriffe, wobei sich zeigen würde, daß sich das, seiner Idee nach, unanalysierbare „Wesen" in den analysierbaren Begriff der typischen Allgemeinheit, der „Naturformen des Menschenlebens"

hat", verfügte und — protestantischer als Luther — nicht weiß, was er mit den Büchern des Alten Testaments anfangen soll und der wahrhaft naiven Meinung ist, daß Christus „unter nordischen Männern" nicht verraten und um keinen Preis aus Furcht verleugnet worden wäre. Es sei „nicht auszudenken, welcher Schwung des Schauens und Glaubens durch den Norden hätte brausen müssen, wäre Gottes Sohn dort eingezogen in solcher Fahrt"! Eine so schwungvolle Schau ist allerdings nicht auszudenken, es sei denn auf dem Weg einer „Stilisierung" eines wohl oder übel gegebenen fremdrassigen „Glaubensinhaltes", zu dem C. eine neue Form hinzudichtet. Der dialektische Kompromiß im Begriff des Menschen als eines „Gottesfreiherrn", aber „gleichsam im Knechtsgewand", nämlich aus Noblesse, weil ein Gottesfreiherr „seinen Glanz nach innen trägt"(!), ersetzt nicht „tote Geschichte" durch lebendige „Dichtung". Der einzig echte und höchst persönliche Versuch, Christus und Herakles ineinander zu dichten, wurde — aber ohne Rassenbesorgnis — von Hölderlin unternommen.

Digitized by Google

(V. Hehns Goethe), auflöst. (Ansätze zu einer Analyse der Typenbegriffe machten vor allem M. Weber und Dilthey, wozu der Briefwechsel: Dilthey-York v. W. S. 193 verglichen sei.) Was faktisch für Angehörige bestimmter Rassen zumeist typisch ist, wird übersteigert zum freischwebenden Vorhandensein reiner Wesensgestalten. Und mit der Eigenständigkeit dieser seelisch-leiblichen Wesensgestalten bleibt deren Zusammenhang mit dem faktischen Menschen in einem metaphysischen Dunkel. Wie immer, so scheitert auch hier die platonische Idee am Problem der „methexis", d. h. der Teil haber- oder besser Inwohnerschaft des Idealen im Realen.

Wichtiger ist in unserem Zusammenhang, daß von vornherein die verschiedenen Grundweisen, in denen Menschen sich und die Welt erleben und ausdrücken, ästhetisch, im Sinne der Kunstwissenschaft, als verschiedene Erlebnis-Stile ausgedeutet werden. Nur das Sachfeld der Rassenforschung sei ein eigentümliches, ihre Methode diejenige der kunstgeschichtlichen Stilanalyse. Das besagt aber: Die Methode, d. h. die Erfassungsweise des Gegenstands, wird nicht ursprünglich aus der spezifischen Bedeutsamkeit dessen, was sie erfassen soll — des Menschen — geschöpft, sondern der Mensch bedeutet einer solchen Rassenforschung nichts anderes als ein mehr oder minder stilreines lebendiges Kunstwerk, und die Bemühung dieser Forschung geht auf nicht mehr und nicht weniger, als den Menschen dahin zu bringen, daß er — im Wortsinne verstanden — kunstgerecht wird[1]. Entsprechend widerstandslos vollzieht sich der Übergang von der Betrachtung verschiedener Weisen, z. B. des Hochseins gleichhoher Kunstbauten (Pyramide und gotisches Münster) zum Wuchs rassenverschiedener Leibgestalten und weiterhin zu typischen Erlebnisweisen als Lebensstilen. Auch die „Innenansicht" verbleibt im Okularen. Die grundverschiedenen Weisen — z. B. des Sitzens, Gehens, Redens, Lachens, Liebens usw. — werden von vornherein, auf gleichem Niveau, als verschiedene „Stile" angesprochen — zwar nicht als Stile von gemalten Bildern, aber doch als Lebensstile stilisierter Lebensbilder, deren „Schauplatz" entsprechend stilisierte Leibgestalten sind, die ihrerseits dem seelischen Lebensstil einer Rasse mehr oder minder gemäß sind. Und die Eigentlichkeit eines solchen Stiles wird in seiner „Reinheit" gesehen, welche Reinheit — wiederum typisch-ästhetisch! — als „Einheit der Formensprache" im Sinne einer vollkommenen Einstimmigkeit der seelischen Ausdruckszüge unter sich und mit ihren leiblichen Ausdrucksbahnen bestimmt wird. Reinheit besagt nichts anderes als Einheit, und eine „rein-geartete Seele" ist nichts anderes als eine „ein-

[1] Daß es noch andere Möglichkeiten der Einteilung des Menschen gibt — wenn überhaupt eingeteilt werden soll — als eine objektiv-stilistische, zeigen die „drei Stadien" Kierkegaards, der von einem außerästhetischen Gesichtspunkt her drei sinngenetische Stufen (ästhetische, ethische, religiöse) von Erlebnisweisen seiner selbst und der Welt herausstellt. Vielleicht könnte zwar die Rassenforschung zeigen, daß alle drei Stufen, so wie sie Kierkegaard interpretiert, spezifisch „nordische" Züge aufweisen. Es fragt sich aber, was eine solche Einebnung existentieller Unterschiede in einen allgemeinen, einheitlichen Rassenstil bzw. ihre Verteilung auf verschiedene Rassenstile noch besagen kann für ein Verständnis des Menschen, wie er faktisch leibt und lebt.

Digitized by Google

geartete Seele" und der angemessene Ausdruck eines einheitlichen Lebensstiles ist eine reine leibliche Gestalt. Wider Willen bewegt sich der Verfasser mit dieser Leitidee einer vollendeten Einstimmigkeit von Leib und Seele (der Seele mit sich selbst, mit ihrem Leib und zu ihrer Umwelt) innerhalb des klassischen Ideals, und das besagt für unsere Zeit: in romantisch-klassizistischen Ideen. Es ist aber höchst fraglich, ob das faktisch leitende Postulat einer sog. Verleiblichung der Seele gerade für die nordische Seele mehr bedeuten kann als ein Ideal, welches aus dem konstitutiven Mangel an faktischer Einstimmigkeit geboren ist und damit ebenso problematisch bleibt wie die auf Seite 37 zur Sprache kommende rastlose Bewegung des nordischen Menschen nach der Gegenwartsnähe des Südens. Nur für den Südländer dürfte die von C. allgemein beanspruchte Charakterisierung des Leibes als eines „Schau-platzes" der Seele sinnvoll sein; denn nur er trägt faktisch das, was ihn im Innern bewegt, zumeist in der Gebärdensprache seines ganzen Körpers sichtbar „zur Schau", während der Nordländer nicht nur faktisch bis auf sein Gesicht verhüllt ist und auch dieses im allgemeinen nur ohne und wider seinen Willen seine inneren Bewegungen offensichtlich macht. Wie dem nordischen Menschen wenig an einer auf den Leib zugeschnittenen Kleidung liegt, so kommt es ihm auch gar nicht wesentlich darauf an, einen stilreinen Leib zu haben, was schon daraus ersichtlich wird, wie gering bei uns, trotz aller Propaganda, die prozentuale Beteiligung an „Körperkultur" usw. — ist. Die relative Gelassenheit, mit der dieses Mißverhältnis geistiger und körperlicher Ausbildung vom heutigen Nordländer ertragen wird, kann mit dem dogmatischen Hinweis auf die „orientalische" Herkunft des Gegensatzes von „Fleisch und Geist" nicht wegerklärt werden. Und so bleibt der in Analogie zu Dreiecks-Sätzen postulierte Wesenszusammenhang von Erlebnisstil und Leibgestalt wesentlich irreal — wenn auch nicht immer in so krasser Weise wie etwa für Luther —, der, in Unstimmigkeit mit seinem Leib, diesen als einen „alten Madensack" bezeichnete. Die Tatsache aber, daß einer sowohl mit sich selbst wie mit seinem Leib und mit seiner Umwelt in Unstimmigkeit leben kann, beweist nicht mehr und nicht weniger, als daß der Mensch sich prinzipiell jenseits der natürlichen Eindeutigkeit des organischen Lebens befindet und für ihn gerade deshalb die in sich geschlossene Einstimmigkeit natürlicher Geschöpfe in kunstvollen Werken zum bewußten, aber faktisch unnachahmlichen Vorbild wird. Konsequent wird von der vorbildlichen Einheit des Stiles aus dem nur scheinbar voraussetzungslosen Ausgang von einem rassenmäßigen Durchschnittstypus mit methodischer Überlegenheit ein formalisierter Begriff vom „Adeligen" als der höchsten Möglichkeit artlicher Reinheit entgegengehalten. Denn nur von dieser extremen, deutlichsten und daher deutbarsten Möglichkeit aus können sinnvollerweise mehr oder minder un-reine Rassenstile unterschieden werden. Den „Lebensstil einer Rasse" suchen, bedeutet daher so viel wie „das Gesetz ihres Adels" als ihre höchste Möglichkeit in den Blick bringen.

Innerhalb dieser grundsätzlich fixierenden Einebnung der Bedeutsamkeit menschlicher Lebenserscheinungen auf schicksalhaftes Gegebensein stilreiner

Digitized by Google

bzw. -unreiner Rasse erschließt der Verfasser unter verständnisvoller Beschränkung auf die in ihren Ausdrucksweisen wirklich „verstehbaren" Rassen[1] wesentliche Differenzen im Verhältnis des Menschen zu seiner Welt.
Nordland und Südland werden als „seelenkundliche" Begriffe verstanden — als die Landschaften des nördlichen und mittelländischen Meeres, wie es von denen erlebt wird, welche diese Meere befahren und deren angrenzende Länder bewohnen. Denn „Welt" ist keine x-beliebige Oberfläche, sondern dasjenige, worin bestimmte Menschen zu Hause sind, wozu sie sich verhalten, was sie in bestimmter Weise anspricht, ihnen etwas zu sagen hat, kurz: etwas bedeutet. Als für bestimmte Menschen in bestimmter Weise bedeutsame „Landschaft" besagt dieser Begriff daher soviel wie „seelische Umwelt", d. h. etwas seelisch Verständliches bzw. Unverständliches, Vertrautes oder Unvertrautes, Fremdes. Und nur weil „Nord und Süd" phänomenal keine absoluten, z. B. geographischen Bestimmungen ausdrücken, lassen sich sinnvollerweise Menschen durch ihre Länder und Länder durch ihre Inwohner auch sprachlich bezeichnen oder bedeuten. Daher zeigen sich bereits in der Charakterisierung der nördlichen und südlichen Landschaft im wesentlichen alle Grundbegriffe, welche dem Verfasser weiterhin zur Charakterisierung der nordischen und mittelländischen Seele dienen.
Einheitlich und methodisch schärfer als üblich wird hier der Sinn all jener Aussagen zusammengefaßt, mit denen Deutsche von jeher den Grundcharakter des Nordens im Unterschied zu demjenigen des Südens gedeutet haben: Endlosigkeit, Schrankenlosigkeit, Maßlosigkeit der Bewegung im Unterschied zur begrenzten, maßvollen Ruhe; ständig unbefriedigtes Undsoweiter, gegenüber stets erfülltem Verweilen im Augenblick; Sorge um eine ferne Zukunft im Unterschied zum Genuß der nächsten Gegenwart. Diese Unterschiede bekommen dann gleichsam eine perspektivische Struktur in der Analyse der Verhaltungsweisen des nordischen und mittelländischen Menschen zu seiner Mitwelt und Umwelt. Der nordische Grundstil ist ein „Stil des Abstands"; die Welt wird als ein „ob-jectum" im Abstand erfahren und bedeutet kraft dieses Abstands ein Feld menschlichen „Ausgriffs und Zugriffs". Und sogar das bloße Schauen kann sich im Sinne des ruhelosen „immer weiter" vollziehen. Der „Abstand als Feld des Ausgriffs" ist der prägnante Titel dieses Abschnittes. Für den Südländer bedeutet der Abstand ein „Feld des Spieles" sozusagen einen Spielraum. Die Haltung der ostischen Rasse, die als eine wesentlich „gestörte Gestalt" nicht auf derselben Linie der Fragestellung liegt, wird durch die Tendenz

[1] Die Bemerkungen zur „orientalischen Seele" übergehen wir, weil sie dem Verfasser noch unbewährt erscheinen. Aber auch das Wenige, was er zur Begründung z. B. der spezifischen Zudringlichkeit dieser Rasse sagt, stützt sich z. T. auf sehr dürftige Argumente. Zugegeben, daß die Psychoanalyse nicht zufällig jüdischer Provenienz ist, so spricht — ganz abgesehen davon, daß etwa die Graphologie wie jede rücksichtslos zugreifende Analyse, nicht minder zudringlich sein kann, ohne doch deswegen jüdischer Herkunft zu sein — die angeführte Reaktion der „nordischen" Dame auf die Psychoanalyse nicht für ihre nordische oder sonst eine „Rasse", sondern für ihr menschlich-allzumenschliches Empfinden! —

Digitized by Google

auf völlige „Tilgung des Abstands" charakterisiert. Aus den Grundweisen des Erlebens im Abstand wird dann der jeweilige Sinn ganz bestimmter Verhaltungsweisen gedeutet. Vor allem die sog. „Sachlichkeit" im Benehmen des Nordländers, seine sog. Objektivität, Leidenschaftslosigkeit, Anstand (als Einhalten des Abstands), der Sinn seines Redens und Schweigens, seiner Gebärdenarmut, seiner Tracht, seiner Geselligkeit und Einsamkeit und die dementsprechenden typischen Abfallsmöglichkeiten.

In dieser — mit oder ohne Bewußtsein — an Nietzsche geschulten Fähigkeit zu psychologischer Differenzierung der eigentlichen Bedeutung scheinbar identischer Verhaltungen, aus ihrem verschiedenen Motivationssinn, liegt das Hauptverdienst dieser deskriptiven Analysen — aber nicht in der dogmatischen Verteilung dieser Differenzen auf rassenmäßig verallgemeinerte Unterschiede[1]. Faktisch erwächst vielmehr auch das Verständnis von sog. Rasseneigenarten keiner freischwebenden Intuition, sondern der vorurteilslosen Interpretation der Erfahrungen, die einer mit seinen Nächsten, in unterscheidender Vergleichung mit sich selbst, macht — vor jeder Rücksicht auf Rassenzugehörigkeit. Nicht etwa deshalb, weil vorweg die Bedeutung des Wohnens in einer „Bucht" (Wik) oder des „Sparens" von Geld „auf nordisch" oder „auf ostisch" hin angesehen und seinem Sinne nach platonisch erschaut würde, versteht man den jeweiligen Sinn eines Wohnens oder Sparens des einen oder anderen, sondern weil der Mensch — soweit er überhaupt noch in seinen Verhaltungsweisen verständlich ist — aus den variablen Motiven und Tendenzen seiner Verhaltungsweisen verstanden wird, läßt sich nachträglich eine zunächst so erworbene Menschenkenntnis weiterhin rassenmäßig verallgemeinern und im Sinne einer spezifischen Möglichkeit an zugehörige Rassen fixieren. „Junggesellen", denen ihr Heim bloßer Schlupfwinkel und Ausfahrtsstelle ist oder bedeutet, gab es jederzeit und gibt es überall und nicht etwa deshalb, weil sie verstreute Nachkommen von echten „Wikingern" sind. Menschliche Verhaltungsweisen verteilen sich nicht auf platonische Rasseideen, sondern Angehörige bestimmter Rassen haben, als solche, zu bestimmten Verhaltungsweisen spezifische Möglichkeiten. Und gerade wer seinen heimatlichen Horizont im Ausland erweitert hat, erfährt zunächst als das Auffallende, wieviel durchgreifender heute der soziale Unterschied ist als der allgemeine rassenmäßige Hintergrund. Der faktisch wirksame „Lebensstil", d. h. die Lebensweise etwa eines italienischen Gelehrten unterscheidet sich sehr wenig von derjenigen irgendeines anderen euro-

[1] So wird z. B. die „Bucht" (Wik) verstanden, nicht etwa als stabiler Wohnsitz, sondern als Schlupfwinkel und Ausfahrtsstelle der Wikinger, die eigentlich zu Hause (chez soi), gerade auf dem offenen Meere waren. Oder das „Sparen" bedeutet „auf nordisch" Vermehrung der Einkünfte, „auf ostisch" Verringerung der Ausgaben. Oder der genannte Preis einer Ware bedeutet auf nordisch: fester Preis, auf mittelländisch aber: erster Vorschlag für weitere Verhandlungen. Die Geselligkeit bedeutet dem Südländer etwas anderes als dem Nordländer, weil beide in verschiedener Weise „für sich" sein können. Die Höflichkeit im Umgang ist im Süden nicht im nordischen Sinne ernst zu nehmen, gerade deswegen aber auch nicht un-ernst.

Digitized by Google

päischen Gelehrten, und die möglichen Verhaltungsweisen einer italienischen Vermieterin werden sich nicht wesentlich unterscheiden von denjenigen einer deutschen. Was alles nicht hindert, daß „auf dem Grunde ihrer Seele" zwar nicht so sehr „die" Italiener und „die" Deutschen — qua Rassen —, sehr wohl aber dieser bestimmte und jener bestimmte Mensch substantiell verschieden sind und sich daher „im Grunde" nicht verstehen können. Dieses „im Grunde" hat aber für die menschliche Existenz in Rücksicht auf ihre seelisch-leibliche Verfassung nicht die Bedeutung einer gleichsam blinden, rassenmäßigen Bodenständigkeit. Als Mensch ist der Mensch nicht zoologisch mehr oder minder reinrassig, sondern von Grund aus eine mehr oder minder mit sich einige, ins Reine kommende und um „Reinheit" bemühte Existenz und erst weiterhin mehr oder minder rein-rassig. Die Angehörigkeit zu einer Rasse ist nicht das faktische Fundament der alltäglich wirksamen Lebensweise des Menschen, sondern ein wirksamer Moment in ihr. Denn die — landschaftliche, seelische und leibliche — Bodenständigkeit des Menschen, insbesondere des heutigen, ist nicht — wie C. mit Spengler voraussetzt — von gleicher Art wie diejenige von natürlichen Geschöpfen der Natur — was zumal seit Nietzsches Analyse des europäischen Bodens, die überzeugender ist als seine Ideen zur Rassenverbesserung, klar geworden sein könnte. Denn darüber darf die idealisierende Konstruktion von allgemeinen Erlebensstilen nicht hinwegtäuschen: daß die Möglichkeit der schauspielerischen Einfühlung mehr besagt, als sie zu sagen scheint, nämlich dies: daß man im Umkreis derjenigen Möglichkeiten versteht, die man selbst — in einer nicht absehbaren Weise — hat. Und weil der Mensch seinem Wesen nach keine gestalthafte Substanz oder gar ein „Stilgebilde" ist, sondern substantiell begrenzte Möglichkeiten hat, welche „das" Leben einem jeden offenbart, aber nicht im Sinne jener Möglichkeiten, die man einmal für immer mitbekommen und vielleicht ausdrücklich ergriffen hat, ist es überhaupt sinnvoll und aufschlußreich, Möglichkeiten — z. B. des „Genusses" der „Gegenwart", im Unterschied zur gewohnten „Sorge" um die „Zukunft" — an andersartig lebenden Mitmenschen aufgezeigt zu bekommen — aber nicht zwecks theoretischer Konstatierung ihres Anders-seins und Versteifung auf ein eigenes So-und-nicht-anders-sein, sondern behufs einer Erweiterung der eigenen faktischen Lebensmöglichkeiten, für deren Bindung und Verengung das „unwandelbare" So-und-nicht-anders-sein — das „Stilgesetz" — schon immer von selbst sorgt. Und es ändert wenig, ob man sich in Unveränderliches fatalistisch ergibt oder — wie C. fordert — ausdrücklich Ja! dazu sagt, wenn sich dieses Ja-sagen nicht selbst, in eins mit dem, wozu da eigentlich Ja gesagt wird, in seiner existenziellen Bedeutung versteht. Ein solches existenzielles Aufsichnehmen dessen, was einer mit der Geburt ein für allemal mitbekommen hat, vollzieht sich ursprünglich diesseits der Reflexion auf das objektivierte Phänomen der Rasse und bleibt sich auch selbst nicht unverständlich. Als ein schlechthin gegebenes Faktum bleibt das rassenmäßige Geschick dagegen, wie jedes bloße Faktum, notwendig etwas Unverständliches. Und sofern es als ein Unverständliches verstanden wird, geschieht dies gerade dadurch, daß die Rasse nicht als eine eigenständige Wesensgestalt, sondern

Digitized by Google

als Schranke des Willens zum Anders- und Nicht-so-sein, als Grenze der eigenen Möglichkeiten, erfahren wird. Eine thematische Bekümmerung um das eigene rassenmäßige Geschick ist, wie jede Bemühung um etwas, das sich prinzipiell nur von selbst macht, notwendig ohne Verständnis für die möglichen Aufgaben des Menschen, ganz abgesehen davon, daß die stilisierende Erschauung reiner Rasseideen das Problem einer faktischen Rassenvermischung, das seinerseits wiederum die Sorge um Rassenreinheit motiviert, allererst als ein „Problem" erzeugt.
Es könnte dem vorliegenden Buch kein komischeres Schicksal — so, wie es eben Bücher haben können — widerfahren, als wenn es bei seinem Leser die Besorgnis um Rassenreinheit bewirkte. Wollte sich einer nun etwa „auf nordisch" oder sonstwie im Sinne seiner Rasse faktisch stilisieren, so wäre er wie jener Mensch, von dem Goethe berichtet, daß er ein Wort „auf geographisch" wissen wollte — weil er nämlich gar nicht wußte, was „geographisch" eigentlich besagen soll. K. Löwith.

Das Problem der Altersschätzung in statistischer Hinsicht

Von praktischem Psychologen Dozent Dr. R. W. Schulte, Berlin,
Leiter der Psychotechnischen Hauptprüfstelle für Sport und Berufskunde

Mit 1 Abbildung

Die Beurteilung des menschlichen Alters nach dem äußeren Aussehen ist eine täglich und bei allen möglichen Situationen des Daseins wiederkehrendes Problem. Die Richtung des Interesses geht hierbei sowohl nach der physiologischen wie der psychologischen Seite hin. Physiologisch spielen die Beurteilung des Habitus, der Konstitution, der Haltung, der Hautbeschaffenheit, der Muskel- und Fettpolsterbildung, das Auftreten von Runzeln und eingefallenen Stellen, ferner Haarfarbe und Haarbeschaffenheit, Lebhaftigkeit und Frische des Blickes, Beschaffenheit der Zähne und der Schleimhäute, soweit sie äußerlich sichtbar sind, weiter physiognomische und mimische Symptome, endlich motorische Erscheinungen wie Momentanmimik, Gesten, Gang, Bewegungen, daneben die Sprache in bezug auf ihre Eigentümlichkeiten eine Rolle. Diese physiologischen Gesichtspunkte der Altersschätzung sind hier und da von medizinischer Seite behandelt worden, um tunlichst die typischen Merkmale der verschiedenen Altersstufen des Menschen festzulegen. Es zeigen sich jedoch hier immer wieder Verschiebungen und Fehlschätzungen, besonders wenn Berufseigentümlichkeiten, Einflüsse vernünftiger oder ausschweifender Lebensweise, durchgemachter Krankheiten und ähnlicher Entwicklungsstörungen hinzutreten, wenn regelmäßig Leibesübungen getrieben werden usf.
Vielleicht noch schwieriger ist die Beurteilung des Alters aus den vor-

Digitized by Google

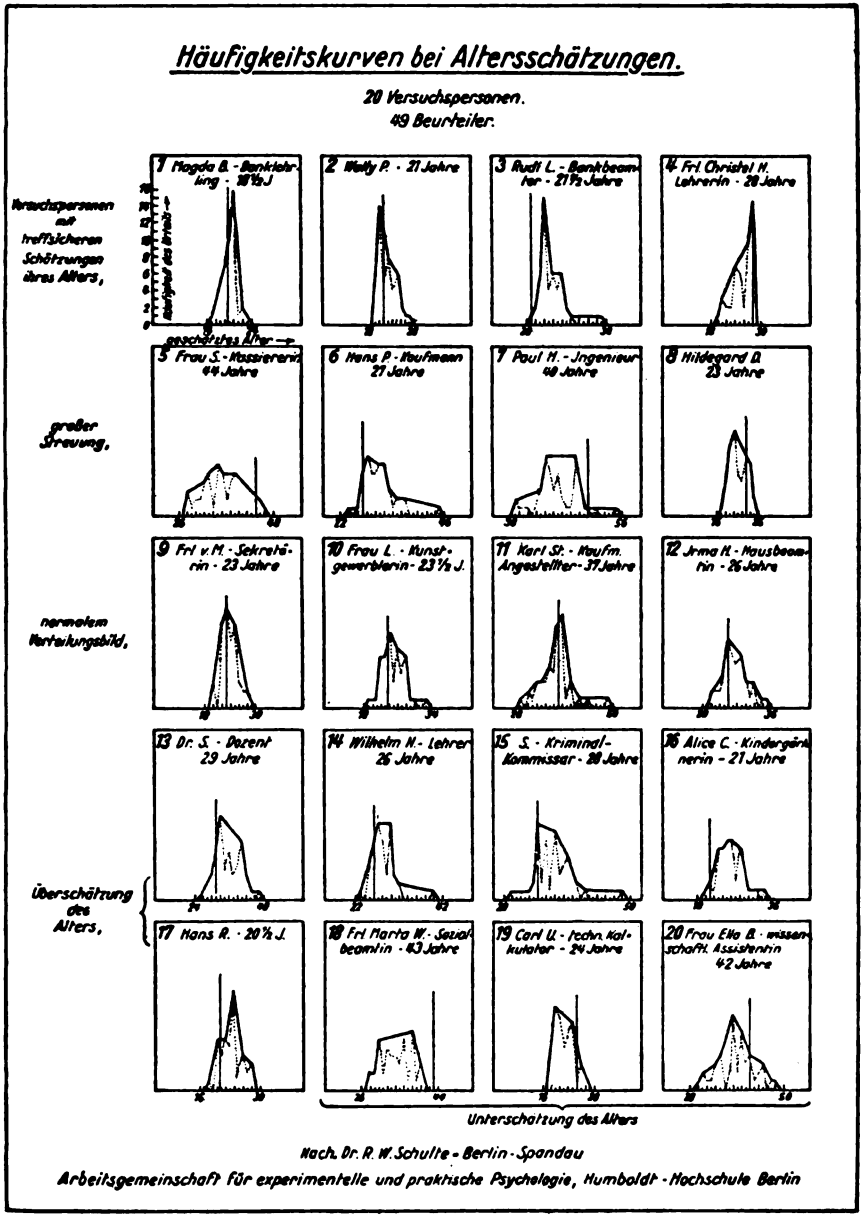


Abb. 1

Digitized by Google

wiegend psychologischen Ausdruckserscheinungen, die sich in der menschlichen Gestalt offenbaren. Da sich jedoch diese Ausdruckserscheinungen von den rein physiologischen kaum trennen lassen, wird man den Gesamtkomplex der äußeren Erscheinung berücksichtigen und ihn in seine Teilgebiete nach den Eigentümlichkeiten des menschlichen Körpers analysieren.

Ein besonders charakteristisches und wertvolles Mittel zur Forschung der Schätzung des Alters des Menschen erblicken wir in der systematisch durchgeführten Statistik. Wir geben in der Abb. 1 ein Beispiel für die Ergebnisse einer Massenbeurteilung bei Altersschätzungen von insgesamt 20 Versuchspersonen durch 49 Beurteiler. Wir gingen dabei so vor, daß wir nacheinander die einzelnen Versuchspersonen etwa 5 Minuten lang dem in einem Hörsaal sitzenden Publikum vorführten und jedesmal das Alter dieser Versuchsperson von dem beurteilenden Publikum in getrennt geführten Protokollen schätzen ließen. Die Schätzungen versuchten entweder das Alter bis auf ein Jahr genau zu erfassen, etwa: „Die Versuchsperson ist 32 Jahre alt", oder aber sie gaben eine breiter differenzierende Schätzung etwa in der Art: „Versuchsperson 26 bis 28 Jahre alt."

Die Ergebnisse wurden statistisch verarbeitet und in die graphische Darstellung unserer Abbildung gebracht. Auf der X-Achse des Koordinatensystems wurde das geschätzte Alter der Versuchsperson aufgetragen, während die Ordinatenachse die Häufigkeit des Urteils bei den 49 Beurteilern angab. So ergeben sich Polygone, die der Verteilung der Altersschätzung entsprechen.

Es finden sich hier eine Anzahl sehr instruktiver Typen. Vor allem einmal ist die Form der Kurve maßgebend. Wir unterscheiden den sehr spitz und steil nach oben aufragenden Typ der ersten 4 Versuchspersonen von dem durch breitere Streuung („Variationsbreite") charakterisierten Typ der zweiten Reihe der Versuchspersonen, bei denen also die Schätzung sehr große absolute Unterschiede aufweist. Es handelt sich bei den ersteren Typen um Versuchspersonen, deren Alter genauer abzuschätzen ist, und ferner um Versuchspersonen, bei denen diese Schätzung sehr schwer fällt. Auch die Symmetrie der Kurvenform ist interessant. Versuchsperson 9 z. B. zeigt eine sehr symmetrische Verteilungsform, während die Kurve etwa von Versuchsperson 6 oder 14 stark unsymmetrisch verzerrt ist. Weiter erkennen wir aus den drei letzten Reihen der Versuchspersonen die durch ein normales Schätzen, dann die durch Überschätzung und endlich die durch Unterschätzung des Alters gekennzeichneten Verlaufsformen. Bei den Versuchspersonen 13 bis 15 ist es psychologisch interessant, daß die Erwartung der Beurteiler das Alter der Versuchsperson auf Grund der Kenntnis ihrer beruflichen Leistung stark

Digitized by Google

nach oben gedrückt hat. In dieser Weise bietet fast jede der einzelnen Verlaufsformen eine Fülle interessanter Beobachtungen und Anregungen zur Selbst- und Fremdkenntnis menschlicher Ausdrucksmerkmale. Von besonderer Bedeutung schließlich ist die positiv oder negativ gerichtete Differenz („der mittlere Fehler") zwischen tatsächlichem Alter und durchschnittlichem Schätzungsalter („arithmetisches Mittel, Dichtigkeits-, Zentralwert" usf.).

Wir möchten die in vorstehendem kurz geschilderte Methode für weitere Untersuchungen auf anthropologischem Gebiete empfehlen. Dazu würde vielleicht eine zweite Versuchsreihe in Frage kommen, nach vorgelegten guten und nicht retuschierten Photographien oder nach Filmaufnahmen nicht geschminkter Personen das Alter der betreffenden Menschen beurteilen zu lassen.

Sicherlich kann die Häufigkeitskurve der individuellen Altersschätzung für die Beurteilung der persönlichen Merkmale eines Menschen etwa im Beruf, bei der Eheberatung usf. einmal eine Rolle spielen.

Zur Neuwertung Nietzsches

Von Dr. Ludwig von Bertalanffy, Wien

Es ist ein großes Paradoxon, das dennoch gewagt werden darf: daß der Philosoph Nietzsche erst heute ganz allmählich entdeckt wird. Man hat sich daran gewöhnt, ihn durch den symbolistischen Weihrauchdampf zu sehen, in welchen ihn seine Epigonen gehüllt haben. Sein Werk würde jedoch vergeblich geblieben sein, wenn sich nicht allmählich eine Neuwertung herausbildete, die ihn mit nüchternerem, klarerem und darum liebevollerem Auge ansieht. Nicht der Schwärmer und Ästhet Nietzsche tritt in den Gesichtspunkt, sondern der Philosoph und Kritiker, der höchst reale, aktuelle und wichtige Zeitstimmungen und Probleme angreift. Daß wir von den Fesseln einer dogmatischen Religion und eines weltflüchtigen Sittengesetzes frei geworden sind, in welche uns die moderne Mystik noch nicht wieder einfangen konnte, ist nicht zum geringsten Nietzsches Werk, obwohl es, wie alle wahrhaft großen und befreienden geistigen Taten, anonym geworden ist. Das aber wurde nicht erreicht durch einen weltfremden, schwärmerischen, rauschhaften Ästhetizismus, sondern durch eine höchst klare und energische Denkarbeit.

Ein bedeutungsvolles Symptom dieser Umwertung Nietzsches ist die neueste Darstellung seiner Lehre durch August Vetter[1]. Vetter hat sich in seiner „Kritik des Gefühls" als ein kongenialer Nachfahr Nietzsches erwiesen, und dessen Lehre wirkungsvoll auszubauen und zu systemisieren versucht; er war einer der ersten, welche den Mut hatten, der Spenglerschen Untergangsprophezeihung energisch entgegenzutreten. Auf diese Weise ist Vetter berufen, uns die

[1] A. Vetter: Nietzsche. Die Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen (herausgegeben von G. Kafka), Bd. 37 —. E. Reinhardt, München 1926.

Digitized by Google

starke, männliche Gedankenleistung Nietzsches zu zeichnen, gegenüber dem verfließenden, romantischen Bilde unseres Philosophen, wie dieses bis nun meist gemalt wurde. Vor allem versteht Vetter es vorzüglich, die äußere Abfolge der Werke und des Schicksals Nietzsches als eine von immanenter Logik beherrschte Gedankenentwicklung, als einen dialektischen Prozeß darzustellen. Einerseits werden die Phasen der Philosophie Nietzsches, die „kein ruhendes System, sondern ein lebendiger Prozeß" ist: die metaphysische Frühzeit der „Geburt der Tragödie", die mittlere Zeit des wissenschaftlichen Kritizismus der Werte, wie er vor allem in „Menschliches, Allzumenschliches" seinen Ausdruck fand, und endlich die Spätzeit seit dem Zarathustra und deren freilich zu überspannten Formulierungen führende Einigung dialektisch dargestellt. Dabei rückt die abgeklärte, moralkritische mittlere Zeit in den Vordergrund, als die größten Zukunftsmöglichkeiten in sich tragend. — Andererseits wird Nietzsche in den großen Entwicklungsstrom der modernen Philosophie eingereiht: die Entwicklung seit Kant bewegt sich einerseits über Fichte und Schelling zur extremen Vernunftdialektik Hegels, andererseits über Schopenhauer zur extremen Willensdialektik Nietzsches. Wir versuchen im Anschluß an Vetter einige jener Notizen darzustellen, welche Nietzsches Lehre zu einer Triebkraft der modernen Philosophie machen.

„Den dionysischen Untergrund der griechischen Kultur und Kunst aufzuzeigen, deren Charakter vor ihm — besonders durch Winckelmann und Goethe — einseitig und einheitlich als apollinisch gewertet worden war", ist nach Vetter das Ziel der Geburt der Tragödie. Nietzsche selbst sagt: „Ich bemühte mich im Grunde um nichts als um zu erraten, warum gerade der griechische Apollinismus aus einem dionysischen Untergrund herauswachsen mußte, der dyonisische Grieche nötig hatte, apollinisch zu werden: d. h. seinen Willen zum Ungeheueren, Vielfachen, Ungewissen, Entsetzlichen zu brechen an einem Willen zum Maß, zur Einfachheit, zur Einordnung in Regel und Begriff. Das Maßlose, Wüste, Asiatische liegt auf seinem Grunde: die Tapferkeit des Griechen besteht in seinem Kampfe mit seinem Asiatismus; die Schönheit ist ihm nicht geschenkt, so wenig als die Logik, als die Natürlichkeit der Sitte — sie erobert, gewollt, erkämpft —, sie ist sein Sieg."

Wie Hölderlin glaubt Nietzsche an die Wiedergeburt des dyonisischen aus dem germanischen Geiste, die jener von seiner Hymnendichtung ebenso erhofft, wie Nietzsche vom Wagnerschen Musikdrama. Beiden rückt die spätere Zeit des Griechentums und die Moderne, das „Sokratische" Nietzsches, die „abendländische Nüchternheit" Hölderlins, in ein bedenkliches Zwielicht. Gegenüber der sokratischen Geisteshaltung teilt Nietzsche mit Hölderlin die Vorliebe für die vorsokratische Philosophie, die ihnen das eigentliche Wesen des Griechentums auszudrücken scheint; vor allem die Vorliebe für Heraklit, der die Wirklichkeit in das ewige *παντα ρέι* auflöste. Ihrer beider Philosophie ist Heraklitismus, Philosophie des Werdens, und damit Vorläufer der neuen Lebensphilosophie (wobei bezeichnenderweise der heraklitische Begriff des Logos bei beiden zurücktritt).

In dieser Erwartung der Wiederkehr des antik-weltsinnlichen Menschen ist freilich das Ressentiment bei Nietzsche nicht zu verkennen, das er selbst so

Digitized by Google

sehr verurteilt hat. Sein ganzes Leben ist er ein hingebender und haltbedürftiger Charakter geblieben; man braucht nur an die Freundschaft mit Wagner, mit Paul Rée zu denken. Als Widerspruch gegen all diese weiblichen Elemente ist das gewaltmenschliche Ideal Nietzsches zu verstehen, das aber eben deshalb, weil persönlich bedingt, gerade nicht das Ewige in Nietzsches Werk ist. Vetter sagt treffend: „Der Fürsprecher der Sinnlichkeit, der Immoralist des Wortes blieb in der Tat ein fast asketischer Heiliger und Moralist ... Er unterstreicht mit der schmerzlichen Lust eines Selbstpeinigers alle die Züge des Herrenmenschen, die ihm selber nicht nur wesensfremd und unerreichbar sind, sondern die sein innerstes Ideal auch in eine grobe Urzuständlichkeit verzerren, so daß Mißverständnisse geradezu heraufbeschworen werden." Gerade weil er „in seinen Instinkten ein vollkommener Christ war, für den das gemeinschaftliche Empfinden, die selbstlose Einfühlung eine natürliche Neigung bildete", weil er ein durchaus christliches, pflichtbewußtes und entsagendes Leben führte, mußte er theoretisch das Christentum, das seine innere Hemmung war, um so wütender verdammen. „In Gegensatz zu dem extremen sinnlichen Ausgangspunkt Wagners läßt sich der Nietzsches als extrem sittlich bezeichnen"; und aus dem Ressentiment beider auf die natürliche Anlage geht die Asketik Wagners und das Cesare-Borgia-Ideal Nietzsches hervor. So wird für ihn der entsagende Erlöser zum eigentlich erlösungsbedürftigen Menschen.

Die Erkenntnis dieses bei Nietzsche wirksamen Ressentiments ist aber unbedingt notwendig, wenn wir den Ethiker Nietzsche recht erkennen, das Ewige vom Persönlichen in seinem Werke richtig scheiden wollen. Wir sehen nunmehr ein, wie die populärsten Lehren Nietzsches vom Übermenschen, von der blonden Bestie, nur Überspitzungen seiner eigentlich wertvollen ethischen Lehren sind, die freilich gerade als prononcierte Formulierungen die weiteste Publikumswirkung erreichen konnten. Das Ziel Nietzsches ist die Ersetzung der weltflüchtigen christlichen Moral, die in der Gegenwart längst wurmstichig geworden ist und sich im wirklichen Leben fortwährend selbst widerlegt, durch eine moderne Moral der Weltbejahung. Dieser Glaube an den schöpferischen Menschen darf uns trotz aller weltflüchtigen Asketik, die heute namentlich von Rußland zu uns eindringt, nicht wieder verloren gehen.

Wie wird nun diese neue Ethik im einzelnen durchgeführt? Es ist klar, daß gegenüber dem eleatischen Idealismus eines ewigen Sittengestzes, wie bei Kant, für den Heraklitismus einer Lebensphilosophie die Werte in ewigem Flusse begriffen sein müssen. Vetter bemerkt richtig, daß, ebenso wie Hegel die Begriffe zu einer dialektischen Bewegung heraklitisch auflöste, Nietzsche dasselbe hinsichtlich der Werte leistete. Das Wesentliche seiner Ethik ist, daß das Willensziel vom Wollen immanent aufgefaßt wird. Auf diese Weise ist Nietzsche ebenso wie Kant Vertreter einer autonomen Moral, die den Wert um seiner selbst willen verwirklicht, im Gegensatz zu der heteronomen christlichen Moral, nach welcher das Gute um der himmlischen Belohnung willen getan wird. In der Erkenntnis der Autonomie des Willens geht Nietzsche bedeutungsvoll über Kant hinaus. Kant hat seine Aufgabe, wie Vetter treffend sagt. nur halb gelöst. Während der Verstand die sinnlichen Empfindungen

Digitized by Google

synthetisiert, erhält der Wille nicht die positive Aufgabe, analog die sinnlichen Triebe zu einer höheren Einheit zu vereinigen, sondern umgekehrt, die Sinnlichkeit ganz und gar auszuschalten. Daher der Widerstreit von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, das schon von Schiller kritisierte Paradoxon, daß nur das aus Pflicht, nicht das aus Neigung Erfolgende gut sei, welches der letztere durch sein Ideal der „schönen Seele" lösen wollte; daraus folgt weiter nach altem Rationalistenbrauch die Unterordnung der Ethik unter ein logisches Prinzip, so daß Kant eigens eine „praktische Vernunft" für die Fälle erfunden hat, wo „man sich nicht um die Vernunft zu kümmern braucht: nämlich wenn das Bedürfnis des Herzens, wenn die Moral, wenn die ‚Pflicht' redet". Nietzsche geht über Kant hinaus, indem er das Wollen energisch auf sich selbst stellt, indem als seine Grundlage nicht die Vernunft, sondern das Triebleben erscheint, wodurch dessen christlich-kantische Zerrissenheit in Sinnlichkeit und Sittlichkeit wegfällt. Zugleich wird damit eine metaphysische Begründung der Moral überflüssig.

Das ist also der eigentliche Sinn des Immoralismus Nietzsches, daß er von der christlichen Autonomie des Handelns den übersinnlichen Schein entfernt, wodurch eine Annäherung an die klassische Natürlichkeit erreicht wird. Sein Wesen ist also nicht ein romantisches, die Gegenwart negierendes Übermenschentum, sondern vielmehr die Anerkennung der Notwendigkeiten der Zeit und der Kultur, die freilich nicht als eine aufgedrungene Maxime den Willen beherrschen, sondern in dessen eigentliche, freudig getane „Neigung" aufgenommen werden sollen.

Das zweite Grundprinzip der Nietzscheschen Ethik, neben dem der neuen Sinnlichkeit, ist der kulturschöpferische Imperativ (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist). Kants Sittengesetz ermöglicht nur eine bürgerliche, nicht eine schöpferische Moral. Denn das „Handle so, daß die Maxime deiner Handlung allgemeines Gesetz werden könnte", gilt für die kulturschöpferische Tat gerade nicht, welche streng individuell ist und darum nie „allgemeines Gesetz werden kann". Kants Imperativ — wie Sokrates' Daimonion — mahnt nur ab; sagt nur, was man nicht tun soll („Was du nicht willst, daß man dir tu' ..."). Nietzsche sagt: „Im Grunde sind mir alle jene Moralen zuwider, welche sagen: ‚Tue dies nicht! Entsage! Überwinde dich!' Ich bin dagegen jenen Moralen gut, welche mich antreiben, etwas zu tun und von früh bis abends und nachts davon zu träumen und an gar nichts zu denken als: dies gut zu tun, so gut, als es eben mir allein möglich ist." In dem Wunsche, Kants negative Sittlichkeit durch eine produktive zu überbauen, hatte schon Fichte die letztere, Kunst und Religion über die bloße Moralität gestellt. Dieser Gedanke wird von Nietzsche am energischesten durchgeführt. Zarathustras schönstes Wort: „Trachte ich denn nach Glücke? Ich trachte nach meinem Werke!" braucht nur in die Befehlsform übergeführt zu werden, um den kategorischen Imperativ dieser schöpferischen Moral zu ergeben. Mit diesem einen Worte sind aber auch alle widerlegt, welche Nietzsche ob seiner Bejahung der Sinnlichkeit als einen Apostel des Genusses ansehen wollen, ist Nietzsche selbst widerlegt, wenn er behauptet, daß alles Handeln nur durch die Nützlichkeit regiert sei.

Digitized by Google

In dieser produktiven Moral hat Nietzsche bereits gegen die Untergangsprophezeihung angekämpft. In der Ansage des Unterganges der Musik seit Wagner, in der Erkenntnis des Grundes der Lebensschwäche der modernen Kunst aus physiologischer Impotenz („Haben Sie bemerkt, daß die Wagnerschen Heldinnen keine Kinder bekommen? Sie können's nicht"), in der Erkenntnis der späten Religiosität („Der Buddhismus ist eine Religion für späte Menschen"), in der Erkenntnis des „Nomadentums" des modernen Menschen, in der Erwartung „cäsarischer" Herrenmenschen, in der Auffassung der Geschichte nicht als eines steten Fortschritts, in der Entgegensetzung des Lebens und des historischen Denkens, in der Erkenntnis der Relativität aller Werte und Wahrheiten, ist Nietzsche das eingestandene Vorbild Spenglers. Aber andererseits liegt in der Bejahung des Lebens, und besonders im Gefühl der schöpferischen Kunst, wie auch in dem Satze: Das Ziel der Menschheit liegt nicht an ihrem Ende, sondern in ihren höchsten Exemplaren, bereits eine Überwindung der Untergangsstimmung. Die Hoffnung auf die Genesung des weltmüden „kranken Tieres Mensch" ist ja mit einem Untergangsglauben nicht vereinbar. Und so darf vielleicht gehofft werden, daß auf Spengler ein optimistischer Denker folgen werde, der sich zu ihm ebenso verhält wie Nietzsche zu Schopenhauer; diese Erneuerung wird aber gerade dort anknüpfen müssen, wo Nietzsche eine Lücke gelassen hat: bei der Wissenschaft und beim Gelehrten, denen Nietzsche nicht voll den ihnen zukommenden apollinischen Rang eingeräumt hat, indem er die „antidionysische Vernunft nicht als die reinste Form des Apollinischen erkennen wollte".

Wir haben versucht, an Hand des Vetterschen Buches und einige Gedankengänge desselben weiter ausspinnend, ein klareres Bild der Philosophie Nietzsches zu entwerfen als seine übermenschlichen, ästhetisierenden Epigonen. Als Schöpfer einer neuen, intuitiven Philosophie, als Stammvater der modernen Geschichtsphilosophie, als Schöpfer einer neuen, gegenüber der längst lügenhaft gewordenen christlichen, lebensfreudigen und kulturschöpferischen Moral ist Nietzsche, nach Vetters schönen Worten, „ein Bahnbrecher kommender Gesinnungen", die große Triebkraft in der modernen Kulturentwicklung, wenn diese auch über seine Überspannungen und über die Entgleisungen seiner Nachbeter längst zur Tagesordnung übergegangen ist. Der tragische Irrtum Nietzsches ist, daß er in seiner späteren Zeit Mephistos Wort nicht genügend beherzigte: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft! ..." An dieser Unterschätzung der apollinischen Vernunft und Wissenschaft ist Nietzsche zerbrochen. Hier wird die kommende Philosophie anzuknüpfen haben, um die neue, weltfreudige Moral durchzuführen und den „Untergang des Abendlandes" zu überwinden.

Totenmasken als metaphysisches Problem

Von Paul Cohn

So hätte der Titel des unter der Überschrift „Totenmasken als physiognomisches Problem" in Nr. 5 dieser Zeitschrift erschienenen Artikels eigentlich lauten müssen. Nach demselben tritt durch den Tod im Gesicht eines Men-

Digitized by Google

schen „eine Verdichtung des metaphysischen Gehalts ein, der im Ablauf des Lebens vielleicht niemals seinen adäquaten Ausdruck hat finden können". An der sanften Totenmaske Robespierres wird die „Inkarnation des Tigers", an der Menzels mit dem (durch seine Zahnlosigkeit) eingefallenen Mund ein „zum Tort"! um die Mundwinkel erblickt; als habe also der Tod den innersten Tigerzug bei Robespierre und diesen höhnischen Zug bei Menzel erst konzentriert zum Ausdruck gebracht. Die Totenmaske Hebbels dagegen zeige „die Vollendung, wie sie sonst nur in ganz wenigen seiner lyrischen Gedichte in die Welt getreten ist"; der angefügte Nachsatz ergibt, daß also erst dieser Ausdruck nach dem Tode das glücklichere Dasein Hebbels erweise. Solche Dinge zeigen, auf welche Irrwege die „philosophische" (metaphysische) Betrachtung von Totenmasken führt. Das Gesicht des Toten zeigt, wie in dem Demonstrationsabend der physiognomischen Studiengesellschaft vom März 1925 über „Totenmasken und Lebendmasken" an zahlreichen Objekten nachgewiesen wurde, gegenüber dem lebenden Gesicht den vollkommenen Verlust an Spannung, durch welchen jener friedliche, gleichsam schlafende Ausdruck erklärt wird, den das tote Antlitz darbietet. Dieser Ausdruck ist also ganz mechanisch entstanden und hat mit dem Seelenleben des Menschen überhaupt nichts mehr zu tun. Der Tod nivelliert, aber er individualisiert nicht. Selten nur lassen geringe Reste vitaler Falten höchst fragwürdige Schlüsse zu. Nur ein indirekter Schluß auf die seelischen Korrelate ist, aus der Form, nicht aus dem Ausdruck, auf dem Umwege über die Betrachtung des ganzen Gesichts und Schädelbaus als Zeichen einer körperlichen Gesamtkonstitution möglich. Daß ein solcher nur zu relativ allgemeinen Folgerungen führen kann und daß „die Werke eines Menschen daher ein angemessenerer Zugang zu ihm sind als seine der Wissenschaft überantwortete Maske", ist eine etwas billige Feststellung. Immerhin aber ist diese physiognomische Methode die einzige, um auf wissenschaftlicher Grundlage an Beschauung und Deutung von Totenmasken heranzugehen; und die Vorsicht, die der Verfasser beim Urteil über Totenmasken, mit der zugefügten Mahnung, „sich vor jedem vorschnellen Urteil zu hüten", empfiehlt, ist ganz gewiß mehr gegenüber der „metaphysischen" Betrachtungsart zu empfehlen, welche das Problem verschleiert, statt es zu fixieren. Es ist schon aus diesem Grunde ratsam, auch bei Behandlungen solcher Gegenstände vor allen Dingen deutsch zu sprechen und nicht philosophisch.

Digitized by Google

THEORIE UND PRAXIS DER GERICHTLICHEN SCHRIFTUNTERSUCHUNG

Wir brauchen nicht darauf hinzuweisen, daß die bisherige Handhabung der gerichtlichen Schriftuntersuchung in mehr als einer Hinsicht verbesserungsbedürftig und daß an solcher Verbesserung die Rechtsprechung und folglich die Öffentlichkeit in hohem Grade interessiert ist; denn das dürfte heute in weiten Kreisen bekannt sein. Wenger allgemein bekannt ist dagegen, daß die Schriftvergleichung zum Zweck der Identitätsermittlung eine vielleicht einzigartige Mittelstellung einnimmt zwischen der Phototechnik und der Psychologie. Niemand kann als ein tauglicher Schriftexperte gelten, der nicht über erprobte Fertigkeit in der Ausübung der neuesten phototechnischen Methoden verfügt, aber auch niemand, der nicht aufs genaueste mit allem vertraut ist, was die Psychologie der Handschrift über den Identifizierungswert der zu vergleichenden Merkmale festgestellt hat. Da gerade diese Seite der Sache teils noch völlig verkannt und vernachlässigt, teils ohne genügende Vorbildung behandelt wird, ist ein besonderer Abschnitt für gerichtliche Schriftuntersuchung in der Zeitschrift für Menschenkunde durchaus an seinem Ort. Dieser Teil will in erster Linie bewährten Experten und ernsten Handschriftenforschern Gelegenheit bieten, sowohl neue Ergebnisse als auch besonders lehrreiche Fälle öffentlich vorzulegen. Er wird ferner seine Spalten der sachlichen Aussprache über theoretische wie praktische Fragen des Gebietes öffnen, und er nimmt, wie sich für ein Unternehmen von selbst versteht, das dem Fortschritt der Wissenschaft zu dienen berufen ist, das Recht allseitiger Kritik in Anspruch. Die Mitarbeit hervorragender Fachleute ist gesichert. Und so dürfen wir hoffen, mit dieser Zugabe eine praktische Anwendung der Psychologie zu bieten, die durch ihre eminente Bedeutung für die Rechtsprechung es besonders eindringlich nahelegt, daß die Seelenwissenschaft, weit entfernt, eine gelehrte Liebhaberei zu sein, in Fragen des öffentlichen Lebens mehr und mehr zu Worte zu kommen verdient.

Die Redaktion.

Psychologische Hilfsmittel der Schriftvergleichung

Von Ludwig Klages

Vorbemerkung des Verfassers. Nachstehende Ausführungen sind zuerst teilweise 1904 in den „Graphologischen Monatsheften", vollständig aber 1910 in unsern „Problemen der Graphologie" erschienen. Die „Probleme" sind seit langen Jahren vergriffen, die „Monatshefte" schwer zu erhalten. Schüler des Verfassers haben inzwischen nach den dort entwickelten Grundsätzen gearbeitet und immer wieder zum Ausdruck gebracht, daß sie ihre

Digitized by Google

besten Erfolge der Anwendung seiner Theorie vom Identifizierungswert der Ähnlichkeiten zu danken hatten. Aber die Sache selbst hat nicht die geringste Fortsetzung erfahren. Die Fortschritte, welche die gerichtliche Schriftuntersuchung seither zu verzeichnen hatte, liegen ausschließlich auf dem Gebiete der Phototechnik (eingerechnet die sogenannt dreidimensionale Schriftuntersuchung)[1], während es niemandem gelungen ist, die psychologischen Hilfsmittel zu vermehren. Deshalb scheint es geboten, die in ihrer Kürze grundlegende Abhandlung hier für einen breiteren Leserkreis wieder ans Licht zu ziehen. Sie ist heute genau so neu und „aktuell", wie sie es vor anderthalb Jahrzehnten war.

Für solche Leser, die nicht zu den Fachgenossen gehören, sei jedoch ausdrücklich bemerkt, daß damit die psychologischen Hilfsmittel der Schriftvergleichung entfernt nicht erschöpft sind. Zur Lehre vom Identifizierungswert der Ähnlichkeiten und vom Unterscheidungswert der Verschiedenheiten kommen drei wichtige Gesetze hinzu: das von der Richtung der Aufmerksamkeit, von der unterschiedlichen Beständigkeit der Schriftmerkmale und von den Begleitveränderungen, die mehr oder minder mit jeder willkürlichen Schriftumformung einhergehen. Aber diese Gesetze, welche weitgehend vorbereitet wurden durch Meyers vorzügliche Versuche über Schriftverstellung, finden sich in unserm Werk „Handschrift und Charakter", zwecks Herleitung nämlich der „erworbenen Handschrift".

Die Graphologie hat in den letzten Jahren immer energischer Einspruch erhoben gegen jene nichts weniger als harmlose Tatsachenverkennung, derzufolge man zu Sachverständigen der Schriftvergleichung Kalligraphen, Diplomatiker, Kanzleibeamte, kurz Leute bestellt, denen zwar mehr oder minder zahlreiche Handschriften durch die Finger liefen, die aber von der Psychologie des Schreibens meist nicht einmal die Anfangsgründe verstehen. Es soll keineswegs behauptet werden, daß letztere zu Identitätsuntersuchungen ausreiche oder wohl gar deren einzige Grundlage bilde: da denn an den mannigfachen Aufgaben der Schriftvergleichung die Graphologie nur teilweise ein unmittelbares Interesse hat. Wohl aber ist genaueste Bekanntschaft mit ihren Ergebnissen eine unerläßliche, ja die am wenigsten zu entbehrende Voraussetzung der Urteilskompetenz auf diesem Gebiete. Welche Forderungen sie an den Gutachter stellt und welche Mittel zu ihrer Erfüllung sie ihm schon heute an die Hand gibt, sei hier im Umriß skizziert.

Zunächst versteht sich, daß inkriminierte und authentische Schrift das erzielbare Optimum von Ähnlichkeit inbezug auf die Entstehungsumstände bieten sollten. Es geht nicht an, mit der erweislich verstellten Schrift etwa eines anonymen Briefes Proben zu vergleichen, welche die urheberschaftsverdächtige Person vielleicht vor Jahren schrieb oder im Zustande besonderer Erregung oder auf völlig anderem Papierformat. Wir be-

[1] Hier ist es am meisten noch Delhougnes „Dunkellinie", welche die Knüpfungsstelle mit der Psychologie der Handschrift deutlich erkennen läßt.

Digitized by Google

schränken uns auf die Angabe der einfachsten Bedingungen, wie sie Busse[1] zusammengestellt hat in seiner ausgezeichneten Untersuchung der Rotheschen „Geisterschriften". „Schwierigkeit und Bestimmtheit der Entscheidung über den Schreiber eines urheberschaftsunbekannten Schriftstückes hängen wesentlich ab von der Güte des Vergleichsmaterials. Folgende Momente müssen hierbei beachtet werden. Übereinstimmung der Entstehungszeit ist zunächst erforderlich; die Grenzen der statthaften zeitlichen Differenzen schwanken gemäß Alter und Gesundheitszustand der verdächtigen Person, denn in der Jugend und beim körperlichen Verfall kann eine viel schnellere Handschriftenentwicklung, bzw. Veränderung auftreten als in den mittleren Lebensjahren: Stimmungswechsel ist aber auch hier zu berücksichtigen. Vergleichsmaterial und inkriminiertes Schriftstück müssen ferner mit gleichem Schreibmaterial (Tinte, Blei), auf ähnlichen Papierformaten und in gleichen Schriftsystemen geschrieben sein; anonyme Postkarten z. B. dürfen also nicht mit Schriftproben auf großen Kanzleibogen verglichen werden. Dringend zu wünschen ist endlich noch, daß das Vergleichsmaterial recht umfangreich ist und alle charakteristischen Schriftzeichen des inkriminierten Schriftstückes möglichst oft enthält; auch sollte es einen ähnlichen Grand von Sorgfalt, bzw. Eile zeigen." Man sollte nicht glauben, daß gegen derart selbstverständlich scheinende Voraussetzungen je gesündigt würde, und dennoch geschieht es und geschieht oft nur aus Zufall nicht: indem die betreffenden Gutachter sich jener Erfordernisse überhaupt nicht bewußt sind.

Weiter wird von der Graphologie die Notwendigkeit zweier Vorfragen betont, zu deren Beantwortung nur sie den Schlüssel hat. Ist die Handschrift des inkriminierten Dokumentes, so lautet die eine Frage, aus graphischen Gründen für verstellt zu erachten? Ist ferner, so lautet die andre Frage, auf Grund seiner Handschrift dem Verdächtigten die Gabe der Handschriftenverstellung beizumessen?

Zur Lösung der ersten Aufgabe böte die inkriminierte Handschrift günstigenfalls drei Anhaltspunkte: allgemeine Unsicherheiten, unregelmäßige Spannungskennzeichen und innere Widersprüche. Das Dasein von Unsicherheiten und Spannungsmerkmalen würde die Tatsache der Verstellung wahrscheinlich machen, das Dasein graphischer Widersprüche bewiese, daß die fragliche Handschrift mindestens keine „zwanglose" sei.

In dem Gesagten lägen für eine Theorie der Schriftvergleichung schon manche Keime versteckt, zu deren voller Entfaltung es einer umfassenden Arbeit bedürfte. Wenn allgemeine Duktusunterschiede nicht einmal für entstehungsnormale Schriftstücke Urheberschaftsverschiedenheit gewährleisten können, so vermögen sie das selbstverständlich erst recht nicht bei handschriftlichen Verstellungen. Daß die inkriminierte Handschrift steil, druckreich und eng, die authentische dagegen schräg, dünn und weit ist: diese dem Laien in die Augen fallende Verschiedenheit besagt für den Graphologen fast garnichts. — Die Lehre von den Widersprüchen ferner wird bei Verstellungen zur Theorie

[1] Dr. Erich Bohn und Hans H. Busse: „Geisterschriften und Drohbriefe." Mit 40 Handschriftenfaksimiles und einer Bibliographie. Karl Schüler, München 1902. S. 22.

Digitized by Google

der Rückfälle. Wir erörtern noch die Regeln, nach denen Schreibgewohnheiten mit dem Zwangszustande der Verstellungsabsicht in Konflikt geraten. Hier genüge es zu sagen, daß, gleichwie der Diagnose einer Handschrift ihre Reduktion auf eine Durchschnittsform, so der Schriftenvergleichung vorangehen müsse die Rekonstruktion der „Handschriften" aus den etwa gegebenen Verstellungen. Mit derlei Andeutungen muß es hier genug sein. —
Die zweite obiger Vorfragen legt uns eine andre Reihe von Erwägungen nahe. Die Gabe der Handschriftenverstellung, wie sehr auch durch besondere Übung erschulbar, bleibt ja immer doch Teilausdruck der Verstellungsfähigkeit überhaupt, von deren charakterologischen Voraussetzungen wenigstens einige aus der Handschrift zu entnehmen sind. Wennschon man kaum je Verstellungsabsichten diagnostisch verneinen oder behaupten kann, so doch oft weitgehend die Größe des Verstellungsvermögens. Da jede Täuschung stets diese zwei Seiten hat: Unterdrückung eines Gewohnten und Darstellung eines Fremden, so wird die Gabe der Täuschung entweder zumal auf die Fähigkeit des Sichbemeisterns beruhen und der „Selbstüberwindung" oder mehr auf der positiven der Darstellung und Schauspielerei. Jenem zufolge geht sie vornehmlich mit nachstehenden Eigenschaften einher. Erstlich mit allgemeiner Sicherheit und Gewandtheit, wovon wir die Anwendung machen, daß eine flotte und fließende Handschrift „verstellbarer" ist als eine unsichere, steife oder zögernde. Sodann mit dem Grade der Bewußtheit und Selbstbeherrschung: der mehr willkürliche Duktus ist unter sonst gleichen Umständen verstellbarer als der mehr unwillkürliche. Endlich und vor allem mit der seelischen Labilität. Eine „Selbstüberwindung" kann von der Stärke des Willens, sie kann aber auch von der Schwäche dessen zeugen, was „überwunden" wird. Man hat den Charakter irgendwo als Beschränktheit definiert, jedenfalls ist er eine Schranke, die dem Belieben des Augenblicks das Gesetz angeborener Instinkte oder anerzogener Vorurteile entgegenhält. Wesensunbestimmte Personen und unter ihnen vor allem die sog. charakterlosen, die niemals wirklich „Farbe bekennen", haben es fraglos leichter, in einem gerade vorteilhaften „Schein" zu spielen, als einseitig klar gezeichnete. — Die seelische Labilität kommt zum Ausdruck in allgemeiner Flüssigkeit und Inkonstanz der Bewegungen; daher handschriftlich z. B. in übergroßer Breite des Schwankungsspielraums. Allein schon deswegen würden wir dem Schreiber der bewegten Probe Fig. 1 ein ungleich höheres Maß von Verstellungsgabe zutrauen als dem Urheber der zwar gewandten von Fig. 2, dessen Handschrift aber, nach der Enge ihres Spielraums (und einigen anderen Zügen) zu urteilen, durchaus den einseitig „festgestellten" Charakter zeigt.
Von den positiven Voraussetzungen jedes Täuschertums nennen wir als unentbehrlich Intuition und Erfindungsgabe, die denn freilich fast immer nur innerhalb besonderer Interessensphären zu voller Blüte kommen und daher handschriftlich schwieriger erschlossen werden. Verbindet sich dergestalt in einer labilen Natur mit dem Reichtum an Einfällen wohl gar noch zeichnerisches Talent, so nimmt die Gabe der Handschriftenverstellung bisweilen überraschende Dimensionen an, unerachtet sie nur in spielerischer Weise geübt wird. Ein wahrhaft erstaunliches Beispiel veröffentlicht unter dem Titel:

Digitized by Google

„Ein Handschriftenkünstler", Busse[1]; Fig. 1 gibt die normale Handschrift desselben, Fig. 3 und 4 sind von ihm gelieferte Verstellungen. Aus diesen Erwägungen dürfte hinreichend erhellen, daß der Beweis der Urheberschaftsidentität für verschiedene Fälle auf ganz verschiedenen Graden von Übereinstimmung beruht. Das ist ein Hauptpunkt, wo eine graphologie-

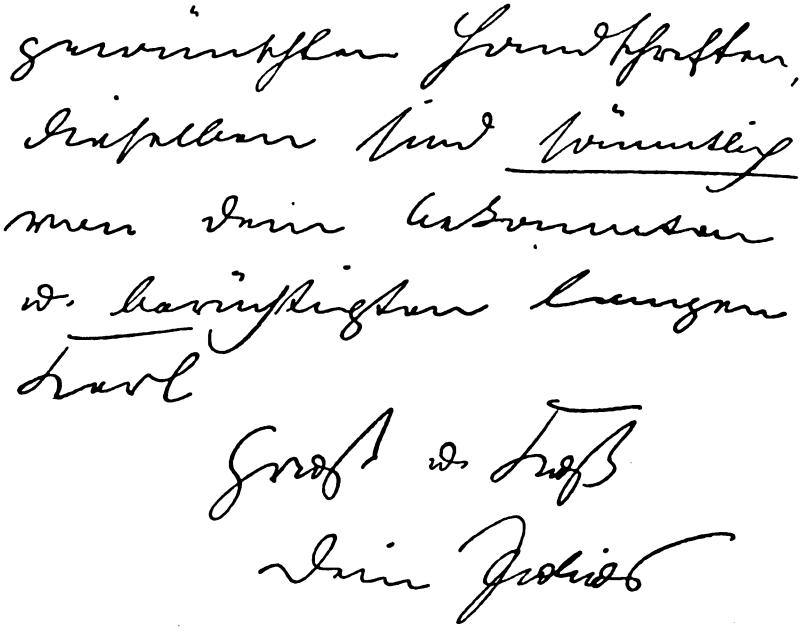


Fig. 1

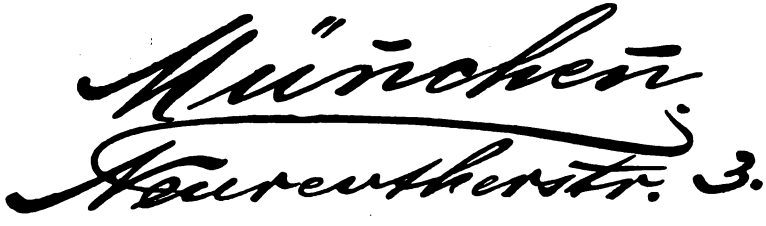


Fig. 2

unkundige Schriftexpertise völlig versagt. Sie versagt jedoch kaum weniger im Mechanismus der Vergleichung selbst.

Man pflegt sich nämlich zum Behufe der Identitätsentscheidung eines so unfaßlich törichten als freilich einladend bequemen Verfahrens zu bedienen: man zählt die Ähnlichkeiten; und wenn sie recht viel zahlreicher sind als

[1] Graphologische Monatshefte. 1901. S. 3—14. 1903. S. 17—31. S. 33—47. S. 49—52.

Digitized by Google

die Verschiedenheiten, so hält man für die fraglichen Schriftstücke Urheberschaftsgleichheit, im umgekehrten Falle aber die Verschiedenheit für ausgemacht. Aber jedermann weiß, daß Erzeugnisse einer und derselben Gattung trotz großen und zahlreichen Verschiedenheiten urheberschaftsidentisch wie aber auch bei wahrhaft verblüffenden Ähnlichkeiten urheberschaftsverschieden sein können. Mit der Identitätsbejahung schlösse man diesen, mit ihrer Ver-

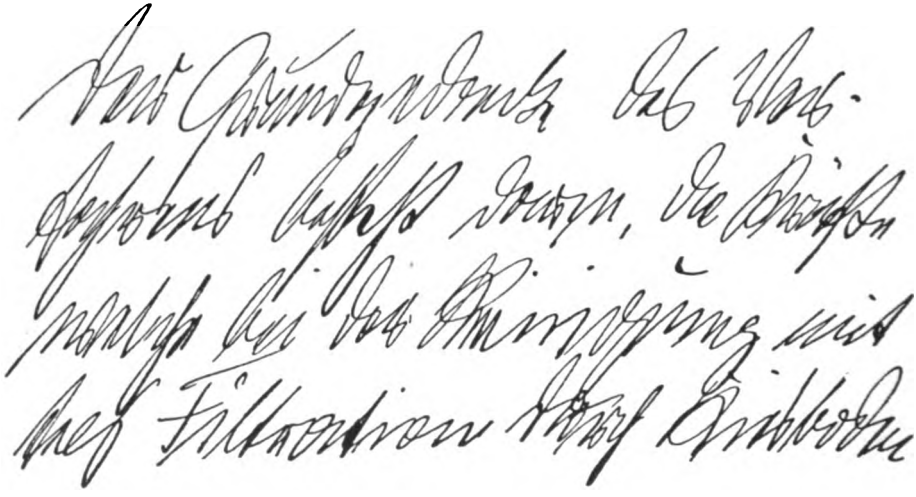


Fig. 3

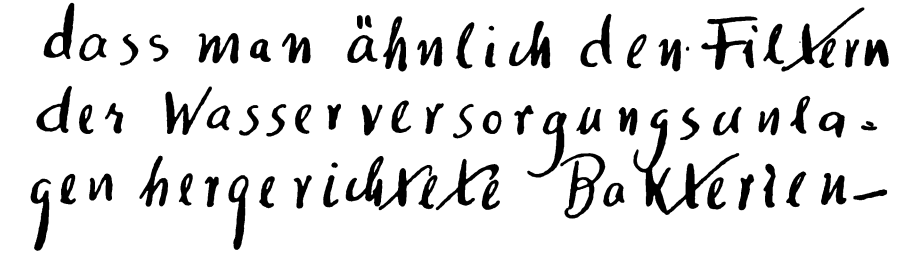


Fig. 4

neinung jenen Fall aus. Wir müßten um deswillen nicht nur den Unterscheidungswert der Differenzen kennen, wir müßten vor allem unterrichtet sein über den Identifizierungswert der Ähnlichkeiten.

Die Ähnlichkeiten zerfallen vom theoretischen Standpunkt aus in drei Grundarten: allgemeine Bewegungsähnlichkeiten — ähnliche Bewegungsinkonsequenzen — komplexe Ähnlichkeiten. — Den geringsten Identifizierungswert besitzen allgemeine Bewegungsähnlichkeiten: wie gleiche Höhe, Weite, Lage, gleiche Bindungsform, gleicher Bindungsgrad usw. Mit wachsender Anzahl wächst ihre Beweiskraft, ohne jedoch bei bloßer Häufung jemals den Unterscheidungswert gravierender Differenzen zu entkräften. Nicht viel

Digitized by Google

mehr gewinnt man mit planmäßiger Zusammenfassung mehrerer zu noch allgemeineren oder verschiedenartiger zu symptomhaften Gruppen. Einige Beispiele: Zur Ähnlichkeit linksläufiger Schlußzüge komme etwa beiderseits Linksläufigkeit der d-Köpfe und der u-Bogen, Fig. 5 — zur Gemeinsamkeit folgeweise verkleinerter Höhen in den drei Grundstrichen des großen deutschen M beiderseits gleichsinnig absteigendes Längenverhältnis der N, R, V, W, S —, zur Gemeinsamkeit vorherrschender Oberlängen beiderseits Hochstellung der i-Punkte und Ansteigen der Zeilen. Solche Gruppen — ebenso häufig wie gewisse allgemeinste Charakterzüge und daher von äußerst geringer Identifizierungskraft — geben nun aber die geeignete Unterlage ab, und zwar um

Fig. 5

so mehr, je umfassender und durchgreifender sie sind, zur Entdeckung ähnlicher Bewegungsinkonsequenzen. Gesetzt z. B., daß bei beiderseits absteigendem Höhenverhältnis der deutschen M, N, R, V, W das deutsche S beiderseits umgekehrt ein Überragen des Schlußstriches über den Anfangsbogen zeige, so wäre das, wie wenig es an sich selbst bewiese, kraft des Zusammenhanges, worin es sich fände, bereits verräterischer als zahlstarke Gruppen von Ähnlichkeiten. Die Bewegungsinkonsequenzen bilden den Übergang zum eigentlich Entscheidenden: den Komplexionsähnlichkeiten.
Wir betrachten, um deren Bedeutung und Wesen klarzulegen, den i-Punkt in den beiden von einer Hand herrührenden Proben Fig. 6a und b. Er wird jedesmal sofort nach Vollendung des Grundstriches gesetzt: eine allgemeine Bewegungsgleichheit, die sich im u-Bogen und in den ä-, ö-, ü-Strichen wiederfinden mag und als solche keinen höheren Grad von Ähnlichkeit bezeichnet als Übereinstimmung etwa in der Bindungsform, der Größe, der Druckstärke usw. Er wird ferner beide Male tief gesetzt: wieder eine allgemeine Be-

Fig. 6a

Fig. 6b

wegungsähnlichkeit, die abermals wiederkehren kann im u-Bogen usw. beider Schriften und die ihrerseits gleichfalls nicht beweisender ist als irgend sonstwelche abstrakte Ähnlichkeiten. Die Tatsache aber der Verwobenheit beider zu einem komplexeren Ganzen verengert den Kreis der Möglichkeiten um ein Beträchtliches: denn nichts hindert anzunehmen, daß sich ebenso viele Handschriften finden, wo der i-Punkt zwar sofort, aber hoch oder zwar tief, aber erst nach Vollendung des ganzen Wortes gesetzt wird als solche mit

Digitized by Google

gleichzeitig tief und sofort gesetztem. Der i-Punkt eilt ferner beide Male voraus. Diese Eigentümlichkeit in der Behandlung von nachträglich anzubringenden Buchstabenteilen kommt sogar häufiger vor neben Hochstellung ihrer als wie im gegebenen Falle neben ausgesprochener Tiefstellung: weshalb sich der noch verfügbare Umkreis von Möglichkeiten nunmehr um ein Vielfaches verengert. Der i-Punkt ist ferner beide Male um eine relativ gleiche Strecke vom Grundstrich nach rechts verschoben worden und nähert sich in seiner Richtung jedesmal der Schriftlage. Damit noch nicht genug, ist er beiderseits merkwürdig dick und zeigt beiderseits eine keilförmige Zuspitzung nach unten. Wir besitzen dergestalt in dieser i-Punktsähnlichkeit eine Übereinstimmung beider Schriften inbezug auf eine mindestens siebengliederige Komplexion, die als solche schon nur in wenigen Schriften, ohne irgendeine damit verbundene Abweichung aber überhaupt nicht zum zweiten vorkommen dürfte. Eine einzige Ähnlichkeit dieses Grades bringt zahlstarke Gruppen allgemeiner Unterschiede ins Wanken, wie denn freilich auch umgekehrt wohl zuweilen große allgemeine Ähnlichkeiten an einer einzigen komplexen Verschiedenheit scheitern werden.

Was wir hier aus abstrakten Merkmalen zusammensetzten, ist ein konkreter Teil der konkreten Einzelform, d. h. des an sich selber unbeschreiblichen Gebildes, das erst der analytischen Betrachtung in jene unnachahmliche Kombination von Bewegungsantrieben auseinanderfällt, die wir als „persönlich" oder auch als „organisch" empfinden. Von graphologischer Seite ist die Ansicht laut geworden, daß dergestalt Diagnose und Schriftvergleichung völlig auseinanderstrebten. Damit hat man so durchaus unrecht, daß wir im Gegenteil zu behaupten wagen: es hänge die Deutungsfertigkeit des graphologischen Praktikers wesentlich davon ab, mit welchem Geschicke er — unter eventueller Überschreitung des begrifflich Fixierbaren — sich in die konkrete Einzeltatsächlichkeit einer Handschrift zu vertiefen wisse.

Zugegeben werden muß allerdings, daß die Theorie der Diagnostik oft gerade da aufhört, wo die für Identitätsuntersuchungen wichtigsten Kombinationen erst eigentlich anfangen. Doch ist auch das keineswegs immer der Fall. Der betrachtete i-Punkt z. B. gibt nicht nur ein wertvolles Erkennungszeichen ab, sondern auch ein nicht minder wertvolles Diagnostikon, das sich sehr wohl gedanklich umschreiben läßt. Im Zusammenhange der äußerst wandlungsfähigen Schrift „bedeutet", beiläufig gesagt, die beharrliche Eigenart jenes i-Punktes: daß im Schrifturheber mit vorwärtsdrängender Tatlust eine beständig zügelnde Besonnenheit zum konfliktlosen Ganzen des sich selbst regulierenden Instinktes verschmolz; durch welche Qualität sein Charakter nicht weniger unterschiedlich gekennzeichnet sein dürfte als durch den i-Punkt seine Handschrift. — Zugeben müssen wir ferner, daß beinahe alle von uns hier namhaft gemachten Grundlagen der Schriftvergleichung leider zu den ungeschriebenen Paragraphen der Graphologie gehören: dem einzelnen Praktiker zwar geläufig, aber nirgends noch dargestellt und deshalb aus keinem Buche erlernbar. Hoffen wir, daß die graphologische Literatur bald durch ein Werk über Gerichtsgraphologie diejenige Ergänzung erfahre, deren sie zur Zeit wohl am dringendsten bedarf!

Digitized by Google

Ein merkwürdiger Fall aus der Praxis

Von E. Brunner, Zürich.

Tatbestand. Ein Handwerksmeister F. in der Gemeinde A. wurde verdächtigt, an das Oberhaupt der Gemeinde einen beleidigenden Brief geschrieben zu haben. Sonderbarerweise war das inkriminierte Dokument mit dem Namen des Beklagten unterzeichnet. Die beim Gericht eingereichte Klage hatte eine Untersuchung des fraglichen Briefes zur Folge, die mit der Verneinung der Täterschaft durch den Beklagten endete. Wir greifen aus dem seinerzeit erstatteten Gutachten das Wesentlichste heraus. — In Rücksicht auf den verfügbaren Raum können nur kleine Textproben wiedergegeben werden.

Befund

A. Der Text des inkriminierten Briefes

a) Allgemeinmerkmale der Schrift

Inkriminierte Schrift
(vgl. Fig. 1)

Die, wenn auch nicht kalligraphsiche, Schrift verrät doch eine bemerkenswerte Sicherheit und Gewandtheit der Strichführung, erhebliche Eile und einen im allgemeinen mehr „gelösten" als gehemmten Duktus. Die Einzelformen sind wohl koordiniert und tragen ein ziemlich charakteristisches Gepräge. Einzelne Formen sind gelegentlich vereinfacht, ohne indes mißgestaltet zu sein (vgl. z. B. das „P" in Zeile 2 und 3). — Lateinisches Schriftsystem.

Vergleichsschrift
(vgl. Fig. 2)

Die Vergleichsschrift dagegen zeigt einen auffallenden Mangel an Sicherheit und Gewandtheit. Die Schreibbewegungen sind ziemlich langsam und z. T. stockend und völlig unsicher. Dazu ausgesprochene Zitterformen (vgl. z. B. das „S" in „Sie" in Zeile 2, das „s" in „zuschicken" in Zeile 4). Der Bewegungsablauf ist also gehemmt, ja gestört. — Deutsches Schriftsystem.

b) Die wichtigsten Einzelformen

Fig. 8, I:
Nach Vollendung des t-Grundstriches Unterbrechung und Anbringung des t-Querstriches oben rechts.

Fig. 8, Ia:
Der t-Querstrich wird mit dem untern Grundstrichende verbunden.

Fig 8, II:
Oben gespreizte r-Formen mit flaggenförmigem Schlußzug.

Fig. 8, IIa:
Deutsche r-Formen.

Fig. 8, III:
Linksläufig geschlossenes und in zwei Zügen geschriebenes „A". Im Original wegen Raummangel hier nicht wiedergegeben.

Fig. 8, IIIa:
Ein der lateinischen Schriftvorlage entsprechendes „A".

Digitized by Google

Inkriminierte Schrift	Vergleichsschrift
Fig. 8, IV: Das „D" oben ohne Flaggenstrich.	Fig. 8, IVa: Das „D" konsequent mit Flaggenstrich im Verein mit starker Schleifenausweitung unten links.
Fig. 8, V: Vereinfachte P-Formen.	Fig. 8, Va: Anfangszug zum „P" stets aus der Richtung von unten links; Grundstrich unten spiralförmig umgeschlagen.
Fig. 8, VI: Nach Vollendung des i-Grundstriches sofortiges Anbringen des i-Punktes (konsequent durchgeführt!).	Fig. 8, VIa: i-Punktbehandlung inkonsequent, oft sofort nach Vollendung des i-Grundstriches und ebenso oft erst nach Vollendung der Silbe oder des Wortes.
Fig. 8, VII: Beim „tz" ist das „z" nach dem in bekannter Weise geformten „t" unverbunden; die lateinische z-Form bis unter die Schriftlinie geführt.	Fig. 8, VIIa: Die deutsche z-Form wird mit dem vorhergehenden „t" verbunden.
Fig. 8, VIII: Linksläufig eingeschlagener b-Schlußzug.	Fig. 8, VIIIa: b-Schlußzug flaggenförmig angefügt.
Fig. 8, IX: Der Schlußzug des „h" vom h-Grundstrich abgetrennt; ferner ist der h-Schlußzug oben abgerundet.	Fig. 8, IXa: Das „h" konsequent einzügig und im Schlußzug spitzwinklig geformt.
Fig. 8, X: Das „d" ähnelt in eigentümlicher Weise dem deutschen Schluß-s; einzügig gebildet.	Fig. 8, Xa: Der Basisteil des „d" linksläufig und seitlich links geschlossen; in zwei Zügen geschrieben.
Fig. 8, XI: Ähnlich wie das „h" wird auch das „k" in zwei Zügen geformt, wobei der Schlußteil vom k-Grundstrich abgetrennt ist.	Fig. 8, XIa: Ein völlig anders geformtes „k".

Neben diesen grundsätzlichen Verschiedenheiten seien folgende unwesentliche Ähnlichkeiten erwähnt:

Fig. 8, XII: Unten rechtsläufig und oben linksläufig geschleifte „f".	Fig 8, XIIa: Desgleichen.
Fig. 8, XIII: Oben linksläufig verknotete „s".	Fig. 8, XIIIa: Ähnlich hier.

Da die inkriminierte Schrift lateinisch war, so wurde der Beklagte gehalten, ebenfalls lateinisch zu schreiben, wobei sich mit aller Deutlichkeit ein Mangel an Fertigkeit ergab.

Digitized by Google

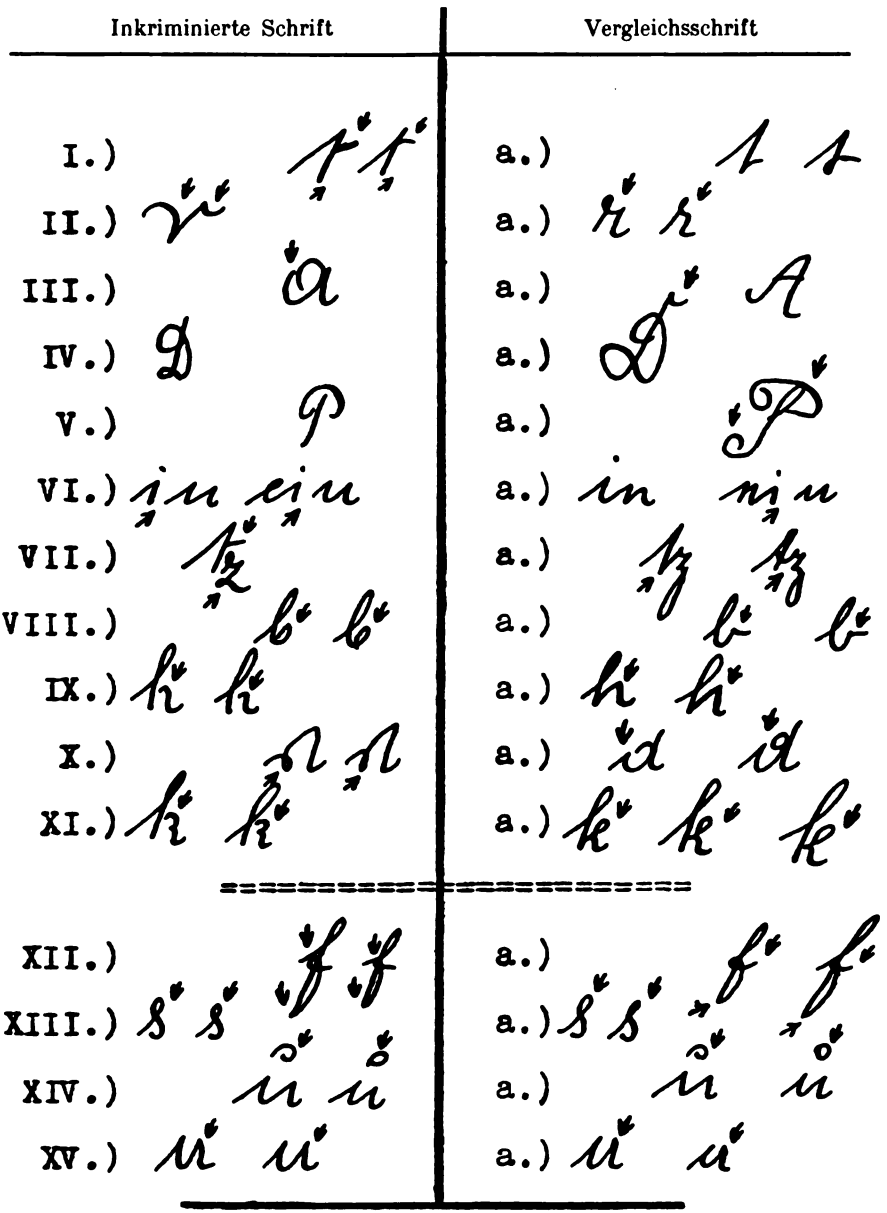


Fig. 8

Digitized by Google

Inkriminierte Schrift	Vergleichsschrift
Fig. 8, XIV: Linksläufig geschlossene u-Bogen.	Fig. 8, XIVa: Gleichartige u-Bogen.
Fig. 8, XV: Unvollkommen geformte „a".	Fig. 8, XVa: In ähnlicher Weise.

B. Die Unterschrift des inkriminierten Briefes

Eine vergleichende Untersuchung der inkriminierten und der authentischen Dokumente ergibt hinsichtlich des Textes weit zahlreichere und weit wichtigere Verschiedenheiten als Ähnlichkeiten. In höchst merkwürdiger Weise ändert sich das Verhältnis zwischen beiden in bezug auf die Unterschriften. Die Unterschrift des fraglichen Briefes weist mit den echten Unterschriften des Beklagten z. T. äußerst frappante Ähnlichkeiten auf:

Inkriminierte Unterschrift (vgl. Fig. 6)	Unterschriften des Beklagten (vgl. Fig. 7)
Der Anfangszug zum „P" (1) erfolgt aus der Richtung von unten links; oben beim Übergang zum Grundstrich linksläufige Schleife (2); nach Vollendung des Grundstriches linksläufiges Umschlagen und Abziehen des Schlußzuges nach unten links (3); der Anfangszug zum Schleifenbogen erfolgt aus der Richtung von seitlich links (4); Schlußzug nach seitlich links (5) geführt.	Alle diese Bewegungsarten ergeben sich auch aus dem „P" der echten Unterschrift.
Ähnlich wie beim „P" erfolgt auch beim „F" der Anfangszug aus der Richtung von unten links (6); ebenfalls linksläufige Schleife oben (7); nach Vollendung des Grundstriches linksläufiger Umschlag unten (8); Anfangszug zum Schleifenzug von rechts nach links mit nachfolgender Wendung nach rechts (9); Schlußzug nach links umgeschlagen und im Ende nach unten ausklingend (10); rechts neben dem F-Grundstrich kommaförmiger Zug an Stelle der F-Durchstreichung (11).	Hierzu vgl. man das ähnliche „F" in Fig. 7 und die noch erheblich ähnlichere F-Form in Fig. 5, welch letztere (ebenfalls einer echten Unterschrift entstammend) durch den linksläufigen Schlußzug oben rechts gekennzeichnet ist. In beiden Fällen der kommaförmige Zusatz über dem r.
Der Anfangszug zum „r" ist etwas geschweift und zeigt einen hakenförmigen Ansatz (12); das „r" oben links linksläufig verknotet (13); nach rechts aufsteigend (14); die Ansätze zu den beiden u-Grundstrichen sind etwas schnabelförmig (15); der o-förmige Teil des „d" ist linksläufig eingerollt (16); das „d" unten gespreizt (17).	Alle eben erwähnten Bewegungseigentümlichkeiten treten auch in der echten Unterschrift in Erscheinung (vgl. die Punkte 6—17 in Fig. 7).

Folgerungen

Schon im Hinblick auf die unter A, a erwähnten Duktusverschiedenheiten erscheint die Urheberschaftsidentität der beiden Schriften fragwürdig. Will man den allgemeinen Duktusmerkmalen auch keine allzu große Bedeutung beilegen, so wird man sich doch des von Klages aufgestellten fundamentalen

Digitized by Google

Lehrsatzes erinnern müssen: „Eine schwerfällige, unsichere, steife und zögernde Handschrift ist weit weniger verstellbar als eine flotte, fließende und gewandte." Es ist danach kaum zu erwarten, daß der Urheber der durchaus steifen und teilweise gestörten Handschrift von Fig. 2 die weit gewandtere und fließendere Handschrift der Fig. 1 geschrieben hat. Die ataktischen Züge kommen in sämtlichen Proben des Beklagten vor und sind somit als habituell zu betrachten. Vollends aber sprechen die zahlreichen und gewichtigen Verschiedenheiten, die unter A, b an den Einzelformen aufgewiesen wurden, mit Bestimmtheit gegen gleiche Urheberschaft.

Wesentlich anders verhält es sich mit den Unterschriften. Die unter B erörterten Ähnlichkeiten sind derart in die Augen springend, daß man sich ernstlich fragen muß, ob denn nicht etwa die Unterschrift des inkriminierten Briefes vom Beklagten herrühren könnte? Die beiden Großbuchstaben „P" und „F" sind zweifellos bewegungsähnlich. Aber nicht nur in den repräsentativen Merkmalen, auch in weniger auffälligen Nebenzügen stimmen beide überein; so in der Ersetzung des mittleren Querstrichs durch ein isoliertes Gebilde von Kommaform. Dazu kommen noch: die aus drei Gliedern bestehende Komplexionsähnlichkeit der r, die angedeutete Schnabelform der u-Grundstriche, endlich die wenigstens partiellen Ähnlichkeiten der d (linksläufige Einrollung und Spreizung).

So auffällig diese Ähnlichkeiten sind, so tritt jedoch zu ihnen die Unschlankheit der echten Unterschriften in Widerspruch: die bestrittene Unterschrift ist flott und zügig geschrieben, die echten Unterschriften lassen die uns bekannten Bewegungsstörungen erkennen; man beachte zumal den ziemlich ataktischen Grundstrich des „F". Da aber, wie man weiß, habituelle Bewegungsstörungen nicht unterdrückt werden können, so ist es ungeachtet der nicht wegzuleugnenden Ähnlichkeiten unwahrscheinlich, daß die bestrittene Unterschrift von F. herrühre. Wir müssen deshalb mit besonderer Genauigkeit prüfen, ob nicht doch auch gravierende Verschiedenheiten vorliegen.

Betrachtet man zunächst den untern Schleifenbogen im „F" der inkriminierten Unterschrift (Fig. 6), so zeigt es sich, daß die Feder nach Vollendung des Grundstriches vorübergehend von der Schreibfläche abgehoben wurde und erst weiter oben wieder mit letzterer in Berührung kam. Anders hingegen in der echten Unterschrift, wo an gleicher Stelle die Feder ohne Unterbrechung nach oben geführt ist. Im „P" der Fig. 6 tritt nach Vollendung des Grundstriches sofort eine deutliche Mattfärbung ein, während im „P" der Fig. 7 die Färbung beim Übergang vom Grundstrich in den Aufstrich sukzessive matter wird. Diese beiden Merkmale deuten darauf hin, daß die Federhaltung und Federführung in der bestrittenen Unterschrift eine wesentlich andere war als in der echten Unterschrift. In Fig. 6 erscheint ferner der wagerecht verlaufende Schleifenzug, der den F-Grundstrich quert, nach unten zu überschattet, während die Federrinne des linken Federbeines durch die Mitte der Strichbreite verläuft. Diese charakteristische Überschattung wird in der echten Unterschrift (Fig. 7) gänzlich vermißt. Die in der fraglichen Unterschrift festgestellte Eigentümlichkeit der Strichbeschaffenheit: Überschattung nach unten und

Digitized by Google

Verlauf der Dunkellinien in der Strichmitte steht übrigens im Einklang mit einer Reihe ähnlicher Erscheinungen auch im Text des inkriminierten Briefes, der bekanntlich nicht von der Hand des Beklagten herrührt. In Fig. 3 ist ein „r" aus der inkriminierten Schrift illustriert, das in ähnlicher Weise im wagerechten Zug die durch die Mitte verlaufende Dunkellinie und die Überschattung nach unten erkennen läßt. Ähnliche Erscheinungen treten zutage auch im t-Querstrich der Fig. 4; auch hier durch die Strichmitte verlaufende Federfurche im Verein mit der Einfärbung nach unten. Diese wenigen Darstellungen, die übrigens noch durch eine beträchtliche Reihe ähnlicher ergänzt werden könnten, mögen an dieser Stelle genügen. Welche Schlüsse sind daraus aber zu ziehen?

Vom Schreiber der inkriminierten Unterschrift wurde der Federhalter ziemlich tief geführt, was sich allein schon aus der Strichüberschattung nach unten ergibt. Diese ist nur dann möglich, wenn der Winkel zwischen Federhalter und Schreibfläche ein relativ kleiner ist, so daß der in der Feder befindliche Tintentropfen von der Schreibfläche angesogen wird. Vom Schreiber F. jedoch wurde der Federhalter beträchtlich höher geführt, wodurch der Tintentropfen nicht in dem Maße nach unten nachgeschleppt werden kann wie im anderen Falle. Außerdem wurde der Federhalter in der inkriminierten Unterschrift etwas seitlich schräg gehalten, denn die Striche sind z. T. auch rechterseits etwas überschattet, was wiederum für eine Tintenkohäsion unterhalb und rechterseits des Strichverlaufes spricht. In der echten Unterschrift jedoch sind die Striche sowohl unten als auch rechts scharf konturiert; daraus folgt nicht nur eine ziemlich hohe, sondern auch noch eine ganz vorwiegend mediale Federhaltung, d. h. das fortlaufende Ende des Federhalters ist stark nach oben und zugleich mehr nach der Körpermitte gerichtet.

Der allenfalls denkbare Einwand, der Urheber der inkriminierten Unterschrift könnte seine Federhaltung absichtlich verändert haben, würde an der auffallenden Schlankheit der Strichführung scheitern. Denn ganz abgesehen davon, daß durch willkürlich veränderte Federhaltung die ursprüngliche Handschrift von ihrem charakteristischen Gepräge einbüßen würde, müßte jedenfalls die Strichführung an Sicherheit verlieren. Statt dessen kennzeichnet sich die inkriminierte Unterschrift gerade durch größere Flottheit und bessere Koordination! Man vergleiche z. B. das „P".

Daß unter diesen Umständen trotz zahlstarker Ähnlichkeiten die inkriminierte Unterschrift nicht vom Urheber der echten Unterschrift stammen kann, unterliegt keinem Zweifel mehr. Damit aber ist die Nichtigkeit, ja Gefährlichkeit der rein äußerlichen Formenvergleiche mit einer Deutlichkeit dargetan, wie sie besser nicht gewünscht werden kann. Es ergibt sich daraus aber auch, daß selbst mehrgliedrige Komplexionsähnlichkeiten bisweilen durch nur wenige Verschiedenheiten entwertet werden können. Wir erkennn aufs schärfste, daß eine bloße Buchstabenvergleichung nie zum Ziele führen kann und daß der Gutachter vielmehr jedes Merkmal auf seine Entstehung zu prüfen hat. Dabei aber muß ihm die Kenntnis der Psychologie des Schreibens zur Seite stehen: sonst übt er trotz Mikroskop und Kamera sein Handwerk mit mangelhaften Werkzeugen aus!

Digitized by Google

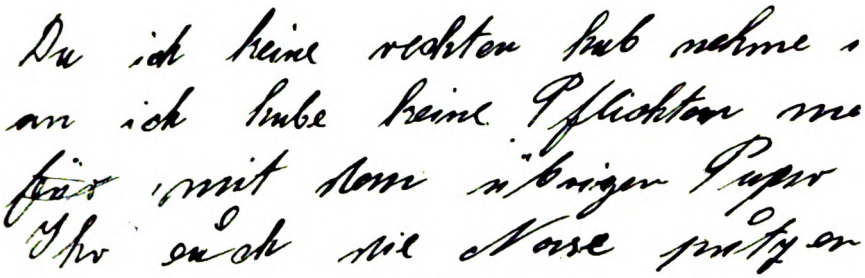


Fig. 1

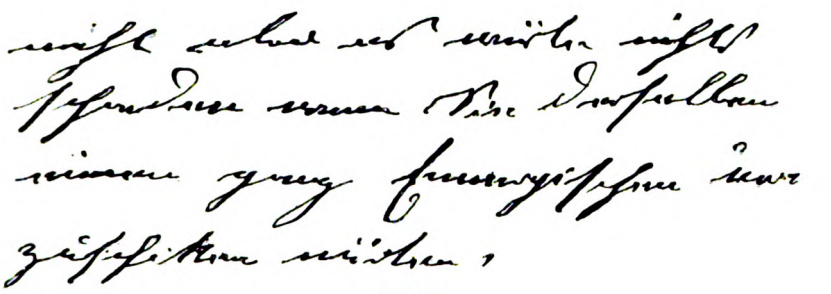


Fig. 2

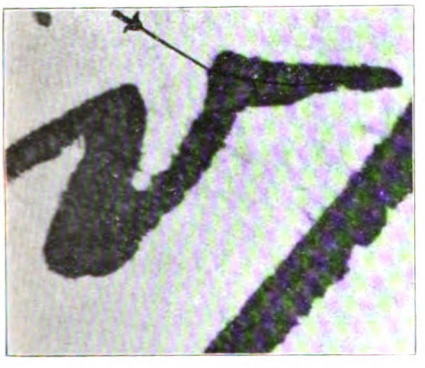


Fig. 3

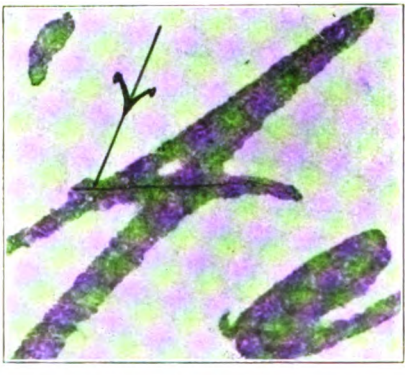


Fig. 4

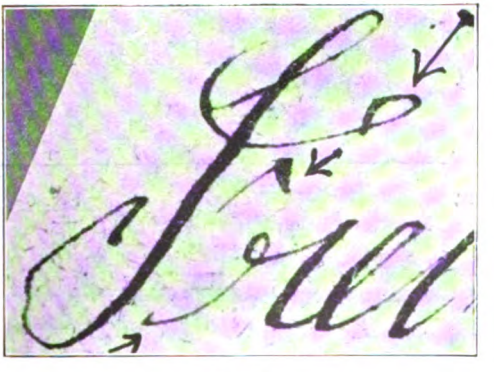


Fig. 5

Digitized by Google

Fig. 7

Fig. 6

Digitized by Google

Klages hat in die Schriftenvergleichung die wichtige Unterscheidung „unrepräsentativer" von „repräsentativen" Merkmalen eingeführt. Statt sich darauf zu stützen, hat man die Redensart von „primären" und „sekundären" Schriftmerkmalen in Umlauf gebracht und dadurch die Sache verdorben. Die schlanke Strichbeschaffenheit z. B. ist nach dieser Auffassung „sekundär", also minderwichtig. Aber sie bildet im vorliegenden Falle ein Hauptmoment, das uns zur Prüfung der Frage bewog, ob denn der Urheber der unverkennbar schwerfälligen Handschrift die ausgesprochen gewandte und bewegungssichere Unterschrift produziert haben könne. Das „sekundäre" Schriftmerkmal der Strichsicherheit besitzt hier also eine „primäre" Bedeutung von höchstem Gewicht!

Erwähnt sei noch, daß in Anbetracht der zahlreichen Ähnlichkeiten beider Unterschriften sozusagen die ganze Verwandtschaft des Beklagten durchgeprüft wurde, um den Urheber des inkriminierten Schriftstückes ausfindig zu machen; jedoch ohne Erfolg. Die Frage: Haben wir es hier mit mehr zufälligen Übereinstimmungen zu tun oder mit einer besonders raffinierten Fälschung?, mußte daher unentschieden bleiben.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

„Charakterologie" von E. Utitz

Pan-Verlag, Charlottenburg 1925

Der Herausgeber des Jahrbuchs für Charakterologie legt eine Gesamtabrechnung des Gebietes vor, in der Absicht, einmal zu zeigen, „wie schmal der Boden ist, auf dem gemeinhin eine Charakterologie errichtet wird", und des weiteren, „daß es gilt, hier eine sehr weitgehende Verbreiterung zu erzielen, die allein auch die methodologischen Fragen zu vertiefen und zu sichern vermag". Die Arbeit gliedert sich in vier Hauptteile, von denen der erste die Grundbegriffe der Charakterologie behandelt. „Wir leiden an einem Begriffsmangel, nicht an einem Überfluß", deshalb muß der Charakter selbst möglichst weit gefaßt werden, als „die Persönlichkeit, gesehen unter dem Gesichtspunkt der Strebungen bzw. die Strebungen in ihrem Sinn für die Persönlichkeit". Charakterologie ist „Realwissenschaft". Eine noch so wunderbare ideale Typologie hängt im blauen Äther, das heißt gewiß nicht Verurteilung zu blinder Empirie, im Gegenteil weiteste Heraushebung des A-priorischen, aber eben nicht als Selbstzweck. Die Charakterologie ist keine Mathematik. Die Charakterologie als Wissenschaft ist weder rein empirisch noch a-priorisch zu treiben". Unter diesem Gesichtspunkt werden nacheinander besprochen: der charakterologische Sinn des Psychischen, die Bedeutung des Körperlichen, der Kleidung, der Umwelt und der Werke, des weiteren der Grundcharakter, die charakterologische Dynamik, die Vieldeutigkeit des charakterologischen Elements, die Typenfrage und endlich die Grenzen der Charakterologie.

Der zweite Teil gibt einen Überblick über die „Forschungswege der Charakterologie". Aus der Übersicht der verschiedenen Wege, denen allen nebeneinander Berechtigung zugebilligt wird, ergibt sich die Erkenntnis, daß erst eine allgemeine Charakterologie, zu der kaum mehr als die Ansätze vorhanden sind, als ein „Königsweg" aus der Fülle führt, die uns verwirrt. „Wer ihn geht, findet alle anderen, wer ihn verfehlt, irrt im Kreise umher. Die allgemeine Charakterologie ist Anfang und Zentrum, und sie bestimmt die Methode nach ihren Zielen."

Utitz gibt dazu im dritten Teil „Charakterologische Leitlinien". Er sagt „geflissentlich zurückhaltend Leitlinien, nicht aber Kategorien oder Systematik. Zwar scheint ihm alles auf eine charakterologische Kategorienlehre hinzudrängen, „doch hier muß ich nun bremsen. Ich wünschte, wir wären so weit, leider sind wir es nicht..." Und weiter unten: „Es sollen in keiner Weise zufällig oder willkürlich aufgeklaubte Leitlinien sein, aber die kategoriale Anordnung müßte eben eine andere sein, als die von uns gewählte, eine wesentlich vereinfachte." Jedoch, der Weg „zu jener Einfach-

Digitized by Google

heit geht nur über die Vielheit". Die Fülle von Leitlinien ist deshalb heute noch unvermeidlich. Gleichviel, daß sie „die Arbeit mit Zentnergewichten belastet"... Das ist die Absicht: „Eine wissenschaftlsche Charakterologie muß durchdrungen sein von der ganzen Schwierigkeit ihrer Aufgabe."

Als Leitlinien werden besprochen: die charakterologische Richtungsbestimmtheit (ein und mehr Dimensionalität sowie Allseitigkeit), die charakterologische Dynamik, Rhythmik, Gewicht, Intensität, Alles-oder-nichts-Gesetz, Erfüllung und Aushöhlung, Gegliedertheit des Erlebens, Ansprechbarkeit, Nachhaltigkeit, Erlebenserledigung, Spontaneität, Aktivität und Passivität, Bewußtseinsgrad, Notwendigkeit und Kontingenz, Ich-Stellung, Ich-Zentrierung, Ich-Fugalität, Ich-Masken- und Selbsttäuschung. Diesen formalen Leitlinien folgen als materiale: Triebe, Wille, Gefühl, Intelligenz, Phantasie; als teleologische: formale und inhaltliche Ziele. Zum Schluß werden Lebensprobleme und äußere Umstände besprochen.

Der vierte Teil endlich über „Charaktere" unterscheidet: Berufscharaktere, weltanschauliche, psychopathische, ethische und Verbrechercharaktere, ein- und mehrdimensionale Charaktere, materiale Charaktere, Ziel-, Völker-, Zeit-, Kulturcharaktere, endogene und Schicksalscharaktere, erfüllte und leere Charaktere. Er schließt mit einer Besprechung der Individual- und der praktischen Charakterologie und der Aufgaben der Charakterologie.

Die Arbeit des gelehrten, viel belesenen Verfassers vermittelt einen plastischen Eindruck von dem gegenwärtigen Zustand der wissenschaftlichen Charakterologie, von ihren Möglichkeiten, und noch mehr von ihren Unmöglichkeiten. Schwankend zwischen dem Schema der gedanklichen Abstraktion auf der einen und der unerschöpflich variierbaren künstlerischen Schilderung auf der anderen Seite. Utitz, der von der Beschäftigung mit dem Schaffen des Künstlers herkommt, will nicht „mit einer farbenarmen Palette das Gemälde des Lebens zwingen". So liegt der Ton überall auf der Schilderung der Fülle der Möglichkeiten charakterologischer Betrachtung, nicht auf der gedanklichen Gliederung und Einordnung. Eigenes kann er in dieser Richtung nicht geben, weil er sich mit dem Grundproblem jeder Charakterologie nicht auseinandersetzt, mit der Frage, was an ihr a-priorisch oder „ideal" und was empirisch ist, wo sie zwischen Schema und Schilderung, zwischen Gleichung und Gleichnis ihren Ort hat. Er bleibt in diesem entscheidenden Punkt unklar. Ihm scheint, daß wir nicht ein Idealsystem zu suchen, sondern „den entgegengesetzten Weg einzuschlagen haben, den einfacher und ehrlicher Empirie. Wir studieren und sammeln Fälle, gruppieren sie zu Typen und nähern uns so langsam einer Vollständigkeit."

Seiner unmittelbar anschließenden Mahnung, keinen Augenblick zu vergessen, „daß diese Arbeit schon Kategorien voraussetzt, soll die Gruppierung nicht zufällig, ja widerstreitend vollzogen werden", kann er nur durch den Wunsch nach dem „Königsweg" der allgemeinen Charakterologie, nicht durch ihre Vorbereitung gerecht werden: „Derzeit haben wir eine Anzahl gesicherter, charakteristich profilierter Typen und eine

Digitized by Google

Anzahl wertvoller Gesichtspunkte, mehr aber nicht." So wird durch seine Arbeit zwar der gegenwärtige Zustand der wissenschaftlichen Charakterologie sehr anschaulich geschildert, kaum aber geändert.

H. v. Hattingberg.

Robert Saudek (London): Wissenschaftliche Graphologie

Dreimaskenverlag, München, 1926, 347 Seiten, 48 Tafeln; geb. Mk. 12.50
Erscheint gleichzeitig auch auf Englisch, Holländisch und Tschechisch

Das Saudeksche Buch nimmt unter den graphologischen Werken, welche im Laufe der letzten Zeit erschienen sind, eine Sonderstellung ein. Zunächst deswegen, weil es dem deutschen Leser im wesentlichen ausländisches Handschriftenmaterial bringt und gleichzeitig auch einen ausländischen Stil der Forschung, den amerikanischen, in unser Fachgebiet einführt. Das eigentlich Auszeichnende des Buches aber liegt darin, daß es nicht ein graphologisches Lehrbuch im herkömmlichen Stil ist. Sein Anspruch auf Wissenschaftlichkeit ist es, welcher ein besonderes Interesse begründet und uns die Maßstäbe und Perspektiven für seine Beurteilung gibt.

„Common sense" charakterisiert die wissenschaftliche Haltung Saudeks: den Stil seines Denkens, die Auswahl des Stoffes und die Tendenz seiner Untersuchungen. Frischer und unbefangener Sprechton, fließende und durchsichtige Darstellungsweise, ein theoretisch wenig belastetes Verhältnis zur Sache und nüchterner Wirklichkeitssinn geben ein sympathisches Gesamtbild. Saudek bekennt offen, daß viele der üblichen Einzeldeutungen nicht zu begründen seien und ist hinsichtlich der möglichen Anspruchsweite der Graphologie bescheidener, als wir es sonst gewöhnt sind. Viele Feinheiten sind scharf und gut gesehen — innerhalb des beschränkten Umkreises, der durch die Reichweite der empirischen Beweiskraft der Statistik, wie sie für Saudek maßgebend ist, bestimmt wird. Saudek zeigt sich als guter Kenner der graphologischen Literatur. Überlegene Auffassung beweist er darin, daß er sich nicht die Aufgabe einer neuerlichen Aufarbeitung des Bestandes der überkommenen Deutungen stellt. Von Klages übernimmt er die wichtigsten graphischen Einteilungsprinzipien mit den dazugehörenden graphologischen Grundbedeutungen und verschafft sich so einen Boden für neue Fragestellungen. Nur wer mit der bisher erschienenen wissenschaftlichen graphologischen Literatur vertraut ist, wird von vornherein die Perspektiven mitbringen, welche das, was Saudek intendiert, in der rechten Weise sehen lassen. In der Darstellung vermissen wir die Durcharbeitung, letztlich überhaupt die Konzentrierung des Gedankeninhalts.

Für den Aufbau des Buches ist die Scheidung von „Psychologie" und „Physiologie" ein Hauptcharakteristikum. Sie setzt sich fort bis in die ausführlichen Beispielanalysen, welche Saudek im letzten Teil seines Buches gibt. Aus dem ersten, dem physiologischen Teil sind hervorzuheben die

Digitized by Google

Feststellungen über das System der sechs Größenklassen in der angelsächsischen Fibelvorschrift, über die „privilegierten" Buchstaben und über die augenblicklich vor sich gehende Wandlung in der Schreibmode. Im zweiten Teil spielt der Begriff des „Merkmalkomplexes" eine große Rolle. Bekannt ist z. B. die von H. Gerstner in Heft 2 der Zeitschrift erwähnte Zusammengehörigkeit von Weite der Handschrift mit geringer und von Enge mit großer „relativer Größe", ferner das Zusammengehen des Arkadenduktus mit Zuschließungen, Umkreisungen und Andeutung von Fadenbindung. In diesem Sinne gehören für Saudek auch Steilheit und Enge der Handschrift, Schrägheit und Weite zusammen. Und von hier aus kommt er dann dazu, der Neigung eine neue Deutung zu geben: er bezieht Schräge auf Weitschweifigkeit, Steilheit auf Prägnanz des sprachlichen Ausdrucks. Daran scheint uns hauptsächlich die dahinterstehende Erkenntnis des Zusammenhanges von Sprechen und Schreiben, von Sprache und Schrift wichtig zu sein. Sie führt ihn nicht zu prinzipiellen Untersuchungen, aber eine Reihe eigener Deutungen gewinnt er aus ihr. Ein guter Instinkt verrät sich auch darin, daß Saudek die für die vortheoretische Betrachtung von Handschriften im Zentrum stehenden Verhältnisse der Lesbarkeit, der Raumverteilung, der Vereicherung und Vereinfachung, der Korrekturen und besonders die der Flüssigkeit des Schreibens auch für den Graphologen in den Vordergrund rückt.

Für das „Formniveau" hat Saudek drei Kriterien ausgebildet: Schnelligkeit, Raumverteilung und Originalität der Einzelformen. Die rein methodische Funktion des Klages'schen Begriffes kommt auf diese Weise klarer als sonst zur Geltung. Was der allgemach verhängnisvoll belastete Begriff des Formniveaus durch diese Auflockerung an Klarheit gewinnt, ist aber mit entschiedener Vergröberung erkauft. Saudek überschätzt auch die Bedeutung der Raumverteilung; er kann die Klages'schen Begriffe des „Ebenmaßes" und des „Rhythmus" nicht ersetzen. Bei den Merkmalbegriffen legt sich Saudek nicht auf Alternativen fest, welche alle Handschriften auf eine Ebene schlagen, sondern er hält sich kritische Perspektiven offen. So bedeutet z. B. die Unterscheidung langsamer und schneller Handschriften für ihn keine Einteilung der Handschriften in zwei einander gleichgewichtig gegenüberstehende Klassen; Schnelligkeit und Langsamkeit sind bei ihm auch nicht gleichmäßig „doppeldeutig" im Klages'schen Sinn, sondern: auf Grund dieses Unterschiedes will Saudek Ursprünglichkeit und Natürlichkeit (Echtheit) eines handschriftlichen Duktus erkennen. Dementsprechend geht die Analyse einer schnellen Handschrift von vornherein in ganz anderer Richtung vor sich als die einer langsamen. Weil Saudek die fundamentale Bedeutung der Eitelkeit für die Ausbildung der meisten Handschriften sieht, hat auch die „Anfangsbetonung" solche methodische Leitfunktion für ihn und ist nicht bloß ein Zeichen für bestimmte Charaktereigenschaften.

Bei den Beispielanalysen (alles bekannte Persönlichkeiten) ist außer ihrer Ausführlichkeit noch besonders hervorzuheben, daß sie prinzipiell den Stil der Untersuchung festhalten. Die in reichlicher Anzahl bei-

Digitized by Google

gegebenen Faksimiles sind von größerer Länge als gemeinhin üblich; darin liegt eine dankenswerte Großzügigkeit. Die bei einer Anzahl von Proben vorgenommene Verkleinerung ist nicht zu empfehlen. Der Druck der Klischees steht nicht durchweg auf der Stufe von Präzision, die der Graphologe heute von der Reproduktionstechnik fordern darf.

Im folgenden sollen die leitenden Tendenzen des Buches näher gekennzeichnet werden. Für Saudek erhebt sich die Psychologie gleichsam als ein höheres Stockwerk über der Physiologie: man kann eine Handschrift eigentlich erst dann deuten, wenn man sich in der Physiologie der Handschrift auskennt. Wie man das Schreiben als eine zweckgebundene Tätigkeit lernt, das ist für Saudek der Ausgangspunkt; in diesem Sinne sind Schreibtechnik, Schreibmode und Nationalalphabet grundlegend für ihn. Falsche Schlüsse, meint Saudek, würde ein Graphologe ziehen, welchem z. B. die „privilegierten" Buchstaben der verschiedenen Länder (etwa „M" in Frankreich, „I" in England) und ihre sonstigen Abweichungen nicht bekannt sind (etwa das nach oben verlängerte „p" in angelsächsischen, ebensolches „s" in französischen Schriften). Er würde Formen als individuell-charakteristisch nehmen, welche in Wirklichkeit anderen kalligraphischen Vorschriften entspringen, als er voraussetzt. Ferner: Man müsse wissen, welche Merkmale rein schreibmechanisch zusammengehen, damit man nicht der Überschätzung der gegenseitigen Bedeutungssteigerung verwandter Zeichen verfalle, wie es bei Crépieux-Jamin in der „Resultantenlehre" geschehen sei.

Es ergab sich ganz natürlich, daß Saudek mit der neuen Inangriffnahme der Sache in Gegensatz zu den bereits vorliegenden graphologischen Theorien kommen mußte. Er sieht sich selbst zwischen eine deutsche und eine französische Schule gestellt (Klages und Crépieux-Jamin). Aber im Hintergrunde seiner Anschauungen steht ein Skeptizismus, welcher das Interesse an den Prinzipienfragen lähmt. Die Folge ist, daß er im Theoretischen wesentlich eklektisch verfährt. Das ihn im Grunde treibende Problem bleibt unangegriffen: die Frage nämlich, wie innerhalb der Graphologie die Psychologie neben der Physiologie, welche ihrerseits für Saudek nicht problematisch wird, zu behaupten sei. Er empfindet es als Notwendigkeit, den Gegensatz der französischen (empirischen) und der deutschen (deduktiven) Begründungsweise der graphologischen Deutungen zu überbrücken und versucht, die Schwierigkeiten zu überwinden, indem er der Physiologie die Rolle der Fundierung für die Psychologie zuweist. Das Psychologische in der Handschrift (das im eigentlichen Sinne Deutbare) erhält den Grundsinn des (vom Physiologischen) Abweichenden. So wird bei Saudek das, was er „Widerspruchsdominante" nennt, der entscheidende Ansatzpunkt für die Deutung einer Handschrift: das, was der eigentlich zu erwartenden physiologischen Konsequenz zuwiderläuft und also auf einen besonderen Antrieb zurückweist.

In der Tat schaltet Saudek durch seine „Physiologie" eine Reihe von möglichen Fehlerquellen der Deutung aus. Doch darf man die Schwierigkeiten, welche z. B. die Verschiedenheit der Nationalalphabete hervorruft, nicht überschätzen, weil es ja nur

Digitized by Google

darauf ankommt, ob die für die Ausbildung einer persönlichen Handschrift wichtigen Formungs- und Bewegungsmöglichkeiten offenstehen oder nicht. Prüft man das, was Saudek — von den Schulvorlagen ausgehend — über die nationalen Unterschiede sagt, an Hand des beigebrachten Materials, so sieht man, wie sehr diese Unterschiede faktisch nivelliert werden — zugunsten des physiologisch nicht gebundenen, individuellen handschriftlichen Ausdrucks. (Eine Untersuchung über die Verschiedenheiten der Nationalcharaktere der Handschriften finden wir bei Saudek nicht.) Wir müssen daran festhalten, daß das Phänomen der persönlichen Handschrift von der Physiologie aus letztlich nicht aufzuklären und auch nicht von hier aus als Abweichung zu verstehen ist. Wer eine Handschrift im eigentlichen Sinne hat, verfügt über das Nationalalphabet, die schreibmechanischen Bedingungen usw. Und die hierin liegende Freiheit wird durch „Abweichung" durchaus nur indirekt-negativ und uneigentlich charakterisiert. Ein physiologischer Zusammenhang hat seine eigene, in sich geschlossene Gesetzlichkeit und ist als solcher einer sinnverstehenden Auslegung weder fähig noch bedürftig. Um von der Physiologie aus zu Deutungen zu kommen, muß Saudek ständig methodische Übergriffe machen. Er sieht auch nicht, wie tief er schon mit der vermeintlichen Physiologie in der Psychologie steckt! Die „einfachsten" Bestimmungen der Handschrift sind nämlich in Wirklichkeit schon Schriftcharaktere. Ein Beispiel: Auf S. 33 identifiziert Saudek selbst „groß" (graphisch verstanden) und „großzügig" — aber ohne daß er ein Bewußtsein von der methodischen Bedeutung einer solchen Identifizierung hätte. Die physiologische Auffassung inbegreift unausweichlich bereits eine Auslegung, nämlich des rein graphischen Befundes; aber auch von diesem her ist der psychologische nicht abzuleiten. Es ist vielmehr so, daß die quantitative Änderung in gar nicht vorauszusehender Weise umschlägt in qualitative. So muß z. B. das rein ausdehnungsmäßige Größersein einer Handschrift noch nicht ohne weiteres ein Mehr an graphologisch-bedeutungsmäßiger Größe (etwa Großzügigkeit) mit sich bringen. Das „dachziegelförmige" Fallen der Zeilen in der Handschrift von Schopenhauer ist kaum merklich und trotzdem im Ausdruck (des Pessimismus) stärker als das auffallend hervortretende in der Handschrift von Thomas Mann[1].

Durch die vorsichtige Haltung, welche Saudek gegenüber dem Psychologischen einnimmt, bewahrt er sich ein natürliches Verhältnis zur vortheoretischen Ansicht von der Handschrift. Es kommt zwar nicht zu methodischer Klarheit, bestimmt aber doch durchgehends seine Auffassung: daß die Handschrift als Ausdruck menschlichen Verhaltens nichts auf sich Stehendes, sondern immer nur ein Mitgegebenes ist. Seinem Grundsinn nach richtet sich das Schreiben nicht an den Graphologen; es ist vielmehr vom Mitteilungszweck eigentlich be-

[1] Mit diesem Merkmal hat es in der Handschrift von Thomas Mann eine besondere Bewandtnis: es geht in sehr charakteristischer Weise mit der Größenbetonung der ersten Buchstaben zusammen. Saudek sieht diesen Zusammenhang nicht; in der ausgeführten Analyse dieser Handschrift stellt er sogar „extreme Negierung jeder Anfangsbetonung" fest — ein bedenklicher Schnitzer.

Digitized by Google

stimmt. Was der Graphologe an dem Geschriebenen zu seinem Objekt macht, betrifft ein Mehr an Eigenbedeutung der Schrift gegenüber ihrem Mitteilungssinn, und dieses Mehr trägt das natürliche Schreiben in einer Weise, die ihm eigentümlich unverbindlich ist, an sich. Im voraus ist nicht zu sagen, wodurch und wieweit eine Handschrift ausdrucksvoll sein muß. Hier müßte eine Auflockerung des fixierten Begriffs der „graphologischen Deduktion" (Klages) und der hinter ihm stehenden Auffassung, welche den leiblich-seelischen Ausdruck im Sinne vollkommener Exponierung (sozusagen einer Ausstülpung des Inneren) versteht, einsetzen.

Der Vergleich einer Saudek'schen mit einer Klages'schen Handschriftenanalyse zeigt uns anschaulich die Verschiedenheit ihrer Grundtendenzen. Klages will den Menschen bestimmen, wie er ist; Saudek spricht von den Möglichkeiten, die einer hat — die er in einer bestimmten Sphäre (wesentlich in der Welt des Berufs und der Gesellschaft) ausgebildet hat. Die größere Anspruchsweite einer Klagesschen Analyse bringt die Gefahr der Überspannung der sinnvollen graphologischen Möglichkeiten mit sich: unter der Leitung der Idee, daß sich in der Handschrift eigentlich der „ganze" Mensch offenbaren müßte und könnte. Die anspruchslosere und in die Innerlichkeit bewußtermaßen weniger weit vordringende Analyse von Saudek ist in Gefahr, in „wissenschaftlicher" Richtigkeit und Nüchternheit stecken zu bleiben und gerade die belangreichsten Möglichkeiten der Graphologie aus der Hand zu geben. Bedenklich ähnlich werden die von Saudek analysierten Männer in seinen Charakterschilderungen, z. B. Th. Mann und B. Shaw.

Es ist nicht möglich, diese Besprechung ohne eine Einschränkung zu schließen: auch Saudek vermag nicht, die eigentlichen „Probleme der Graphologie" auf der von Klages erreichten Stufe der methodischen Durchdringung der Lösung näherzubringen. Er kennt zwar die überragende Bedeutung von Klages für die Graphologie als Wissenschaft und hat in seinem Buche als einer von wenigen auch ernstlich versucht, ihm gerecht zu werden; die ausführliche Würdigung, welche er in einem einleitenden Teil von der Klages'schen Graphologie gibt, bleibt jedoch in der Diskussion inhaltlicher Einzelheiten stecken. Und in der Substanz seiner Graphologie — nicht nur in vielen Einzelfragen — ist Saudek daher mehr als er es weiß und wollen kann in Abhängigkeit von Klages.

Walter Marseille.

Verantwortliche Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Alnmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Celle, Trift 25.

Digitized by Google

SEXUALITÄT

vom biologischen und soziologischen Standpunkt aus betrachtet,

MODERNE SEXUALHYGIENE

auf biologischer Grundlage, die Beziehungen zwischen Sexualität und Rasse, die Bedeutung der sexuellen Probleme für Volk und Familie. Diese Fragen kommen zur Erörterung in

GESCHLECHT UND GESELLSCHAFT

Monatsschrift für Sexualwissenschaft, Hygiene, Biologie und Völkerkunde / Jeder, der mit der Entwicklung fortschreitet, muß diese Zeitschrift

kennenlernen, lesen, abonnieren!

*

Bezugspreis halbjährlich Mark 5.50 / Einzelheft Mark 1.—

Probeband, bestehend aus 2 verschiedenen Heften früherer Jahrgänge, Mark 1.—

Zu beziehen durch

Verlag für Menschenkunde und Sexualwissenschaft
Richard A. Giesecke, Dresden m Z 24

Digitized by Google

GRAPHOLOGISCHES INSTITUT

CORNELIUS MÜNCHEN 23

Institut für wissenschaftliche Handschrift-Untersuchungen. Gegründet 1910. Absolut objektive Analysen. Strengste Diskretion. Beratende Analysen bei Lebenskonflikten, Berufsfragen und Ehefragen. Analysen zum erfolgreichen Personal-Engagement im Privat- und Geschäftsleben.

★

FORDERN SIE PROSPEKT!

EINE AUSEINANDERSETZUNG MIT PSYCHOANALYSE UND COUÉISMUS!

Soeben erschien:

HANS BLÜHER

TRAKTAT ÜBER DIE HEILKUNDE

Broschiert M. 4.50, Leinen M. 6.50

Inhalt: Der Abfall des Hippokrates von der Priestermedizin der Asklepiaden / Die Neurosen als heilige Krankheit / Metaphysik und Ethik / Innere Geschichte der psychoanalytischen Bewegung / Der pathologische Ort / Die katholische Medizin des Emile Coué.

Blüher zeigt mit eindringlicher Klarheit die schwere Krisis der wissenschaftlichen Medizin auf, in deren Kreisen es seit dem Bekenntnis eines der bedeutendsten deutschen Chirurgen zu Paracelsus nicht mehr ruhig werden will. Das Buch beginnt mit dem „Abfall des Hippokrates von der Priestermedizin der Asklepiaden". Im Mittelpunkt steht ihm aber vor allem „die heilige Krankheit" der Neurosen. Ein reichliches Jahrzehnt der Behandlung von Nervenkranken (Neurotikern) lehrte Blüher, daß alle Neurosenlehren trotz ihrer Plausibilität an entscheidender Stelle ein empfindliches Manko haben. Und so wendet er sich mit aller Schärfe gegen den autonomen Heilanspruch der Psychoanalytiker und der katholischen Medizin des Emile Coué.

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

Digitized by Google

ZUR ERFINDUNG DER TANZSCHRIFT!

Soeben erschien:

RUDOLF VON LABAN

CHOREOGRAPHIE HEFT 1

Mit 22 Abbildungen auf 11 Tafeln
Kartoniert M. 6.—

Rudolf von Laban, von dem die neue Tanzkunst ihren Ausgang nahm und der heute im Mittelpunkt der modernen Tanzbewegung steht, führt in seiner auf vorläufig 5 Hefte berechneten Choreographie wieder zu dem Grundelement des Tanzes der Dämonie hin. Er gibt die wissenschaftliche Grundlage für die Bestimmung der Tanzformen in seiner neuen Erfindung: der Tanzschrift. Dadurch wird die Aufzeichnung und Herausgabe alter und neuer Tänze und Tanzwerke ermöglicht, und so geschieht mit dieser Erfindung etwas ganz Ähnliches in der Geschichte der Menschheit wie durch die Erfindung der Noten in der Musik. Die Hefte werden für alle Tänzer und am Tanze Interessierten ein notwendiges Handwerksgerät sein.

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

DIE PHILOSOPHIE DES CARL GUSTAV CARUS

Ein Beitrag zur Metaphysik des Lebens von

HANS KERN

168 Seiten. Preis in Ganzleinen Mark 7.—

Die erste Gesamtdarstellung der Lebensmetaphysik des C. G. Carus, dessen kosmische Symbolik auf Grund seiner tiefdringenden Psychologie des Unbewußten zu den überzeugendsten Offenbarungen spätromantischen Wissens gehört.

NIELS KAMPMANN VERLAG / CELLE

Digitized by Google

AM 15. JULI 1926 ERSCHIEN DAS ZWEITE HEFT

INDIVIDUALITÄT

VIERTELJAHRESSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND KUNST

Herausgegeben von Willy Storrer und Hans Reinhart

*

AUS DEM INHALT:

Gestaltung:

Alexeij Remisow: Das Patenkind Christi. / Hans Reinhart: Zwei Szenen aus König David von René Morax / Paul Bühler: Zwei Gedichte. / Wilhelm von Scholz: Der Tod der Veronika. / Hermann Burte: Aus dem dramatischen Gedicht Apollon und Kassandra. / Hermann Hesse: Drei Gedichte. / Robert Walser: Der Kuß. Skizze. / Gustav Gamper: Aus „Die Brücke Europas". / Paul Hugo Lutz: Ahasverische Skizzen. / Adolf Attenhofer: König Schmerz. Gedicht. / Karl Sax: Philoktet. Dramatischer Dialog. / Alfred Mombert: Gedicht aus Atair (Faksimile).

Betrachtung:

Rudolf Steiner: Der Egoismus in der Philosophie. / Rudolf Steiner: Spruch (Faksimile). / Willy Stokar: Wilhelm Tell als Mythos der Schweiz. / Horst Münzer: Am Ufer der Geschichte. Aphorismen. / Felix Durach: Farbige Schatten. / Hans Wilhelm Keller: Kritik der Kritik. / Günther Schubert: Drama und Geschichte. / Felix Petyrek: Essay über ein musikalisches Thema.

Theatrum mundi:

Hans Wilhelm Keller: Das neue Zeitalter oder die göttliche Konferenz. / Eduard Reinacher: Buffalos Mütterchen. Tragikomödie. / Buchbesprechungen. / Zeitschriftenschau. / Bildbeilagen und Illustrationen.

Holzschnitte von Gustav Gamper und August Hagmann.
Illustrationen zum Theatrum mundi (Keller) von Walo von May.

Verlangen Sie eine Probenummer!

Diese Schrift erscheint viermal jährlich (April, Juli, Oktober und Januar).
Format: 18,5×26,5 cm. Umfang jedes Heftes ca. 10 Bogen (160 Seiten).

Preis der Einzelnummer: Schweiz Fr. 4.50; Deutschland Mk. 3.60.
Abonnements: Schweiz (1 Jahrgang) Fr. 16.—, halbjährlich Fr. 8.50;
Deutschland (1 Jahrgang) Mk. 12.—, halbjährlich Mk. 6.50

VERLAG FÜR FREIES GEISTESLEBEN / BASEL
Elisabethenstr. 11/15. / Deutschland: Willy Storrer, Lörrach-Stetten, Baschstr. 151

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

2. JAHRGANG NOVEMBER 1926 HEFT 4

INHALT: *A. Deventer v. Kunow:* Goethes Charakter nach seiner Handschrift / *Emil Lucka:* Psychologie der Orgie / *Ludwig Klages:* Gegen das graphologische Pfuschertum / *Minna Becker:* Die Kinderlüge, ihre Quellen und Erscheinungsformen / *M. Ninck:* Die Grundlagen der Charakterkunde von Ludwig Klages / *W. Rink:* Charakterologische Bibliographie / Bücherbesprechungen

Goethes Charakter nach seiner Handschrift

Von A. Deventer v. Kunow, Weimar

Mit sechs Goethe-Handschriftbelegen aus dem Goethe-Archiv zu Weimar

Die sechs Goethe-Handschrift-Reproduktionen sind von dem Vorstand des Goethe-Archiv zu Weimar nur für diesen Aufsatz der Verfasserin A. Deventer v. Kunow: „Goethes Charakter nach seiner Handschrift" zu veröffentlichen gestattet.

I. Aus Goethes Brief an Behrich, Leipzig, 10. November 1767.
II. Aus der Gedichtsammlung, die Goethe für Charlotte v. Stein i. J. 1777 eigenhändig schrieb:
  1. „Wanderers Sturmlied", eine Strophe.
  2. „Der Wanderer", letzte Strophe.
III. „Westöstlicher Divan".
  1. „Wanderers Gemüthsruhe", eine Strophe.
  2. „Fragmente", mehrere Sätze.

Weimar, Juli 1926

Unter den Bewegungen, durch die sich die einzelnen Menschen voneinander unterscheiden: wie Gang, Minenspiel, Sprache und Schreiben — nimmt die Tätigkeit der Schrift eine hervorragende Stellung ein. Wird zwar jede Funktion vom Gehirn diktiert, so verflüchtigt sich der Eindruck von den drei erstgenannten und bleibt nur in der Erinnerung haften. Dagegen fixiert die Schrift auf das Papier die persönlichen Merkmale und Wiederholungszeichen, die noch nach Jahren den Charakter des Urhebers erkennen lassen. Dadurch erbringt eine psycho-physiologische Schriftanalyse von sogar vielen Jahrhundert alten Manuskripten von historischen Berühmtheiten oder geistigen Heroen zuweilen neue Entdekkungen über ihre Charaktere und über die Motive ihrer einzelnen Handlungen, die von den Historikern und Biographen nicht erkannt worden sind. Und je reichlicheres Schriftmaterial von einem Menschen aufbewahrt wurde, um so eingehender ist seine Individualität zu erforschen. — Trotzdem spiegelt jedes einzelne Schriftstück nur ein Momentbild, be-

Digitized by Google

herrscht von den Schriftzeichen der Bildung, der Empfindung und Stimmung, durch innere oder äußere Einflüsse veranlaßt. Daneben aber zeichnen die ständig wiederkehrenden Merkmale der Schriftzüge den Grundcharakter des Schreibers.

Die graphologische Beurteilung einer verstorbenen, bereits viel besprochenen Persönlichkeit bietet, je näher sie unserem Zeitalter steht, je weniger neue Entdeckungsmöglichkeiten. Deshalb wäre es gewagt, über Goethes Charakter, dessen zeitgenössische und spätere Biographen ihn eingehend schilderten, noch etwas bisher Unbekanntes hinzufügen zu wollen. Die psycho-physiologische Analyse seiner Handschrift kann nur als Bestätigung für die Übereinstimmung seiner Schriftzüge in ihren Bewegungen und Zeichen mit seinem Charakter angesehen werden und ist insofern auch nur ein synthetisches Urteil, erweitert durch die Erklärung von einzelnen Schriftmerkmalen.

Jede Schrift ergibt aus der Form und Aneinanderreihung oder Trennung der Buchstaben und Wörter, aus der Wort- und Zeilenrichtung, aus schwächeren und stärkeren Grundstrichen und aus vielen Einzelbildern der Schrift, einschließlich der Resultante... die individuelle Persönlichkeit des Urhebers. So erlauschen wir, abgesehen von dem Inhalt und Stil eines Manuskriptes, aus der Schrift die lautlose Sprache in Moll- in Dur-Tonarten.

Unter den berühmten Persönlichkeiten bleiben zwei Gattungen zu unterscheiden: solche, die — durch äußere Umstände — sich erst später eine tiefere Bildung aneigneten, und deren Blick sich durch stufenweise erreichte höhere Lebensstellungen allmählich weitete, kraft fortschreitender Erfahrungen. So kann man z. B. die innere Umbildung aus den veränderten und neu hinzutretenden Merkmalen in Napoleons I. Schriftzügen, entsprechend seinen aufsteigenden, verantwortungsvollen Würden, und später nach seinem Sturz als Kaiser vielfältig verfolgen.

Dagegen gibt es Genies, die von Jugend auf mit gut fundierter Bildung ihre angeborenen Charakter- und Geistesanlagen, wie ihr Empfindungsleben in ihrer Schrift zum Ausdruck bringen. Zu diesen zählt Goethe. Deshalb zeigt seine Schrift die Wiederholung typischer Merkmale ohne überraschende Wandlungen, jedoch unter dem Wechsel der ihn beherrschenden Stimmungen, und unter den Anforderungen von äußeren Situationen. Dieses ist dauernd in Goethes Schriftzeichen von seiner Jugend bis in das Greisenalter zu beobachten.

Schon als Jüngling treten in seiner Schrift selbsterwählte Formen hervor, die seine geistige Selbständigkeit und sein impulsives starkes Empfinden bekunden. Zeigt sich hierin seine ausgeprägte Eigenart, so verraten daneben andere Schriftmerkmale äußere, ihn anziehende Beeinflussungen, jedoch zugleich unter der Begrenzung, wieweit er sie auf sich wirken

Digitized by Google

lassen wollte. Selbst bei seinen Aufenthaltswechseln ist oft ein frischer, ihn neu belebender Odem in seinen Schriftzügen wahrzunehmen.
Schriftmerkmale und Inhalt beweisen bei ihm innere Harmonie, wie dies seiner wahren Natur entspricht, der diplomatische Winkelzüge entgegenstehen. So verbirgt er auch bei seelischen Erschütterungen, die er oft durchlebte, nicht seine inneren Kämpfe durch gezwungene Schrift, sondern sie spiegeln sich deutlich wieder. Indessen gibt er sich in ruhigen Zeiten keineswegs ganz aus, sondern seine innere Zurückhaltung vieler Gedanken verraten einzelne Manuskripte ebenfalls ... wohl ein Beweis dafür, daß er sich von seinen Zeitgenossen nicht völlig verstanden fühlte, sondern sein Genius, weitbeschwingt, ihn höher über diese hinaustrug. — Dieses oben Gesagte aus Goethes Manuskripten nach seinen verschiedenen Lebensperioden eingehend zu erklären, bedürfte vieler autographischer Belege. Zu dem können einzelne Schriftmerkmale nicht gesondert als Beweise herangezogen werden, sondern in ihren symptomatischen Beziehungen zueinander. Und durch Vergleich mit dem Inhalt des Manuskripts wäre alsdann die Übereinstimmung zwischen der Gedankenwelt des Schreibers und den Merkmalen seiner Schriftfunktion zu prüfen.
Für Goethes frühreife geistige Selbständigkeit sind besonders seine in fremden Sprachen als Student in Leipzig verfaßten Briefe ein treffliches Zeugnis. In diesen finden sich weder angelernte Formen der lateinischen Buchstaben noch die Nachahmung der Schreibweise der verschiedenen Nationen. Goethe schrieb weder in lateinischer noch deutscher Schrift stets gleichbleibende Buchstaben, sondern wirft die Worte ungezwungen in wechselnden Formbildungen leicht hin und zeigt dazwischen auch einzelne sorgfältiger ausgeführte Worte. Wenn ihm neue Gedanken rasch und überreich zuströmen, wird seine Schrift durch eiliges Schreiben zuweilen schwer leserlich. Derartige Schriftzüge bezeichnet er selbst — wie einst in einem Briefe an Charlotte von Stein — als „Hieroglyphen". Und solche weist vereinzelt auch das Manuskript von „Iphigenie" auf. Aus diesem redet seine stark arbeitende Phantasie, die ihn mit fortreißt, ohne manche Worte deutlich auszuführen.
In den fremdländischen Briefen nahm er weder die ausschweifenden Endungsstriche der Franzosen noch den steifen Duktus der englischen Schrift an.
Die Schleifen seiner Minuskeln und Majuskeln von G und H sind in seinen lateinischen und deutschen Buchstaben fast gleich. Trotzdem erstrebte er für jede Sprache den ihr angemessenen Stil. Er belustigt sich selbst darüber, eine italienische Operndichtung versucht zu haben, wenngleich er — wie er in einem französischen Briefe bemerkt — nur die italienischen Worte, aber wenig Syntax kenne. Für ihn waren alle derartigen Proben eine Übung, die ihn anfeuerte, sich in den Geist der anderen Völker zu

Digitized by Google

vertiefen, jedoch ohne sich ihnen durch Zwang unterzuordnen, denn sein Geist strebte in Freiheit vorwärts.
Die Schriftlage bleibt bei Goethe von der Jugend bis in das Greisenalter nach rechts geneigt, dehnt sich aber, je nach seinen Stimmungen, mehr oder weniger nach rechts, nur im höchst gesteigerten Affekt strecken sich seine Worte fast liegend auf das Papier.
Seine Zeilenrichtung ist vorzugsweise geradlinig ... ein Beweis, daß er sein vorgestecktes Ziel fest im Auge behielt. Es fehlen übertriebene aufsteigende Zeilen, die Ehrgeiz oder krankhafte Träumerei verraten.
Der Egoismus, den man bei Goethe bis in das Alter wahrnehmen kann, drückt sich in verschiedenen graphischen Merkmalen aus ... z. B. in der Einrollung von einzelnen Majuskelanfängen oder -endungen oder in einem langen Endungsstrich, der vom letzten Buchstaben über das ganze Wort zurückläuft. Hier spricht bei ihm das berechtigte Ichgefühl für die Gewißheit der Richtigkeit vieler seiner Ansichten und Lehren, mit dem Bewußtsein, kraft dieser ein Führer von vielen zu sein — und die Erkenntnis von der Unsterblichkeit seiner Werke. Überzeugungskraft und geistiges Höherstehen beseelen sein Ichgefühl auch im Niederschreiben von philosophischen und anderen wissenschaftlichen Forschungen. Dagegen kommen kleinliche Wünsche aus alltäglichem Egoismus bei ihm kaum in Frage, denn sie widersprechen seiner genial und großzügig veranlagten Natur.
Wo sich Egoismus in seinen Liebesepisoden zeigt, muß er von Fall zu Fall beurteilt werden ... nicht nur seiner stark sinnlichen Neigung nach, sondern im Zusammenhang mit den höchst gesteigerten und sich entfaltenden Gaben seines Genius und in dem rein persönlichen Erwählen und ihm Genügeleisten des Schönen. Suchte er im Volk mehr das rein physisch Anmutende, so zog ihn dagegen zu Frau v. Stein deren geistige verkörperte Weiblichkeit. Deshalb sprechen aus den vielen Briefen an sie auch die stark wechselvollen Stimmungen aus Inhalt und Schriftzeichen. — Mit den Schriftmerkmalen des Egoismus verbindet er öfters durch verdickte Grundstriche seine eminente geistige Kraft. Dennoch ist seine Schrift für eine männliche als ästhetisch-feine zu begutachten.
Damit streifen wir die Resultate: Egoismus, frei von Brutalität und ohne kleinliche, verächtliche Schwächen, sondern von tief kunstfreudigem und für das Schöne begeistertem Sinn regiert, redet für den ihm verliehenen Genius.
Vereinigen sich obige Merkmale mit übertriebenen Buchstabenendungen und -schleifen, die Goethe in der unteren Länge von G — in seiner Namensunterschrift schreibt ... oder setzt er den i-Punkt oder die Umlautzeichen der Vokale: a, o, u — hochfliegend, auch öfters mit keulenförmigen Ansätzen, statt näher über den Buchstaben ... so spricht dies für die

Digitized by Google

augenblicklich vermehrte Lebhaftigkeit und für seine ihn oft überwältigenden dichterischen Eingebungen.

Zeigen sich dagegen diese Zeichen der Begeisterung mit übertriebenen Schriftformen, zumal mit abnorm nach rechts geneigter Schrift ... so verrät dieses einen psychopathischen Zustand. In solchem befand er sich häufig während seiner verschiedenen, vorübergehenden Liebesverhältnisse.— Als Beweis hierfür kann eine Briefprobe seines Schreibens an Behrich vom 10. November 1767 dienen. In diesem verraten anormale Schriftzeichen Goethes krankhafte psycho-physische Störungen. Indem er sich gegen Behrich beklagt, seine Liebelei mit „Annette" (Kätchen Schönkopf) in Leipzig zu weit verfolgt und sie oft mit seinen Launen gequält zu haben, wünscht er sich jetzt in Freundschaft von ihr zu trennen, jedoch ohne sie kränken zu wollen. Die Verworrenheit seiner Ideen hierüber, begleitet von einer akuten „impressiven Gehirnstörung" — unter wechselnden Frost- und Fieberanfällen ... entspricht dem Inhalt des Briefes. Und mit den leidenschaftlichen Darstellungen, die er Behrich über das zu lösende Verhältnis entwirft, mit den Schilderungen seiner äußeren und inneren Erlebnisse zeigen sich die Merkmale seiner Schriftzüge in Übereinstimmung, die ungewollt die Abweichung von der Norm der Pulskurve mehrfach ausprägt, sobald er sich im Geist von der höchsten Glut der Liebe hinreißen läßt. Alsdann gerät er in Ekstase, indem er auch seine Selbstvorwürfe, Annette gequält zu haben, ausspricht. Sich von ihr loslösen wollen und die erschwerte Befreiung von den Fesseln der Liebe, der er überdrüssig geworden ist, bringen ihn in einen inneren Zwiespalt, wodurch seine Schrift die Symptome eines psychisch-physisch Erkrankten klar ausprägt.

Trotz dieses zwiespältigen Seelenzustandes: Liebesekstase, die er in die Bahnen der Freundschaft überzuleiten wünscht ... bleibt auch in dieser Schrift sein Grundcharakter erkennbar. Sieht man von den Einzelanomalien der Schriftzüge ab, so tritt das Bild der wahren Persönlichkeit Goethes daneben hervor, wenngleich der Gesamteindruck des Manuskriptes auf krankhafte Erregung schließen läßt.

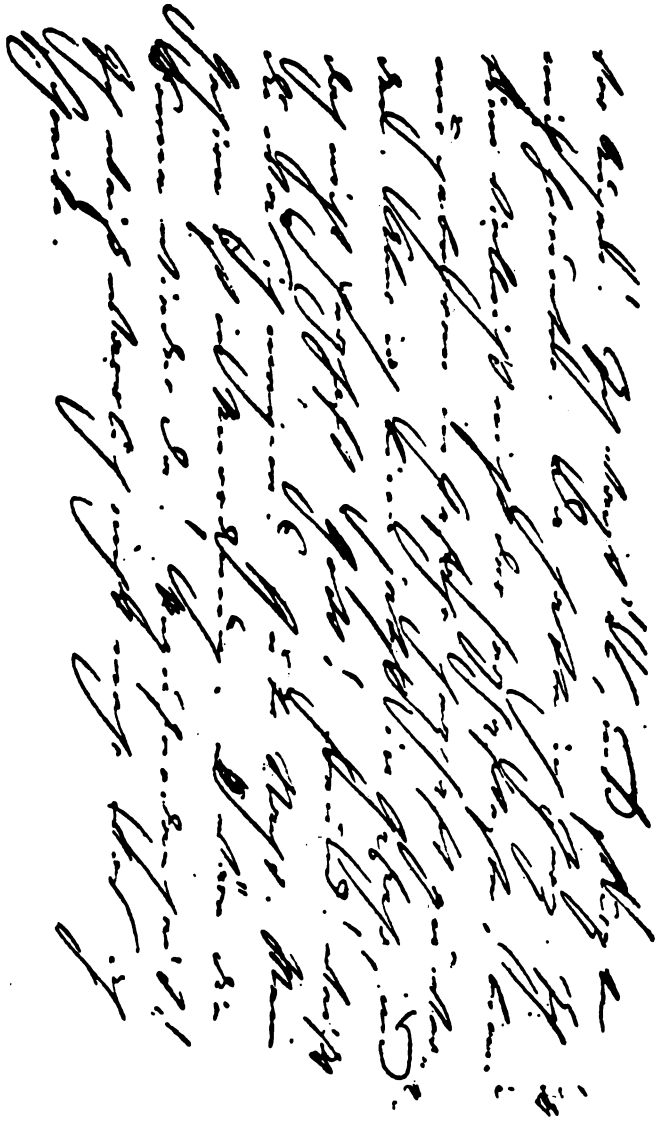
Nach Überwindung derartiger Gemütserschütterungen und bei Wiedererlangung seiner Gesundheit gewinnen Goethes Schriftzüge allmählich den normalen Duktus.

Besondere Beachtung verdienen Goethes unbeabsichtigte, freie Formen einzelner Buchstaben, die er ganz entgegengesetzt der damals üblichen Schreibweise gestaltet. Z. B. bildet er zuweilen das große W, indem er mit dem Aufstrich des kleinen w aus dessen Schleife einen kühn hochstrebenden Strich zieht, der mit der großen W-Schleife endet. Dies sind die freien Formen, die ihm sein schöpferischer Genius diktiert.

Seine Endungsstriche sind selten übertrieben lang, noch überragen seine

Digitized by Google

Oberschleifen die anderen Buchstaben ungewöhnlich hoch. Dagegen wechselt die Länge seiner Unterschleifen, zumal auffallend an dem großen G. —



Beleg: aus Brief an Behrich, Leipzig, 10. Nov. 1767

Sein Majuskel M schrieb er viele Jahre hindurch mit drei fast gleich hohen Aufstrichen, ein Beweis, daß ihm ehrsüchtige Überhebung fern lag. Erst im späteren Lebensalter findet sich bei ihm das von links nach rechts

Digitized by Google

niedriger abgestufte große M. Sich seiner Geistesgröße bewußt, und nach erlangten amtlichen Würden, überhebt er sich dennoch nicht, sondern verstand mit Anmut das ihm zugeteilte geistige Pfand und seine Rangerhöhungen zu schätzen, aber ohne durch Hochmut zu verletzen, denn Zeichen für diesen weist seine Schrift nicht auf.

Wie stark ihn bei schöpferischen Eingebungen seine Begeisterung beseelte, dafür zeugen seine dichterischen Autographen. Unter diesen sei hier der Urtext von „Götz von Berlichingen" näher besprochen.

Ob das im Goethe-Archiv zu Weimar aufbewahrte Manuskript des Dramas der erste Entwurf von Goethe oder eine verbesserte Abschrift des Originals war, schwächt das oben Gesagte nicht ab. Dieses überlieferte Schriftstück verrät, wie alle Gedanken und Triebkräfte, die seine Dramengestalten bewegten, auch ihn beim Niederschreiben wie Eigenerleben erfüllten.

In dem Götz-Manuskript sind die Buchstaben der Worte vielfach verbunden, dazwischen steht aber öfters auch der letzte Buchstabe eines Wortes isoliert. Dieser Wechsel im Zusammenfügen und Trennen der Buchstaben redet für seine folgerichtigen Vorstellungen bei dem Auftreten, Sprechen und Handeln der einzelnen Personen des Dramas. Zudem bekunden die getrennten Buchstaben in oft frei erdachten Formen seine schöpferischen, neuen Ideen.

So vereint sich in Goethe unter dem Vorherrschen von Vernunft und Logik sein Sinn für das Wirkliche, für das Empirische, aber vermählt mit der Gabe der intuitiven Eingebung. Und seine Logik, seine Kombination für Schlußfolgerungen verliehen ihm die Ausdauer für einen sachlich gründlichen Verfolg seiner wissenschaftlichen Forschungen.

Die graphisch hervortretenden Merkmale seiner Logik lassen auch darauf schließen, daß er sich in Briefen, die wissenschaftliche Fragen behandeln, nicht unvermittelt in spontane Ideen verliert, sondern mit folgerichtigen Schlüssen den Gang der zu besprechenden Gedanken in neue Bahnen zu leiten vermochte.

Überraschen in seinen Manuskripten graphische Merkmale von Originalität, so verraten sie die seiner reichen Phantasie vorschwebenden Bilder, aber kein Schriftzug weist bizarre Formen auf, die auf Utopie, der Phantasie entsprungen, schließen ließen.

Die bewegten Schriftzüge sind der Spiegel seiner regen seelischen Vorgänge, seines weitschauenden Blicks und seiner dichterischen Erfindungsgabe der vielseitigen, ihm zuströmenden Hirnbilder.

Aus den mannigfachen Schriftzeichen im Manuskript des „Götz von Berlichingen" überraschen die wechselreichen Gedanken und Empfindungen. Sie bekunden innere Lebensfülle, Kraft und Leidenschaft, wie diese ihn zu der dramatischen Gestaltung des Motivs drängten. Die bald heiteren,

Digitized by Google

bald tief erschütterten Bilder, auch die grausam wuterfüllten Bauernempörungen, versetzen ihn beim Niederschreiben der einzelnen Szenen völlig in die Gefühle seiner Dramengestalten. Und dieser bunte Wechsel prägt sich in den verschiedenen Schriftmerkmalen aus.

Eilige, hastige Schrift verrät die Ungeduld des Dichters im raschen Vorwärtseilen seiner Phantasie. Der leichte Schwung und die Kraft seiner Sprache stehen im Einklang mit der Schrift, wenn er feste Grundstriche schreibt oder kühne, gefällige Buchstaben formt. Zwischen diesen hier erwähnten Schriftmerkmalen bleibt indessen Goethes eigene typische Schreibweise stets zu erkennen.

Die Sondermerkmale bleiben Beweis, daß er sich ganz in die Gedanken und Gefühle, bis zur höchsten Leidenschaft gesteigert, seiner Dramengestalten versenkt.

Besonders kräftige Schriftzüge zeigen die Schilderungen der Raufszenen der Bauern.

Bei dem Verrat des Gegners von Gottfried von Berlichingen wird die Schrift kleiner, ja einzelne Worte verlaufen fadenförmig: ein Zeichen der diplomatischen Verstellung — eine Goethes Charakter fernliegende Eigenschaft. Sie prägt sich unwillkürlich in der Gedankenfolge bei dem Ausspinnen diplomatischer Intrigen im Drama aus und wird in dem Manuskript der Reflex von vorübergehenden, heimlich verborgenen Plänen. — In Weißlingens Liebeserklärung tritt der leidenschaftliche Schriftduktus hervor, mit stärker nach rechts geneigter Schrift.

Im allgemeinen ist die Schreibweise im „Götz" vorwaltend fein, abgesehen von den oben angeführten Merkmalen, die mit dem Inhalt je übereinstimmend wechseln. Dabei bleiben die mit verstärkter geistiger Kraft gekennzeichneten Grundstriche von solchen zu unterscheiden, die durch ersichtlich breitere oder feinere Kielspitzen oder durch flüssigere oder dickere Tinte veranlaßt worden sind.

Ferner ist in diesem Manuskript sowie auch in einzelnen anderen von Goethe zu beachten, daß er manche Majuskeln nicht in gleichen wiederkehrenden, sondern mehrfach wechselnden, frei erfundenen Formen schreibt. Sein intuitiv schöpferischer Geist diktiert ihm unbewußt Neugestaltungen von einzelnen Buchstaben.

Die Verbindung der Buchstaben bekundet seine Logik bei der dichterischen Bearbeitung des geschichtlichen Stoffes, während die Trennung der Buchstaben für seine ungehemmte Phantasie redet.

Das Vermeiden von allem Nebensächlichen prägt sich ebenfalls im Götz-Manuskript aus, indem in dem ganzen Schriftstück kein Wort unterstrichen ist, selbst nicht die Überschriften, noch Einzelaufzüge oder Szenen. Damit ist jeder kleinliche Zug des Dichters verleugnet. Sein vorwärtsstrebender Geist schaut auf die Entwicklung und auf das Ziel des Dra-

Digitized by Google

mas, und er gibt den Hauptmomenten Nachdruck durch kraftvolle und prägnante Redewendungen.

Aus dem Jahre 1777 mögen hier zwei Gedichte aus der autographischen Gedichtsammlung, in ein Heft für Charlotte v. Stein geschrieben, miteinander verglichen werden. (Als Faksimile herausgegeben, aus dem Goethe-Archiv: „Die erste Weimarer Gedichtsammlung in Faksimilewiedergabe", herausgegeben von Bernhard Suphan und Julius Wahle. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 1908.)

Beide Gedichte sind Goethes Abschriften der im Jahre 1772 verfaßten Originale „Wandrers Sturmlied" und „Der Wanderer".

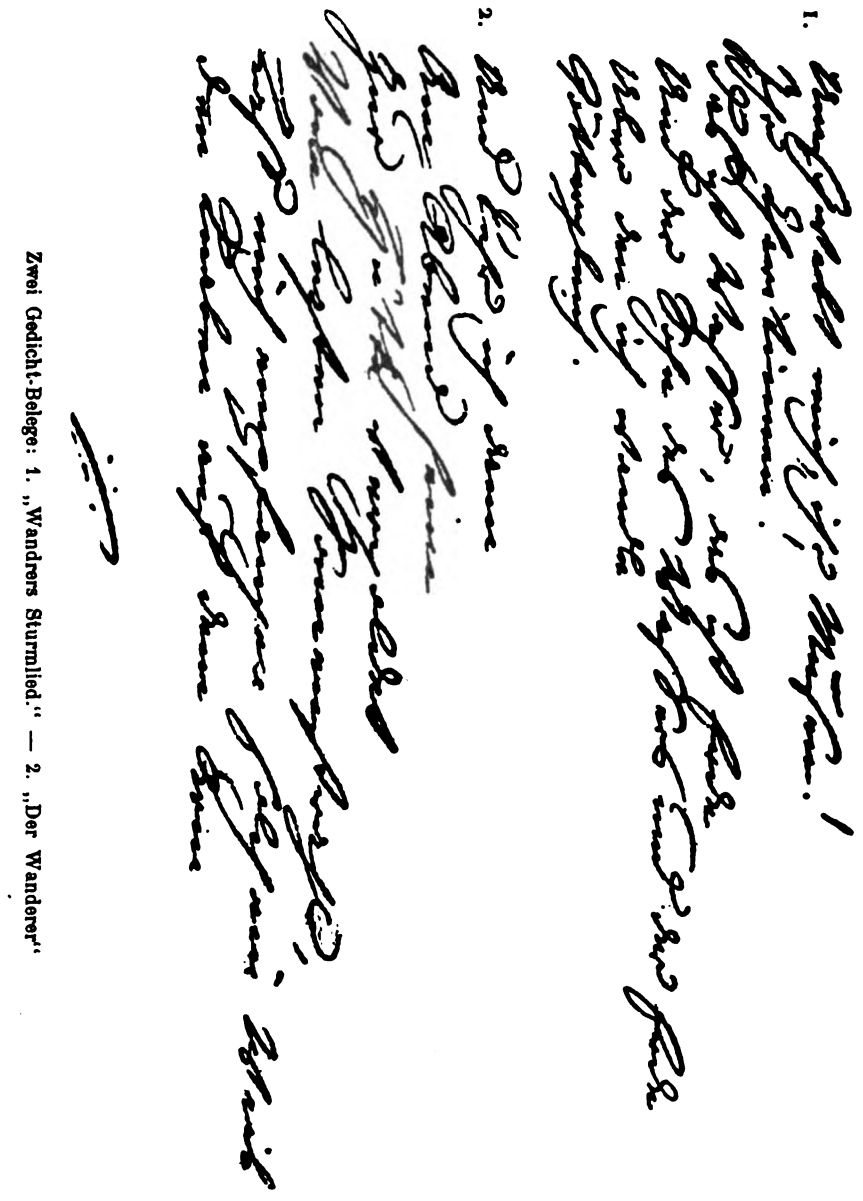
Der Originalentwurf von 1772 von „Wandrers Sturmlied" spiegelt wohl zweifellos die innere Zerrissenheit, unter der der junge Goethe damals litt. In der Abschrift von 1777 des Gedichts vermißt der Schriftpsychologe dagegen die für Goethes seelischen Zustand zeugenden Schriftmerkmale, fünf Jahre zurückliegend. Die Abschrift von 1777 zeigt abgeklärtere, ruhigere Schriftzüge. Beide Gedichte entstammen seiner Sturm- und Drangperiode und sind der lyrische Ausdruck seiner damals hilfesuchenden Seele. Jene überwundenen, hinter ihm liegenden Kämpfe vermag die Abschrift aber nicht mehr mit den feinen psychisch-physischen Merkmalen aus früherer Zeit wiederzugeben, die „Wandrers Sturmlied" 1772 gezeigt haben wird.

Das Gedicht: „Der Wanderer", als Dialog verfaßt, ist zwar auch die Abschrift des Originals von 1772. Hier jedoch entsprechen die Gedanken des Dichters den gleichen Ideen, die ihn fünf Jahre später beseelten.

Sein leidenschaftlich umherirrender Geist, der rastlos nach innerer Harmonie suchte, hatte inzwischen in Weimar durch den verantwortlichen Beruf und durch das innige Freundschaftsverhältnis mit Charlotte v. Stein einen Hafen gefunden. Die Schöpfungen seines Gartens und des herzoglichen Parks, die Bergwerksleitung in Ilmenau ... alles gewährte ihm ein stilles Weilen in der Natur, was sein Gemüt zur Ruhe und seine weitschweifenden Gedanken zur Konzentration brachte.

Die Abschrift „Der Wanderer" kann deshalb nach Inhalt und nach graphologischen Merkmalen, psychisch-physiologisch übereinstimmend, als ein getreues Augenblicksbild Goethes angesehen werden. Hier zeigen sich kraftvolle Grundstriche, und die Schrift bekundet große Lebendigkeit in dem genialen Schwung einzelner Buchstabenendungen. Aber kein leidenschaftlicher Akzent beherrscht diese Dichtung, sondern das ruhige Genießen von Natur und Kunstüberresten, was ihn beides harmonisch stimmt, jedoch mit dem Ausklang nach ersehntem Familienglück. So fließt die Schrift gleichmäßig fort, und die einzelnen Merkmale weisen auf seine dichterische, auf den Genuß der Natur in friedlicher Umgebung gestimmte Phantasie hin. Das große L in der vorletzten Zeile: „Laß mich

Digitized by Google



Zwei Gedicht-Belege: 1. „Wandrers Sturmlied." — 2. „Der Wanderer"

empfangen solch ein Weib" und das große F mit dem wiederkehrenden Haken, oben ausgesetzt, ebenso seine umgekehrten u-Haken, sind Merkmale seiner freien dichterischen Kraft. Die Zeilenrichtung und ihre Zwi-

Digitized by Google

schenräume sowie die Trennung und Verbindung der Buchstaben, auch die harmonischen Höhenabstände zwischen Majuskeln und Minuskeln bekunden das Gleichgewicht seiner Seele, wie es die Schrift in den übrigen Gedichten dieses kleinen Heftes derartig klar nicht widerspiegelt.

Die stark nach rechts liegende Schrift verrät die vorwärtseilenden Gedanken, während die oben erwähnten eigen-geformten Buchstaben mit noch anderen Merkmalen beweisen, daß der noch immer ringende Lebenswanderer Goethe sich seine Gedankenwelt mit dem Frohsinn der Phantasie zu verschönen weiß.

Aus Goethes Briefen nach vorschreitenden Jahren sind die typisch auftretenden Schriftzüge seines sich stetig festenden Grundcharakters am deutlichsten zu beobachten. In dem mehrjährigen Briefwechsel mit Frau v. Stein zeigen sich zuweilen Zeichen des Humors, doch tritt er nur ausnahmsweise hervor. Und das entspricht seinem Charakter, da er meist durch Anregung von entweder erheiternden Gesprächen oder durch besondere belustigende Anlässe in humoristische Stimmung versetzt wurde.

So trägt z. B. die kurze Adresse an Frau v. Stein für den an sie am 2. März 1778 von Dornburg gerichteten Brief die Merkmale von Humor. Er kann als getreues Augenblicksbild des Schreibers gelten. Die Schrift zeigt kraftvolle Grundstriche, Lebhaftigkeit mit genialem Schwung der Buchstabenendungen. Das warme Empfinden des Dichters bekundet die sehr nach rechts sich biegende Schrift. Und die vielfach in seinen Manuskripten eigenartig umgekehrt gezeichneten u-Haken sowie der ganz willkürlich an das große F unverbunden beigefügte Haken, auch der in dem Wort „Weimar" völlig freigebildete große Bogen ... diese Zeichen mit noch anderen Sondermerkmalen zeugen für die dichterische Phantasie, die dem Schreiber mannigfache, wechselnde Hirnbilder vorzaubert.

Das harmonische Höhenverhältnis zwischen Majuskeln und Minuskeln, die Verbindung und dazwischen Trennung von den Buchstaben eines Wortes spiegeln auch hier seine vorwaltende Vernunft und Logik. Einzelne stark nach rechts gebogene Oberschleifen einiger Buchstaben sind der Ausdruck der Leidenschaft. Und das gesamte Schriftbild prägt eilende, vorwärtsdrängende Gedanken aus. Daß ihn nicht die sonst oft packende Leidenschaft, sondern auch Humor bei diesem Brief beherrschte, dafür stimmen Inhalt und Schriftzeichen überein. Er schreibt: „Wenn ich wieder auf die Erde komme, will ich die Götter bitten, daß ich nur einmal liebe, und wenn Sie nicht so feind dieser Welt wären, wollt' ich um Sie bitten zu dieser liebenden Gefährtin." — Zwischen diesen Liebesempfindungen redet Vernunft und Vorsicht zugleich, jedoch humorvoll ausgedrückt. Für die Vorsicht sprechen eingefügte, nicht erforderliche Interpunktionen, wie ein Ausrufungszeichen und zwei kleine Bindestriche mit einem Punkt darüber.

Digitized by Google

Man kann in Goethes Manuskripten mehrfach derartige absonderliche, unmotiviert erscheinende Merkmale beobachten. Sie beweisen, daß er noch mehr Gedanken in das Schriftstück hineinlegt, als er in Worten ausdrückt. Sie geben dem Leser zu raten und Anlaß, über das Mitgeteilte weiter hinauszudenken. Auch das entspricht Goethes Charakter, der sich nicht erschöpfend seiner Mitwelt offenbarte, weil sein weitblickender Genius fühlte, daß er nur von einem auserlesenen Teil seiner Zeitgenossen verstanden wurde, die er im Wissen wie durch seine dichterische Kraft hoch überragte. Er war sich auch bewußt, nicht nur für die Gegenwart, sondern Unsterbliches zu schaffen.

Als wertvolles Studium seiner Handschrift aus später Lebensperiode gestaltet sich das Manuskript von 1814 und 1815: Goethes eigenhändige Reinschrift des „Westöstlichen Diwan" ... aus dem Goethe-Archiv. (Als Faksimile herausgegeben von Konrad Burdach, Verlag: Goethe-Gesellschaft, Weimar. 1911.) In diesen 28 Einzelblättern beweist die Schrift unter den sich wiederholenden Merkmalen, wie sich Goethes Genius in voller Kraft bis in sein Alter immer neu entfaltet.

Der kühne Schwung in den Majuskeln, z. B. auf Tafel VII, zeigt Phantasie, die starke Schrift geistige Kraft, die weit auslaufenden Endungen des letzten Buchstabens einer Zeile sowie die langen, und gefällig gebogenen Unterschleifen am kleinen g, z und h, ebenso das einfach geformte große S, W, R und A ... alle bekunden den feinen Kunstsinn des Meisters in dem Gedicht:

„Hab ich euch denn je gerathen
Wie ihr Kriege führen solltet?
Schalt ich euch nach euren Thaten
Wenn ihr Friede schließen wolltet?"
usw.

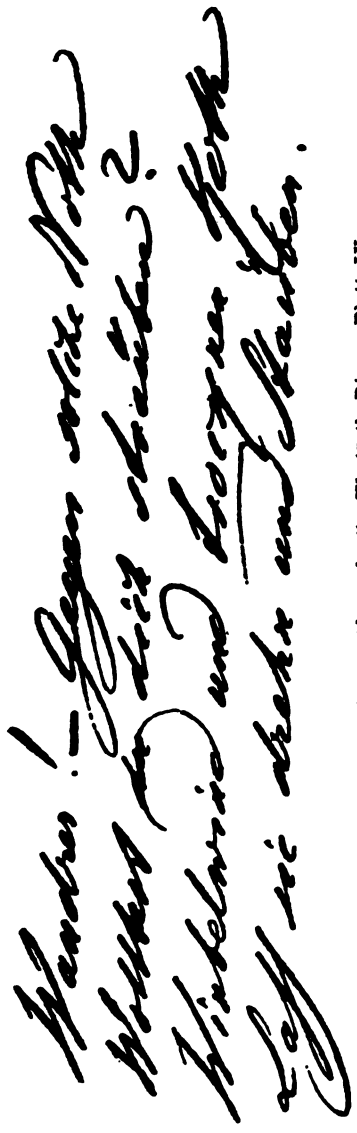
Wechselt die Stärke der Schrift wohl in jedem Gedicht, so wiederholen sich alle hervorleuchtenden Merkmale für Liebe, Leidenschaft, Logik und für höchst beschwingte Phantasie in sämtlichen Einzelmanuskripten dieser dichterischen Sammlung.

Das Blatt „Fragment", welches mehr eine Verbesserung und Ergänzung darstellt, bietet für den Schriftpsychologen manches Beachtenswerte. — Goethe hat dieses mit spitzerer Feder und deshalb in besonders feiner Schrift ausgeführt, während er die Mehrzahl der anderen Gedichte mit weicherer Feder und dadurch mit kräftigeren Strichen schrieb. Dennoch zeigt dieses Fragment, trotz feiner Schrift, kraftvolle Grundstriche. In den Buchstabenformen prägt sich der kühnschaltende Genius ebenfalls, wie in den anderen Gedichten des „Diwan", aus.

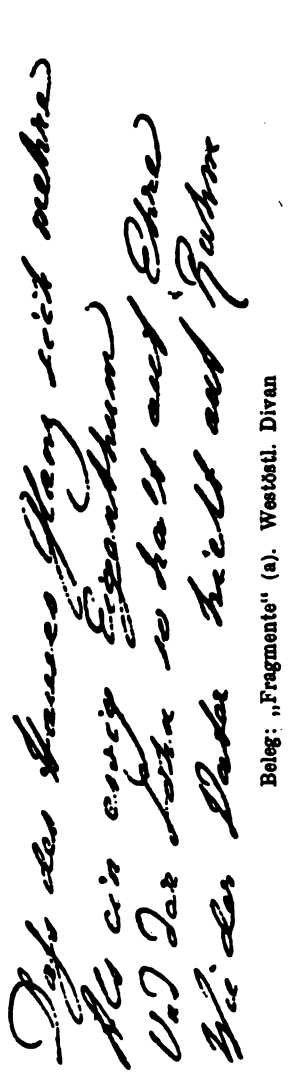
In dieser Gedichtsammlung zeigen sich mehr als in den meisten anderen Manuskripten weit ausholende oder endende schwungvolle Striche als

Digitized by Google

Beiwerk der Majuskeln. Sie reden für die neuerwachte Jugendkraft des Dichters. Von dieser bezeugte er ja selbst freudig im Jahre 1828 Ecker-



Beleg: „Wandrers Gemüthsruhe". Westöstl. Divan, Blatt IX

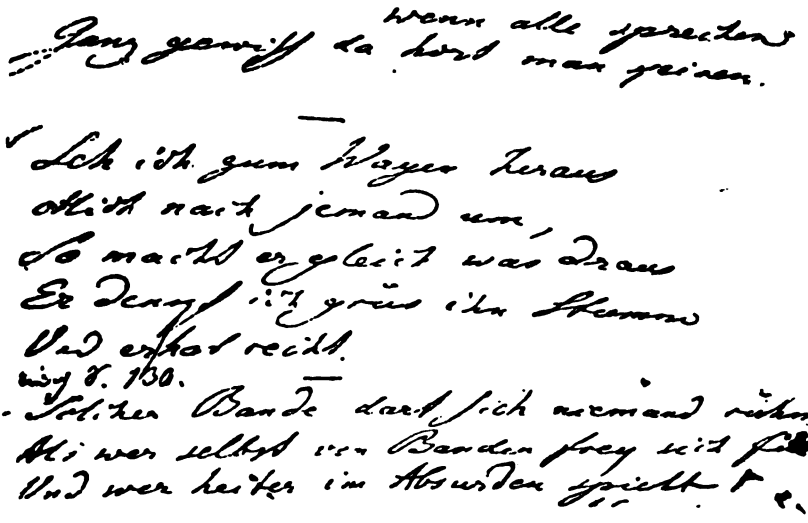


Beleg: „Fragmente" (a). Westöstl. Divan

mann: „Als mich vor zehn, zwölf Jahren (richtiger: dreizehn, vierzehn Jahren), in der glücklichen Zeit nach dem Befreiungskriege, die Gedichte des Diwan in ihrer Gewalt hatten, war ich produktiv genug, um oft an

Digitized by Google

einem Tage zwei bis drei zu machen; und auf freiem Felde, im Wagen oder im Gasthof, es war mir alles gleich."
Jedes beschriebene Blatt dieser Gedichte gibt wohl ein Augenblicksbild wieder von dem, das seinen Geist und sein Gemüt erfüllte. Und im Zusammenhang überblickt, erkennt man, wie tief und nachhaltig seine Phantasie von diesem Kunstwerk beseelt war.



Beleg: „Fragmente" (b). Westöstl. Divan, Blatt XXVIII

Bleibt aus Goethes Handschrift ersichtlich, wie er während seines ganzen Lebens durch innere, wechselnde Kämpfe ging, so tritt zugleich in vielen Schriftmerkmalen seine nach Wahrheit, Licht und nach innerer Harmonie strebende Seele, in sieghafter Weise aus dem Ringen endlich hervorgehend, deutlich zutage.
Damit bewahrheitet er an sich selbst sein im Alter im Divan geprägtes Wort:

„Und so lang du das nicht hast
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde."

Durch zielbewußtes Ringen und Streben, durch Sterben und Werden soll sich die Wiedergeburt fortgesetzt im Menschen vollziehen.

Ergibt diese graphologische Analyse nur ein flüchtiges Bild von dem großen Charakter des gewaltigen Geistesheros, so muß betont werden, daß das reichlich vorhandene Manuskriptmaterial noch eingehender heranzu-

Digitized by Google

ziehen und zu zergliedern für Goethe ein Buch füllen könnte. Hierbei wäre seine Schrift vor allem auch nach dem verschiedenen Inhalt: dichterische, wissenschaftliche Werke, Briefe, je an verschiedene Personen gerichtet und auch schließlich seine ministeriellen Unterschriften und Aktenrandbemerkungen gesondert und vergleichend zu untersuchen. Aber selbst diese Arbeit würde nichts überraschend Neues an das Licht bringen. Wir fänden nur die Bestätigung dafür, daß kleinere Geister, die sich befleißigten, diesen großen Genius zu erforschen, immer auf Schranken stoßen würden ... auf unergründliche Tiefen, die aus seinen gewaltigen Werken nur zu ahnen bleiben. Es wäre ein vergebliches Beginnen, durch vergleichende Analysen von Schrift und Inhalt den Schleier lüften zu wollen, um die verborgen gehaltenen Geheimnisse der Geistesschöpfungen des großen Meisters zu erspähen.

Psychologie der Orgie

Von Emil Lucka

Unentrinnbar ist uns verhängt: immer höher hinauf zu wachsen, die Fülle der Welt zu ordnen, zusammenzubinden, zu filtern und mit der Gewalt der Menschenseele, die wir Persönlichkeit nennen, allen Stoff in eine neue, einheitlich große, dicht zusammengeschweißte und geformte Statue zu zwingen. Das ist unsere Bestimmung und das ist unsere höchste Freude: uns zu sättigen an Welt und schöpferisch mitzuarbeiten am Bau der Kultur. Für viele der Besten ist solches Tun selbstverständlich, und wo sich ein Bruch fühlbar macht, wo die Kräfte lahmen und versiegen, dort brennt der Schmerz der Unzulänglichkeit. So kann zwar Tragik die Kraft umwittern, die Einheit, Erfüllung und Persönlichkeit begehrt; die Richtung des Wollens selbst jedoch ist ungebrochen, kein Zweifel beirrt den befohlenen und doch frei erwählten Weg.

Bedenken aber diese hohen Geister manchmal in einsamer Stunde: ob sie sich nicht vielleicht allzu unbedingt den heiligen Mächten des Lichtes, der Schöpfung und aller Kulturwerte anvertraut haben? Eine seltsame Gefahr bedroht sie ja, über die kaum einmal gesprochen wird: abgeschnitten zu werden von den dunkeln Strömen der Tiefe, die sich nicht rufen lassen, nicht mehr verbunden zu sein mit den dämonisch-urhaften Gewalten — sie vielleicht nicht mehr zu fürchten, weil man schon zu hoch hinaufgestiegen ist in die klare Ordnung einer gesitteten Welt, und sich nicht mehr bedroht fühlt vom Chaos. Vielleicht noch von einer Leidenschaft, einer Angelegenheit persönlichen Erlebens, die den Weg des Geistes quert, aber nicht mehr von den dunkeln Mächten der Unterwelt, die noch jenseits der Persönlichkeit stehen und jenseits ihres objektiv gewordenen Gegen-

Digitized by Google

bildes, der Kultur; die personlosen Urkräfte gähren ungeschieden in Erde, Tier und Mensch.

Andere reichen nicht weniger hoch, aber noch schlägt unsichtbar um ihre Wurzeln erstes Branden, das niemals erhellt, niemals wirklich gefaßt werden kann. Sie kommunizieren nicht nur mit der vertrauten Lichtwelt, in mancher Stunde auch mit namenlosen Tiefen. Solche Fesselung ist voller Gefahr, ist verdächtig dem hohen und reinen Sinn, der mit Widerwillen fortblickt. Man darf die Strömungen der Tiefe verabscheuen — und doch sind sie Bürgen, einzige Bürgen, daß noch Urstoff, Quellstoff, Erdstoff die Seele nährt (es wäre denn, daß wahrhaft heilige, durchaus nur im Licht gekelterte Menschen sein können). Uns allen lebt im Gefühl das Unmittelbare, aber das Gefühl ist innerhalb der Grenzen der Persönlichkeit beschlossen. Es treibt als Liebe ihre edelsten Blüten, gewinnt aus persönlicher Kraft in Schauen und Gestalten des Künstlers echte Kommunion mit dem Kosmos. Tiefer hinab zu Bereichen, wo nicht Gestaltung und schon gar nicht Persönlichkeit sein kann, wo nur dunkel und formlos das Leben flutet, mag zuzeiten der Strom, der den Menschen trägt, trübend die Helle des Geistes, brechend die reine Gestalt, zu den verschütteten Quellen absinken, erschreckend — und doch heimlich begehrt. Wir könnten nicht bestehen, wenn nicht rhythmisch im Schlaf unsere Persönlichkeit auslöschte, neue Kraft zu finden für ihr Werk. In großer Liebe wiederum kann ein Mensch ersehnen, sich völlig in einen andern zu lösen, sich selbst hinzugeben im Gefühl, höchste Gipfelung, Persönlichkeit ganz — unverwechselbar sind ja Liebender und Geliebte. In mancher Stunde aber wird die Seele von anderer Fühlung überwältigt, „der Reiher Vergessenheit rauscht durch den Saal", wie es in der Edda heißt; mit Haschisch und Opium löscht sich der Orientale selbst aus. Rausch und Orgie sind eines: Hinsinken der Persönlichkeit ins unpersönliche Leben, Enden des Kosmos im Chaos.

Wo nicht Persönlichkeit und Kosmos bestehen, höchste Tat des Menschen, dort gibt es auch nicht Orgie und Rausch; der kleine Beamte, der sich am Tag des Gehaltes ein bißchen betrinkt, die Dirne, die vom Laster der Männer lebt und sich vielleicht orgiastisch gebärdet, sie können davon nichts ahnen, sie treiben ja nur ihre natürliche Neigung, ihren Beruf ein bißchen weiter als gewöhnlich, ein Umbruch findet nicht statt. Nur wo sich wahrhaft gegründete Persönlichkeit einmal hinwirft — kulturlos, kulturwidrig, selbstzerstörerisch im tiefsten — sich völlig löst ins uferlose, formlose, wertlos strömende Leben — wie wenn sich eine Fichte in einen Haufen Brennholz verwandelt, sozusagen — dann tritt jener Zustand ein, den man orgiastisch nennen darf. Von einer Klippe ins stürmende Meer hineinspringen und betäubt werden zu einem dumpfen Umsichschlagen, das doch voll starker Lust ist — verwandter Kreis des Fühlens. Unterhal-

Digitized by Google

tung, die bis zum Überdruß gesteigert wird, eine Liebesfeier, die nicht endet — es sind keine Orgien. Die ungeheure Gefahr für das Höchste, was Menschen besitzen und für jeden Menschenwert: Weisheit, Ordnung, Gestalt, Gesittung, Reinheit, muß gefühlt — und als Gefahr genossen werden. Der Staat, Hüter des geordneten Lebens, kann freilich nicht dulden, daß Anarchie sich recke; allein man mag ahnen, wie ein Mensch größer und stärker aus der Lösung und Zerstörung seiner selbst aufersteht; mit neuen Kräften des Chaos ernährt, kann er vielleicht aus solcher seltener Erneuerung heraus, die mächtiger ist als der Schlaf, „einen tanzenden Stern gebären". (So hat es Nietzsche gemeint, er hat seine Orgien in der Phantasie gefeiert).

Den Menschen, die in mittleren Bereichen zuhause sind, ein wenig nach oben schwankend und ein wenig nach unten, fehlen durchaus Intensität und seelische Spannung, die solches Fühlen schaffen. Sie mögen gleiches tun wie jene anderen — und sie merken den Unterschied nie —, es bleibt doch immer Amüsement, d. h. ein vergnügtes Beharren im Bereiche des Wohlseins. Nur wo der Sturz in die Tiefe ungeheuer, die mittlere Sphäre völlig durchglitten, Wertvollstes tragisch zunichte wird, nur dort kann von einem orgiastischen Zustand gesprochen werden. Je weniger durch Persönlichkeitsbande verknüpft, je fremder die Teilnehmer einander sind, desto eher mag sich die gebotene Situation ergeben. Auswahl eines Partners — eine individuelle Handlung also — wäre widersinnig, Promiskuität bleibt einzige Möglichkeit.

Urhaftes Menschheitssein regt sich jäh und erschreckend. Nicht mit der Lektüre arkadischer Hirtengedichte oder der Erinnerung an blonde Bestien erwacht der Wunsch „zu sein wie sie"; formlos und ganz unverständliche Gewalten steigen im Blut auf, versunkene Kulte und Mythen, ja vielleicht Reflexe eigenen Embryodaseins, wo der werdende Mensch ohne Grenzen noch Bewußtsein ins Nährwasser gebettet ist, mit dem Mutterleibe kommuniziert. Erdwurzeln sind Zeitwurzeln zugleich, sie senken sich in Kreise früherer Menschheit hinab, deren Lebensformen wir vergessen haben, die aber doch mit rätselhaftem Atavismus einmal in unser Blut langen. In Griechenland zum erstenmal mußte, was das alte Asien als offenen Kult gepflegt hatte, verborgen werden in die Mysterien, die man nur selten beging. Denn in Griechenland zum erstenmal ist der Mensch frei hervorgetreten, hat das Chaos Asiens hinter sich gelassen, hat sich, Sohn himmlischer Lichtgötter, mit plastischer Kraft abgegrenzt gegen die Welt. Er wollte nicht mehr den Erdentiefen allein entsprossen, vielmehr von Göttern gezeugt sein, begehrte teilzuhaben an ewigen Ideen. Aber das dunkel Strömende ist dagewesen, hat Unruhe geschaffen, die Klarheit des hinaufblickenden Kulturwillens getrübt. Und so verbirgt die Weisheit der Griechen, die ihresgleichen nicht wieder gefunden hat, die

Digitized by Google

Erdenkulte in den Mysterien, empfängt ahnend die Worte der taumelnden Priesterin, die von aufsteigenden Erddünsten verzückt wird, setzt neben die olympischen Gottheiten den Dionysos, der den Rausch lehrt und im Geleit orgiastischer Frauen erscheint. Was bei uns heimlich und versagt, kaum Wirklichkeit, mehr Ahnung sein kann, das ist dort eine Einrichtung des Kultes und des Staates gewesen; die chthonischen Gottheiten, die noch immer unter der Erde walten, werden in den Mysterien, staatlich anerkannten Orgien, gefeiert. Hier darf sich der Grieche, der von Platon zu den Ideen hinaufgeführt worden ist, selbst opfern, mit Askese und Wollust bringt er die werdende Persönlichkeit immer aufs neue den Mächten der Tiefe dar. Wer eingeweiht ist in die Mysterien, der hat höhere Weisheit gewonnen, ist orphisch gefeit gegen den Untergang, der der Seele im Tode droht (vgl. hierzu „Urgut der Menschheit"), er hat sich ja dem unerschöpflich quellenden, dem personlosen All-Leben vermählt.
Die gestaltende Genialität der Griechen schafft eine Form für den Menschen als Naturwesen, der jubelnd zurückgesunken ist in die große Umarmung: Pane und Nymphen; nicht individualisierte Einzelwesen, die einen Namen tragen, vielmehr Unpersönliche, Namenlose, Bäumen, Flüssen, Höhlen verbunden; und im Neapler Museum sieht man die Vermischung von Halbgott und Tier. Die Orgie ist in Griechenland Kult der namenlosen Unterirdischen gewesen, im alten Asien, das noch triebhaft gelebt, noch nicht die Persönlichkeit des Menschen gewonnen hatte, rechtmäßiger Gottesdienst; uns ist sie ein abseitiges, verheimlichtes und unwürdiges Tun. Hier liegt höchste Tragik: daß wir Persönlichkeit sein müssen, daß uns alles Große nicht anders möglich ist als in ihrer Form; und daß wir jede Wurzelung verlieren und künstlichen Wesen ähnlich werden, wenn wir völlig die Nabelschnur abschneiden. Daß wir verachten müssen, was den Stärksten doch nötig ist, und daß wir bewundern, was nicht in sich bestehen kann . . .
Es ließe sich viel sagen über bedeutende Geister, die ungewurzelt hinwehen; über andere, Richard Wagner etwa, der eine tellurisch versenkte Natur gewesen ist (am Beginn des „Tannhäuser" wird das einzige Mal eine Orgie in völlig künstlerischer Bewältigung gezeigt); und er hat doch, vom Persönlichkeitskult der Zeit innerlich überwältigt, alles unpersönliche Sein (als Kundry verkörpert) und damit wesentliche Wurzeln eigener Kraft, bereut und verflucht. Noch unvergleichlich schwieriger als für Männer ist die Orgie für Frauen unserer Zeit; nicht leicht werden sie vom Sturz ins Chaos so völlig wieder auferstehen — und doch verlockt es manch eine, die zu den Höhen gestiegen ist. Die anderen stürzen ja nicht, sie rutschen nur allmählich und bleiben meistens liegen, wo sie einer hat liegen lassen. Bei Menschen, die gesellschaftlich oder erotisch festgelegt sind — Hochgestellten oder Verheirateten etwa — kann die

Digitized by Google

Spannung von gegipfelter Persönlichkeit zum ungestalten Chaos durch jene andere Spannung ersetzt werden, die darin besteht, daß man von der gesellschaftlich sanktionierten Leiter herabspringt, vom innerlich anerkannten und heilig geachteten Bunde abfällt. Hier erkennt man die Gefahr für das künftige Leben schärfer; und man wird die nicht tadeln können, die um eines innerlich und äußerlich gefesteten Daseins willen auf anderes verzichten — was manchem doch auch wesentlich ist; die eine Halbheit lieber im tiefsten Kern klaffen lassen als in den Regionen bewußter Lebensgestaltung weiterschleppen.

Nicht nur eine hoch gesteigerte Persönlichkeitswelt kann ihren Selbstmord begehren, auch die geordneten Regionen des bürgerlichen Berufes und Alltags bergen die Sehnsucht nach vorübergehender Entspannung, nach Aufhebung aller Regeln und Pflichten — bescheidenere Lösungen bei geringeren Intensitäten. Es liegt zuletzt in der beschriebenen Richtung, daß wir alle einmal etwas Abenteuerliches erleben wollen, in fremde Länder reisen, unglaubwürdige Bücher lesen, auf einem Ball neue Menschen finden. Wir möchten einmal unbeschwert von Erinnerung und Pflicht sein, uns selbst durch die Finger sehen — um bald wieder brav am gewohnten Strang zu ziehen (denn diese Gewißheit darf nicht fehlen). Die anständige Frau, die sich hinter einer Maske versteckt, die, an einen fremden Mann geschmiegt, herumgetragen wird im Tanz, mit ihm trinkt, hofft etwas von den Schauern des Abenteuers, der Orgie zu erleben — läßt sich (ein kleines Stückchen weit) wollüstig gleiten. Das wahllos herrschende „Du" der Redoute will alle Fremdheit, gesellschaftliche Stellung, persönliche Sonderheit ausgleichen. Selbst der Spießbürger, der sich zum Bier setzt, begibt sich auf eine Reise ins Märchenland, der Exzess verläuft hier in den Bahnen bürgerlicher Ordnung. Man könnte die jährlich wiederkehrenden Ballfeste — das Münchener Faschingstreiben besonders — mit den eleusinischen Mysterien parallel setzen — und man spürt schon die Verdünnung und Vermittelmäßigung unserer Welt.

Gegen das graphologische Pfuschertum

Zugleich in eigener Sache

Von Ludwig Klages

1. Vorbemerkung

Da ich in diesem Aufsatz auch in eigener Sache zu sprechen habe, muß ich mich wohl oder übel der leidigen Ich-Form bedienen. Dabei ist nicht zu vermeiden die Vorlegung eines Materials, das unmittelbar mehr zur Charakteristik bestimmter Personen als der Sachlage beiträgt, gleichwohl deswegen unentbehrlich ist, weil sich die Sache nicht kennzeichnen läßt ohne Kennzeichnung mindestens solcher Vertreter der Sache, die sich auf das Rühren

Digitized by Google

der Reklametrommel verstehen und dadurch im breiten Publikum irrige Vorstellungen wachzurufen in der Lage sind. Es sei aber betont, daß meine Ausführungen einem öffentlichen Interesse ersten Ranges und zumal dem Interesse der Rechtspflege dienen. Wem es dabei weniger um die Begründungen als um das Ergebnis zu tun ist, der kann sich damit begnügen, den „Appell an die Justizverwaltung" zu lesen, mit dem ich meinen Aufsatz beschließe.

2. Die Pfuscher

Als ich vor rund dreißig Jahren mit meinen charakterologischen Forschungen begann und im Gegensatz zur damals herrschenden Richtung die Wissenschaft vom Ausdruck sowie insbesondere die Psychologie der Handschrift als unschätzbares Hilfsmittel der Charakterforschung heranzog, lagen die Dinge etwa folgendermaßen. Äußerte man in gebildeter Gesellschaft, man glaube an die Möglichkeit einer Erschließung, wenn nicht gradezu des Charakters, so doch wichtiger Charakterzüge aus der Handschrift, so begegnete man unter zehn Malen neunmal einem skeptischen Lächeln, worauf bestenfalls von den üblichen Einwänden diejenigen zu folgen pflegten, die sich von der Straße auflesen lassen: man schreibe verschieden mit verschiedenen Federn, in verschiedenen Stimmungen, ferner mit dem Alter, oder auch die Handschrift hänge von der Schreibmethode ab, die man in der Schule gelernt habe, oder gar von der schreibenden Hand. Hätte aber damals in ebensolcher Gesellschaft gar einer zu äußern gewagt, er glaube an Astrologie, so würde man ihn — und übrigens mit Recht — nicht länger ernst genommen haben. So etwa stand es vor dreißig Jahren, wenigstens in Deutschland.

Für jemanden, der wie ich mit wenigen Genossen selbständig neue Forschungswege beschritt, war das ja nicht grade aufmunternd, und es gehörte ein gewisser (moralischer) Mut dazu, eine „Deutsche graphologische Gesellschaft" ins Leben zu rufen, und noch mehr entsagungsvolle Geduld, Jahre und Jahre lang die mühsam erarbeiteten Forschungsergebnisse lediglich einem kleinen, über die Erde verstreuten Kreise Ähnlichgesinnter vorlegen zu dürfen ohne jedes Äquivalent und ohne den mindesten Wiederhall, sei es im Publikum, sei es gar in der „Wissenschaft". Aber die wenigen Männer, die sich damals nach ihrer Gesinnung zusammengefunden hatten — außer mir selbst vor allem Meyer und Hans H. Busse, der die Anregung gab und sich ein wenig aufs Organisieren verstand — verschmerzten das leicht, weil sie getrieben wurden von einer leidenschaftlichen Liebe zur Sache, die je länger je mehr sich belohnt fand durch unbezweifelbare Entdeckungen. Und so wurden denn nicht nur für die von Michon inaugurierte „Graphologie" die Grundgesetze ermittelt, welche die Abhängigkeit der persönlichen Schreibebewegung von Zuständen der Seele und somit indirekt von der Charakterbeschaffenheit beherrschen, sondern es gelang auch weit darüber hinaus der Unterbau einer Wissenschaft vom Ausdruck schlechthin, wie ihn ein Darwin, ein Piderit zwar erstrebt hatten, aber noch nicht zu leisten vermochten. Endlich ist dadurch die Wissenschaft vom Charakter in einem Ausmaß gefördert worden wie noch niemals zuvor.

Daß die Epigonen von heute die Früchte pflücken (die ihnen ja aus mehreren

Digitized by Google

Werken zugänglich) und dabei gewöhnlich so tun, als ob die auf ihren Geistesbeeten gewachsen wären, ist zwar nicht hübsch, möchte aber hingehen, wofern diese Pflücker nur überhaupt wüßten, was sie in Händen halten; und es sollte ihnen dreimal verziehen sein, wofern sie das Erbe zu wahren und zu mehren sich bemühten. Dazu aber, um von Begabungsmomenten hier abzusehen, müßten sie ebenfalls mindestens Sachinteresse besitzen. Statt dessen werden jene Befunde schändlich mißbraucht von skrupellosen Geschäftemachern. Wie sich versteht, gibt es Ausnahmen, allerrühmlichste Ausnahmen; im großen und ganzen jedoch sieht es jetzt so aus.

Das Publikum, und zwar die Gebildeten eingerechnet, ist derzeit geneigt, dem gröbsten Aberglauben zu frönen. Von den kulturpsychologischen Gründen dafür seien hier nur die wichtigsten gestreift. Der sogenannte Weltkrieg mit seinen wirtschaftlichen Folgen hat mehr oder minder allen beteiligten Völkern schwere Enttäuschungen gebracht: unzählige Herzensbande sind zerrissen durch die Menschenverluste der Kriegs- und Nachkriegsjahre — die Erwerbschwierigkeiten haben sich ungeheuerlich vergrößert — viele wirtschaftlich früher unabhängige Personen sind heute zu härtester Arbeit und äußerster Einschränkung verurteilt — die breiten Massen leben freudloser und folglich unzufriedener als früher. Noch je und je aber ging mit schweren Allgemeindepressionen ein Hang zu Mystizismus und Aberglauben einher. — Und dazu kommt etwas anderes: Diplome, Zeugnisse, Titel haben aus naheliegenden Gründen heute nicht mehr völlig den gleichen Wert wie vor dem Kriege. Die Großindustrie insbesondere sieht sich nach neuen Mitteln der Menschenkenntnis um, durch die sie sich rascher und zweifelsfreier als mittels bloßer Bescheinigungen der Tauglichkeit eines Stellenbewerbers versichere. Psychotechnik, „Tests" und tausend sonstige Eignungsprüfungen haben Hochkonjunktur. Wie konnte es da ausbleiben, daß geschäftstüchtige Leute bemerkten, mit Wahrsagerei lasse sich „Geld machen!" Denke ich heute an die Skepsis der neunziger Jahre zurück, so erscheint sie mir als paradiesischer Zustand, verglichen mit der kritiklosen Glaubensbereitschaft der Gegenwart! Wurde man damals unter Gebildeten als intellektuell minderwertig belächelt, weil man eine Psychologie der Handschrift für möglich hielt, so wird man heute als ein Rückständiger belächelt, wenn man für Humbug erklärt die — Astrologie! Den Zweiflern konnte man Gründe und Tatsachen entgegenhalten, den Glaubensgewissen nicht, weil sie voraus überzeugt sind dank einer Gemütsverfassung, für die der Wunsch der Vater des Gedankens, das heißt des Fürwahrhaltens ist. Keineswegs nur im „Volke" holt man sich massenweis über Krankheiten vermeintliche Aufschlüsse von Wasserbeschauern, Augendiagnostikern, Haarkundigen usw., über Charakter, Schicksal, Zukunft, Konjunkturen, „kritische Tage" von Chiromanten, Astrologen, Phrenologen, von Kartenschlägerinnen, „Hellsehern" oder Meistern des „siderischen Pendels!" Und ein Heer kluger Profitmacher steht, wie aus dem Boden geschossen, bereit, dem „gesteigerten Bedürfnis" zu entsprechen! Etwas Schlimmeres aber könnte und kann der echten Ausdruckslehre und Charakterkunde garnicht begegnen. Nach einiger Zeit wird die Enttäuschung und Ernüchterung bestimmt nicht ausbleiben, und dann steht zu erwarten, daß man wieder einmal das

Digitized by Google

Kind mit dem Bade ausschüttet und die ernst zu nehmenden Forscher entgelten läßt, was die Pfuscher und Stümper verbrochen haben! Durch den Mißbrauch der Wissenschaft ist zwar zunächst die Allgemeinheit, in zweiter Linie aber die Wissenschaft selber gefährdet. — Wir geben von solchem Mißbrauch einige Beispiele aus dem Bereich der Graphologie.

Verhältnismäßig am harmlosesten sind solche „Graphologen", die sich selber „Hellseher" nennen und, unterstützt von einer willigen Sensationspresse, in die Welt hinausposaunen, sie könnten einem Menschen ansehen, welche Handschrift er schreibe, oder seiner Handschrift, an welcher Krankheit sein Großvater gestorben sei. Wer darauf hereinfällt, verdient nichts Besseres. Auch ist ja niemand in Gefahr, dergleichen angebliche Leistungen mit wissenschaftlichen Leistungen zu verwechseln. — Schon etwas weniger harmlos ist es, wenn im Laufe der letzten Jahre z. B. dies oder jenes graphologische Lehrbuch erschien, das sich bei genauer Prüfung als eine Art verwässerter Abschrift meines Werkes „Handschrift und Charakter" erwies; denn, da der Verfasser nebenher natürlich eine graphologische Auskunftei unterhält, so ist sein Buch geeignet, eine nicht begründete Zuversicht auf sein diagnostisches Können zu erwecken. — Recht bedenklich liegt dagegen bereits folgender Fall. Ein Graphologe G. in F. bewirbt sich bei einem Jugendgericht um diagnostische Mitberatung. Um sein Können zu erproben, läßt man ihn mehrere Handschriften begutachten. Eines der Gutachten wirkt nach Darstellungsart wie Inhalt besonders bestechend. Zufällig bekommt es jedoch ein Gelehrter in die Hände, der mit meinem Buche „Handschrift und Charakter" aufs genaueste vertraut ist, und siehe da — es zeigt sich, daß vier Fünfteile des Gutachtens die wortwörtliche Abschrift eines der graphologischen Charakterbilder darstellen, die ich im 12. Kapitel des genannten Buches veröffentlicht habe! — Weit schlimmer aber als solche Entgleisungen sind die schauerlichen Zeitungsreklamen und leider sogar Zeitungsaufsätze, mit denen das ahnungslose Publikum von Leuten überschüttet wird, die — mit oder ohne guten Glauben — von der Leistungsfähigkeit graphologischer Wissenschaft völlig phantastische Meinungen zu hegen scheinen.

Da schreibt etwa einer über „Sadismus in der Schrift!" Ein Versicherungsbeamter macht sich anheischig, das Lebensalter des Menschen aus der Handschrift vorauszubestimmen. Eine Frau B. in M. versendet „Empfehlungskarten", auf denen wörtlich zu lesen: „Charakterbeurteilung durch (!) Handschrift auf Grund mathematischer Technik (!). Namenszug genügt (!!)". Es geht dann noch folgendermaßen weiter: „Volle Berücksichtigung psychischer Eigenart, sensibler Fähigkeiten und beruflicher Begabung." Zunächst wird also Charakterbegutachtung mittels Handschrift und Mathematik verheißen, hernach volle Berücksichtigung „psychischer Eigenart", wie als wäre das etwas anderes. — Jeder Psychologe erkennt mit einem einzigen Blick, daß dergleichen vorgebliche Kunstfertigkeiten mindestens eingebildet sind, wenn auch übrigens von verschiedengradiger Unsinnigkeit. — „Sadismus" ist keine Charaktereigenschaft, steht aber mit Charaktereigenschaften in Verbindung und hat daher wenigstens mittelbar eine Beziehung zur Handschrift. Es kann vorkommen, daß ein äußerst erfahrener Graphologe in sein Gutachten einflicht:

Digitized by Google

möglicherweise zeige der Schrifturheber einen Hang zu sadistischen Quälereien der Personen, auf die sein Verlangen sich richte; unmöglich aber wäre es, aus der Handschrift Sadismus oder auch nur die Anlage zum Sadismus herauszubuchstabieren. Was ferner das Lebensalter anbetrifft, so wird es ja ebenfalls irgendeine Beziehung zum Charakter des Lebensträgers besitzen; die aber kennt bis zur Stunde niemand. Vollends die mathematische Technik ist grundsätzlich Unsinn, und das „Namenszug genügt" enthüllt dessen odiosen Charakter!

Hat man an den Verbreitern derartiger Behauptungen in erster Linie zu beanstanden, daß sie Forschungsergebnisse zu vertreten scheinen, während es ihnen an der geringsten psychologischen Vorbildung gebricht, so gibt es aber auch noch andere Vertreter, deren Unternehmungen völlig auf der Stufe der Jahrmarktsensationen rangieren[1].

Da fordert etwa in einer vielgelesenen Zeitung ein Inserat von fast einer Halbseite Umfang und reich an Fettdruck unter der Doppelaufschrift „Das große Geheimnis" und „Ein neuer Weg zum Erfolg!" zur Beteiligung an einem „Handschriftenwettbewerb" auf. Man hat ein handschriftliches Dokument von Briefbogenseite-Größe und vier Rentenmark einzusenden, wofür man eine Charakteranalyse erhält. Die Einsendungen werden von einem „Richterkollegium" bewährter Fachleute geprüft zwecks Prämiierung des „vorzüglichsten" Charakters von Frauen und Männern. Die Preisträger, deren Namen veröffentlicht werden sollen, dürfen infolgedessen „im Leben Erfolg erwarten". Außerdem erhalten sie Ehrengaben; die weiblichen Schrifturheber z. B.: einen Hermelinschal im Werte von ..., einen Perlring im Werte von ..., eine goldene Handtasche im Werte von ... usw.; die Männer: einen Perserteppich im Werte von ..., zwei Klubmöbel im Werte von ..., ein goldenes Zigarettenetui im Werte von ... usw. Um der Sache auch eine wissenschaftliche Tünche zu geben, stellt das Institut Gratisversendung eines Buches von Professor Soundso in Aussicht zur Hebung der „Nutzanwendung der Graphologie für das tägliche Leben". So geschehen am 24. September 1924. Jedes weitere Wort der Kritik wäre zuviel.

Diese Blütenlese, die sich leicht bedeutend vermehren ließe, dürfte genügen. Der Leser fragt, was dagegen zu gebrauchen sei, und ich frage mich dasselbe seit langen Jahren. Soll der Staat die gewerbsmäßige Ausübung von Graphologie einfach verbieten? Das ginge nicht an, weil er damit nicht nur den Pfuschern den Boden abgrübe, sondern ebenso auch den gründlich vorgebildeten und erfahrenen Könnern, deren diagnostische Tätigkeit von Privatpersonen und vor allem von der Großindustrie in weitestem Ausmaß und mit vorzüglichen Erfolgen in Anspruch genommen wird. Außerdem hat sich gezeigt, daß solche Polizeiverbote praktisch nur wenig Wert haben. Die Wahrsagerei z. B., wo man ihr öffentlich das Handwerk gelegt hat, blüht heimlich nur umso üppiger. Man mag die Sache hin und her wenden wie man will, man kommt immer wieder zu dem Schluß: es sollte für den Graphologen ebenso wie für

[1] Hier sei noch darauf hingewiesen, daß solche Leute sich gern selbst den Professorentitel verleihen. Das Risiko ist gering; denn wer hätte Zeit, es jedesmal nachzuprüfen, ob der fragliche Zeitungsprofessor den angemaßten Titel mit Recht führe!

Digitized by Google

den Arzt, den Chemiker, den Philologen usw. ein Diplom oder ein Befähigungszeugnis geben, dessen Inhaber hinfürder allein berechtigt wäre, sich „geprüfter Graphologe" oder „diplomierter Graphologe" zu nennen. Möchte es dann daneben noch so viele Pfuscher geben: die ernst zu nehmenden Vertreter ihres Faches wären für jedermann ohne weiteres kenntlich. Ehe ich davon spreche, welche Schwierigkeiten nun wieder einer solchen Diplomierung im Wege ständen, lege ich hier das Prüfungsschema vor, womit ich vor anderthalb Jahren dem „Deutschen Bunde der gerichtlichen Schriftsachverständigen und Berufsgraphologen" unter die Arme zu greifen suchte, leider umsonst, wie man hören wird.

3. Entwurf eines Schemas zur Tauglichkeitsfeststellung für graphologische Deutungsausübung

I. — Die Prüfung sollte eine lediglich technische und müßte alsdann natürlich eine ausschließlich schriftliche sein, und zwar dieses schon deshalb, damit die Leistungen jederzeit dokumentarisch belegt werden könnten.

Begründung: a) Es kommt nicht darauf an, die Ansichten des Examinanden zu ermitteln, sondern sein Können, und das kann nur durch praktische Erprobung geschehen.

b) Eine theoretische (mündliche) Prüfung könnte nur von einem durchgebildeten Psychologen abgenommen werden; ich zweifle aber, daß ein solcher unter den Mitgliedern der Prüfungskommission zu finden ist. Denn mit dem Abfragen von ein paar Schrifteigenschaften wäre natürlich nichts getan. Die kann schließlich jeder Sekundaner in vier Wochen auswendig lernen; womit aber nicht gesagt wäre, daß er das mindeste von graphologischer Technik verstände!

c) Endlich, da heute auf dem Gebiete maßlos dilettiert wird, könnten dabei eigentlich nur drei Autoren zugrunde gelegt werden, nämlich Preyer, Meyer und Klages. So wertvoll es aber auch wäre, festzustellen, ob der Examinand wenigstens diese drei gründlich studiert habe, so wüßte man damit über sein praktisches Können doch immer noch nicht Bescheid. Aus diesen Gründen halte ich eine theoretisch-mündliche Prüfung vorderhand für verfrüht und unzweckmäßig.

II. — Zum Zweck der schriftlichen Prüfung wären dem Examinanden mindestens zehn Handschriften zur Begutachtung zu überweisen: fünf männliche und fünf weibliche. Diese Anzahl dürfte nach meinen Unterrichtserfahrungen zur Gewinnung eines Urteils über sein Leistungsvermögen aber auch genügen. Dabei sollte die Auswahl der Handschriften nach folgenden Gesichtspunkten getroffen werden:

a) Neben Schrifturhebern von mittlerer oder teilweise selbst hoher Bildungsstufe sollten sich mindestens zwei Schrifturheber der untern Bildungsstufe (Dienstmädchen, Tagelöhner, sonstige Handarbeiter, wie Gärtner, Chauffeure usw.) darunter befinden.

b) Eine Handschrift sollte so ausgewählt sein, daß sie vom Gutachter beanstandet werden müßte (z. B. sehr starke Affektschriftprobe oder ganz unausgesprochener Duktus eines sehr Jugendlichen oder eklatanter Schreibkrampf usw.).

Digitized by Google

c) Von jeder Schriftprobe müßten mindestens vier tintengeschriebene Seiten, besser aber überhaupt zwei Schriftstücke vorgelegt werden.
d) Es wäre nach Kräften zu vermeiden, daß der Inhalt der Schriftstücke Schlüsse auf den Charakter gestattet.
e) Besonders wünschenswert wäre es, wenn mindestens ein Prüfungsmitglied, noch besser deren zwei, einige der Schrifturheber auch persönlich kennen würden, damit sie imstande wären, die Feststellungen des Examinanden nicht nur mit ihrer eigenen Auffassung der Handschriften, sondern auch mit den Erfahrungen zu vergleichen, die sie mit den Schrifturhebern gemacht hätten. Doch wären aus leicht ersichtlichen Gründen die Handschriften von Verwandten oder sonst sehr nahestehenden Personen auszuschließen.
f) Die Handschriften dürften teilweise auch Namensunterschriften tragen, aber möglichst unleserliche oder nur Vornamen. (Gründe selbstverständlich.)
g) Unbedingt zu vermeiden wären natürlich Schriftproben von öffentlich bekannten Persönlichkeiten.
h) Falls es sich um mehrere Prüfungsmitglieder handelt, so hätte die Auswahl der Handschriften nach gemeinsamer Beratung und Beschlußfassung zu geschehen.
i) Endlich ist es von höchster Bedeutung, daß jedes Prüfungsmitglied die eingereichten Gutachten selbständig und allein prüfen und darüber ein kurzes schriftliches Werturteil abgeben würde. Erst danach fände abermals Beratung und Vergleichung der abgegebenen Werturteile statt. Meinungsverschiedenheiten würden durch eine Aussprache über die fraglichen Handschriften teilweise sicher beseitigt. Soweit solche dennoch bestehen blieben, entschiede man über die Aufnahme des Examinanden nach absoluter Stimmenmehrheit. — Bei der Bewertung wäre an erster Stelle Gewicht zu legen auf die sachliche Richtigkeit der Befunde, an zweiter Stelle auf die Begründungen, an dritter auf die Darstellungsform.
III. — Die genaueren Aufgaben für den Examinanden wären die folgenden:
a) Er wird darauf aufmerksam gemacht, daß er, ehe er die Handschriften begutachte, das vorgelegte Material auf diagnostische Tauglichkeit prüfen möge. Glaubt er irgendeine Probe beanstanden zu müssen, so solle er dies mit schriftlicher Begründung tun.
b) Es werden gefordert: drei ausführliche Gutachten — drei kurze und präzise Gutachten —, die weiteren Gutachten von beliebiger Länge, aber mit ausführlichen Begründungen der Befunde. — Die Begründung ist jedesmal vom Gutachten selbst zu trennen, also nicht in den gutachtlichen Text einzuschalten. Dem Examinanden selber bleibt es überlassen, welche drei Handschriften er ausführlich, welche er kurz und welche er mit Begründung verfassen will.
c) Das Material wird dem Examinanden überlassen. Er hat zur Ausarbeitung vierzehn Tage Zeit. Welcher theoretischen Hilfsmittel und Nachschlagebücher er sich dabei bedient, ist vollständig gleichgültig. Dagegen gibt er die ehrenwörtliche Erklärung (oder auch eidesstattliche Versicherung) ab, daß er sich bei den Gutachten nicht von einer zweiten Person habe helfen lassen.
Wie der geneigte Leser sofort bemerkt, hat vorstehendes Prüfungsschema einen wunden Punkt oder besser zwei wunde Punkte. Die Frage ist nämlich: wer

Digitized by Google

soll prüfen; und die fast noch wichtigere Frage ist, wie und wo findet der Studierende der Graphologie Gelegenheit zur Ausbildung? Hier läßt sich ein Vorwurf gegen die offizielle Wissenschaft nicht unterdrücken. Wenn man bedenkt, daß Preyers „Zur Psychologie des Schreibens" sage und schreibe 1895 erschien, Meyers „Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie" 1901, meine „Probleme der Graphologie" 1910, so muß es als ein so beispielloser wie unhaltbarer Zustand bezeichnet werden, wenn es selbst heute noch keinen Universitätsdozenten gibt, der das fragliche Wissensgebiet hinreichend beherrschen würde, um als Fachmann darüber lesen zu können! Wenigstens ist mir kein einziger bekannt. Die Sache läge unvergleichlich günstiger, wenn wenigstens einige Universitätspsychologen in ihren Lehrplan auch Ausdruckswissenschaft und Psychologie der Handschrift aufzunehmen, mit ihren Hörern Übungen zu veranstalten und deren Leistungen zu beurteilen in der Lage wären. In meinem Seminar werden unter anderem auch Berufsgraphologen herangebildet; aber selbst wenn man die Befähigungszeugnisse, die ich auf Wunsch ausstelle, einem universitären Befähigungszeugnis gleichsetzen wollte, so ist doch die Zeit, die mir für Übungskurse zur Verfügung steht, beschränkt, sodaß ich dem wachsenden Zudrang immer weniger genügen kann. Lediglich aus Büchern aber, und wären es die allervorzüglichsten, läßt sich die graphologische Deutungstechnik ebensowenig erlernen wie die Fertigkeit des praktischen Arztes, und wenn dieser nicht ohne Übung am klinischen Fall auskommt, so jener nicht ohne Übung an s e i n e m Objekt, nämlich der Handschrift. — Gesetzt allerdings, man führt mit sieben bis höchstens neun Teilnehmern, deren jeder theoretisch bereits vorgebildet sein muß, ein Wintersemester lang Seminarübungen durch, so bedarf es zur Abschätzung der Leistungsfähigkeit nicht mehr der stets etwas dubiosen „Prüfung", weil man an Hand der durchgesprochenen Aufgabenlösungen über das Können jedes Mitarbeiters schon aufs genaueste orientiert ist. — Ähnliches gilt für die Fähigkeit zur Schrift v e r g l e i c h u n g, zu der wir uns nunmehr wenden.

4. Schriftvergleichung und gerichtliche Expertise

Wie die Psychologie der Handschrift einesteils ein wichtiges Hilfsmittel der praktischen Menschenkenntnis bildet, so andernteils ein wichtiges Hilfsmittel der Schriftvergleichung und folglich der gerichtlichen Expertise. Jedermann weiß, daß die Gerichte sich fortwährend zu beschäftigen haben bald mit anonymen Schriftstücken, bald mit Urkundenfälschungen. Es kann hier nicht in extenso ausgeführt werden, warum und inwiefern der Sachverständige zwecks Ausübung seines Amtes unter anderem mit P s y c h o l o g i e des Schreibens vertraut sein müsse, und nur folgende kurzen Bemerkungen mögen gestattet sein. — Soll ich über die Urheberschaftsidentität zweier Schriftstücke urteilen können, so muß ich g r u n d s ä t z l i c h über das Rüstzeug zur Beantwortung folgender Fragen verfügen:

1. Ist das vorgelegte Vergleichsmaterial nach Entstehungszeit und sonstigen Schreibumständen überhaupt geeignet, für die Vergleichung als Unterlage zu dienen, und wenn etwa nicht, auf welche Weise wäre es zu ergänzen?
2. Ist die Handschrift des inkriminierten Schriftstücks für verstellt zu er-

Digitized by Google

achten oder nicht, und, wenn ja, in welcher Hinsicht zumal und in welchem Ausmaß?
3. Ein wie großer Grad von Fähigkeit zur Verstellung der Handschrift darf der verdächtigen Person auf Grund ihrer Handschrift zugetraut werden?
4. Welche Ähnlichkeiten zwischen zwei Handschriften haben den größten, welche den geringsten Identifizierungswert; welche Verschiedenheiten zweier Handschriften den größten, welche den geringsten Unterscheidungswert?
5. Welche Schrifteigentümlichkeiten werden erfahrungsgemäß am ehesten beachtet und deshalb am leichtesten abgeändert, und vice versa?
6. Welche Schrifteigentümlichkeiten lassen sich mechanisch am leichtesten, welche am schwersten verändern?
7. Was läßt sich aus den vorgelegten Schriftstücken über ihre technische Herstellungsart entnehmen (Tinte, Papier, Griffel oder Federsorte, Federhaltung, Federrollung usw.)?
Niemandem wird es entgehen, daß zur Ermittlung der 7. Frage grundsätzlich phototechnische und chemische Methoden herbeizuziehen sind. Denken wir an geschickte Rasuren, Überschreibungen und sonstige Unsichtbarmachungen, an die bisweilen ausschlagebende Frage nach dem Alter der vorgelegten Dokumente und nach der zeitlichen Folge von Strichüberquerungen, an unzählige feine Unterschiede der Strichbeschaffenheit, die durch die Handhabung des Schreibwerkzeuges während des Schreibvorganges entstehen, so wundern wir uns nicht, daß in erster Linie der Phototechniker an der Schriftvergleichung beteiligt ist. Wer es erfahren will, was in der Beziehung heute tatsächlich geleistet wird, dem empfehlen wir das an Kasuistik reiche Buch des amerikanischen Schriftsachverständigen Osborn, Der technische Nachweis der Schriftfälschungen (Knapp, Halle). Spricht man in dieser Hinsicht doch gradezu manchmal von „dreidimensionaler" Schriftanalyse, zu deren Entwicklung, beiläufig bemerkt, Delhougne mit der von ihm herausgestellten „Dunkellinie" den kräftigsten Anstoß gegeben hat!
Man braucht aber nur einen Blick auf die ersten 6 unsrer Fragen zu werfen, um sich darüber klar zu sein, daß ihre Beantwortung gründliche Bekanntschaft mit der Psychologie des Schreibens voraussetzt. Wie will ich bei raffinierten Verstellungen ohne schreibpsychologische Erfahrungen wissen, ob das inkriminierte Schriftstück für verstellt zu erachten ist, welche Ähnlichkeiten großen, welche geringen Identifizierungswert besitzen, welche Schrifteigentümlichkeiten durchweg und welche gar nicht beachtet zu werden pflegen, welche von ihnen mechanisch am schwierigsten abzuändern sind?! Praktisch liegt die Sache so: es gibt viele Fälle (zumal anonymer Briefschreibereien), in denen der durchgebildete Graphologe ohne sonstige Hilfsmittel zum Ziele kommt; und es gibt ebenso viele Fälle (zumal von Urkundenfälschungen), wo nur derjenige zum Ziele kommt, der sich auf den sachentsprechenden Gebrauch von Lupe, Mikroskop, Farbenmikroskop, Kamera usw. versteht. Zugleich überzeugt sich der Leser an der Hand der von uns aufgeworfenen Fragen auch ohne Theorie, daß Psychologie der Handschrift nicht dasselbe ist mit charakterologischer Deutung der Handschrift. Jenes ist der weitere,

Digitized by Google

dieses der engere Begriff. Ich kann mein schreibpsychologisches Wissen zum Deuten von Handschriften benutzen, und ich kann es zum Vergleichen und Identifizieren von Handschriften benutzen. Ohne Kenntnis der Psychologie des Schreibens aber werde ich im ersten Falle unfehlbar, im zweiten wenigstens gelegentlich und dann gründlich versagen! Da Michon, der empirische Begründer der Psychologie der Handschrift, fast ausschließlich das Deuten der Handschrift im Auge hatte, besteht vielfach noch immer die irrige Ansicht, der von ihm eingeführte Name „Graphologie" nehme bloß darauf Bezug. Ein solcher Irrtum mag dem Laien erlaubt sein, er ist nicht mehr dem Sachkenner und Fachmann erlaubt; denn seit 1897, dem Gründungsjahr der „Deutschen Graphologischen Gesellschaft", ist es die Psychologie der Handschrift, auf welche die Michonsche Prägung übertragen wurde; wovon die rund 1350 Druckseiten umfassenden Publikationen der genannten Gesellschaft eindringlich Zeugnis geben!

Werfen wir nun mit solchem Kompaß in Händen die Frage auf: wer pflegte bisher die Schreibsachverständigentätigkeit auszuüben, so treffen wir auf eine seltsam bunte Versammlung. Neben Phototechnikern und durchgebildeten Graphologen nämlich befinden sich Chemiker darunter, die zwar ihre Chemie vortrefflich, von der Handschrift aber oft nicht viel mehr als garnichts verstehen, ferner Schreiblehrer, Kalligraphen, Archivare, Palāographen, Lithographen, kurz alle möglichen Leute, die berufsmäßig mit „Schriften" zu tun haben und denen man deshalb eine besonders feine Auffassung für handschriftliche Eigentümlichkeiten zuzutrauen geneigt ist. Und würfen wir gar die Frage auf: wer von den gegenwärtig in Deutschland tätigen Schriftsachverständigen ist sowohl phototechnisch als auch graphologisch geschult, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Anzahl derer, die solchen Forderungen zu genügen vermöchten, außerordentlich gering wäre im Verhältnis zur Zahl nicht bloß der Schreibsachverständigen überhaupt, sondern auch der vereidigten Schreibsachverständigen! Kann es da wundernehmen, daß gerichtsnotorische Fehlurteile an der Tagesordnung waren und sind! Da aber jeder von uns in die Lage kommen kann, daß er zu Unrecht einer Schriftfälschung bezichtigt wird, besteht ein öffentliches Interesse ersten Ranges, daß hier Abhilfe geschaffen werde!

Denken wir jetzt an das zurück, was oben über graphologisches Pfuschertum ausgeführt wurde, so zweifeln wir nicht, daß von dorther der Schriftexpertise grade die allergrößten Gefahren drohen. Denn der Kalligraph und vor allem der Paläograph hat immerhin ein geschärftes Auge für Schrifteigentümlichkeiten überhaupt, wohingegen sich der graphologische Stümper durchweg auf vage Allgemeineindrücke stützt, um dann diplomatisch seine Aussagen so einzurichten, daß man aus ihnen so ziemlich alles herauslesen kann. Was käme dabei heraus, wenn dergleichen Personen mit gerichtlicher Schriftvergleichung betraut würden, die erfahrungsgemäß ein außerordentliches Maß von Exaktheit erheischt! Auch findet man unter diesen Leuten über das Wesen der Schriftvergleichung vielfach die tollsten Irrtümer verbreitet. In den Jugendjahren der Graphologie hat ein bedeutender Kriminalist einmal den unseligen Gedanken gehabt, man müsse zwecks Entscheidung über Identität sowohl aus dem

Digitized by Google

inkriminierten Schriftstück wie auch aus den Vergleichschriftproben jeweils den Charakter der Schrifturheber ermitteln. Jeder Graphologe, der seine Sache versteht, weiß heute natürlich, daß eine verstellte Schriftprobe garnicht als Unterlage für ein Charakterbild dienen kann; er weiß auch, daß es Narrheit wäre, statt der Objekte selbst, nämlich der Handschriften, zwei Sachverhalte miteinander zu vergleichen, die man aus jenen erst herausgeholt hat durch ein kompliziertes Schlußverfahren, das vorliegendenfalls überdies mit gefährlichsten Fehlerquellen behaftet wäre! Unter den Pfuschern und Stümpern aber kursiert der unselige Irrtum nicht selten auch heute noch!

Ein Wissen um die Unzulänglichkeiten der Berufsausbildung war es nun — so schien es wenigstens oder konnte es scheinen —, was vor stark zwei Jahren (September 1924) zur Gründung einer Berufsorganisation mit Namen eines „Deutschen Bundes der gerichtlichen Schriftsachverständigen und Berufsgraphologen" unter der Leitung der Herren Dr. Schneickert und Görtheim führte. — Wir wollen prüfen, was diese Organisation bisher geleistet und was sie nicht geleistet hat.

5. Ein gescheiterter Besserungsversuch

Bisweilen sieht es so aus, als inspiriere der Weltgeist in Person den Druckfehlerteufel. In Nr. 6 S. 11 der Bundeszeitschrift wird den Staatsanwaltschaften mitgeteilt: „Der ‚Deutsche Bund der gerichtlichen Schriftsachverständigen und Berufsgraphologen' hat es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, zur Wahrung seiner Standesehre fachkundige oder unlautere Elemente auf dem Gebiet der Schriftbegutachtung auszumerzen." Schicken wir es gleich voraus, die Leitung des Bundes hat es im Laufe von zwei Jahren fertiggebracht, daß einige der fachkundigsten Mitglieder dem Bunde unter schärfstem Protest den Rücken kehrten. Noch zwar befinden sich im Bunde mehrere hervorragende Sachverständige, noch sogar einige wirkliche Forscher; das aber läßt sich ohne Prophetengabe voraussagen: geht es die nächsten zwei Jahre so weiter, wie es die ersten zwei Jahre gegangen ist, so dürfte der Bund seine gediegensten Mitglieder eingebüßt haben; und vollends gäbe es dann keinen einzigen Forscher mehr, der ihn ernst nehmen würde. Zur Begründung dieser Überzeugung werde ich mich in der Folge, soweit möglich, auf die Wiedergabe von Tatsachen beschränken.

Dem ist jedoch einiges vorauszuschicken. Zuerst: ich spreche hier von der Leitung des Bundes und erwäge erst zum Schluß, wieweit der Bund selbst für diese mitverantwortlich sei. Ferner: da ich selber dem Bunde angehört, ja, ihm für sein Gesinnungsprogramm meinen Namen geliehen habe, besteht für mich ein persönliches Interesse, die Gründe bekanntzugeben, die mich veranlassen, sein Bestehen heute für schädlich zu halten. Dabei werden auch mancherlei persönliche Vorkommnisse leider nicht zu umgehen sein; doch bemühe ich mich, nur solche herauszugreifen, die zugleich symptomatische Bedeutung haben. — Endlich noch ein Wort zu den wirtschaftlichen Bestrebungen des Bundes, weil grade in der Beziehung meine Stellungnahme wiederholt Mißverständnissen begegnet ist. Hätte sich irgendwann eine „Tarifgemeinschaft vereidigter Schriftsachverständiger" konstituiert,

Digitized by Google

so wäre ich ihr weder beigetreten, noch hätte ich zu irgendwelchen Einwürfen den mindesten Anlaß. In einer Zeit des erschwerten Erwerbskampfes ist es nur natürlich, daß Berufsgenossen sich zusammenschließen, um korporativ ihre Interessen zu wahren, sich einzusetzen für angemessene Entlohnung ihrer Arbeitszeit und gegen Unterbietungen Front zu machen. Auch dürfte heute keine Berufsorganisation an den wirtschaftlich berechtigten Wünschen ihrer Mitglieder völlig vorbeigehen können. Aber ein anderes sind wirtschaftliche, ein anderes wissenschaftliche Ziele. Werden jene zur erdrückenden Hauptsache, wogegen an sich nichts einzuwenden, diese zur allenfalls geduldeten Nebensache, so lege man gefälligst das wissenschaftliche Mäntelchen ab, das man sich umgehängt, so bekenne man Farbe und sage: Wir erstreben eine Besserstellung der vereidigten Schriftsachverständigen; und man sage nicht: Wir erstreben die wissenschaftliche Hebung des Schreibsachverständigenberufes! Eine Strecke weit mag beides Hand in Hand gehen; es gibt aber Konfliktsfälle, die es offenbaren, worauf man eigentlich abzielt! Inbezug auf den „Bund" lautet die Frage einfach: Hat die Leitung so gehandelt, als ob sie darauf bedacht war, sachunkundige Elemente auszumerzen und, was sich damit von selbst verstände, sachkundigen Elementen nach besten Kräften die Wege zu ebnen? Wir wollen sehen, wie es damit steht. Doch hier muß ich einschalten, wie ich jemals dazu gekommen bin, dem Bunde beizutreten.

Als ich 1924 davon hörte, im September werde sich auf Anregung der Herren Dr. Schneickert und Görtheim in Leipzig eine Berufsorganisation von Schriftsachverständigen und Graphologen bilden, schwankte ich, indem ich mir sagte: zwar bietet der Name von Herrn Dr. Schneickert (Schn.) einige Gewähr, daß dabei etwas Brauchbares herauskomme; aber wie viele Schriftsachverständige gibt es, die auch nur wünschen könnten, daß ihre Berufsausübung einer Kontrolle durch Fachmänner unterstellt werde! Ich beschloß also abzuwarten, sandte aber an drei Teilnehmer, darunter an Herrn Dr. Schn. eine Ausarbeitung (Exposé), worin die ideellen Richtlinien einer derartigen Gründung niedergelegt waren. Selbst, nachdem ich von den Teilnehmern ein Huldigungstelegramm folgenden Inhalts erhalten hatte: „Dem hochverdienten Bahnbrecher graphologischer Erkenntnis senden einstimmig die Mitglieder des I. Kongresses des Deutschen Bundes der gerichtlichen Schriftsachverständigen und Berufsgraphologen huldigenden Gruß durch den Präsidenten des Kongresses", trat ich nicht bei, sondern abwartete den Gründungsbericht. Der nun übertraf meine Erwartungen. Ich brauche hier meine Ausarbeitung nicht abzudrucken; denn jeder kann sich aus dem olivengrünen Heftchen von drei Druckbogen Umfang (betitelt I. Kongreß des Deutschen Bundes der gerichtlichen Schriftsachverständigen und Berufsgraphologen, erschienen im Verlage von A. W. Hayn's Erben, Berlin 1924) selbst überzeugen, daß die ideellen Ziele des Bundes den von mir eingereichten Vorschlägen Punkt für Punkt angepaßt sind. Wer das Heft unbefangen liest, muß unbedingt den Eindruck gewinnen: die Ausbildung der Sachverständigen, die Eignungsprüfung, die Überwachung der Leistungen, kurz die Hebung des wissenschaftlichen Niveaus der gerichtlichen Schriftvergleichung sei das vornehmste Ziel des Bundes. Ich zögerte deshalb

Digitized by Google

nicht länger, ihm beizutreten. Ich gestehe, daß ich die „Satzungen" nicht sonderlich genau studiert habe; aber auch im gegenteiligen Falle hätte ich nicht vorausvermutet, zu welcher Willkürherrschaft einiger Herren des Vorstandes sie die Handhabe böten. Bevor ich aber ein weniges von den schlimmen Erfahrungen erzähle, die ich zu machen hatte, ist es nötig, daß wir uns die beiden Persönlichkeiten etwas genauer betrachten, die den Bund ins Leben riefen, dessen Zeitschrift herausgeben und nach wie vor den Vorsitz führen: die Herren Dr. Schneickert (Schn.) und H. O. Görtheim (G.).

Herr Dr. Schn.[1] stammt noch aus der Münchner Schule und hat an der Frühzeit des Aufschwungs der deutschen Graphologie mittätig teilgenommen, z. B. durch seine hübsche Arbeit über „Die Graphologie als Hilfsmittel zur Entdeckung von Geheimschriften" (1899) und zahlreiche kleinere Beiträge in den „Graphologischen Monatsheften". Er ist mit der gesamten einschlägigen Literatur vertraut, und es müßte wunderlich zugehen, wenn er als Schreibsachverständiger nicht ein bewährter Könner wäre! Er hat auch das Verdienst, die erprobten Grundsätze der Schriftvergleichung knapp und übersichtlich zusammengestellt zu haben, wofür man vor allem seinen „Leitfaden der gerichtlichen Schriftvergleichung" (1918) heranziehe. Als ein Jurist, der die Wichtigkeit, aber auch die Grenzen des Indizienbeweises zu würdigen versteht, hat er sich von Anfang an auf die Seite derer gestellt, die vor übertriebener Zuversicht auf die Leistungen einer noch so wissenschaftlich betriebenen Schriftvergleichung warnten, und grundsätzlich das Wahrscheinlichkeitsurteil dem Gewißheitsurteil vorgezogen. Das sind gewiß Verdienste genug, um ihn zum Leiter des fraglichen Bundes als bestens qualifiziert erscheinen zu lassen. Aber er hat eine Schwäche, die ihm zum Verhängnis zu werden droht: er möchte ein Forscher, er möchte sogar ein Entdecker sein; und grade dies ist er nicht.

Die ersten noch schüchternen Anzeichen dessen treten bereits in dem erwähnten „Leitfaden" hervor, der bei aller inhaltlichen Vortrefflichkeit nichts, aber auch garnichts enthält, das nicht zuvor schon ausgesprochen war in den Abhandlungen oder Büchern anderer Autoren. So insbesondere hatte auch vorher kein Sachkenner daran gezweifelt, daß komplizierte und besonders eigenartige Einzelformen bloße Allgemeinmerkmale der Handschrift an Identifizierungswert übertreffen. Um gleichwohl den Anschein eines eigenen Gedankens hervorzurufen, verfällt der Verfasser auf die unglückliche Idee, dergleichen Seltenheiten „primäre" Schriftmerkmale zu nennen, die Duktuseigenschaften dagegen „sekundäre" Schriftmerkmale! Mit Stolz verkündet er, das stehe noch in keinem graphologischen Lehrbuche. Wir wollen hoffen, daß es auch künftig in keinem darinstehen wird. —

Unerfreulicher, ja peinlich unerfreulich macht sich die nämliche Schwäche geltend in einer zweiten Schrift mit dem Titel „Die Verstellung der Handschrift und ihr graphonomischer Nachweis" (Fischer, 1925). Von dem 92 Text-

[1] Herr Dr. Schneickert hat es vom Polizeikommissar zum Kriminalrat gebracht, woraus ich schließe, daß er als Beamter Vorzügliches leistet. Ich brauche wohl kaum zu betonen, daß hier nicht von dem Beamten Schneickert, sondern lediglich von dem Schriftsachverständigen Schneickert die Rede ist.

Digitized by Google

seiten umfassenden Heft bilden nämlich die ersten 49 Seiten die nahezu wörtliche Wiedergabe der bahnbrechenden Arbeit Meyers „Über Schriftverstellung" in den Graphologischen Monatsheften 1900, und was demgegenüber die restlichen 43 Seiten bieten, sind neben „eigenen Versuchen", jedoch ohne eigene Ergebnisse, lediglich einige Fälle aus der Praxis! Es hätte sich also gehört, das Buch zu betiteln: Georg Meyer, Über Schriftverstellung, herausgegeben und mit einem Anhang versehen von Dr. Schneickert. Was soll man nun dazu sagen, wenn es im Vorwort heißt: „Und drittens soll diese Arbeit, zu der ja Dr. Georg Meyer schon einen wesentlichen Beitrag geliefert hat, den Fernerstehenden... zeigen usw."!! Nein, Herr Schneickert, nicht zu Ihrer Arbeit hat Meyer einen wesentlichen Beitrag geliefert, sondern Sie haben die seinige mit einem Anhängsel versehen, das theoretisch wertlos und praktisch für den Anfänger allenfalls unterhaltend ist! Würde jemand, der die Meyersche Original-Abhandlung nicht aufs genaueste kennt — und die wenigsten kennen sie überhaupt! — aufgefordert anzugeben, was in einem Buche, das nach seiner Aufschrift von Dr. Schn. herrührt, nun wirklich von diesem, was aber von Meyer verfaßt worden sei, so käme er mindestens ein dutzendmal in Versuchung, Textstellen auf Dr. Schn. zurückzuführen, die tatsächlich von Meyer stammen![1] — Anderswo will Dr. Schn. eine sogenannte Binomialkurve in der Handschrift entdeckt haben.

[1] Statt vieler Beispiele nur zwei. — Das erste: in der „Einleitung" auf S. 2 heißt es: „Wenn also die von Dr. Meyer zum ersten Male systematisch durchgeführten Versuche keine Anleitung zur Feststellung der Schriftverstellung darstellen sollen, so sind sie doch zur unumgänglich notwendigen Schulung der künftigen Schriftsachverständigen außerordentlich wertvoll usw."; dann geht es weiter: „Die hier zu behandelnden Fragen sind die vier folgenden"; worauf vier scharf formulierte Fragen aufgestellt werden. Wer kommt darauf, daß diese vier Fragen von Meyer herrühren und daß mit ihnen der nahezu wörtliche Wiederabdruck des Meyerschen Textes begonnen hat! Denn man beachte wohl: nirgends wird durch Anführungsstriche angezeigt, daß und wann es sich um Meyersche Texte handelt! Ja, wer muß nicht vielmehr das Gegenteil annehmen, wenn es nach den Fragestellungen heißt: „Das Material, das Dr. Meyer zur Beantwortung dieser Fragen zur Verfügung stand, bildet folgende Gruppen" (folgt Gruppe A—E); und: „Endlich hat Dr. Meyer seiner Sammlung noch 200 Handschriften ohne Auswahl zur statistischen Vergleichung entnommen. Die Schriften ungebildeter Personen fanden besondere Berücksichtigung. — Das Unzureichende des Materials soll ohne weiteres zugegeben werden; jedoch genügt es, um einen vorläufigen Überblick über unser Gebiet zu gewinnen"! Wer kann darauf verfallen, daß dies alles wortwörtlich bei Meyer steht, nachdem Dr. Schneickert das „ich" und „mir" und „mich" jedesmal durch den Namen „Meyer" ersetzt, dadurch den Anschein erweckend, als spräche er selbst! „Das Material," heißt es nämlich bei Meyer, „welches mir zur Beantwortung der Fragen zur Verfügung stand, war folgendes": ferner: „Endlich habe ich meiner Sammlung noch 200 Handschriften ohne Auswahl zum statistischen Vergleich entnommen. Die Schriften ungebildeter Personen fanden besondere Berücksichtigung. Das Unzureichende des Materials soll ohne weiteres zugegeben werden; — insbesondere fehlt eigentlich gerichtliches Material völlig. — Jedoch ich mußte mich zunächst damit begnügen, und um einen vorläufigen Überblick über unser Gebiet zu gewinnen, reicht es auch aus." Das ist also eine Selbstkritik Meyers und ganz und gar nicht, wie der unberatene Leser denken muß, eine Kritik, die Dr. Schneickert an den

Digitized by Google

Auf diese Kinderei trete ich jedoch nicht ein und zwar aus — Höflichkeit. — Der Ehrgeiz kann manches Gute wirken, z. B. seinen Träger anspornen, die Leistungen anderer mit noch besseren Leistungen zu überbieten; aber er bringt ihn auch beständig in Gefahr, seine Sachinteressen in den Dienst persönlicher Interessen zu stellen, und wären es „nur" Ruhmesinteressen! — Wir kommen zu Herrn H. O. Görtheim (G.).

Herr G., von dem ich höre, daß er ein Schüler von Dr. Schn. sei, ist in der Wissenschaft vollständig unbekannt! Er hat 1922 ein als Manuskript gedrucktes Schriftchen von 15 Oktavseiten Umfang herausgegeben mit dem Titel „Gerichtliche Schriftvergleichung", das außer einer aufgeregten Polemik gegen die sogenannte Graphometrie und einigen Wiederholungen aus Schriften von Dr. Schn. nichts enthält als den heftigen Ruf nach einer „einwandfreien, wohlgemerkt einwandfreien, wissenschaftlichen Beweisführung" in Sachen der Schriftexpertise. So nichtssagend aber auch die Abfassung ist, so sei doch ein Satz daraus wiedergegeben, der uns weiter unten beschäftigen wird. Auf Seite 13 heißt es: „Leider fragen manche Gerichte selten oder gar nicht nach einem Befähigungsnachweis des Sachverständigen, sondern verlassen sich auf die „ein für allemal erfolgte Beeidigung". Letztere bedeutet, wie jeder gerichtliche Schriftsachverständige bestätigen muß, noch lange keinen Qualifikationsnachweis hinsichtlich der Sachkunde". — Im Jahre zuvor war übrigens von ihm im Selbstverlage bereits eine drei Druckbogen umfassende Broschüre „Deutschlands Aufstieg durch Menschenwertung" mit eigenem Porträt nebst Unterschrift erschienen, worin „Die phrenologische Einteilung des Gehirns", „Phrenologie und Weltanschauung", Graphologie, „Der hervorragend kulturfördernde und staatsgrundlegende (!) Wert der Charakterologie auf dem Gebiete der Ehe" (Hört, hört!) lustig durcheinanderwirbeln. Im übrigen schrieb und schreibt er artikelweis Lobeserhebungen auf die vermeinten Entdeckungen von Dr. Schn. — Sollte sich der Leser wundern, daß ein „Deutscher Bund der gerichtlichen Schriftsachverständigen und Berufsgraphologen" eine vielleicht unter Geschäftsleuten nicht unbekannte, wissenschaftlich aber sozusagen nicht existente Persönlichkeit mit dem ersten Vorsitz betraut, so dürfte er sich noch lebhafter wundern, sobald er von folgenden Tatsachen Kenntnis genommen. —

Versuchen Meyers übt! — Das zweite Beispiel! Auf S. 26 lesen wir: „Das Gesetz vom Automatismus in der Schrift, welches Dr. Meyer bereits im ersten Jahrgang der „Berichte" usw. behandelt hat, bedarf hier eingehenderer Erwähnung usw.". Das macht abermals den Eindruck, als spreche hier Dr. Schneickert über Befunde Meyers und erläutere uns seinerseits das „Gesetz vom Automatismus". In Wahrheit aber verhält es sich umgekehrt. Meyer selbst schrieb in seiner Arbeit: „Das Gesetz vom Automatismus in der Schrift, welches ich bereits im ersten Jahrgang der „Berichte" behandelt habe, bedarf hier eingehenderer Erwähnung usw."; und nun folgt eben diejenige Erläuterung des fraglichen Gesetzes, die Dr. Schneickert abgedruckt hat! — Eine derartige Verschleierung des Ursprungs von Texten widerspricht der literarischen und zumal der wissenschaftlichen Gepflogenheit. Jeder Forscher wird fremde Textstellen mindestens in Anführungsstriche setzen und wird jedesmal dort den Herkunftsnachweis hinzufügen, wo auch nur im entferntesten der irrige Schein entstehen könnte, er spreche hier selber. Dr. Schneickert dagegen hat diesen Schein so und so oft nicht nur zugelassen, sondern ihn auch durch die Art seiner Abfassung begünstigt.

Digitized by Google

Die Geschäftsbriefbogen des Herrn G. tragen folgende Aufschrift: „Schriftsachverständiger H. O. Görtheim (folgt Adresse), Sachverständiger der Berliner Großindustrie für das Gebiet der wissenschaftlichen Handschriftenausdruckskunde. — Gerichtlich vereidigter Sachverständiger für die Gerichte des Kammergerichtsbezirkes (mit Ausnahme der Gerichte im Bezirk des Landgerichts III Berlin) für das Gebiet der wissenschaftlichen Handschriftenvergleichung und Schriftuntersuchungen." — Mancher wird das etwas reichlich finden, doch das ist schließlich Geschmacksache. — Dagegen verdienen zwei Punkte unsre Aufmerksamkeit. Wenn Herr G. sich den „Sachverständigen der Berliner Großindustrie" oder anderswo den „Graphologen der Berliner Großindustrie" betitelt, so erweckt er dadurch den Anschein, als ob er allein oder doch er vorzüglich die „Berliner Großindustrie" gutachtlich bediene. Ich sehe davon ab, daß mir Institute bekannt sind, die von der Großindustrie überhaupt seit rund zwei Jahrzehnten zu Rate gezogen werden; aber ich will doch bemerken, daß ich einen vorzüglichen Berliner Graphologen kenne, der grade von der Berliner Großindustrie mit Aufträgen in einem Ausmaße bedacht wird, das eine Steigerung nicht mehr zuläßt, weil sie die Kräfte jedes Gutachters übersteigen würde. Und dieser Graphologe arbeitet zu hohen Preisen! — Noch mehr aber interessiert uns das Kompositum: Handschriftenausdruckskunde. Verrät doch ein derartiger Pleonasmus den blutigen Dilettanten! Sollte das nämlich etwa keinen Pleonasmus bedeuten, so wäre es schlechterdings Unsinn, da es natürlich keinen Ausdruck der Handschrift gibt. Tatsächlich ist die Graphologie ein Teil der Ausdruckskunde. Davon hat Herr G. offenbar gehört und hofft, sich in ein „wissenschaftliches" Licht zu setzen, wenn er von — Handschriftenausdruck redet! — Derselbe Herr G. versandte oder versendet (denn ein Datum trägt das Dokument nicht) ein vier Druckseiten umfassendes Zirkular mit der Aufschrift in Fettdruck „Bewachungs- und Kontroll-Organisation des Schriftsachverständigen Görtheim", worin den „Überwachungs-Abonnenten die Begutachtung von Bewerbungsschreiben des Hauspersonals zu ermäßigten Sätzen und in durchaus persönlicher Bearbeitung durch den Schriftsachverständigen Görtheim gewährleistet wird". Das reklamehaft aufgemachte Dokument schließt mit dem schönen Satze: „Wir wollen nur Auftraggeber, die für unsere Menschensortierung (!) wie überhaupt für praktischen Idealismus (!) Verständnis und Gönnerschaft bekunden." — Jeder Kommentar würde abschwächen.

Wenn der „Bund" Herrn G. an seine Spitze stellte, so ist das, denke ich, deshalb geschehen, weil er als Mitarbeiter und Gesinnungsgenosse von Dr. Schn. gilt, und insofern nicht zu verwundern. Ich frage aber: wie kann ein so ausgezeichneter Sachkenner wie Herr Kriminalrat Dr. Schneickert eine wissenschaftlich völlig unvorgebildete Persönlichkeit vorschieben, deren Geschäftsgebarungen — nach vorstehenden Proben zu urteilen — schwerlich für Tauglichkeit zur Leitung einer Berufsorganisation sprechen, die sich die wissenschaftliche Hebung des Berufes zur Aufgabe machte?! Aber der Leser hält vielleicht entgegen, ebendiese Persönlichkeit sei doch als Sachverständiger an mehreren Gerichten vereidigt! Mit meiner Antwort darauf beginne ich füglich die Betrachtung dessen, was der Bund innerhalb der zwei Jahre seines

Digitized by Google

Bestehens unter der Führung der beiden Männer geleistet hat; was einigermaßen in chronologischer Folge geschehe.

A. Wir haben oben von Herrn G. gehört, die Tatsache des Vereidigtseins biete durchaus noch keine Gewähr für wirkliche Sachkunde. Erinnert man sich jetzt an das, was ich unter 4 über die Berufsvoraussetzungen der bisher zur Schriftvergleichung bestellten Personen gesagt habe, so folgt daraus, daß die Tatsache des Vereidigtseins allein nicht einmal für hinreichend gelten durfte, um auch nur den Eintritt eines Schreibsachverständigen in den Bund zu begründen.

B. Angesichts des gewaltigen Aufwandes, den man mit „Errichtung von Prüfungskommissionen" im Gründungsheft des Bundes gemacht, verwunderte ich mich nicht wenig darüber, daß die Bundeszeitschrift zwar neue Mitglieder meldete, über die Prüfungsangelegenheit aber sich ausschwieg. Ich wandte mich deshalb im Januar 1925 an Dr. Schn. mit der Anfrage, was in Sachen der mich naturgemäß zunächst interessierenden graphologischen Eignungsprüfung inzwischen geschehen sei, worauf er mir umgehend antwortete, man erwarte meine Vorschläge dazu. Den (aus Arbeitsüberlastung) erst im März erfolgten Empfang des oben abgedruckten Entwurfes bestätigte er mit der Bemerkung, daß er ihn sogleich an die übrigen Herren der Prüfungskommission zur Begutachtung weitergeben werde. Ende August stellte ich durch Zufall fest, daß dies nie geschehen war! Auf erneute Anfrage hin mußte ich im November von Herrn G. vernehmen, schon vor meinem Entwurf habe ein ganz ähnlicher von ihm vorgelegen!! — Doch, um es kurz zu machen, die „Graphologische Prüfung" war niemals ernst gemeint und, falls etwa doch, so wäre sie jedenfalls im selben Augenblick undurchführbar gewesen, wo das einzige Mitglied des Vorstandes, das allenfalls eine solche Prüfung hätte abnehmen können, aus dem Vorstande wie aus dem Bunde ausgeschieden war!

C. Inzwischen nämlich hatte sich folgendes begeben. Das Vorstandsmitglied R. versendet im August 1925 an mehrere Landgerichtspräsidenten und Staatsanwälte ein Rundschreiben, worin es sich unter Hinweis auf seine allseitige Berufsvorbildung und seine Zugehörigkeit zur Prüfungskommission des Bundes für außergewöhnliche Fälle empfiehlt. Darüber große Aufregung einiger Mitglieder (zumal der Herren Saechtig in Braunschweig, Prof. Scheffer in Berlin, Giebel und Arnold in Magdeburg) als über unkollegialen Wettbewerb und Forderung „energischer Maßnahmen". Ich habe an dem fraglichen Rundschreiben nicht das mindeste auszusetzen gefunden. Nehmen wir aber einmal an, es sei tatsächlich ungehörig gewesen, was hätte man tun können? Zum Beispiel das, was man wirklich tat: Herrn R. eine Rüge erteilen; ihn zur Niederlegung seines Ehrenamtes veranlassen; ihn auffordern, sich einem Ehrengericht zu unterwerfen. Ob Herr R. darauf eingegangen wäre, blieb fraglich. Nun, er ging darauf ein, nachdem man ihm nämlich deutlich zu verstehen gegeben, damit sei die Sache erledigt. Die Folge: man fällt ihm mit einer ihn desavouierenden „Mitteilung an die Herren Landgerichtspräsidenten und Staatsanwaltschaften" in den Rücken (Nr. 7 der Bundeszeitschrift), durch die das Ehrengericht, selbst wenn es stattgefunden hätte, zur Komödie wäre verurteilt gewesen! Man setzt der Sache die Krone auf, indem man die „Mit-

Digitized by Google

teilung" so abfaßt, als ob schlechthin die Bundesmitglieder dahinterständen (statt lediglich fünf oder sechs Herren)! Das ging denn doch über den Spaß! Ich forderte Abdruck einer ausführlich begründeten Gegenerklärung und griff zur Selbsthilfe (durch eigene Versendung derselben), nachdem man das abgelehnt hatte, ohne auch nur den Versuch zu machen, einen einzigen meiner Sätze zu widerlegen (was freilich auch schwerhalten möchte!). Der Sinn der „Erklärung" aber ist die Bekundung: daß ich Mitglied des „Bundes" geworden sei in der Meinung, sachliche Tüchtigkeit bestimme die Zugehörigkeit zu ihm; daß ich aber eben diesen Bund bekämpfen würde, wenn ich etwa erfahren müßte, daß er sich zum Werkzeug hergebe für Konkurrenzneid und Strebertum. — Das war der Grund meines unter schärfstem Protest erfolgten Austrittes, dem Herr R. sich anschloß. — Die Bundesleitung antwortete in der nächsten Nummer durch den Mund des Herrn G.: sie werde dem Bundeskongreß über alle getroffenen Maßnahmen und Einzelheiten Bericht und Rechenschaft erstatten.[1] Nun, diese selbe Leitung hat auf dem inzwischen stattgehabten Kongreß besagte Rechenschaft nicht nur nicht erstattet, sondern alles nur Erdenkliche aufgeboten, um die kleine Opposition an der Aufrollung der peinlichen Frage danach zu verhindern; wovon wir noch hören werden. — D. Aber damit nicht genug! Noch während Herr R. dem Bunde angehört, richtet ein Landgerichtspräsident in P. an Herrn Dr. Schn. eine informatorische Anfrage, da er Herrn R. zu beeidigen gedenke. Herr Dr. Schn. antwortet: Herr R. gehöre zwar dem Bunde an, sei aber noch nicht geprüft![2] Und dabei ist Herr R. Mitglied der — Prüfungskommission des Bundes!! Man stelle sich den grotesken Fall vor: ein für Prüfungen bestelltes Professorenkollegium zerkriegt sich mit einem der Herren und stellt infolgedessen seine Fähigkeiten in Zweifel, weil er — offenbar von den anderen Herren — noch nicht geprüft worden sei!! Ich glaube nicht, daß es jemanden gibt, der so harmlos wäre, um nicht herauszufühlen, hier sei eine Tendenz am Werke, die Tendenz nämlich, neuen Vereidigungen nach Kräften vorzubeugen. (Zugegeben, unbewußte Tendenz, aber darum nicht weniger Tendenz! „Tendenzen" pflegen umso kräftiger zu wirken, je weniger sie als solche zum Bewußtsein kommen!)

[1] Für die Verschleierungstaktik, die man in der ganzen Sache geübt, hier folgende Probe: Die fragliche „Mitteilung" schließt mit den Worten: „Herr Dr. K. und sein Schüler, Herr R., gehören unserem Bunde nicht mehr an"; was offenbar den Eindruck hervorrufen soll, als habe man beide hinausgeworfen. Statt dessen hatten beide dem Bunde ihre Mitgliedschaft gekündigt, und zwar mit Begleitzuschriften an den Vorstand von der Gattung jener, die man, wie es heißt, nicht hinter den Spiegel zu stecken pflegt!

[2] Keinesfalls wäre hier etwa der Einwand statthaft: Herr R. habe zwar der graphologischen Prüfungskommission, nicht aber der für Gerichtsexperten angehört. Denn, glaubte man schon seine Fähigkeit zur Schriftvergleichung bezweifeln zu müssen, so hätte man ja ebensogut seine Fähigkeit zur Schriftdeutung bezweifeln können! Wenn sich gar einige Herren darauf berufen, Herr R. habe irgendwann am Biertisch selber erklärt, er wolle sich in Schriftvergleichungsfragen noch prüfen lassen, so bemerke ich nur, daß man seine Position nicht verbessert durch Anklammern an den bewußten Strohhalm.

Digitized by Google

E. Die bisherigen Taten der Bundesleitung werden niemanden entzücken, der sie „ohne Interesse" wägt! Sehen wir denn zu, was man sonst etwa zustande gebracht! Da man fühlte, daß doch irgend etwas geschehen müsse, brachte man nun endlich — nämlich Februar 1926, also anderthalb Jahre nach Konstituierung des Bundes — eine „Prüfungsordnung" wenigstens für Experten heraus (Nr. 8), von der ich das Kernstück hier wiedergebe:

1. Der Befähigungsnachweis der zur allgemeinen Vereidigung zuzulassenden Bewerber erstreckt sich auf folgende Wissensgebiete: a) die wissenschaftlichen Grundlagen der Handschriftenkunde (graphonomische Analysen) —b) die willkürlichen und unwillkürlichen Veränderungen in der Handschrift — c) die Schriftverstellung und ihr Nachweis — d) Fälschungsmethoden — e) Wesen und Wert einzelner Schriftuntersuchungs- und Vergleichungsverfahren. — Erwünscht sind weiter Kenntnisse in den hier in Betracht kommenden Hilfswissenschaften wie Photographie, Mikroskopie, Chemie, soweit sie sich auf die Untersuchung und Beurteilung der Schreibmaterialien beziehen, ebenso Kenntnisse über den gesetzlichen Sachverständigenbeweis und die Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige. (Folgt genaueres über die Ausführung der Prüfung, dann geht es weiter): Die Gesuche um Zulassung zur Schriftsachverständigenprüfung sind an den geschäftsführenden Vorstand des „Deutschen Bundes der gerichtlichen Schriftsachverständigen" (Sitz Berlin) zu richten unter Beifügung eines Nachweises über eine dreijährige theoretische und praktische Unterweisung durch einen gerichtlich zugelassenen Schriftsachverständigen. — Der Rest der Bestimmungen bietet für uns kein Interesse.

Nur im Fluge berühre ich, warum diese Bestimmungen in rein sachlicher Hinsicht zu vielseitiger Kritik Anlaß geben. Die von a bis e aneinandergereihten Punkte erwecken schwere Bedenken gegen die wissenschaftliche Zuständigkeit der Erfinder. Sehen wir von den mysteriösen „graphonomischen Analysen" ab, so einbegreift Nr. a natürlich bereits Nr. b; und man fragt sich unwillkürlich, was der Verfertiger bei Nr. a sich überhaupt wohl gedacht habe. Sollten sich vielleicht verschämt dahinter verstecken die „primären" und „sekundären" Schrifteigentümlichkeiten von Dr. Schn. oder wohl gar die wundervolle „Binomialkurve"? Mit Verwunderung ferner vernimmt man, daß phototechnisches Können bloß „erwünscht" sei. Zweifellos gibt es erfahrene Graphologen, die auch in der Gutachtertätigkeit Vorzügliches leisten; allein sie werden in bestimmten Fällen einen ebenso ausgezeichneten Phototechniker zu Hilfe nehmen müssen. Wollte man die Möglichkeit solcher Zusammenarbeit offenlassen, von der mir Musterbeispiele bekannt sind, dann hätte man die phototechnische von der schriftpsychologischen Prüfung absondern und die Diplome entsprechend spezialisieren sollen. Dagegen geht es nicht an, daß man die sogenannte Graphonomie für unerläßlich, die Phototechnik aber für erläßlich erklärt. — Ferner frage ich mich: wer sind eigentlich die Prüfer? Ein Dr. Schneickert als graphonomischer, ein Prof. Scheffer als phototechnischer Prüfer — vortrefflich! Aber ich bestreite entschieden, daß ein Herr Görtheim auch nur über die Bildungsvoraussetzungen verfügt, die erforderlich wären, um überhaupt eine wissenschaftliche Prüfung abzunehmen, sei es

Digitized by Google

auf welchem Gebiete immer! — Doch es will mir scheinen, als sei an dieser Prüfungsordnung etwas anderes ernster zu nehmen als — sie selbst; ich meine die Forderung, der Prüfling müsse zuvor drei Jahre gearbeitet haben bei einem „gerichtlich zugelassenen Schriftsachverständigen". Das will mit andern Worten sagen: bei einem vereidigten Schriftsachverständigen. Wir haben, ich wiederhole es, von Herrn G. gehört, das Vereidigtsein gewährleiste Sachkunde nicht, und ich pflichte ihm darin ausnahmsweise bei. Jetzt ist es der „gerichtlich zugelassene Sachverständige" schlechthin, dessen Beschäftigung mit dem Neuling darüber entscheidet, ob dieser überhaupt für prüfungswürdig erachtet wird! Wir stoßen hier abermals auf dieselbe Tendenz, die uns schon vorhin vermutbar wurde. Ehe wir sie vollends enthüllen, stellen wir fest: der „Bund" verlangt zwar eine Prüfung (mag sie noch so mangelhaft sein); aber er sagt dem Studierenden nicht, wie er es anfange, sich auszubilden. Er verlangt eine Prüfung, ohne über eine Schule zu verfügen, wo die erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten gelehrt würden!

F. Die Hauptmasse der 100 bis 120 Mitglieder besteht aus „Vereidigten". Kein einziger von diesen hat jemals eine Prüfung abgelegt; kein einziger denkt daran, es zu tun. Denn der ganze Bund mit seinem großartigen wissenschaftlichen Getue ist herausgewachsen aus einer „Tarifgemeinschaft vereidigter Schriftsachverständiger". Gebührenfragen, wie sich versteht, sind an der Tagesordnung. Man kann das den Schriftsachverständigen wirklich nicht übelnehmen. Man könnte es ihnen nicht einmal übelnehmen, wenn sie etwa dächten: es sind unser eigentlich schon genug oder vorerst genug; sorgen wir also, daß kein unerwünschter Zudrang von Neulingen stattfinde; denn das würde unser Geschäft verschlechtern! Man müßte es gelten lassen; aber man würde dergleichen dann auch nicht länger verwechseln mit Hebung der wissenschaftlichen Qualitäten des Berufes! Indessen, diese „heimlichen Gedanken" sind so schlicht als überzeugend offenbar geworden! Diejenigen Herren des Vorstandes oder Ausschusses oder erweiterten Ausschusses, die stets miteinander einig sind, wenn es gilt, im Sinne besagter Tendenz zu wirken, haben laut Nr. 10 Seite 2 der Bundeszeitschrift die folgenden zwei famosen Anträge auf das Tagungsprogramm des Kongresses gebracht: „Der Gesamtvorstand des usw. wird beauftragt, eine mit sämtlichen Unterschriften der Vorstandsmitglieder versehene Eingabe an die Justizverwaltungen sämtlicher deutschen Länder zu machen, in der die Justizverwaltungen dringend ersucht werden, Verfügungen zu erlassen, wonach in Zukunft Schriftsachverständige nur allgemein zu beeidigen, bzw. für die Gerichte zuzulassen sind, wenn sie vor einer von dem Vorstand des Deutschen Bundes der gerichtlichen Schriftsachverständigen bestellten Prüfungskommission eine Fachprüfung bestanden und somit den Befähigungsnachweis für die verantwortliche Tätigkeit eines gerichtlichen Schriftsachverständigen erbracht haben." Ferner: „Die Frage der Ausbildung eines Schriftsachverständigen-Anwärters soll von dem Nachweis des ständigen Bedürfnisses bei einer Behörde abhängig gemacht werden, um einer Überfüllung dieser Sachverständigenkategorie und den damit verbundenen Unzuträglichkeiten vorzubeugen."

Man atmet förmlich erleichtert auf. Das heißt einmal klar und deutlich ge-

Digitized by Google

redet und überhebt uns der Mühe, über die Absichten der Sprecher Hypothesen aufzustellen! Das gäbe eine nette Gevatternwirtschaft! Herr Landgerichtsdirektor Dr. Hellwig schreibt in derselben Nummer einen von Anerkennung für Dr. Schn. überschwellenden Artikel, worin er sich unter anderem folgendermaßen vernehmen läßt: „Gegen die Berücksichtigung der Bedürfnisfrage durch die Prüfungskommissionen bestehen meines Erachtens ernste Bedenken. Die Prüfungskommission hat lediglich die Aufgabe, die wissenschaftliche und praktische Eignung des Kandidaten festzustellen. Die Zulassung zur Prüfung davon abhängig zu machen, daß nach Ansicht der betreffenden Prüfungskommission ein Bedürfnis nach der Zulassung weiterer Schriftsachverständiger besteht, hieße einen vollkommen fremden Gesichtspunkt hereintragen. Die schon zugelassenen Schriftsachverständigen werden im allgemeinen kein Interesse daran haben, daß auch andere Schriftsachverständige, die ihnen Konkurrenz machen könnten, zugelassen werden. Es besteht deshalb die Gefahr, daß sie die Bedürfnisfrage verneinen werden, auch wenn objektive Unterlagen dafür, daß ein Bedürfnis nicht bestehe, nicht gegeben sind. Ja, es muß sogar unter Umständen befürchtet werden, daß diese Besorgnis vor unerwünschter Konkurrenz unbewußt auch bei der Entscheidung über Bestehen oder Nichtbestehen der Prüfung mitwirkt (!) ... Die Prüfungsausschüsse haben lediglich die sachliche Befähigung .. des Bewerbers zu prüfen. Weist er die erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten nach, so ist ihm das Befähigungszeugnis auszustellen."

Der Bedürfnisantrag mußte auf dem Kongreß zurückgezogen werden, und der Fachprüfungsantrag mußte sich wenigstens einige Beschneidungen gefallen lassen. Das spricht für den gesunden Sinn der dort versammelten zirka 45 Mitglieder. Die Anträge selber aber des Vorstandes oder Ausschusses oder erweiterten Ausschusses sprechen für etwas anderes, für die Tendenz nämlich: den Mitgliedern des „Bundes" für die Ausübung der gerichtlichen Schriftvergleichung eine Art von Monopol zu sichern! Herr Lehrer Saechtig (Braunschweig) soll laut Bericht der „Berliner Montagspost" auf dem Kongreß geäußert haben: Wir Sachverständigen wollen unter uns sein! Ich glaube ihm die Aufrichtigkeit dieses Wunsches aufs Wort! Wir anderen aber, die wir nicht Sachverständige sind, dagegen aus Gründen der Rechtssicherheit ein ganz außerordentliches Interesse daran haben, daß nicht Pfuscher mit der Erstattung von gerichtlichen Schriftgutachten betraut werden, wir anderen wünschen, genau zu wissen, wie es mit dem Schreibsachverständigenberuf bestellt sei und ob sachliche oder persönliche Interessen über den Arbeiten des „Bundes" walten! — Ehe ich besagtes „Monopol" auch noch von anderer Seite beleuchte, will ich erzählen, wie es der Opposition innerhalb des Bundes ergangen ist!

G. Die kleine, aber rührige Opposition, mit der bisherigen Führung gänzlich unzufrieden, bringt rechtzeitig zur Tagesordnung insgesamt 12 — versteht sich, oppositionelle — Anträge ein. Diejenigen Herren des Vorstandes oder Ausschusses oder erweiterten Ausschusses, die immer einig sind, wenn es zu wahren gilt, was sie für die „Ehre" des Bundes halten — wir wollen sie kurzweg die Ehrenhüter nennen —, streichen diese Anträge sämtlichst,

Digitized by Google

obwohl nach den Statuten natürlich nicht einmal irgendwelche Ehrenhüter ermächtigt sind, ordnungsgemäß eingereichte Anträge der Mitglieder einfach zu annullieren[1]. Die Opposition versucht zwar, ihre Beschwerden mündlich zur Geltung zu bringen. Allein in Ansehung der viel zu knapp bemessenen Zeit und mittels einiger Regiekünste (wie Zur-Sache-Ruf jedesmal, wenn gerade die — Sache zur Sprache kommen soll) ist es der Leitung nicht allzu schwer, die entscheidenden Aussprachen zu hintertreiben. Dabei zeigt es sich — zum Ergötzen unbeteiligter Zuschauer —, daß zahlreiche Mitglieder die Statuten überhaupt nicht kennen, weil sie niemals solche erhalten haben; wodurch den Ehrenhütern ihre Kabinettspolitik offenbar nicht unerheblich erleichtert war! Die pomphaft angekündigten Rechenschaftsablegungen konnten also — bisweilen mit einiger Mühe und Not — umgangen werden. Damit erübrigt sich die Erklärung, wieso es den Ehrenhütern gelang, nicht nur wiederbestellt zu werden, sondern auch die meisten ihrer Wünsche durchzudrücken. Noch nicht die Hälfte der Mitglieder war auf dem Kongreß zugegen, und von den Anwesenden dürfte nur eine kleine Gruppe annähernd verstanden haben, um was da eigentlich gestritten wurde. Und last not least: für die Interessen der „Vereidigten" hatte die Leitung ja wirklich allerhand getan. —

H. Auch ein komisches Intermezzo soll dem Leser nicht vorenthalten bleiben. Der schärfste Opponent, das Mitglied B., hatte sich vor dem Kongreß in Briefen an zwei Vorstandsherren zu einigen unklugen und ausfallenden Bemerkungen hinreißen lassen. Das war Wasser auf die Mühle der Ehrenhüter, die prompt zusammentraten, um den Ausschluß des unhöflichen Mitgliedes aus dem Bunde zu dekretieren, da es durch Herabsetzung der „Ehre des Bundes" gegen § 7 verstoßen habe[2]. Das sieht beinahe so aus, als habe der Wunsch mitgespielt, am Kongreßbesuch ein Mitglied zu verhindern, das durch sehr viel belastendes Material unangenehm zu werden drohte. Als nämlich Herr B. durch seinen Rechtsbeistand erklären ließ, die Ausschließung sei null und nichtig, und er werde das auf der Tagung begründen, schrieb ihm Herr Dr. Schn., daß er zu den Veranstaltungen des Bundes nicht mehr zugelassen werden könne, außer, soweit seine Angelegenheit verhandelt werde. Herr B. erzwang dann den Zutritt gegen den Bund durch Gerichtsbeschluß mittels Gerichtsvollzieher bei Vermeidung von 300 Mark Geldstrafe! — Doch wir lenken zum Ernst der Sache zurück.

J) Welche Interessen es sind, wofür die Bundesleitung sich einsetzt, dürfte keinem Leser mehr zweifelhaft sein. Man könnte jedoch zu bedenken geben: es lasse sich nie vermeiden, daß einer Berufsorganisation neben tüchtigen und besonders befähigten auch weniger tüchtige und wenig befähigte Mitglieder

[1] Daß ich es nicht verschweige, einen Antrag der Opposition hat man gebracht; der lautete nämlich: „Kleine Anfragen"...

[2] Da der Bund kein eingetragener Verein ist, hatte der Vorstand natürlich überhaupt nicht das Recht, ein Mitglied auszuschließen. Aber selbst, wenn er es formal gehabt hätte, so haben irgendwelche Differenzen zwischen Bundesmitgliedern, und möchten sie noch so unangenehm sein, wie sich versteht, nicht das mindeste mit einer Herabsetzung der Ehre des Bundes zu tun, die ja nur dem Publikum gegenüber erfolgen könnte.

Digitized by Google

angehören; daran könne selbst die bestwillige Leitung nichts ändern; aber sie könne eine Art von Kontrolle üben, indem sie, um gleich auf unsern Fall zu kommen, z. B. ermächtigt werde, Mitglieder auszuschließen, die wiederholt unbezweifelbare Fehlgutachten geliefert hätten. — Kaum brauche ich zu sagen, daß man einen solchen Abhilfegedanken nicht einmal ernstlich erwogen, geschweige versucht hat, ihn in die Tat umzusetzen[1]. Und hier mag noch von einem Beispiel aus der Praxis ein Licht darauf fallen, welche Gefahren mit der Tendenz zur Monopolisierung eines solchen Gebietes einhergehen.

Der Sachverständige W. in H. liefert in Sachen einer anonymen Briefschreiberei ein vorbehaltlos Identität behauptendes Gutachten, wodurch eine Frau M. belastet wird. Der vereidigte Sachverständige Dr. Sch., ebenfalls in H. und samt vorgenanntem W. Mitglied des Bundes, kommt zum gleichen Ergebnis. Ausgerechnet Herr Dr. Schneickert liefert das Gegengutachten, wodurch Identität verneint und die Beklagte entlastet wird! Ich zweifle nicht, daß Herr Dr. Schn. recht hat, um so mehr als noch ein Sachverständiger, dessen vorzügliche Leistungsfähigkeit mir bekannt ist, das Gutachten von Dr. Schn. bestätigt. Was hätte nun für die Bundesleitung nähergelegen, als einmal die Leistungen der beiden Mitglieder W. und Dr. Sch. ein wenig unter die Lupe zu nehmen, da sie mindestens in diesem Falle ihrem Berufe nicht gewachsen waren! Selbstverständlich geschah nichts dergleichen. Beide sind ja „vereidigt", gehören folglich zu den Stammbildnern des Bundes, denen man nichts am Zeuge flicken darf. Exempla docent! Wenigstens ist nichts von einem Einschreiten der Ehrenhüter bekannt geworden, die doch sonst nicht zögern, ihre Taten zu publizieren. Auch hat das Mitglied Dr. Sch. im Haupttermin seinen Standpunkt gegen das Gutachten Dr. Schneickerts so erfolgreich zu verteidigen gewußt, daß die Beklagte — verurteilt wurde. Es ist Berufung eingelegt, und man darf auf den Abschluß des Falles einigermaßen gespannt sein. — Ein einziges Beispiel dieser Art dürfte denn doch selbst harmlose Leser stutzig machen. Doch genug und übergenug. Ich fasse zusammen:

1. Der „Bund" ist nicht, was er sich nennt, ein „Deutscher Bund der gerichtlichen Schriftsachverständigen und Berufsgraphologen", sondern er ist im wesentlichen eine Gemeinschaft vereidigter Schriftsachverständiger, in die einige Graphologen und sogar ein paar Forscher und Gelehrte hineingeraten sind. Unter den Sachverständigen befinden sich unstreitig mehrere hervorragende Sachkenner und Könner; aber davon kann keine Rede sein, daß die Bundesmitgliedschaft Sachkunde gewährleiste.
2. Das Lebensinteresse des Bundes ist die wirtschaftliche und nicht, wie er sich den Anschein gibt, die wissenschaftliche Hebung der Berufsvertreter.
3. Der Bund hat nichts getan und gedenkt nichts zu tun zur Beaufsichtigung der gutachtlichen Leistungen seiner Mitglieder. Er hat nichts getan und gedenkt nichts zu tun, um neuen Kräften den Weg zu ebnen.
4. Sein Lärm mit „Prüfungsordnungen" und „Prüfungskommissionen" ist hohl: denn diese Prüfungen gehen die vereidigten Mitglieder, und das ist die

[1] Eine dahingehende Anregung wurde auf dem Kongreß von der Opposition versucht, verlief aber nach fruchtlosem Hin- und Herreden, wie zu erwarten war, im Sande.

Digitized by Google

übergroße Mehrzahl aller, nicht das mindeste an[1]. Der Prüfungsrummel ist ebensowenig zu wirklicher Ausmerzung sachunkundiger Elemente geeignet wie das Theaterschwert eines Bühnensiegfried zur Erlegung wirklicher Lindwürmer!

5. Gesetzt aber selbst, es gäbe im Bunde Idealisten genug, denen es ernstlich um Hebung des wissenschaftlichen Niveaus zu tun wäre, so hinge doch ein so schönes Bestreben so lange völlig in der Luft, als es an Möglichkeiten zur Schulung und Ausbildung fehlen würde! — Der „Kongreß" hat sich bezeichnenderweise mit allem Möglichen, nur nicht mit Ausbildungsfragen befaßt!

6. Die Bundesleitung verfolgt erwiesenermaßen die Tendenz, die Schreibsachverständigentätigkeit zu monopolisieren und dem Zustrom neuer Kräfte einen Damm zu ziehen.

7. Demgemäß komme ich zu dem Endergebnis: der Bund ist nicht in der Lage, die gerichtliche Schriftvergleichung qualitativ zu verbessern; aber sein Bestehen kann zur Folge haben, daß allerlei untaugliche Elemente sich künftig den Behörden gegenüber auf ihre Zugehörigkeit zum — Bunde berufen und dadurch mehr als bisher vor Kritik geschützt sind.

Da nachstehender Appell an die Justizverwaltung auch für sich verständlich sein soll, muß ich darin einiges schon Gesagte kurz wiederholen.

6. Appell an die Justizverwaltung

Es sei mir vergönnt, vorweg zu begründen, weshalb grade ich mich zu diesem Appell veranlaßt fühle. Es hat das drei Gründe:

1. Genaue Bekanntschaft mit der großen Rechtsunsicherheit, die sich aus der bisherigen Handhabung der gerichtlichen Schriftuntersuchung ergibt.

2. Die Tatsache, daß ich seit rund 30 Jahren als Fachmann und Forscher das Gebiet der Psychologie der Handschrift bearbeite.

3. Der Umstand, daß der im Herbst 1924 ins Leben gerufene „Deutsche Bund der gerichtlichen Schriftsachverständigen und Berufsgraphologen", dem bis vor einiger Zeit auch ich angehörte, keine Verbesserung der fraglichen Zustände herbeizuführen vermochte, sondern nach meiner Überzeugung diese noch zu verschlimmern geeignet ist.

Zu Punkt 1. Ich brauche nicht auf die allzu bekannten Fehlgriffe von Schriftsachverständigen hinzuweisen, wovon nicht selten sogar Rechtsirrtümer die Folge waren.

Legen wir uns aber die Fragen vor:

a) Bietet sich dem angehenden Schriftsachverständigen Gelegenheit zu methodischer Ausbildung?

[1] Immerhin, die Prüfungskommissionen (Plural) haben einen, übrigens noch sehr jungen Mann (Singular) wirklich geprüft. Die Prüfung wurde sozusagen mit Fanfarenschall angekündigt (Einladung von hohen Gerichtspersonen, Vertretern der Behörde, der Handelskammer usw., wenn auch keiner von allen kam) und endete ordnungsgemäß mit dem Erfolge des Prüflings. — Außerdem munkelt man von noch einer Prüfung; aber die wäre unter so regelwidrigen Umständen und mit so krasser Übergehung der Prüfungsvoraussetzungen erfolgt, daß ich das Gemunkel doch lieber bloß für Gemunkel halten möchte.

Digitized by Google

b) Hat die Rechtspflege irgendwelche Gewähr, daß die Schriftsachverständigen, die sie beruft, die für eine so verantwortliche Tätigkeit erforderlichen Fachkenntnisse mitbringen?
so müssen wir beide uneingeschränkt verneinen. Damit dürfte Punkt 1 gerechtfertigt sein.
Zu Punkt 2: Hier verweise ich nur auf meine Werke „Einführung in die Psychologie der Handschrift", „Handschrift und Charakter" und „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft", deren autoritative Bedeutung in Fachkreisen heute anerkannt ist.
Zu Punkt 3:
a) Der „Bund" ist nicht so sehr das, was er sich nennt, als eine Tarifgemeinschaft schon vereidigter Sachverständiger, die unter anderem darüber wacht, daß die Konkurrenz nicht allzusehr anwachse; wobei zu beachten, daß von den Mitgliedern kein einziges eine Prüfung abgelegt hat[1]!
b) Ich lasse es dahingestellt, wieweit die Leiter und Hauptmacher des Bundes ernstlich gewillt waren, Mißstände abzuschaffen, oder wieweit sie lediglich im Dienste der eben umschriebenen Interessenpolitik wirken; denn wichtiger ist dies: auch wenn sie es wären, so sind doch zu wenige darunter, die die volle Kapazität besäßen, um eine Prüfung abzunehmen, wie sie für den gerichtlichen Schriftsachverständigen gefordert werden müßte.
c) Ungeachtet meines beständigen Drängens haben die Herren anderthalb Jahre gebraucht, um endlich eine Prüfungsordnung herauszubringen (laut Februarheft 1926 der Bundeszeitschrift), und diese Prüfungsordnung ist unzulänglich, sowohl was den sachlichen Gehalt als auch, was die in Aussicht genommenen Prüfer betrifft, und folglich nicht geeignet, unbefähigte oder ungenügend vorgebildete Elemente fernzuhalten.
An diese Darlegung schließt sich mein erster negativer Vorschlag. Ich halte es für im höchsten Grade wünschenswert, daß die Herren Landgerichtspräsidenten darauf aufmerksam gemacht würden, es empfehle sich nicht, einem Schriftsachverständigen deswegen blindes Vertrauen entgegenzubringen, weil er Mitglied des „Bundes" ist!

Indem ich mich den positiven Vorschlägen zuwende, stelle ich voran, auf welche Momente für die Auswahl von Schriftsachverständigen zumal Gewicht zu legen sei:
1. Fachwissenschaftliche Ausbildung für den Beruf nebst gründlicher Erprobung des Kandidaten.
2. Behördliche Überwachung der Schriftsachverständigentätigkeit, besonders in der Richtung, daß solche Sachverständige ausgeschieden würden, die erwiesenermaßen wiederholt Fehlgutachten geliefert hätten.
3. Schaffung einer Stelle, die sich mit der Untersuchung und Nachprüfung zweifelhafter Gutachten zu befassen hätte.

---

[1] Inbetreff der einzigen bisher stattgehabten Prüfung verweise ich auf Anmerkung der vorigen Seite.

Digitized by Google

Das Ausbildungsprogramm

Der Unterricht wäre teils theoretischer, teils praktischer Natur. Im theoretischen Unterricht wäre zu behandeln:
a) die Psychologie des Schreibens (aber unter Ausschluß der Charakterdeutung),
b) Grundbegriffe der Photo- und Mikrotechnik, der Objektivkunde, Beleuchtungstechnik, Mikroskopierlehre, Materialkenntnis.
Im praktischen Unterricht:
a) praktische Übungen im Mikroskopieren, Lupieren, Photographieren,
b) die Untersuchungstechnik.

Praktische Durchführung

Eine derartige Vorbereitung, für die nach den bisherigen Erfahrungen drei Jahre benötigt werden, kann nur in einem eigens zu diesem Zweck errichteten Institut stattfinden. Am meisten zu wünschen wäre es natürlich, daß der Staat selber dessen Gründung in die Hand nehmen, bewährt tüchtige Lehrkräfte berufen und für ein erstklassig ausgerüstetes Laboratorium Sorge tragen würde. Ich bin mir bewußt, daß es die gegenwärtige Geldknappheit nicht gestattet, der Verwirklichung eines solchen Gedankens näherzutreten. Indessen ließe sich die fragliche Fachschule auch ins Leben rufen, ohne daß dem Staate die allermindesten Ausgaben erwüchsen, sofern nur die sogleich zu erörternden Bedingungen erfüllt wären.
Nehmen wir an, einige sehr erprobte Fachleute entschlössen sich selbständig zu dieser Gründung, erstellten ihrerseits das Instrumentarium und würden sowohl die Vorlesungen als auch die technischen Arbeiten übernehmen, so zweifle ich garnicht, daß die Schule sich selbst erhielte, wenn sie in folgenden Punkten die Protektion des Staates genösse:
a) Die von der Fachschule ausgestellten Befähigungszeugnisse würden fortan in erster Linie maßgeblich sein für die Auswahl der zu vereidigenden Schriftexperten.
b) Wenn in schwierigen Fällen mehrere Schriftexperten einander widersprechende Gutachten geliefert hätten, würden diese der Fachschule zur Oberentscheidung überwiesen.
c) Es fänden Einführungskurse über die Hauptgegenstände der Schriftexpertise statt, deren Besuch den Richtern und Untersuchungsrichtern wie auch den höheren Polizeibeamten staatlich empfohlen würde. Ich füge hinzu, daß eine Vertrautheit mit den Grundfragen des Gebietes dem Richter ganz unschätzbare Dienste leistet zwecks Beurteilung der Qualität der von ihm eingeholten Gutachten.
Wären diese Bedingungen erfüllt, so könnte nach meinem Dafürhalten das Institut bestehen, und die segensreichen Folgen für die Rechtspflege würden alsbald zutage treten. — Das dritte Ausbildungsjahr der Schüler wäre der Mithilfe an den praktischen Aufgaben des Instituts gewidmet. Dadurch würde zweierlei erreicht: das Institut hätte genügend Hilfskräfte, um eine ausgedehnte Gutachtertätigkeit zu entfalten, und es wäre den Leitern Gelegenheit geboten,

Digitized by Google

sich durch gründliches Zusammenarbeiten mit den Lernenden von der tatsächlichen und zumal der technischen Leistungsfähigkeit eines jeden ausgiebig zu überzeugen. Nicht von einer Schlußprüfung, sondern von den Leistungen der Teilnehmer während eines ganzen Jahres würde das Befähigungszeugnis abhängig gemacht.

Ich bemerke endlich, daß ich selber an einer solchen Fachschule eine Funktion zu übernehmen allerdings nicht in der Lage wäre, teils weil ich die Gutachtertätigkeit seit 21 Jahren niedergelegt habe und mit den neueren Methoden der Phototechnik viel zu wenig vertraut bin, teils weil meine eigene Unterrichtstätigkeit in Ausdruckslehre und Charakterkunde meine Zeit vollauf, ja über die Maßen in Anspruch nimmt. Dagegen wäre ich imstande, wenigstens einige Personen zu nennen, und weitere dürften sich unschwer finden lassen.

Die Kinderlüge, ihre Quellen und Erscheinungsformen

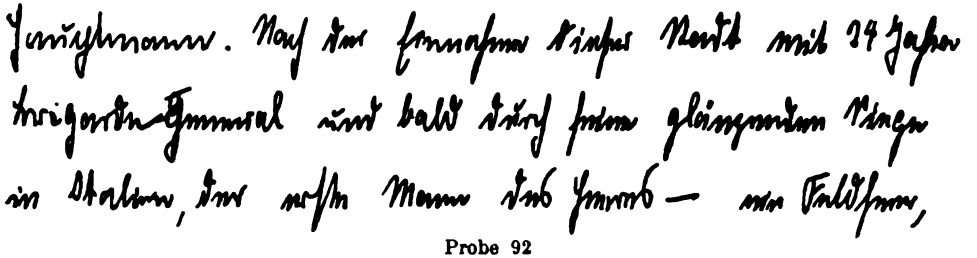
Von Minna Becker

Da von allen Untugenden beim Kinde die Lüge dem Erzieher vornehmlich Sorge bereitet, erscheint es notwendig, auf diese näher einzugehen. Die Lüge entsteht aus den verschiedenartigsten Motiven. Eine Untersuchung, aus welcher Anlage die Lüge erwachsen kann, ist daher besonders wertvoll. Aus den vielen in meinem Besitz befindlichen Kinderschriften habe ich eine Reihe der verschiedensten ausgelesen. Es zeigt sich dabei, daß man nicht einen bestimmten „Lügnertyp" herausschälen kann, sondern daß die Lüge auf dem Boden der verschiedensten Anlagen genährt wird und entweder selbsttätig aus diesem herauswächst, oder erst durch Verschärfung der Reibungsflächen zwischen einer psychischen Schwäche und der Umwelt entsteht. Für die Handhabung der Erziehung ist es unbedingt erforderlich, die Quellen der Lüge aufzufinden. Die Einziehung von Erkundigungen, das Ausfragen und die Beobachtung des Kindes führen in vielen Fällen nicht zur Lösung dieser Frage. Den letzteren Versuchen stellen sich Hemmnisse in den Weg, die nicht aus dem Mangel an erzieherischem Talent des Erwachsenen entstehen, sondern aus der Unmöglichkeit geeigneter, ständiger Überwachung oder auch aus der Unfähigkeit des Kindes, die Triebfedern seines Handelns richtig zu beurteilen und darzustellen. Das Studium der Schrift ebnet den Weg zum Verständnis kindlicher Verirrungen. Die nachfolgend im einzelnen aufgeführten Eigenschaften können den Anlaß zur Lüge ergeben:

a) seelische Gehemmtheit,
b) seelische Hemmungslosigkeit,
c) Geltungstrieb,

Digitized by Google

d) Verheimlichungstrieb,
e) verbrecherische Neigungen,
f) Widerstandsschwäche,
g) Psychopathie.



Probe 92

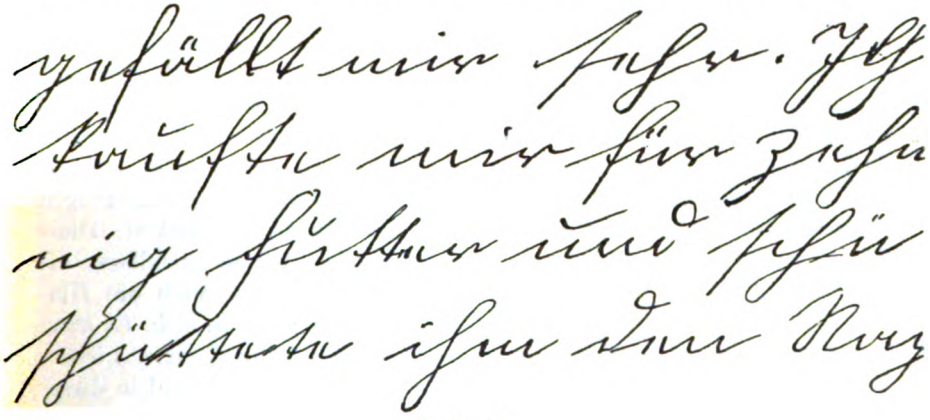
Die Schriftprobe 92 trägt die Merkmale seelischer Gehemmtheit. Das Schriftbild hat den Ausdruck der Eingeengtheit und Steifheit. Es fehlt an leichten, expansiven Bewegungen. Man beachte z. B.

die horizontale Einengung aller Bewegungen,
die steile Schriftlage,
die Verengung der Schleifenformen,
die geringe Ausdehnung der An- und Aufstriche am Wortanfang und -ende,
die oben arkadig abgestumpften Kurzformen; in ihnen prägt sich die mittelpunktsuchende Bewegungstendenz besonders aus. — Die sogenannte Arkade in der Schrift entsteht infolge einer rechtsbogigen Bewegungsrichtung zum Körper hin. —

Die Bindung der psychischen Kräfte hat hier einen Höhepunkt erreicht; damit ist das Verströmen derselben derartig behindert, daß eine reibungslose Auseinandersetzung mit der Umwelt zur Unmöglichkeit wird. Man möchte von einem „Insichgebundensein" sprechen. Diese Anlage hat bei Kindern sehr leicht die Absonderung von den Spiel- und Altersgenossen zur Folge und äußert sich zunächst in Schüchternheit. Wird versucht, das Kind gewaltsam zu einem Aussichherauskommen zu zwingen, so nimmt es nicht selten seine Zuflucht zur Lüge. Ein rückhaltloses Eingeständnis einer Schuld, mag diese noch so geringfügig sein, ist für solches Kind eine Unmöglichkeit. Ihm fehlt die Kraft zu befreiender Entspannung. Die Lüge ist hier beinahe eine Naturnotwendigkeit. Es erscheint daher unangebracht, Erziehungsmaßnahmen zu ergreifen, die eine Verschärfung des Spannungszustandes erzeugen. Erst wenn ein gewisser Abstand zu den Dingen geschaffen ist, kann auf eine erleichternde, offene Darstellung gehofft werden. Nicht genug kann vor Erziehungsmitteln gewarnt werden, die eine Verschärfung dieses Zustandes im Gefolge haben, z. B. Androhung von Strafen, die geeignet sind, Furcht und

Digitized by Google

Angst auszulösen. Dagegen sind Gelegenheiten zu suchen; die das Kind in einer unbeobachteten Situation zu unternehmendem Handeln zwingen. Oft ist es einem solchen Kinde eine Unmöglichkeit, vor der Klasse stehend, etwas herzusagen. Erst wenn es von diesem Platz aus wiederholt laut etwas mitgeteilt hat, überwindet es langsam seine Scheu und gewinnt an Selbstsicherheit im Ausdruck. Kleine Bestellungen oder Botendienste, wie sie sowohl im Schulbetrieb als auch im häuslichen Kreise nicht selten notwendig werden, wenn es gilt, einen verlorenen Gegenstand auszubieten, oder beaufsichtigend Ordnung zu halten, sind geeignet, die Befangenheit zu lösen, ohne in dem Kinde den Verdacht zu wecken, daß man es zur Preisgabe seiner Gefühle veranlassen will. Immer ist es notwendig, die Gedanken und Gefühle des Kindes unbemerkt von seinem Tun und Lassen abzulenken, damit sich die Konzentration auf Dinge richtet, die eine Lösung vom eigenen Ich gestatten. Sobald die Persönlichkeit des Kindes in den Vordergrund gerückt ist, greift das Verlangen nach Zusammenhalt der inneren Kräfte durch Abschließung Platz.



Probe 93

Die Probe 93 steht in scharfem Gegensatz zu der Probe 92. Hier waltet nicht das Gesetz der Bindung, sondern das der Lösung. Das Verlangen nach Entspannung bis zu haltlosem Sichgehenlassen wirkt sich in der horizontalen Breite sowie in der Ergiebigkeit der Einzelzüge aus. Die unlösbare Beziehung des Wortes zu dem es umfassenden Sinnbegriff wird besonders klar, wenn zur Erläuterung der Schreibbewegung Worte verwendet werden, mittels welcher Kinder das Wichtigmachen und Übertreiben ihrer Spielgenossen bezeichnen. Redensarten wie: „Er tut sich dick", oder „Sie macht sich breit" kennzeichnen in ihrer drastischen Ausdrucksweise unverhüllt die Art des Gebarens, also auch den in Gesten und Gebärden Ausdruck findenden Wesensgehalt.

Digitized by Google

Während nun die Schreibbewegung bei Probe 92 in einer Art verläuft, von der man zutreffend sagen kann, sie scheint in sich hineinzukriechen, so könnte man von derjenigen in Probe 93 mit gleichem Recht sagen, sie macht sich breit. Hier liegt also nicht die Gefahr nahe, daß eine Lüge aus Gehemmtheit und Befangenheit vorkommt, sondern vielmehr, daß infolge ungehemmter Gefühls- und Vorstellungsauswirkung die Lüge entsteht. Wie sich das Kind beim Schreiben in übertrieben weiten Bewegungen ergeht, so läßt es auch seinen Trieben und Gefühlen freien Lauf. Bei der Schreiberin von 92 ist auf eine den Tatbestand entstellende karge Äußerung zu schließen, bei der von 93 muß man infolge übertreibender Gefühle mit unrichtigen Behauptungen und Darstellungen rechnen. Die lockere Gliederung, die Umwandlung der festen Winkel der Kurzformen in sogenannte Girlanden, die geringe Druckstärke und die Neigung zu schräger Schriftlage zeugen von dem geringen Grad der inneren Spannung. Die psychischen Kräfte werden hier nicht durch den Willen gebunden, sondern verströmen ungehemmt. Eine solche Wesensanlage schließt stets die Gefahr sittlichen Entgleisens in sich, da die so gearteten Kinder dem jeweiligen Gefühlsantrieb ungehemmt nachgeben. Es sind „schwache Charaktere"; sie unterliegen daher auch der Versuchung zu lügen. Da sie auch ein gewisses Maß von dreistem Selbstbewußtsein besitzen, lügen sie mit äußerer Sicherheit und täuschen den Erzieher dadurch nicht selten. Die Schrift weist keine Merkmale auf, die auf Eigensinn schließen lassen; die weichen Rund- und Bogenzüge zeugen vielmehr von Anpassungsfähigkeit und Gemütsbeeinflußbarkeit. Diese Eigenschaften erwachsen hier aus der allgemeinen Wesensgrundlage; die Ungehemmtheit des psychischen Kräfteablaufs schließt auch die Hingabefähigkeit sowohl in gutem wie in schlechtem Sinne in sich. Es kann daher nicht verwundern, daß ein solches Kind sich trotz mancher Liederlichkeit auch hilfsbereit und freundlich zeigt, wenn sein Gefühl in dieser Richtung angeregt wird.

Dem Erzieher bereiten die Typen, denen es an Hemmungen fehlt, häufig mehr Schwierigkeiten, als die übermäßig gehemmten, da sie trotz wiederholten Versprechens, sich zusammenzunehmen, dieses nicht zu halten vermögen. Sie gleichen einem auf schräger Ebene stehenden Wagen ohne Bremsvorrichtung; der geringste Anstoß genügt, sie abwärts gleiten zu lassen.

Die Grundlagen der Charakterkunde von Ludwig Klages

Von M. Ninck, Riehen

Als jüngster Trieb am weitausgreifenden Baume der Seelenkunde hat die Charakterologie zu gelten. Die griechische Antike, überreich an tiefdringen-

Digitized by Google

den Einsichten in das Leben der Seele im allgemeinen (Rohdes Buch gibt immer noch die beste Übersicht), hat uns zur Lehre von den Einzelcharakteren nichts als einige Ansätze beschreibender Art hinterlassen, Typenprägungen, aus der neueren attischen Komödie abgezogen, als deren geistvollster Niederschlag die „Charaktere" des Theophrast aus peripatetischer Schule sich darstellen. Für die Römer, auch sonst ja Barbaren der Wissenschaft, mag recht eigentlich das Wort von Klages gelten, daß die großen Täter zwar wohl gewiegte Menschenkenner, selten aber bedeutende Seelenforscher waren, indem der Instinkt eben lange über das Verhalten der Menschen ins reine kommt, ehe die Besinnung sich klar wird, warum gesetzmäßig eben dieses Verhalten erwartet werden müsse. Das Mittelalter vollends hat allem Forschen auf diesem Gebiete die Quelle verstopft, da doch seine Grundrichtung darauf ausging, die Mannigfaltigkeit der Charaktere überhaupt aufzuheben und nur das eine Scheinbild des rein geistigen Menschen übrigzulassen. Erst die Renaissance bringt den Rückschlag, und mit der neuen Hinkehr zum Leben, mit der wilden Lust, alles auszukosten, und dem geschärften Blick für die Wirklichkeit, für die Masken des Menschen zumal, aufersteht im Gegenschein eine neue Bildkunst, Novellistik, Komödie, mit einer Feinheit der Charakterzeichnung, daß sie selbst das Altertum oft überholt. In der Tat, wer heute Charakterkunde treibt, fände wohl keine ergiebigere Quelle als all die Zeugnisse jener Zeit, wie sie in abgeschlossenen Kunstwerken, in diplomatischen Akten, Memoiren oder praktischen Lebensanweisungen uns vorliegen, und es bleibt denn bezeichnend, daß damals jene Form sich ausbildete, die sich als Sammelbehältnis einer wirren Gestaltenfülle ebenso tauglich erwies, als sich in ihr die Reflexion über die inneren Antriebe menschlichen Handelns mehr und mehr einnisten konnte: der moderne Roman.

Wenn die genannte Geistesepoche dennoch die Wissenschaft von der Seele wenig gefördert hat, so müssen die Romantiker als die eigentlichen Neubegründer derselben betrachtet werden, ob sich auch ihre Leistung nur als die gewaltige Ausdeutung des Goetheschen Lebenswerkes erweisen möchte. Goethes im tiefsten Sinne antike Naturauffassung hatte nach fast zwei Jahrtausenden für die Lebenslehre die vier Grundeinsichten zurückgewonnen, welche am sorgfältigsten die Scholastiker aus dem großartigen Wissensvermächtnis der Griechen herauspräpariert und entwertet hatten, die Einsicht vom unbewußten Walten, rhythmischen Ausgestalten, polaren Entgegensetzen und genetischen Werden des Lebens, und darauf konnte denn die Naturphilosophie der Romantik ihre Entwicklungsgeschichte der Seele bauen, die endlich vom innersten Herd des Lebens sich ableitete und nicht mehr von einem transzendentalen, abgezogenen Begriff wie alle idealistischen Systeme von Plato hinauf bis zu Fichte. Die Romantiker waren Seher und Dichter, aber keine Felsenbrecher; Faustnaturen ohne hinterhältige Mephistogedanken; in frommgläubiger Naivität nannten sie die Nacht Allmutter, ohne die Allmacht des Schöpfers anzutasten, sie priesen in Hymnen die Schönheit des Gewordenen und opferten doch einem weltfremden Geist. Sie fanden das Leben und übersahen — den Tod, übersahen in ihrer Entdeckerfreude der

Digitized by Google

Seele Vernichter, jene Macht, welche das Leben fälscht, bedroht und aushöhlt. Sie stammeln daher, wenn sie über Geistesträger sich auslassen, und haben es auch ernsthaft mit der Charakterkunde nicht versucht, wogegen sie doch im Tiefengewölbe des Lebensurgrundes Funde taten, die heute noch größenteils unausgeschöpft liegen.

Es brauchte des „schieläugigen Lauerers aus dem Abgrund", des „boshaften Rattenfängers" und „Umwerters aller Werte", um einer aus wirklichen metaphysischen Gründen gespeisten Psychologie die Bahn zu öffnen. Nietzsches ganz eigenartige Bedeutung besteht darin, daß in ihm kraft eines unauflöslichen Selbstwiderspruchs tiefstes Elementarerleben zur hellsten Besinnung wurde und er mit niedagewesener Deutlichkeit schaudernd die furchtbare Spaltung gewahr wurde, die sein eigenes Leben wie dasjenige aller geschichtlichen Menschen von Grund aus zerklüftete. Er ist mit diesem tiefsten Wissen, nicht als Nihilist, wie er selbst zuletzt meinte, sondern wesentlich im Dienste des Lebens, zum Entdecker geworden all der Lügen und Listen, mit denen unser Geschlecht seit Anbeginn der Weltgeschichte die Kluft zu verbergen suchte, und mit der strengen Unerbittlichkeit seines Wesens riß er die Lumpen und Hüllen und Flicksteine weg, die nichts taugten, als die Kluft immer noch zu erweitern. Ausgerüstet mit feinsten Organen für die seelischen Essenzen und mit wachsamstem Spürsinn für alle Schliche und Finten des Gegners (des ermüdeten, alternden Lebens, wie er meinte), gelang es ihm, jahrtausendealte Irrtümer aufzudecken und die verstecktesten Selbsttäuschungen auszuhorchen. Kein Gesetz, keine Wahrheit, kein Werturteil, woran er nicht mit dem Hammer rührte, um auf den Ton zu hören, den sie gaben; denn es war seine erste Weisheit, daß selbst die höchsten Glaubensüberzeugungen, die einfachsten Erkenntnissätze ihre Wahrheit nicht aus sich selbst erhielten, sondern vom Instinkt, der sie zeugte, und daher zertrümmert zu werden verdienten, wenn ein faules, krankes, verlogenes, wurmstichiges Leben dahinter sichtbar wurde. Von hier aus ermöglichte sich erst eine psychologische Forschung, die unvoreingenommen, ja argwöhnisch gegen alle idealistischen Forderungen ihren Weg beschritt, und Nietzsche muß demnach, wenn nicht als erster Lebensforscher, so doch als Begründer und Bahnbrecher aller Charakterologie und Kulturpsychologie betrachtet werden.

Damit ist ausgesprochen, was der Verfasser der „Grundlagen" eingangs angedeutet und mit weitreichendster Fundierung neuerdings in seinem Nietzschebuche ausgeführt hat. Ohne Nietzsche sind also auch die „Grundlagen" von Klages nicht wohl zu denken. Das darf zunächst einmal als eine ihrer ersten Positionen gelten, daß in ihnen zum ersten Male Nietzsches Methode der Seelenforschung mit ganzer Schärfe erkannt und zu einem systematischen Aufbau einer Lehre von den Charakteren nutzbar gemacht ist. Das zweite und dritte Kapitel („Von den Bedingungen der Wesensfindung" und „Aufgaben und Methoden") verbreitet sich hierüber. „Den Stoff zur Erkenntnis fremder Wesen liefert das eigene Wesen." Alle wahre Charakterforschung gründet letzterdings in der Befähigung zu „abstrahierender Selbstbesinnung", und: die Erkenntnis fremder Charaktere gelingt gerade nur soweit, als wir

Digitized by Google

in uns selbst Erlebnisse zu spiegeln vermögen, die denen der Fremdcharaktere wesensähnlich sind. — Im Grunde ist es das Fremd-Ich, über das wir zuerst ins klare kommen, bevor wir über uns selbst das Geringste aussagen können, und den Charakter des Fremd-Ichs wieder lesen wir ab an seinen physiognomischen Zeichen und Bewegungen, die uns zu deuten ermöglicht wird durch Bewegungsantriebe, die wir im Anschauen lebendiger Bilder in uns selbst verspüren. Dank seinem allgemeinen Verbundensein mit der Welt ist der Primitive oder Unverbildete solcher Fremdbesinnung im weitesten Ausmaß und jedenfalls weiter als der reflektierte Geistesträger fähig, und daher schreibt es sich denn, daß die auf eben solcher Fremdbesinnung beruhende Menschenkenntnis schon in der Jugend der Völker wie selbstverständlich sich findet und praktisch geübt wird, lange ehe sich eine Lehre von den Charakteren ausbildete. — Die Charakterkunde setzt also im Forscher dreierlei voraus: erstens die Fähigkeit starken Eigenerlebens, entzündet am lebendigen Spiel fremder Wesenheiten, zweitens die Gabe „getreuer Erinnerung an die Tönungen" jenes Erlebens und drittens die abstrahierende Kraft, die das Gesetz, will sagen „die Grundlage oder Triebfeder des Erlebens aus dem Insgesamt der Erlebnisbedingungen gedanklich herauszutrennen vermag". Nietzsche hatte die Kunst kühler Selbstbeobachtung mit Bewußtsein und oft fast selbstmörderischer Unerbittlichkeit in sich ausgebildet, wobei ihm die ganze Fragwürdigkeit jenes Daseins, welches sich heute Leben nennt, aufgehen mußte. Das aber ist die zweite Errungenschaft des Klagesschen Werkes, daß es die negative Seite von Nietzsches Methode ganz in sich aufgenommen, um den am Ende lauernden Nihilismus durch einen letzten tiefsten Zweifel an der Weisheit Zarathustras selber — zu überwinden. Man begegnet demselben Argwohn allen herkömmlichen Werten gegenüber, mit gleicher Schonungslosigkeit werden Masken heruntergerissen, werden die Herde verhockter Schäden, all die Nester ausgeheckter Larven und Scheinbilder ausgenommen, mit denen ausgehöhlte Lebensparasiten sich umflittern, um ein totes Dasein uns vorzutäuschen oder die letzte Rache zu üben, die ihnen geblieben, die Rache am Leben selber, das vor ihrem Vampirblick niedersinkt. Aber während Nietzsche eigentlich sein Leben lang gegen einen namenlosen Gegner focht, was freilich diesem Ringen den unheimlich dämonischen Unterton gibt, gelang es erst Klages, ihn auf den Namen „Geist" oder, soweit dessen wirkende Seite in Frage kommt, „Wille" zu taufen. Damit hat, wie man sagen möchte, die Polemik erst System bekommen, und der Gefahr ist gesteuert, daß sie zuletzt gegen Schatten kämpfe und das Leben selbst anschwärze. Wenn nämlich Nietzsche alle Dekadenz und Verlogenheit nur aus einem gegenwärtigen Niedergang des Lebens ableitete, dann mußte er, ein wie glühender Priester des Lebens er auch war, unfehlbar im Relativismus enden, der in der Krankheit nur Schwäche, keinen Gegensatz mehr zu den Instinkten erblickte, dem sich überhaupt alle Gegensätze ins Nichts auflösten, wie denn sein Alterswerk „Der Wille zur Macht" da hinausmündet. Dagegen vertritt Klages den Standpunkt, daß die hier in Frage kommenden Verfallserscheinungen durchaus nicht jenen normalen Ermüdungs- und Auflösungszuständen gleichzusetzen, wie sie dem Erleben aller Völker, ja dem rhyth-

Digitized by Google

misch pulsierenden Lebensstrom überhaupt eigentümlich, sondern immer nur dort hervortreten, wo der Wille infolge einer in den Gründen noch unerklärlichen Zerklüftung des Menschen selbstherrlich geworden und nun im Sinne der dauernden Störung dem Leben gegenübertritt. Es ist die kleine Gruppe geschichtlicher Menschen, die, mit der Bestimmung, Kulturen zu schaffen und Völker zu regieren, jenen Krankheitsstoff von den neidischen Göttern für sich erlosten und ihn mit wahnwitziger Verblendung in sich züchteten, ohne der verheerenden Folgen innezuwerden, die er je länger je mehr anrichtete. Im achten Kapitel ist Klages den wichtigsten Entartungserscheinungen nachgegangen, welche bei solcher Zersetzung durch den Willen im Charakter hervortreten. Sie sind auffallenderweise unter dem Titel der Hysterie zusammengefaßt, eine Krankheit, für welche gemeinhin Schwäche des regelnden Willens als Kennzeichen gilt. Hier zeigt sich scharf die Wende gegen Nietzsche, welcher, den Machtwillen mit Instinktsicherheit verwechselnd, der Falle des herrschenden Vorurteils nicht entgangen war, ob er gleich die wesentlichen Merkmale der Hysterie fast alle schon aufgespürt und ausgebreitet hatte. Für Klages ist Wille wesentlich Selbstbehauptungsdrang, wie der Geist Selbstbewußtsein ist; er steht daher zu den Instinkten in schärfstem Gegensatz, wenn er sie auch benutzt und fast ausnahmslos in seinen Dienst zu zwingen weiß, um sich selbst gegen alle Widerstände durchzusetzen. Vergewaltigung der Triebe bedeutet Zersetzung, und das Endergebnis ist völlige Auflösung, ein Zustand, dem die „zivilisierte" Menschheit immer unaufhaltsamer entgegentreibt. Der nackte Wille allein bleibt übrig, der, taub geworden für die Reize und Bedeutungswerte des Lebens, am Brechen von Widerständen die letzte Lust empfindet (Amerikanismus). Weil der Träger dieses Willens dennoch der eigenen Verarmung oft erschreckend gewahr wird und mit Neid auf den Glücklicheren blickt, der mit starken Instinkten vom Reichtum des Lebens einnimmt und selbst schöpferisch wieder ausgibt, so bleibt ihm, um auch gegen ihn sich noch durchzusetzen, nur eines: den Glücklicheren zu unterdrücken, ja zu vernichten, oder eine ähnliche Lebensfülle wenigstens vorzutäuschen, und hier setzt dann jenes ekle Spiel mit erborgten oder erlogenen Scheinwerten, mit hohlen Gebärden und Ausdrucksübersteigerungen und all dem Wischwasch eines aufdringlichen Falschmünzer- und Hochstaplertums ein, das vor Nietzsche vielleicht Jean Paul am schärfsten und vollständigsten zeichnete, Klages doch erst aus charakterologischen Zusammenhängen zu deuten wußte, indem er hinter dem Ausdruckswillen, als eigentliches Merkmal der hysterischen Persönlichkeit, die Ohnmacht der Gestaltungskraft aufdeckte, welche verdammt ist, immer nur nachzuahmen, anstatt zu zeugen, und, weil der selbstbewußte, anerkennungsdurstige Wille ihr jederzeit einflüstert, danach trachtet, die Aufmerksamkeit mit allen Mitteln auf sich zu lenken.

Was die folgerichtige Nutzbarmachung der psychologischen Forschungsmethode Nietzsches bedeutet, wird am deutlichsten sichtbar bei einem Seitenblick auf die übrigen Leistungen der Völker- oder Charakterkunde, welche seit Nietzsche und übrigens vielfach auf Anregung der in erster Auflage

Digitized by Google

bereits 1910 ausgegebenen „Grundlagen" entstanden sind. Nachgerade ist ja der Psychologismus auf allen Gebieten, sei es Geschichte, Ästhetik, Ethnologie oder Medizin, Mode geworden, und vor allem die praktischen Zweige der Seelenkunde (Begabungsforschung, Graphologie, Physiognomik) erfreuen sich einer oft recht fragwürdigen Popularität. Daß dennoch daneben die Wesensforschung auch wahre Bereicherung erfahren, beweisen Namen wie Kretzschmer, Günther, Jung, Spranger, Spengler. Das Verständnis der Formen einzelner Menschheitsgruppen, seien es durch Merkmale des Körpers oder des Sexuallebens, seien es durch Volkstum, Kultur, Beruf oder geistige Ziele zusammengeschlossene, ist durch sie wesentlich gefördert worden, und die durch die Klassiker Winkelmann, Lessing, Herder und Goethe eingeleitete Erscheinungswissenschaft hat Früchte gezeitigt, welche erst einer die Erde nach allen Richtungen überspannenden Betrachtung erreichbar waren. Gleich bemerken wir aber, daß sie fast ausnahmslos über eine Typenlehre nicht hinausgelangten. Jeder stellte seine eigenen Formmuster auf, welche einer gewissen Wahrheit nicht entbehrten, aber mindestens ebenso einseitig waren und daher mit den Typen des andern, auch bei innerer Wesenseinheit, nicht zur Deckung kommen wollten. Der Grund lag darin, daß sie größtenteils den physiognomischen Weg beschritten, ohne vom biologischen Kern, in welchem doch alle Radien hätten zusammenlaufen müssen, eine irgendwie erschöpfende Ansicht zu besitzen. Sie verfielen den uralten Irrtümern oder einer bedenklicheren Neigung unseres Zeitalters: wahllos alles, also Krankes so gut wie Gesundes, als Lebensausdruck zu nehmen. — Jede Impotenz eines Künstlers wird heute als „Stil" hingenommen, man hat gemeine Verbrechen „psychologisch" verstehen gelernt, und die ganze Wertetafel der Instinkte ist eben im Begriff, von einer Hauptsekte der Heilkunde umgestürzt oder radikal auf den Kopf gestellt zu werden. Vom Standpunkt des Lebens lösen sich denn eine ganze Reihe jener „Typen" in Trugmasken auf, gleichgültig, ob schon von der Unterlagsgruppe oder erst vom abstrahierenden Präger aus Einfühlungsirrtümern die Täuschung eingefälscht wurde.

Demgegenüber ruhen die „Grundlagen" auf dem Prinzip, daß zur Beurteilung irgendeines Charakterzuges stets sein Verhältnis zum Lebenskern maßgebend bleiben müsse, wenn man jene „psychologischen Verwechslungen" vermeiden wolle, deren wichtigste Nietzsche schon aufgedeckt hatte. Eigenschaften an sich gibt es nicht, und lassen sie sich auch als Seiten einer Lebenseinheit abgrenzen, so wechselt doch ihre Bedeutung mit dem Bedeutungsgehalt des Lebenskerns. Gleiches Ausmaß des Willens zum Beispiel kann bei verschiedenen Lebensträgern das eine Mal Schwäche, das andere Mal Stärke bedeuten, je nachdem der Widerstand groß oder klein ist, den er im Triebleben findet. Wird demnach ein oberflächlicher Beobachter den Willen des einen leicht übersehen, während er geneigt sein dürfte, dem andern zuviel zuzutrauen, so sind gar erst die Handlungen der Menschen aus den allerverschiedensten Motiven, besser aus einer immer einzigartigen Konstellation der Triebrichtungen abzuleiten. Es erklärt sich hieraus die schlechthin unendliche Mannigfaltigkeit der Charakterspielarten, und der Widersinn

Digitized by Google

wird recht handgreiflich, einige bequeme Muster prägen zu wollen, in die sich die Menschheit schlecht und recht zwängen ließe. Wer nach Charakterbildern sucht, findet erstaunlich wenig in dem Buche von Klages, wogegen er tiefste Aufschlüsse erhält über den Wesenskern und hineinblickt in das feine Gewebe und Geäder des psychischen Organismus, derart gleichsam die Kristallisationspunkte gewahr werdend, an welche die Charaktere in bestimmter Gesetzlichkeit anschießen.

Von den letzten Lebensursachen der Charakterbildung handelt das neunte Kapitel („Zur Metaphysik der Persönlichkeitsunterschiede"). Wie aus andern Schriften des Verfassers bereits bekannt sein dürfte, ist der Angelpunkt der Psychologie von Klages die im letzten Grunde metaphysische Erkenntnis der absoluten Wesensverschiedenheit von Geist (Intellekt) und Seele, welche im Altertum zwar bekannt und von der Romantik aufgegriffen war, aber wie Bedeutendes darüber schon beigebracht wurde, doch immer entwicklungsgeschichtlich erklärt worden war, wogegen der hier grundsätzlich vertretene Leitsatz von der unverträglichen Gegensätzlichkeit beider nur erst ganz vereinzelt in der Geschichte des Geistes aufblitzte (Aristoteles, Nietzsche). Die Seele ist die Grundlage alles Lebens, so des mikrokosmischen wie des makrokosmischen, mit dem Körper polar verbunden, als Sinn der Erscheinung, die im Leiblichen offenbar wird. Akosmischen Ursprungs dagegen ist der Geist, der von außen (thyrathen, nach dem Ausdruck des Aristoteles) in den Kosmos hereinstrahlt und durch seine Außerraumzeitlichkeit im Fluß der Erscheinung den Fixpunkt setzt, will sagen, im Menschen das Ich begründet. Indem aber allein nur dieses mit sich stets identisch bleibt, entwickelt und erstarkt an ihm das Selbstbewußtsein, jene geistige Macht, welche nun dauernd, und zwar im Sinne der Störung, auf das Leben der Seele einwirkt und aus allverbundenen Lebensträgern Persönlichkeiten löst, die der doppelten Macht des Lebens und Geistes pflichtig sind und bald dem einen, bald dem andern Tribute leisten.

Die Frage nach dem Gesetz des Aufbaues der Persönlichkeiten bedurfte von hier aus einer ganz neuen Fundierung. Die herkömmliche Einteilung der Seele in Verstand, Wille und Gefühl mußte wesentlich berichtigt, die alte Viertemperamentenlehre, die naive Urform der späteren Typologien, als gänzlich untauglich verworfen werden. An ihre Stelle setzte Klages (im vierten Kapitel) die wichtige Unterscheidung von Stoff, Artung und Gefüge des Charakters, mit anderen Worten von Mengeneigenschaften (Fähigkeiten, Begabungen, dahin zum Beispiel Gedächtnis, Erinnerungsvermögen, Eindrucksanlagen und Auffassungsrichtungen), Artungs- oder Richtungseigenschaften (Antriebe zur Verwertung des Stoffes, gefühlsbetonte Strebungen oder Triebfedern) und Verhältniseigenschaften (persönliche Willens- und Äußerungserregbarkeit), immer doch unter der Voraussetzung, daß die drei Gruppen nur verschiedene Seiten der Persönlichkeit darstellen und daher wechselweise füreinander eintreten können. So kann jede Begabung im Dienst eines Interesses und somit als Triebfeder erscheinen, während umgekehrt an jeder Triebfeder zugleich eine Begabungsseite anerkannt werden muß. Zur Kennzeichnung gehört, daß „unser un-

Digitized by Google

mittelbarer Maßstab zur Abschätzung von Fähigkeiten einer Persönlichkeit eine zweite Persönlichkeit ist, zur Abschätzung von Triebfedern dagegen eine zweite Triebfedergruppe dieser selben Persönlichkeit". Wie grundlegend diese Unterscheidung ist, so möchten wir hier doch einschalten, daß uns dieses vierte Kapitel am wenigsten befriedigt, weil es uns als Unterlage für die späteren Ausführungen allzu skizzenhaft erscheint und manche Begriffe vorweggenommen sind, die erst spät ihre Deutung erfahren. Zum Verständnis des Artungsbegriffs ist wichtig, daß in ihm immer ein Werturteil mitenthalten ist und wir den Träger für eine Eigenschaft gleichsam persönlich verantwortlich machen, während wir Begabungen, wie das Wort schon sagt, als Gaben der Natur betrachten und niemandem zum höchsteignen Verdienst anrechnen. Wir loben oder tadeln jemanden, indem wir ihn hochsinnig, jähzornig, stolz oder freimütig nennen, wogegen wir ohne, oder doch mit stark abgeschwächtem Wertton feststellen, er habe Gedächtnis, Kunstsinn, Menschenkenntnis usw. Der Wertton verschiebt sich mit dem Wechsel von „Sein" und „Haben", und die Sprache selbst unterscheidet mit diesen beiden Begriffen sehr genau Eigenschaften und Fähigkeiten. Es bleibt bedeutsam, daß im Augenblick, da wir Begabungen, wie wir ja dürfen, als Eigenschaften (also durch „Sein") und nicht mehr als bloßen Besitz (durch „Haben") namhaft machen, also jemanden kurzerhand als vergeßlich, zartfühlend, klug usw. charakterisieren, sogleich ein stärkeres Werturteil hörbar wird und in den Vordergrund die lebhaftere Anschauung tritt, wie er mit seinen Pfunden gebare. Der Eigenschaftsbegriff gibt demnach immer zugleich eine Triebrichtung an und setzt ebenso eine Persönlichkeit voraus, welche strebt und über die Eigenschaft in bestimmter Weise verfügt, und nicht zu Unrecht kann Klages den Artungsbegriff für die Triebfedern reservieren, wie schwer es uns zunächst ankommen mag, die Auffassungsrichtungen oder Temperaturen wie „warm" und „kalt", „tief" und „flach" vorerst nur als Mengeneigenschaften zu verstehen. Ein sprachlicher Beweis läge wieder darin, daß uns zur persönlichen Charakterisierung eines Menschen zwar Ausdrücke legionsweise zur Verfügung stehen, während an selbständigen Eigenschaftswörtern für die Begabungen (die verschiedenen Anlagen des Verstandes, des Gestaltungsvermögens oder des Gedächtnisses) alle Sprachen merkwürdig arm und unscharf in den Prägungen sind (man beachte etwa das nur der deutschen Sprache eigentümliche „musikalisch", über dessen seltsamen Anwendungsbereich sich der Italiener Busoni an einer bekannten Stelle lustig macht).

Größere Schwierigkeiten bereitet die Gleichung Triebfedern = Gefühlsanlagen, welche am schärfsten in der Bestimmung zum Ausdruck kommt, „man habe mit verschiedenen Worten dasselbe gesagt, ob man vom System der persönlichen Triebfedern spreche oder von der Artung der persönlichen Gefühlsanlagen", und eine abermalige Bestätigung erfährt durch den Satz, daß „mit der Empfänglichkeit des Gefühls dafür zu- oder abnehme die Intensität des Wunsches, sei es nach Besitz, sei es nach Ehren, Macht, Vergeltung usw., kurz jeglichen Antriebs überhaupt" (S. 57). Gefühl erweist sich im Laufe der weiteren Darstellung als ein Begriff von gefährlicher Viel-

Digitized by Google

deutigkeit. Gefühle, das ist zunächst festzuhalten, sind „keine wirkende Macht, sondern, im Gleichnis gesprochen, Weisung überbringende Boten", und zwar soweit der Mensch nur Lebens-, noch nicht zugleich auch Geistesträger ist, Boten der wirkenden Bilder der Welt an die schauende und wirkende Leibesseele (S. 161). Besteht doch auf dieser noch gleichsam animalen Stufe ein lebensmagnetischer Zusammenhang der Seele mit der Welt, die im Sinne der Anziehung oder Abstoßung auf sie einwirkt, wovon sich als Zeichen ein Gefühl der Zu- oder Abneigung kundgibt. Wenn Seele und Leib aber Pole sind, die freilich unter sich nicht zu trennen, so wirken die Bilder auf beide, und das Gefühl meldet sich seelisch als Stimmung, in welcher der Bildgehalt des Weltausschnittes anschaulich lebendig geworden, leiblich als Trieb, welcher der wirkenden Macht des Bildes mit Gegenbewegungen (Begehrungs- und Abwehrgefühlen) antwortet. Gefühl (Stimmung) und Trieb also sind selbst nur verschiedene Seiten derselben Sache, oder wir können unterscheiden seelische Gefühle mit den Polen des Entzückens und Grauens, in denen die Bild- und die Stimmungsseite jedesmal überwiegt und die in der sinnlichen Sphäre durch die Fernsinne Auge und Ohr hauptsächlich übermittelt werden, und die Körpergefühle, die das Trieb- und das Bildungsleben wecken und durch die Nahsinne, Getast und Geschmack, vornehmlich erregt werden. Geht das seelische Gefühl ganz im Schauen der Bilder auf, wird also der leibliche Pol vom seelischen weit überflügelt, dann bleibt allein noch die Stimmung; denn es kann nicht mehr von Strebung in einer Seele die Rede sein, die mit dem Bilde eins geworden. Noch anzumerken wäre, daß leibliche Gefühle so dem Menschen wie dem Tiere, die seelischen doch allein dem Menschen eignen, da nach der tiefsinnigen Ansicht von Klages „der ursprüngliche Mensch durch einen Wechsel des Gewichts der Pole sich der Tierheit entrang, indem der bis dahin leitende (leibliche) Lebensvorgang des Empfindens (fremder wie des eigenen Körpers) abhängig wurde vom bis dahin geleiteten Lebensvorgang des Schauens (der Bilder) und somit die leibliche oder Regungsseite des Fühlens von der seelischen Stimmung; welchem gemäß von der Fessel des Hier und Jetzt forthin zu lösen vermochte die Phantasie oder Wachtraumgabe", und kraft ihrer die vor dem schauenden Auge des Menschen gleichsam erwachten Bilder weiterwirkten und sein Wesen bestimmend noch umprägten, nachdem die leibliche Berührung mit ihnen längst aufgehört hatte (S. 123). —

Bedeutung und Richtung der Gefühle ändern sich wesentlich, wenn im Menschen der geistige Brennpunkt hervortritt, an dem das Ich nun allmählich erstarkt. Auch jetzt zwar noch bleiben die Gefühle Boten, doch nicht mehr der Welt an die Seele, sondern „der wirkenden Vitalität des Menschen an das wirkende Ich" oder besser der wirkenden Bilder über die Vitalität an das Ich, so doch, „daß sie genauer für Signale zu erachten sind, die uns über den niemals ruhenden Verkehr zwischen beiden, dem Es und dem Ich, unterrichten" (S. 161). Wenn auch ihre vitale Unterschicht bleibt, als Stimmungston, der in allen Gefühlen vernehmbar, so werden sie doch nun sämtlich zugleich auch Ichgefühle, also Zustände, in denen ein Streben liegt, und zwar entweder zum Ich hin oder vom Ich weg. In einer prachtvollen

Digitized by Google

Ableitung, die nicht so sehr von der scharf umrissenen Weltansicht als vom Reichtum eigenen Erlebens des Verfassers etwas aufschimmern läßt, hat Klages die Beziehungen des persönlichen Gefühls zur Ekstase aufgedeckt. Ist nämlich dem geistbehafteten Menschen die völlige Einigung mit den Bildern der Welt nur noch durch Entmächtigung des Ichs in der Verzückung oder im Traum erlebbar und bleibt, nachdem er wieder „zu sich" gekommen, eine Erinnerung an die Fülle jenes Zustandes zurück, so erwacht in ihm der zwiespältige Drang, den Zustand zu erneuern durch Inbesitznahme seines Anlasses. „Und solches Begehren schlösse in sich das Komplementgefühl des Widerstrebens gegen jegliches Hindernis seiner Befriedigung" (S. 163). Hier wird denn nun deutlich, daß und auf welche Weise durch die Verbindung mit dem Ich im Gefühl die zweckbestimmte Strebung zum Übergewicht gelangt und inwiefern in der Tat die persönlichen Gefühlsanlagen den persönlichen Triebfedern gleichzusetzen seien. Auch ergibt sich daraus von selbst, daß kein Gefühl ohne inneren Widerstreit gedacht werden könne, weil es — ungleich dem vom Ich gesteuerten Wollen — zwischen zwei Zentren, nämlich dem Ich und dem Es, oszilliert, deren jedes sich seiner zu bemächtigen trachtet. Den Gefühlen der Selbstbehauptung antworten Gefühle der Selbsthingebung, ja, es liegt das eine wie das andere wenigstens angedeutet in jedem Gefühl: weshalb dessen Steigerung bis zur Leidenschaft seinen Träger mit Zerrüttung bedroht.

Wir haben die Voraussetzungen nachskizziert, aus denen Klages sein System der Charakterkunde zu Ende des neunten wie im zehnten Kapitel nunmehr ohne erhebliche Schwierigkeiten entwerfen kann. Die Richtachse muß jener tiefgreifende Gegensatz der beiden charakterbestimmenden Mächte, Leben und Geist, bilden, und an die äußersten Einteilungsenden sind demnach die beiden Grenzfälle zu setzen, in denen das Individuum ganz einseitig dem Leben (Seelenzustand der Primitiven) oder ganz nur dem Geiste (Ideal des Mittelalters) zugerichtet bleibt und darum, weil Geist und Seele hier eigentlich nicht mehr gekoppelt sind und mithin der Begriff der Persönlichkeit sich selber auflöst, beidemal ein durchaus generelles Aussehen trägt. Dagegen zerbricht nun der vitale Rohstoff in die ganze Fülle möglicher Charakterprägungen dort, wo Geist und Seele im Zueinander zusammenstoßen, und das Spiel wird um so lebhafter, je kräftiger beide in einem Träger entwickelt sind. Aufgabe der Charakterkunde bleibt es, in diesem je und je veränderten Spiele die treibenden Kräfte und die Gesetze ihres Aufeinanderwirkens zu erkennen; und da ergibt sich als Merkmal des stets aktiven Geistes eine bindende Kraft, die das eigene Ich wie die umgebende Welt der Erscheinungen immer mehr zu vergegenständlichen und dem starren Willen untertänig zu machen strebt, als Merkmal der passiven Seele dagegen ein eingeborener Gegenzug, die Fesseln des Geistes zu lösen, zu sprengen und der Freiheit, Wirklichkeitstiefe, Bildfreudigkeit und einigenden Liebe des Lebens wieder zuzuführen. Im Dienste des Geistes an sich führt jene Bindekraft zu parteiloser allgemeiner Vernünftigkeit, im Solde des eingeleibten Geistes oder des Ichs zu jenem ausgebreiteten und

Digitized by Google

spielartenreichen System der Egoismen, von denen kein Geistesträger ganz frei zu nennen und welche je länger je mehr die Beziehungen der Menschen untereinander vergiften. Das Leben setzt seinen Hingebungsdrang dagegen, die außerpersönliche Liebe zur Wahrheit, Schönheit und wahren Gerechtigkeit und die persönliche zur Heimat, zur Natur, zum Mitmenschen und zum inneren Beruf.

Wir müssen uns hier Halt gebieten; denn das ausgebreitete System der Triebfedern nachzuzeichnen, würde wohl kaum mit weniger Strichen gelingen, als sie der Verfasser selbst verwendet, der sich hier die äußerste Beschränkung auferlegte, um nur die wirklich wesentlichen Züge herauszumeißeln und im übrigen die Schlußtafel sprechen zu lassen, welche in schärfster Antithese die richtunggebenden Begriffe aufreiht.

Es ergibt sich nach solchem Überblicke leicht, worin schließlich die Hauptbedeutung der „Grundlagen" zu suchen. Der Skeptizismus des Sokrates hat erst die freie, ob auch fragwürdige Spekulation Platos ermöglicht, der Kampf Lessings „wider Klötze und Götzen" hat der Entfaltung der deutschen Dichtung den Boden bereitet, und die Katilinarier, daran erinnert Klages selbst in seinem Nietzschebuch, waren nötig, einem Cäsar die Bahn freizumachen. So auch bedurfte es Nietzsches Umwertung aller Werte, eine festbegründete Psychologie vorzubereiten. Wohl hat Nietzsche selbst bei der Neugründung schon mitgeholfen, aber sein Werk ist ein Aphorismus geblieben, den er zum Schluß selbst wieder mit Irrlehren verschüttete. So hat denn Klages für den mächtigen Bau seines allseitig gleichmäßig fundierten Systems in Wahrheit keine Vorgänger, wie viele Stützen man aufrufen könnte, die in Einzelfragen und Sonderbestimmungen mittragen helfen. Aus dem Gesamtbild haben wir nur einige wesentliche Züge herausgreifen können. Vielleicht ist doch schon an ihnen ein Hauptvorzug der Entwicklungsweise des Verfassers deutlich geworden, daß er nämlich uns keinen empirischen Tatbestand vorlegt, ohne uns zugleich einzuführen in die Stammesgeschichte einer Eigenschaft oder Eigenschaftsgruppe, und uns rückwärts geleitet bis zum Punkt ihrer ersten Abzweigung oder zur Schwelle, wo das Persönliche, sich selbst auflösend, im Metaphysischen mündet. Echte Spekulation und Empirie sind die glücklichste Einigung eingegangen. Wenn die Organik des inneren Aufbaues von der durchgereiften Denkarbeit Zeugnis gibt, so spricht die Fülle der treffenden Einzelbestimmungen, der Hinweise und Streiflichter auf die Grundrichtung ganzer Epochen und Einzelpersönlichkeiten von der jahrzehntelangen Praxis des Verfassers auf allen Gebieten der Seelenkunde.

Noch ist mit kurzen Worten des Verhältnisses der vorliegenden vierten zu den übrigen, textlich nicht voneinander abweichenden Auflagen zu gedenken. Die Umarbeitung ist eine tiefgreifende. Die wichtigste Neuerung betrifft den sprachlichen Ausdruck. Fast alle Fremdwörter sind ausgemerzt, wodurch die Darstellung an Klarheit, Flüssigkeit und Gemeinverständlichkeit beträchtlich gewonnen hat. Damit dürfte seit den Tagen von Carus' Psyche der Wissenschaft die erste deutsche Seelenkunde wieder geschenkt sein, was um so dankenswerter ist, als es sich hier um die Neubegründung eines Wissenszweiges und damit zugleich um die Neuschaffung einer grund-

Digitized by Google

legenden Terminologie handelte. Inhaltlich ist auf Grund der neueren Forschungen des Verfassers zumal auf dem Gebiet der Bewußtseinslehre manches erweitert und schärfer begründet worden; der Leser orientiert sich leicht darüber, da der frühere Text, wo er unverändert wieder aufgenommen, durch Merkstriche gekennzeichnet ist.

So ist, wie wir abschließend sagen dürfen, mit den „Grundlagen" ein Werk geschaffen, welches als Grund- wie als Denkstein des neuen Wissensgebietes turmhoch hervorragt und über die Zeiten weist, rückwärts und vorwärts, einsam und hellsichtig, eine sprechende Urkunde der Vergangenheit, der Gegenwart aber eine Mahnung, die kein ehrlich Suchender überhören kann.

Digitized by Google

Charakterologische Bibliographie

Von W. Rink

J. B. Porta:

Phytognomonica. Octo libris contenta, in quibus nova facillimaque affertur methodus, qua plantarum, animalium, metallorum, rerum denique omnium ex prima extimae faciei inspectione quivis abditas vires assequatur.

Neapel, 1583, 1588, 1591. — Rouen, 1650. — Frankfurt, 1591, 1608. — Hanoviae, 1654. — Rothomagi, 1650. — (Ausgabe Frankfurt, 1591, in der Universitätsbibliothek Göttingen.)

Enthält viele interessante Einzelheiten. Porta stellt die Ähnlichkeiten von Pflanzen, Tieren, Menschen, Metallen, Planeten usw. fest und leitet daraus die Eigenschaften und Wirkungskräfte der Pflanzen und Tiere, besonders in medizinischer Hinsicht, ab. (Es finden sich Anklänge an die homöopathische Denkart.) Die aufgestellten Analogien und die daraus gezogenen Schlüsse sind bemerkenswert, wie überhaupt die großzügige Auffassungsweise und die klare, einfache Methodik Portas auch heute noch wertvolle Erkenntnisse vermitteln können. Zahlreiche erläuternde Bilder, die Pflanzen, Tiere usw. einander gegenüberstellen. Sehr lesenswertes Buch.

J. B. Porta:

Coelestis Physiognomoniae libri sex. Unde quis facile ex humani vultus extima inspectione poterit ex conjectura futura praesagire. In quibus etiam Astrologia refellitur, et inanis, et imaginaria demonstratur.

Neapel, 1601, 1603, 1606. — Straßburg, 1606. — Leyden, 1645. — Rouen, 1650. — Lugduni, 1645. — Italienische Übersetzungen: Neapel, 1616. — Padua, 1623. — Venedig, 1644. — (Ausgabe Neapel, 1603, in der Universitätsbibliothek Göttingen.)

Porta lehnt die Erklärungen der Astrologie ab und führt den Charakter des Menschen auf die verschiedenen Mischungsverhältnisse der vier Grundelemente Wärme, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit zurück, die vierzehn, den (doppeldeutigen) 7 Planeten entsprechende Dispositionen bilden sollen. Den genau dargelegten Lehren der Astrologen stellt er im einzelnen seine Meinung gegenüber. Ein Zusammenhang mit den Gestirnen ist lediglich durch die Analogie der äußeren Erscheinung der Planeten und gewisser nach ihnen benannter Menschentypen gegeben, wie das z. B. auch in der Symbolik der Planeten zum Ausdruck kommt. Eine Abhängigkeit der Menschen von den Planeten wird verneint. In beschränktem Umfang lassen sich aber die Schicksale der Menschen aus ihrer äußeren Körperbeschaffenheit und Gesichtsgestalt vorherbestimmen. — Pernetty nahm viele Zitate aus diesem Werk in seine Physiognomik auf, ohne Porta zu nennen.

Digitized by Google

J. B. Porta:

Della Chirofisionomia.

Neapel, 1677.

Ins Italienische übersetzt aus dem ungedruckten lateinischen Manuskript von Jean Rosa (Sarnelli). Erschien als Anhang in der italienischen Übersetzung von Portas Magia naturalis, Neapel, 1677. War ursprünglich als 2. Teil seines Buches De humana Physiognomia usw. (S. Ztschr. f. Menschenkunde, 1. Jahrg., Heft 4, S. 55/56) gedacht. Fußt auf Beobachtungen an Gefangenen und Hingerichteten. Lehnt die Chiromantie ab und beschränkt sich auf Charakterdeutung aus der Handform unter Verwertung ihrer Ähnlichkeiten mit Tierhänden. Auch auf die Formen und Linien der Füße wird hingewiesen. Interessant ist, wie Porta die astrologischen Namen der Chiromantie aus seinen Analogieschlüssen abzuleiten sucht.

D*** (Henri Gabriel Duchesne):

Notice historique sur la vie et les ouvrages de J. B. Porta, Gentilhomme Napolitain.

Paris, Anno 9 (1800/01). — (Universitätsbibliothek Göttingen.)

Kurze Biographie und ausführliche Bibliographie sämtlicher Schriften Portas. Eingehende Inhaltsangabe aller Bücher, auch der physiognomischen.

La Science curieuse, ou Traité de la Chyromance, récueilly des plus graves Autheurs qui ont traité de cette matière, et plus exactement recherché qu'il n'a esté cy-devant par aucun autre. Enrichi d'un grand nombre de figures pour la facilité du Lecteur.

Paris, 1664, sec. éd. 1667. — (Kgl. Bibliothek Berlin.)

Für die damalige Zeit überraschend kritisch und korrekt geschrieben. Der unbekannte Verfasser stützt sich auf Aristoteles, Albertus Magnus, Ptolemäus, Avicenna, Johannes ab Indagine, Goclenius, Peruchius usw. Fußt auf humoralpathologischen Anschauungen. Berücksichtigt in gleicher Weise Chirognomik und Chiromantie und bringt auch einiges über die Linien der Finger. Zahlreiche Tafeln mit instruktiven Skizzen. Ein Werk, das, obwohl es natürlich auch viel Falsches enthält und traditionelle Zeichendeuterei übernommen hat, jedem Chirologen bekannt sein sollte.

Musäus:

Physiognomische Reisen, voran ein physiognomisches Tagebuch.

Altenburg, 1788.

Zwei kleine Bände, die eine köstliche Satire auf die Lavaterschen „Fragmente" enthalten, deren überschwengliche Plattheit geistvoll parodiert wird. Auch theoretisch anders als Lavater denkende „Charakterognomiker" wandern in der Erzählung an uns vorüber, aber alle ihre Lehren erweisen sich in der Praxis als unzulänglich. Daneben manche ergötzliche lebensphilosophische Wahrheiten. Goethe, der bekanntlich an den Fragmenten Lavaters mitgearbeitet hat, verspottet

Digitized by Google

diese Parodie in seinem Gedicht „Physiognomische Reisen", das mit den Worten schließt: „Anders sagen die Musen, und anders sagt es Musäus."

W. Sihler:

Die Symbolik des Antlitzes.

Berlin, 1829. — (Bibliothek Berlin.)

Keine Organsymbolik, sondern Symbolik der Bewegungen und Funktionen. Bringt 1. die stumme Symbolik der Mimik, 2. die Lautsymbolik, 3. die Symbolik von Arm und Hand, Bein und Fuß in ihren Verrichtungen und Handlungen. Enthält also über die Grenzen des Titels hinaus eine allgemeine Symbolik der menschlichen Ausdrucksgestaltungen. Der Genuß des auf hoher Warte mit viel Witz, feiner Ironie und tiefem Ernst geschriebenen Buches leidet unter dem ungeschickten, das Verständnis unnötig erschwerenden Stil (manche verschachtelte Satzkonstruktionen erstrecken sich über mehrere Seiten).

E. Hecker:

Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen. Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie für Naturforscher, Philosophen und gebildete Leien.

Berlin, 1873.

Eine kleine Studie, die den Ausdrucksvorgang des Lachens als physiologisch notwendigen und zweckmäßigen Sympathikusreklex aus der Psychologie des Komischen ableitet und verständlich zu machen versucht, was scheitern muß und nur unklare „psychophysische" Parallelen ergeben kann, weil Verf. die Begriffe Funktion und Ausdruck nicht auseinanderhält. Interessanter historischer Überblick über die verschiedenen Theorien des Lächerlichen und Komischen.

Sophus Schack:

Physiognomische Studien.

Aus dem Dänischen. Autorisierte deutsche Ausgabe von Eugen Liebich.

Jena, 1881. 2. Aufl. 1890.

Kurzer fragmentarischer Abriß der Physiognomik. Der etwas oberflächlichen Darstellung merkt man zu deutlich den „Gelehrten aus Liebhaberei" an. (Verf. war „Major und Historienmaler".) Im zweiten Teil einige interessante Parallelen zwischen Tier- und Menschengesichten (mit Abbildungen). Die deutsche Übersetzung ist schlecht.

Herder:

Plastik, einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traum.

Riga, 1778. — (S. die gesammelten Werke der verschiedenen Ausgaben.)

Es werden die Begriffe der Schönheit in Plastik und Malerei untersucht und nach den Gesetzen des Gesichts- und Gefühlssinnes unterschieden. Am Ende des 3. Abschnittes (S. 314—327 der Kürschnerschen Ausgabe) eine Physiognomik der menschlichen Gestalt, unmethodisch, rein dichterisch-intuitiv erschaut und in schöner Sprache

Digitized by Google

gestaltet. Zu Beginn des 4. Abschnittes (S. 327—329) einiges zur Mimik und Bewegungsphysiognomik. Am Schluß desselben Abschnittes wird kurz die Symbolik der Körperformen erwähnt (S. 335—341). Aus diesem Aufsatz Herders werden in älteren physiognomischen Arbeiten oft Zitate angeführt, sehr häufig z. B. in Carus' Symbolik der menschlichen Gestalt.

Ludwig Tieck:

Der Aufruhr in den Cevennen.

(S. die gesammelten Werke der verschiedenen Ausgaben.)

Geschrieben ist diese Novelle im Jahre 1820. Erschienen ist die erstmalig 1826. Der in die Erzählung eingeschobene Bericht des Pfarrers über die verschiedene Form und Bedeutung der Beine enthält manche witzige und interessante Beobachtung praktischer Menschenkenntnis. Die Art, wie hier dem Leser ein Stück Physiognomik vorgesetzt wird, ist kennzeichnend für die Behandlung dieser Wissenschaft als einer kurzweiligen Unterhaltung in geistreichen und oft grotesken Bonmots durch die damalige Gesellschaft.

Heinr. v. Kleist:

Über das Marionettentheater.

(S. die gesammelten Werke der verschiedenen Ausgaben.)

Eine kurze Skizze, die in anmutiger und interessanter Weise das Verhältnis der Bewußtheit zu Grazie und Ausdrucksfähigkeit erörtert.

Goethe:

Physiognomische Fragmente.

Bekanntlich lieferte Goethe einige Beiträge zu Lavaters Fragmenten. Man findet sie zusammengestellt in der Kürschnerschen Ausgabe der Goetheschen Werke, 34. Teil, 2. Bd., S. 67—78. — (Auf S. 79 die Besprechung der Humboldtschen „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse", s. unten) und 26. Teil, S. 295—353. (S. auch S. 283—294 die Einleitung von Witkowski.) — S. dazu ferner v. d. Hellen: Goethes Anteil an Lavaters physiognomischen Fragmenten. Frankfurt, 1888.

Al. v. Humboldt:

Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse. 1806.

Enthalten in „Ansichten der Natur". — Stuttgart/Tübingen, 1849.

Der vielversprechende Titel enttäuscht den Physiognomiker. Das Buch enthält keine Physiognomik, die das Äußere als den Ausdruck einer Wesenheit erfaßt, sondern eine reine Morphologie und Oekologie der Pflanzenwelt, die nach den Vegetationsorganen in ein „natürliches System" gebracht wird im Gegensatz zu Linnés System, das die Pflanzen auf Grund ihrer Generationsorgane einteilt. Viele gelehrte Einzelheiten, besonders in den erläuternden umfangreichen Anmerkungen. Goethe besprach das Werk 1806 in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung (s. oben).

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Von Dr. W. Rink

A. Storch: August Strindberg im Lichte seiner Selbstbiographie. Eine psychopathologische Persönlichkeitsanalyse.

Heft 111 der Sammlung Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Verl. J. F. Bergmann, München-Wiesbaden, 1921.

Gute kasuistische Arbeit, methodisch orientiert an Individualpsychologie, Psychoanalyse und „Phänomenologie". Verf. übersieht, daß sehr viele Charakterseiten Strindbergs, die er als Krankheitssymptome wertet, auf die okkultistische Einstellung des Dichters zurückzuführen sind. Die Subsumierung des „Falles" unter die Schizophreniegruppe vermag daher nicht restlos zu befriedigen.
In strukturpsychologischer Hinsicht ist die Analyse sehr gut durchgeführt.

W. Jacobi: Die Ekstase der alttestamentlichen Propheten.

Heft 108 der Sammlung Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Verl. J. F. Bergmann, München-Wiesbaden, 1920.

Sehr gute, kurze Studie über das Wesen der Ekstase und ihr Verhältnis zur Psychopathologie (zu den verschiedenen Arten der Halluzinationen und insbesondere zur Hysterie). Sehr reiches Material aus dem Alten Testament. Religionsgeschichtlich wie psychologisch sehr interessant.

A. Sichler: Die Theosophie (Anthroposophie) in psychologischer Beurteilung.

Heft 112 der Sammlung Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Verl. J. F. Bergmann, München-Wiesbaden, 1921.

Gute, kurze, vorurteilslose Studie. Anwendung psychologischer Grundsätze auf die theosophischen Lehren. Die eingehende Analyse sondert die tatsächlich vorhandenen, noch weiter zu erforschenden Erscheinungen von den haltlosen, auf Autosuggestionen beruhenden Theorien ab. Gute Literaturangaben.

G. R. Heyer: Das körperl.-seelische Zusammenwirken in den Lebensvorgängen. An Hand klinischer und experimenteller Tatsachen dargestellt.

Heft 121 der Sammlung Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Verl. J. F. Bergmann, München, 1925.

In knapper Weise außerordentlich gut orientierend über den Stand der Seelen- und Lebensforschung. Man findet selten ein exakt-wissenschaftliches Buch, das mit derartiger erfreulicher Klarheit und Vorurteilslosigkeit psycho-physische Probleme bearbeitet. H. zeigt, wie sich die moderne Forschung in mühevoller Umkehr aus trostlosester Einseitigkeit zu den tiefen Auffassungen und Begriffen eines C. G. Carus zurückarbeitet, den Th. Lessing für unsere Zeit wiederentdeckt und fruchtbar gemacht hat.

W. Bohn: Die Seele des Nervösen. Die Ursache seiner Leiden und der Weg zu ihrer Heilung. Verl. Hans Hedewigs Nachf., Curt Ronniger. Leipzig, 1925.

Digitized by Google

Eine kleine Broschüre, die auf den Forschungen Freuds und Adlers fußt und durch genetische Betrachtung das Wesen des nervösen Charakters klären will. Über Wert und Stellung einer von Bohn herangezogenen religiösen Komponente der Neurosen kann man geteilter Ansicht sein.

R. Waldvogel: Auf der Fährte des Genius. (Biologie Beethovens, Goethes, Rembrandts.) Verl. Hahnsche Buchhandl., Hannover, 1925. Versuch einer Analyse des genialen Charakters. Der Mediziner hat in allzu eng begrenzter und ziemlich einseitiger Einstellung nur eine Seite des Genius scharf erfaßt und gut geschildert, nämlich die von einer ererbten krankhaften Konstitution abhängige, die sich in gesteigerter Reizbarkeit und verminderter Vitalität (mangelnder egozentrischer Tätigkeit) dokumentiert. Andere wesentliche Komponenten sind nicht berücksichtigt. Soweit indessen eine analytische Methode das vorliegende Problem überhaupt fördern kann, bringt das Buch in knapper Form manche zu selbständigem Weiterdenken anregende Gedanken.

An der Schwelle des vierdimensionalen Zeitalters

Von F. Klein. 120 S. Auriga Verlag, Darmstadt/Berlin 1924

Man könnte das Büchlein, nach Anlage und Tendenz, in gewissem Sinne als einen „Anti-Spengler" bezeichnen. Es bringt die Gedankengänge nicht eines Gelehrten, sondern eines früheren Militärs, der — nunmehr als Kulturingenieur — gleichsam Heerschau abhält über den Stand der öffentlichen Dinge, um Zukunftsausblicke zu gewinnen und Aufgaben zu stellen. Die Möglichkeit hierzu wird vorbereitet durch die zwei ersten Kapitel, die den Werdegang des deutschen Volkes sowie die westöstlichen Kulturbeziehungen auf neue Weise beleuchten. — Im ganzen wird überreichliches Material geboten, und man hat wohl hier und da das Gefühl, daß eine strengere Siebung am Platze gewesen wäre. Denn nicht alles, was heute laut und aufdringlich von sich reden macht und das Altüberkommene höhnt, trägt Zukunftssignatur. Wir sollten uns gerade heute, in der Zeit der Programmbücher, ab und an der Zarathustra-Worte erinnern, daß die großen Zeitwenden als solche lautlos und unsichtbar vor sich gehen. („Um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt: — unsichtbar dreht sie sich.")

Anderseits besteht natürlich für jede nicht „schlafende" Generation das Bedürfnis, sich neu zu orientieren, um ihr Wollen auf große Ziele hin zusammenfassen zu können. Und je nachhaltiger es „dem trüben Geist" einer Zeit gelingt, sich durch pessimistische Bücher Einfluß zu verschaffen, um so dankbarer sollen wir alles begrüßen, was vom „guten Geiste", d. h. vom gläubigen, glaubenden, zukunftsglaubenden Geiste stammt und um Einlaß bittet. Zum letzten Typus gehört Kleins Schrift ganz entschieden. Sie glaubt an die hohen Werte des eigenen Volkes, sie glaubt an die erlösende Kraft des Opfers und der Gemeinschaft, sie glaubt ferner an ewige, wenngleich

Digitized by Google

menschlich unerkennbare Wahrheiten und an Forschungsmethoden, denen die organische Synthese wichtiger ist als die leicht zu Zersetzung führende Analyse. Und so sieht sie oder glaubt sie zu sehen einen Weg der Menschheit, der — nicht freilich mit pazifistischen Mitteln — zu immer größeren Zusammenfassungen, zuletzt zur Vollzusammenfassung alles Menschlichen auf unserem Planeten führt.

Wer Spenglers „Untergang des Abendlandes" gelesen hat und von der Lektüre innerlich stark, vielleicht ungünstig, berührt worden ist, der sollte die vorliegende Schrift als Gegengewicht auf sich wirken lassen. — Sie ist in sprachlicher Hinsicht gut geschrieben; ihr Stil ist: schnelle und ausgreifende Gangart; ihr seelischer Unterton: Begeisterung; ihre Wirkung: Erfrischung und — ich will es annehmen — Be-lebung.

Friedrich Grave, Bremen.

Hans Blüher, Traktat über die Heilkunde

Verlag Eugen Diederichs, Jena

Hans Blüher gehört unstreitig zu den wenigen Geistern der Gegenwart, an denen man nicht vorübergehen kann. Man mag ihn lieben oder hassen, vielleicht auch beides, aber er ist da. Und er ist da, weil sein geistiger Blick bis in jene Tiefen des kosmischen Seins hinabdringt, auf die allein es heute ankommt, in denen alles verwurzelt ist, was wesentlich ist. Blühers Schaffen ist nicht „Literatur". Er greift mit wissenden Händen an das Schöpfungsgeheimnis. Und das mit einer Kühnheit, die oft an Verrat grenzt. Man darf an Blühers Schriften nicht mit den Maßstäben herangehen, mit denen journalistische Routine Buchkritiken schreibt. Das wäre beinahe Sakrileg. Nicht an Blüher, sondern an den Tiefen, aus denen sein Schaffen kommt. —

Das vorliegende Buch ist mehr als ein „Traktat über die Heilkunde". Man könnte es, seinem Inhalt nach, eine esotherische Geschichte der Heilkunde nennen. Vom Abfall des Hippokrates von der Priestermedizin der Asklepiaden spricht er einleitend, von der Geburt der äußeren medizinischen Wissenschaft aus dem Heilwissen der Priester. Und er endet bei der „katholischen" Medizin des Emil Coué, die er ebenso verwirft, wie die Psychoanalyse. Seine Lehre (wenn man bei Blühers fast hochmütigem übersozialen Standpunkt überhaupt von einer Lehre sprechen kann) gipfelt darin: Nur der Priester (der wirkliche) und der geniale Mensch besitzen das legitime Wissen um die Krankheit, die in ihrer Erscheinung Sonderfälle der Erbsünde ausdrückt. Damit greift Blüher zurück auf uraltes Geheimwissen, dem alle empirische Medizin nur Pfuscherei sein kann. Denn wer aus der Tiefe schaffender Natur selbst die gratia medicinalis zu schöpfen vermeint, will den Menschen heilen, nicht die Krankheit. —

Daß Blüher der Mensch ist, der zu solchem Heilen befugt, ist wahrscheinlich. Darum wollen wir auch nicht rechten, ob nicht vielleicht die Hippokratische, d. h. moderne Medizin die priesterliche notwendig ablösen mußte,

Digitized by Google

weil die Menschheit sich gewandelt hat, weil vielleicht die dem Menschengeschlecht zur Verfügung stehende vis vitalis nicht mehr ausreicht, den heilenden Priester zu schaffen, oder weil vielleicht die Entfernung des Menschen von der Natur schon so weit fortgeschritten ist, daß ihn die Kräfte der Natur nicht mehr erreichen. (Dann freilich wäre der Untergang des Menschengeschlechts unvermeidlich.) Nur eines möchte ich warnend Blüher und denen, die seines Geistes sind, zurufen: Arcana prophanata gratiam amittunt!

Das wahrhaft Große an dem Buch ist das Ethos, von dem es beherrscht wird: Dort, wo Blüher von Wissenschaften ersten und zweiten Grades spricht, dort erklingen für den, der Ohren hat zu hören, die Posaunenklänge aus jener Region, von der allein der heute so jämmerlich versumpften Menschheit Heil und Heilung kommen kann. Erst wenn Wissenschaft wieder Weisheit wird, d. h. nicht nur Gedächtniskram, sondern auch des Parazelsus „verborgene tugendt" enthält, die den Menschen auf dem Wege zur Vollendung mitnimmt, wird die Entscheidung fallen. Hans Blühers geistiges Schaffen aber gehört mit zu dem, wodurch entschieden werden wird.

Dr. Karl Gustav Bittner.

Psychosophie

Von Arthur Hoffmann-Erfurt. — Verlag Kurt Stenger, Erfurt. 29 S.

Unter diesem von ihm geprägten Titel behandelt Verfasser in einem Bändchen der von ihm selbst herausgegebenen Schriftenreihe „Weisheit und Tat" „Wesen und Bedeutung der verstehenden Seelenkunde" als Grundlage einer tätigen Seelenführung. Setzt man für „Seelenkunde" den geläufigen Ausdruck „Psychologie", so hat man das tertium comparationis, das die „verstehende", auch als Strukturpsychologie bezeichnete Seelenkunde mit der „alten" Psychologie Wundtscher Prägung verbindet. Das unterscheidende Moment sieht Verfasser in der besonderen „Geisteshaltung", die bei der „alten" oder Elementarpsychologie auf die „Erklärung" der kausalen Zusammenhänge des seelischen Geschehens, bei der Strukturpsychologie dagegen auf die Aufdeckung seines sinnvollen Zusammenhanges gerichtet ist. Mit dem Begriff des Sinnes ist der des Wertes unmittelbar verbunden, und beide Begriffe, Sinn und Wert — die eigentlich „tragenden Eckquader" der verstehenden Seelenkunde — führen zu einer neuen Auffassung von seelischer Entwicklung. Verfasser übernimmt von Ed. Spranger, an den er auch sonst oft anknüpft, diese Definition: „Seelische Entwicklung ist ihr das Hineinwachsen der Einzelseele in den objektiven und den normativen Geist der jeweiligen Zeit (19)"... Indem die Definition stillschweigend auf den Voraussetzungen eines Sinngefüges der Welt und eines Wertgehaltes des Lebens ruht, sagt sie sowohl dem praktisch Suchenden als auch dem Berufspsychologen, daß alle Vorstellungen übers Ich verankert sind in den Vorstellungen über die Welt, und verweist beide an

Digitized by Google

die „Geisteswissenschaften", die von sich aus längst wertvolle Vorarbeiten im Sinne dieser Gedankengänge geleistet haben, und zuletzt an die Metaphysik, deren große Vertreter zu allen Zeiten ihre Aufgabe darin sahen, uns die Harmonie zwischen dem „Eins" und dem „Alles" aufzuzeigen.

So erwächst der neueren Psychologie die Pflicht zu philosophischer Durchdringung, wenn sie mehr leisten will als die leere „Seelenschlosserei" einer vergangenen Periode, wenn sie hoffen will, dem Menschen eine Heimat („seine Heimat"!) wiederzugeben, den Typus des angsthaften und rechenhaften Menschen verschwinden und den des wagenden, heldischen Menschen erstehen zu lassen. Sie darf vor allem nicht Persönlichkeitspsychologie bleiben, sondern muß sich erweitern — zu einer Kulturpsychologie, da die menschliche Seele nur in Verwurzelung mit der Kultur sich bilden und auswirken kann. — Die Schrift, vornehm in der sprachlichen Gestaltung der Gedanken, maßvoll im Ton, zeigt einen fein abwägenden Geist, der zwar nicht überall Neues bringt und bringen *will*, aber unsere Aufmerksamkeit auf ein Problem lenkt, das mehr und mehr die Not unserer Zeit und die Not unserer Psychologie wird. Wir haben zwar wohl moderne Psychologie. Mehr als *eine*! Wir haben eine Freudsche Theorie der Psychoanalyse, wir haben Adlers Individualpsychologie, Jungs Typenlehre usw. — nicht zu vergessen Sprangers Strukturpsychologie, die von unausgesprochener Metaphysik durchsättigt ist. Aber haben wir auch eine selbständige Metaphysik, die sich mit annähernd gleicher Kraft wie jene Theorien unter uns durchgesetzt hätte, und der *sich zu beugen* heutige Menschen sich entschließen könnten? Wir haben sie *nicht*. Denn so liegt es: mit Psychologie gibt sich heute jeder gern ab, und namentlich der kranke, mit sich nicht zurechtkommende Mensch, denn in ihr sieht er eine Art Dienerin, die ihm helfen soll, und die auch wirklich an Hilfsbereitschaft, ja Eilfertigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Metaphysik tritt anders auf: herrisch — wie der Lichtstrahl, den sie zu bringen berufen ist. Sie wird zwar ersehnt, doch zugleich — unbewußt — gefürchtet. Auch von der Fachwissenschaft, die ihre Frucht in skeptische Haltung gegenüber allem, was nicht gezählt und gemessen werden kann, verkleidet.

Die Erfüllung der Forderung des Verfassers würde in der Tat die Erfüllung der Forderung unserer Zeit bedeuten; und deshalb vermehrt seine Schrift schmerzlich, doch heilsam, unsere Unruhe und treibt uns an, über deren tiefste Gründe nachzusinnen.

Friedrich Grave, Bremen.

Lavater-Gesellschaft

Die im Januar 1926 in Berlin ins Leben gerufene *Lavater-Gesellschaft* hat, von der Physiognomik ausgehend, alle Gebiete der Charakterologie und Menschenkunde in ihr Arbeitsgebiet einbezogen. Nachdem sie in ihren Winterveranstaltungen Vorträge über „Lavater und die Physio-

Digitized by Google

gnomik", über die „unterbewußten Seelenvorgänge und ihre Behandlung in der Medizin" (Coué und Freud), über „Unterbewußtsein, Bewußtsein und Überbewußtsein" und über „Paracelsus" geboten hatte, schloß sie dann diese Vortragsreihe mit zwei Lichtbildvorträgen aus dem Gebiete der Physiognomik.

Über „Charakter und Begabung" sprach Helge Evers-Milner, neben Carl Kotthaus wohl die bedeutendste physiognomische Praktikerin, und erläuterte an einem reichen Bildermaterial, das alle Lebens- und Berufsregionen des Menschen vom frühen Kindesalter bis zum Alter geklärter Reife umfaßte, von welcher Bedeutung die praktische Betätigung eines guten Physiognomen für jede Art Lebensentscheidung sein kann. Am frühesten ist beim Menschen der Charakter zu erkennen; erst später lassen sich die verschiedenen Veranlagungen und Talente bestimmen. Kaufleute, Künstler, Techniker, Sportsleute, Offiziere, Staatsmänner, Diplomaten, empirische und metaphysische Denker, sozial tätige und häuslich mütterliche Frauen, aufbauende und zerstörende Naturen, kriminell belastete, organisch gesunde und erkrankte Personen wurden an ihren Form- und Ausdrucksmerkmalen erklärt und durch immer neue Vergleiche von Beispielen und Gegenbeispielen verständlich gemacht. In immer neuer Anwendung dienten die Mittel der Anschauung ihrem physiognomischen Zweck, und man verstand, von welch hoher Verantwortung die beratende Tätigkeit eines Physiognomen in jedem Einzelfalle getragen sein muß. Ein praktischer Helfer kann er nur dann werden, wenn lange Erfahrung, sicheres Kombinationsvermögen und gute Intuition zusammentreffen, um seine Menschenkenntnis für den Rat und Hilfe Suchenden fruchtbar zu machen.

Den letzten, überaus klaren Vortrag hielt Dr. Robert Fließ über „Die Linksbetonung als physiognomisches Problem" aus dem Forschungsgebiete seines Vaters Wilhelm Fließ. Jede Zelle, jeder Organismus, jeder Mensch besitzt außer der eigengeschlechtlichen Substanz auch Substanz des Gegengeschlechtes. Dieser gegengeschlechtliche Stoff hat die Tendenz, auf der linken Körperseite zum Ausdruck zu kommen. Menschen mit völlig gleichen linken und rechten Körperseiten gibt es nicht. Handelt es sich um einen übernormalen, „künstlerischen", d. h. begabten Menschen, enthält die linke Seite ein Plus an Substanz des anderen Geschlechtes, handelt es sich aber um einen unternormalen, „linkischen", d. h. minderwertigen Menschen, enthält die rechte Seite ein Minus an Substanz des eigenen Geschlechtes.

Außer an der Totenmaske Friedrichs des Großen wurde dies Gesetz an vielen Lichtbildern bekannter Persönlichkeiten zur Anschauung gebracht. Besonders auffallend wirkte das Bild Carusos als „Bajazzo", bei dem die rechte Gesichtshälfte wie erstarrt erschien, während auf der linken Gesichtshälfte allein die ganze Ergriffenheit des seelischen Spiels mimisch zum Ausdruck kam. F. E.

Digitized by Google

Die Budapester Ausstellung für Menschenschutz

Der charakterologische Teil.

Budapest, im Juni.

Zu einem der interessantesten Teile der großzügig angelegten Internationalen Ausstellung für Menschenschutz „Der Mensch" in Budapest gehört zweifellos jener, der sich mit der Charakterologie des Menschen befaßt, und zwar nicht nur für den Fachmann, sondern auch vor allem für den Laien, da die zahlreichen Zeichnungen, graphischen Darstellungen und statistischen Tabellen ein eindrucksreiches Anschauungsmaterial hierfür bieten. Insbesondere ist es die Graphologie, deren Bedeutung für die Gesichtspunkte der Berufswahl, der Vertrauensstellung, der Eheschließung, der Geschäftsverbindung und sonstiger Beziehungen des menschlichen Lebens in jüngster Zeit immer mehr erkannt wird und hier zum ersten Male im Rahmen einer Ausstellung entsprechende Würdigung findet.

Als besonders bemerkenswert verdient die Zweiteilung der charakterologischen Materie hervorgehoben zu werden, durch welche einerseits der Bestimmung der Individualität durch Vererbung, Blutdrüsensystem, Nervensystem, Körperbau, Rasse, Geschlecht, Alter, Milieu —, andererseits deren Erkennung durch die Physiognomik, Ausdrucksbewegungen, Haltung, Sprache, Mimik, Schrift usw. klar zu folgen ist. Hiezu haben auch auswärtige namhafte Charakterologen und Graphologen (Berlin, Hamburg, Wien) nicht nur eindrucksvolle Tafeln und Zeichnungen beigesteuert, sondern auch der Ausstellung zahlreiche höchst interessante Bilder, Briefe, Dokumente und Bücher zur Verfügung gestellt. Die Einflüsse des Blutdrüsensystems, Vererbung, Rasse u. a. m. auf die Individualität, führt Dr. L. Szondi (Budapest) in einer Reihe überaus interessanter Modelle normal und anormal entwickelter Menschen vor; ist doch die Verschiedenheit des Körperbaues, der Charaktereigenschaften, des Temperamentes, der Intelligenz, größtenteils von der mehr oder minder kräftigen Tätigkeit der innersekretorischen Drüsen bedingt.

Die Beziehungen des Alters auf die Lebensfunktionen, sowie die Kretzmerschen Konstitutionstypen, behandelt Dr. Margit Révész (Budapest); Karl Kotthaus (Tegernsee) bringt die Abbildungen der vier Huterschen Naturelle; die Wechselwirkungen Aktivität, Altruismus und Intelligenz im Kindesalter, beleuchtet Marta M. Nemes (Budapest), während Dr. A. Maday (Debreczen) seine Sammlung aller Intelligenzprüfungsmethoden auflegte. Der Berliner Charakterologe Dr. M. v. Kreusch ist durch einen „Bunten Kopf" (nach Gall) vertreten, Prof. Fließ (Berlin) mit einer Tafel „rechts- und linksbetonter" Köpfe, Dr. Krüger (Berlin) mit einer Tonbüste der Gesichtsmuskulatur, Lili Szondi mit photographischen Charakterköpfen u. a. m.

Im diagnostischen Teil nimmt die Graphologie die führende Rolle ein. Die Individualität mit ihren stark ausgeprägten oder verkümmerten

Digitized by Google

Trieben, den über- oder unterentwickelten Fähigkeiten, sowie der sich in den Erscheinungen der Reaktibilität, Affektibilität, Suggestibilität und Konzentration gestaltende und im Temperament sich äußernde Charaktere —, diese Momente wurden von Frau Klara Roman-Goldzieher, der verdienstvollen Organisatorin dieser Abteilung, zu einem eindrucksreichen Bilde vereinigt. Beachtenswert erscheinen auch die ausgestellten Kinderhandschriften von Frl. Minna Becker (Hamburg), in denen sich bereits hervorstechende Charaktereigenschaften ausdrücken, die bei entsprechend frühzeitiger Wahrnehmung, durch die Pädagogik in günstiger Weise wesentlich beeinflußt werden können. Wie wir die Anlage zur Kriminalität (Dieb, Hochstapler, Mörder, Sittlichkeitsverbrecher usw.) aus der Handschrift zu entnehmen vermögen, weist uns eine Tafel von Alfred Gernat (Wien), während in einer anderen Fritz Hocke (Wien) die ganze Skala der Sexualität, vom Normalen bis zu den Kennzeichen der sexuellen Abnormitäten in der Schrift (Sadismus, Masochismus, Frigidität, Lüsternheit, Don Juantum, Hysterie usw.) wirkungsvoll zur Darstellung bringt. Irma Roth und Dr. Roda Wieser (Wien) sind mit interessanten Tafeln vertreten, welche die auch in der Schrift aufscheinenden, spezifischen Fähigkeiten verschiedener Berufstypen (Kaufmann, Industrieller, Gelehrter, Künstler usw.) nachweisen[1]. F. H.

[1] Für jene Besucher, die sich eingehender mit der Materie befassen wollen, liegt eine reiche Bücherei der Verlage Kampmann (Celle), Klotz (Gotha), Kreusch (Berlin) und Revai (Budapest) zur näheren Information auf.

Verantwortliche Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Celle, Trift 25.

Digitized by Google

EMIL LUCKAS PHILOSOPHISCHE WERKE

URGUT DER MENSCHHEIT

In Halbleinen gebunden M 10.—, in Ganzleinen M 12.—

Dies gedankentiefe Buch darf als die krönende Kuppel des philosophischen Gebäudes Luckas bezeichnet werden, weil es eine großartige Weltanschauung vertritt. Es sucht nach dem seelischen Urgut der Menschheit, forscht nach dem heute noch Lebendigen und der Form, es für künftiges Leben fruchtbar zu machen. Aus reichster Fülle des Wissens geschaffen, erhebt es sich zu dichterischer und seherischer Größe.

*

Ferner wurden ausgegeben:

Die drei Stufen der Erotik
16. und 17. Tausend. Gebunden M 7.50

Grenzen der Seele
11. und 12. Tausend. Gebunden M 10.—

Otto Weininger
3.—6. Auflage . . . . . Gebunden M 3.—

Dostojewski
Gebunden . . . . . M 2.75

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT * STUTTGART BERLIN

Walter de Gruyter & Co. Berlin W 10 und Leipzig
Postscheckkonto: Berlin NW 7 Nr. 59533

DER JENSEITIGE MENSCH

Eine Einführung in die Metapsychologie der mystischen Erfahrung von

DR. EMIL MATTIESEN

1926. Groß-Oktav. VIII, 825 Seiten. Preis M. 28.—, gebunden M. 30.—

Das Werk, in dem mit großem Fleiß ein umfangreiches Material zusammengetragen und klug verarbeitet worden ist, läßt sich in drei bis ins einzelnste durchdachte und ausgeführte Hauptabschnitte einteilen, nämlich in einen der Psychologie des Mystikers, in einen dem übernormalen Erkennen des Mystikers und in einen der Metapsychologie des mystischen Erkennens gewidmeten. Der von Mattiesen selbst recht vorsichtig beschrittene Weg scheint jedenfalls zum mindesten nicht unfruchtbar zu sein; ja es dürften sich sogar von hier aus, d. h. auf der Basis der Mattiesenschen Problemstellung und Schlüsse, diese und jene wirklich neuen Möglichkeiten für die Forschung eröffnen. „Deutsche Allgem. Zeitung"

Ausführliche Prospekte stehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage kostenlos zur Verfügung

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

2. JAHRGANG JANUAR 1927 HEFT 5

INHALT: *Ludwig Klages:* Die „religiöse Kurve" in der Handschrift / *Oscar A. H. Schmitz:* Das Problem der Persönlichkeit / *Werner Achelis:* Das Problem des Traumes / *Karl Eichhorn:* Medizinische Romane / *Bernhard Wittlich:* Rhythmus und Takt / *Otto Junge:* Die wissenschaftliche Grundlage der Graphologie und ihre Anwendung / *Anja Mendelssohn:* Ludwig Aub † / *Willi Rink:* Charakterologische Bibliographie / Bücherbesprechungen

Die „religiöse Kurve" in der Handschrift

Von Ludwig Klages

Es gibt schwerlich einen graphologischen Praktiker, der nicht nach langjähriger Erfahrung über eine mehr oder minder reiche Geheimapotheke verfügen würde, mag es sich dabei auch vorwiegend um Richtungsanweisungen handeln, welche die Auslegung einer Handschrift von bisweilen mehr gefühlten als deutlich bestimmbaren Ähnlichkeiten mit früher beurteilten Handschriften empfängt. Der Versuch, die mancherlei feinen und nicht selten kaum zu beschreibenden Schrifteigentümlichkeiten, die dabei ins Spiel treten, der Allgemeinheit zugänglich zu machen, würde außerordentlich zahlreiche Abbildungen und somit Bände erfordern und bliebe nichtsdestoweniger unzulänglich. Die charakterologische Deutung der Handschrift ist eine Technik, die gleich jeder beliebigen andern Technik nur in der Praxis vollkommen erlernt werden kann. Wie ein Studierender der Medizin, der sein Examen glänzend bestanden und auch sein Probejahr hinter sich hat, niemals imstande wäre, es an Sicherheit und Schärfe z. B. von Herzdiagnosen mit dem praktischen Arzte aufzunehmen, der seit Jahrzehnten als Spezialist für Atmungs- und Kreislaufstörungen wirkte, ebenso kann die verständnisvolle Durcharbeitung selbst allervorzüglichster Bücher dem Ausdruckswissenschaftler nicht die Erfahrungen ersetzen, die er durch Ausübung des Deutungsverfahrens gewänne. Selbst aber, wenn man der Kundgabe solcher Erfahrungen einen Anregungswert beimessen wollte, so könnten sie doch nicht beanspruchen, Erkenntnisse zu heißen, bevor man sie nicht mit Hilfe allgemeiner Gesetze aus ihrer empirischen Vereinzelung befreit und ihre Geltung erwiesen hätte, unabhängig von den besonderen Vorkommnissen, die zu ihrer Auffindung Anlaß gegeben. — Das ist der Grund, weshalb

Digitized by Google

wir bisher davon Abstand genommen haben, den ohnehin immer noch überfüllten Werkzeugkasten der Empirie um weitere Stücke zu vermehren[1]. — Am hier vorzulegenden Neubefund jedoch beschäftigt uns weniger dieser selbst als seine hervorragende Tauglichkeit zur Bewährung unsres Satzes von der Auswirkung des persönlichen Leitbildes in der Bewegung überhaupt und zumal in der Schreibbewegung. Seiner Herleitung aus Nötigungen des Raumgefühls schicken wir einige Bemerkungen allgemeinsten Charakters voraus.

Die etwas wunderliche Wendung „religiöse Kurve" soll lediglich dazu dienen, die Einprägung des Sinnes der fraglichen Bewegungseigenschaft zu erleichtern. Das in weitester Bedeutung gedachte „religiös" umfasse die ganze Reihe der Fälle: einesteils von einem Glaubensbedürfnis an, das sich in Kirchgängen, in der Teilnahme an gottesdienstlichen Zeremonien und in der Achtung vor den Vorschriften einer theistischen Sittlichkeit befriedigt, bis zum gänzlich außerkirchlichen Frommsinn solcher Gemüter, die ohne überlieferte Hilfsvorstellungen auf das Leben trotz seinen Leiden und Fährlichkeiten mit dem Grundgefühl verschwiegener Ehrfurcht blicken; andernteils von den Trägern dogmatischer Glaubensgewißheit an bis zur bloßen Vorliebe für „Übersinnliches", „Transzendentes", geheimnisvoll über dem Einzelnen Waltendes, eingerechnet den Hang zum Wunderbaren und Mystischen.

Nächstdem besinnen wir uns auf einen Schwellensatz aller Ausdruckskunde. Jede menschliche Bewegung ist so gewiß grundsätzlich deutbar, wie sie grundsätzlich expressiv ist, und jedes Allgemeinmerkmal der Bewegung befähigt uns, an Hand der Erscheinungsgesetze, soweit wir sie kennen, die gleich-allgemeine Zuständlichkeit der Seele zu finden, die darin zum Ausdruck kommt. Der Verschiedenheit z. B. vorwaltend bogiger von vorwaltend eckigen Bewegungen entspricht eine genau angebbare Verschiedenheit innerer Zustände, die wir somit aus jener ermitteln. Dagegen können wir keineswegs umgekehrt aus einem uns noch so gut bekannten Charakter dessen Bewegungsweise erschließen! Wem dieser Satz, für den man die Begründung im einschlägigen Schrifttum nachlesen möge, noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, der soll von der Ausdrucksdeutung die Finger lassen! Nötigt also z. B. die „religiöse Kurve" in der Handschrift zur Annahme einer irgendwie religiös gefärbten Gemütsverfassung, so geht daraus nicht etwa auch hervor, daß ein selbst hoch-

[1] Eine Ausnahme haben wir gemacht im letzten Kapitel unsrer „Einführung in die Psychologie der Handschrift" mit der Angabe eines in der Praxis nie trügenden Merkmals für leichtneurotische Veranlagung. Für die in Jahrzehnten an Hunderten von Handschriften wahrgenommene Eigentümlichkeit soll die Erklärung später einmal geboten werden.

Digitized by Google

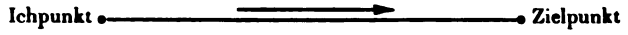
gradig religiöser Charakter in seiner Handschrift die fragliche Kurve aufweisen müsse.

Danach zum Raumgefühl übergehend, stellen wir abermals gewisse Allgemeintatsachen voran. — Es war der Ästhetiker Lotze, der, wenn wir nicht irren, zuerst darauf aufmerksam machte, daß im menschlichen Gemüt die Geneigtheit bestehe, liegende Figuren im Geiste aufzurichten. Weil das Kind die liegende Figur wie eine stehende erlebt, kommt es gar nicht auf den Gedanken, die Ähnlichkeit der auf liegender Schiefertafel schematisch entworfenen Umrisse einer Hausfront mit der Hausfront selbst dadurch zu erhöhen, daß es die Tafel senkrecht vor sich hinstellen würde. Obwohl beim Schreiben auf der Papierfläche sämtliche Buchstaben liegende Figuren sind, sprechen wir ohne Besinnen von: über und unter der Zeile, Oberlänge und Unterlänge, hohen und niedrigen i-Punkten, Steigen und Sinken der Zeile, Bogenbindung oben (Arkade) und Bogenbindung unten (Girlande), schrägen, steilen, übersteilen, ja zurückgelehnten Buchstaben usw.

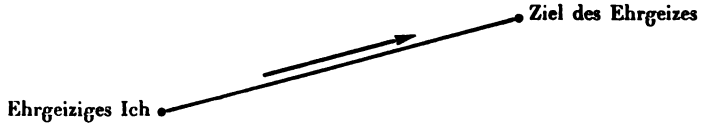
Ferner ist es den Raumästhetikern längst zur Gewißheit geworden, daß in unserm durch die Schwere orientierten Sachraum alles Höherbefindliche als ein materiell Lastendes im Verhältnis zum Tieferbefindlichen als einem materiell Tragenden den Bedeutungsakzent der „Überlegenheit" habe: bald und vornehmlich im Sinne überlegener Macht, bald des Erhabeneren und durchweg entweder aus dem einen oder dem andern Grunde des irgendwie Wertvolleren. Wer daran auch nur den leisesten Zweifel hegen oder wenigstens doch es für eine bloße Hypothese zu halten geneigt sein sollte, der belehre sich eines besseren durch einen Blick auf die Sprache. Man überfliege folgende Reihe von sprachlichen Bezeichnungen und Wendungen für uneigentliche Richtungen und Örter im Sinnenraum: hochschätzen, erhöhen, Hochschule, höhere Mathematik, Hochadel, hoher Rang, der Hohepriester, höchsten Orts, Hoheit (des Herrschers), hoher Flug (der Gedanken), hohe Ziele, hochherzig, hochheilig; sich in die Höhe bringen; die Oberhand gewinnen, obsiegen, Oberbefehl, Oberin, Oberst; emporstreben, emporkommen; übergeordnet, übertreffen, überwältigen, überrumpeln, überlisten, übervorteilen, übermannen; Gipfel des Glückes, Spitzen der Gesellschaft — auf tiefer Stufe, tief gesunken; unter aller Würde, unter der Kritik, unterschätzen, unterdrücken, unterwerfen, unterliegen, untergehen, Untertan, Untergebener; zugrunde gehen; gefallener Engel, gefallenes Mädchen, das Ansehen jemandes fällt, in Anfechtung fallen; und man wird es nicht länger verkennen, daß es nur ein unmittelbar erlebter Wertunterschied des räumlich Hohen vom räumlich Tiefen gewesen sein könne, was derartige „Übertragungen" ermöglicht hat. Aus der Wertbetonung des Oben erklärt sich zudem die wesentliche Symbolik des Kopfes: Oberhaupt, Haupt-

Digitized by Google

mann, Häuptling, Hauptsache, Hauptanteil, Hauptstadt, Hauptbuch, Kapital, Behauptung. — Ausdrücklich fügen wir hinzu, daß die gleiche oder doch eine ähnliche Symbolik mehr oder minder wahrscheinlich alle Sprachen, sicher aber alle indogermanischen Sprachen beherrscht.
Nach diesen Voreröffnungen bietet die Anwendung der Raumsymbolik auf elementare Tatsachen der Schreibbewegung keine Schwierigkeit. — Stellen wir uns den Zustand des Strebens vor, sei es eines bloß wünschenden, sei es des wollenden Strebens, so liegt im Verhältnis zum strebenden Ich das erstrebte Ziel allemal außerhalb, und der Richtung des Strebens vom Ichpunkt zum Zielpunkt entspräche eine genau analoge Richtung im Raum. Da sich nach stattgehabtem Zeilenbeginn das Ziel des Schreibenden immerdar rechts von der schreibenden Hand befindet, ergibt sich für diesen Fall die folgende Richtung:



Wenn solche Raumsymbolik auf die Gestalt der Schriftzüge höchstens ausnahmsweise irgendwelchen Einfluß gewinnt, so liegt das darin begründet, daß Eifer, Zielstrebigkeit, Betätigungsdrang gar nicht erst der Vermittlung durch die Formensprache der Lettern bedürfen, sondern unmittelbar zum Ausdruck kommen durch Tempobeschleunigung des Bewegungsfortschritts. Anders, wenn wir Sonderarten des Strebens ins Auge fassen, z. B. die Sonderart des ehrgeizigen Strebens. Auf welche Ziele immer der Ehrgeiz lossteuern möge, stets erscheint seinem Träger im Verhältnis zur gegenwärtigen Lage die zu erstrebende Lage als etwas jener Überlegenes. Will er doch, wie es zu heißen pflegt, „höher hinaus"! Dem entspräche, an der ideellen Schreibzeile gemessen, folgende raumsymbolische Richtung:



Daraus erklären sich zwei bewegungsphysiognomische Eigentümlichkeiten, deren graphologische Bedeutung für die Erschließung von mehr als durchschnittlichem Ehrgeiz bekannt ist: erstens die Verlängerung zahlreicher Schlußzüge nach oben rechts, zweitens und vor allem ansteigende Großbuchstaben. Wir illustrieren die wichtigsten Vorkommnisse schematisch in Fig. 1 und stellen der ansteigenden Form zur Verdeutlichung jedesmal die absteigende Form an die Seite. Von ihnen

Digitized by Google

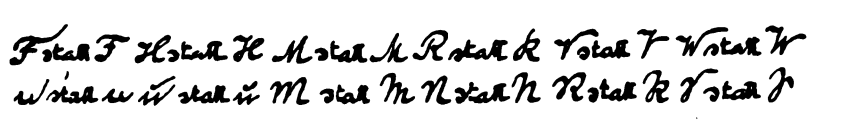


Fig. 1

allen weitaus am schwersten wiegt das wie ein Schluß-s gestaltete Groß-S der Kurrentschrift, das in unsrer Figur an letzter Stelle steht. Die Belegproben der Fig. 2 sind drei verschiedenen Handschriften (A, B und C)

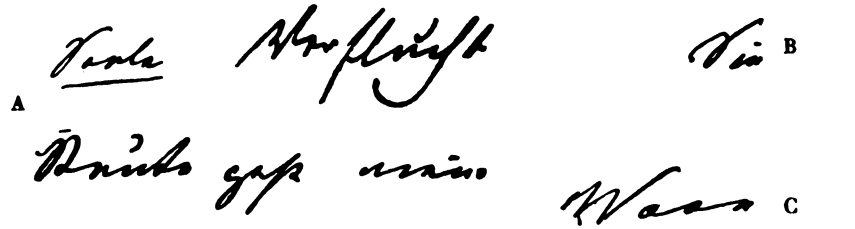


Fig. 2

entnommen. — Beiläufig erinnern wir daran, daß die steigende Zeile höchstens aushilfsweise herangezogen werden darf, weil sie im allgemeinen keineswegs raumsymbolisch, sondern unmittelbar verstanden sein will, als Folgeerscheinung nämlich des Dranges zur Streckung von Hand und Unterarm, der ausdrucksgesetzlich einhergeht bald mit gesteigerter Aktivität, bald mit begeisterter Stimmung.

Überlegen wir uns jetzt, welche Antriebsbeschaffenheit der Religiosität im weitesten Sinne eigne, so wie wir sie oben kurz gekennzeichnet haben, so brauchen wir durchaus nicht in schwierige Erörterungen darüber einzutreten, worin letzten Endes „Religiosität" bestehe. Es genügt nämlich die Besinnung auf ein einziges Merkmal, das sämtliche Arten des Frommsinns miteinander gemein haben, um diejenige Antriebsbedingung aufzufinden, welche die Formensprache der Handschrift beeinflussen kann. Es ist zwar nicht nötig, daß ein wahrhaft religiöser Mensch an ein „höheres" oder „höchstes Wesen" glaube; unter allen Umständen aber fühlt er aus innerem Hange sich auf irgendetwas bezogen, das an Größe, Herrlichkeit, Erhabenheit seine Person unermeßlich überragt, möchte er auch es z. B. in der „Natur", im Weltall, im Sternenhimmel verkörpert glauben; weshalb ein Schleiermacher die religiöse Grundstimmung bekanntlich als das Gefühl „schlechthinniger Abhängigkeit" zu bestimmen versuchte. Nehmen wir hinzu, daß er solcher Vollkommenheit wenigstens nachzustreben sich gedrungen finde, ob er gleich weiß, es sei ihm persönlich versagt, sie je zu erreichen, so erscheint sein Ziel —

Digitized by Google

immer, versteht sich, soweit er religiös gestimmt ist — als in unerreichlicher Höhe befindlich, wie es haargenau treffend die Wendung „Gott der Allerhöchste" verlautbart; und davon die raumsymbolische Darstellung ist die Verlängerung von Schlußzügen nach oben; eine Bewegungsgestalt, die wir in Fig. 3 an vier typischen Vorkommnissen schematisch versinnlichen[1].

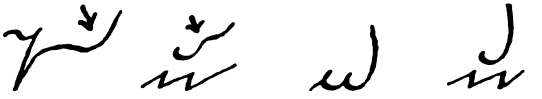


Fig. 3

Kaum braucht es gesagt zu werden, daß die hiermit im groben beschriebene Kurve von Fall zu Fall zahlreiche feine Differenzierungen zuläßt. Von ihr ein Musterbeispiel gibt das „emmen" der Fig. 4 mit dem

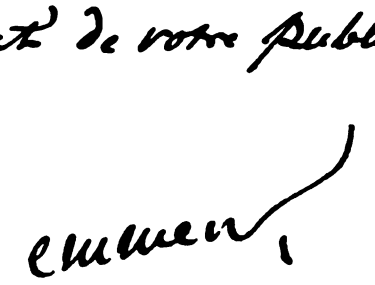


Fig. 4

staffelförmigen Aufstiege des Endzuges bei gleichzeitig etwas zunehmender Verdickung. Ganz Ähnliches zeigt, nur in zarterer Ausführung, Fig. 10.

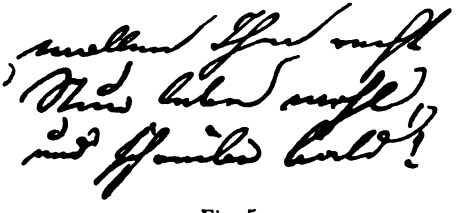


Fig. 5

[1] Nur der Vollständigkeit halber werde hinzugefügt, daß wir, streng genommen, nicht sowohl vom Frommsinn überhaupt als vielmehr vom christlichen Frommsinn handeln, will sagen von der Gestaltung der, ob nun kirchlichen oder außerkirchlichen, Religiosität innerhalb der christlichen Menschheit; eine Einschränkung, die sich dadurch rechtfertigt, daß sonstige Formen religiöser Gemütsverfassung für uns heute praktisch kaum in Betracht kommen. — Zwar hatte auch schon die heidnische Frömmigkeit den

Digitized by Google

Die, wenn auch schon mehr S-förmige, Schlängelung findet sich ebenfalls angedeutet im Schlußzuge des „lebe" der Fig. 5, während die son-

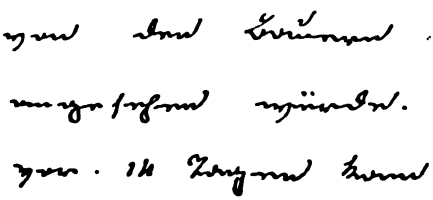


Fig. 6

stigen, teilweise weit über den Zeilenfirst emporragenden Endstriche mit mehr oder minder starken linksläufigen Rückbiegungen abschließen.

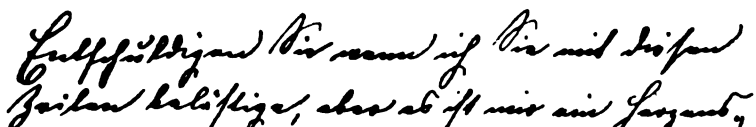


Fig. 7

Mit knopfähnlichen Häkchen pflegt die Kurve deutlich in Fig. 6 und wenigstens schwach angedeutet in Fig. 7, mit mehr punktartiger Verdickung in Fig. 8 zu enden. Zartes Ausklingen bemerken wir in den

Fig. 8

u-Haken der Fig. 9. Zu jeder Formbesonderheit gehört natürlich eine Bedeutungsbesonderheit; doch beschäftigt uns hier nur das allen Gestalten Gemeinsame.

„Weg nach oben" beschritten (mit ihrer Macht- und Werterhöhung z. B. der Götter des Lichtes und „Äthers" über die des Wassers und der chthonischen Tiefe); aber diesem Abschnitt ging nachweislich im mittelländischen Völkerkreise und wahrscheinlich auf der ganzen Erde ein anderer voraus, für den die „unteren" Götter (und Ahnenseelen) gewichtiger und bestimmender als die „oberen" waren. Für diesen ältesten und sozusagen eigentlichsten Frommsinn ist das räumliche Symbol des allesbeherrschenden Wertes nicht ein höchster Punkt, sondern der Mittelpunkt; woran die Erinnerung uns gleichfalls die Sprache aufbewahrt hat in Wendungen wie, jemand bilde den Mittelpunkt eines Kreises, wolle stets Mittelpunkt sein, halte sich für den Mittelpunkt und dergleichen mehr. Da aber eine derartige Symbolik nach stattgehabter Umkehrung aller Ur-Werte durch das Christentum der Höhenstufungs- und Aufstiegssymbolik hat weichen müssen, so durften wir sie von unsrer Betrachtung ausschließen.

Digitized by Google

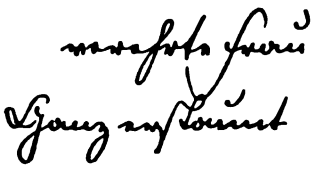


Fig. 9

Wir wollen es an dieser Stelle nicht durchsprechen, welche Mittel man habe, um Ergebnisse der Deduktion zu erproben, und begnügen uns mit der Anführung zweier Tatsachen, deren jede unsern Befund zu bestätigen

Fig. 10

geeignet ist. Zunächst einmal findet sich das heute höchst selten gewordene Merkmal am ehesten noch in den Handschriften von Pfarrern; sodann aber tritt es mit rapide wachsender Häufigkeit auf in den Handschriften von Personen, deren Jugendjahre noch in die Zeit der Spätromantik fallen. Die Gegenwart ist gründlich irreligiös (worüber eine verbreitete Scheinreligiosität sowie ästhetelnde Konventikeleien keinen Charakterforscher täuschen werden); die sog. Romantik dagegen stand, vergleichsweise gesprochen, im Zeichen der Frömmigkeit. Es will also etwas besagen, wenn wir damals in den Handschriften und zwar auch der geistigen Führer die „religiöse Kurve" sich häufen sehen, während sie wiederum mehr zurücktritt in den Handschriften der Klassiker. — Fig. 5 rührt von einer sehr alten Dame aus dem Jahre 1862 her, Fig. 6 von einem Herrn in vorgerücktem Alter aus dem Jahre 1866, Fig. 7 ist die Handschrift eines Pfarrers, Fig. 8 eine Probe aus der Handschrift des bekannten Theosophen Steiner, Fig. 9 abermals eines Pfarrers in hohem Alter (aus dem Jahre 1892), Fig. 10 endlich ein Stück des schon stockfleckigen Briefes eines Bischofs aus dem Jahre 1841. — Wer ein Buch mit Schriftnachbildungen aus der Zeit der Romantik besitzt, wird sich überzeugen, daß die „religiöse Kurve" in den Handschriften der geistvollsten Männer dazumal zur Regel gehörte.

Das Problem der Persönlichkeit

Von Oscar A. H. Schmitz

Die wichtigsten Fragen unserer Zeit kreisen um den Gegensatz: Individualismus-Kollektivismus. Der Individualismus, mehr oder weniger mit

Digitized by Google

dem bürgerlichen Liberalismus unerfreulichen Andenkens gleichgestellt, ist als der Trieb nach erbärmlichem Privatbehagen in Verruf gekommen gegenüber der als Heroismus empfundenen Hingabe des einzelnen an die Masse, wie sie zuerst der Krieg forderte, später mit umgekehrten Vorzeichen die Revolution. Schon vorher aber wiesen die Gruppenbewegungen der Jugend rechts und links auf ein neues Gemeinschaftsstreben hin, das mit Sicherheit eines verriet, nämlich den Überdruß an dem vereinzelten Ich. Die erste Kollektivbewegung unserer Zeit indessen war ohne Zweifel der Marxismus, der, freilich ohne jeden ethischen oder philosophischen Anspruch, sich aus politischen und vor allem wirtschaftlichen Gründen dem Individualismus des Manchestertums entgegenstellte. Der Ursprung des modernen Kollektivismus liegt also in einer praktischen Erwägung, nämlich in der Erkenntnis, daß gegen den bevorrechteten Einzelnen nur die Masse der Rechtlosen aufkommen kann. Der Kollektivismus ist also das Machtprinzip der Schwachen, worin natürlich durchaus keine Verurteilung liegt, denn Schwäche ist das Wesen aller Kreatur, und gegenüber der Macht solidarischer Massen sehen wir in den Unternehmerverbänden die Herren selber zu dem kollektiven Prinzip greifen, wodurch natürlich das Manchestertum des freien Wettbewerbs grundsätzlich überwunden ist.

Nun ist der Mensch aber ein polares Wesen, nicht, wie der Darwinismus glaubte, nur ein sich im Daseinskampf behauptenwollendes Ich, sondern gleich stark ist der Drang zum Du, und so sehen wir überall, schon in der Tierwelt übrigens im Keim, unter gemeinsam um ihre Behauptung Kämpfenden Kameradschaft und gegenseitige Verpflichtung entstehen, eine Kollektivmoral, die sich unbeabsichtigt selbst in Räuberbanden einstellt. Die grundsätzliche Verdrängung aller menschlichen Qualitäten, der Liebe, der Ehre, des Pflichtgefühls, des Anstandes unter Gehässigkeit und Lüge im bewußten Marxismus hat denn auch zur Folge gehabt, daß gegen alles Programm unter den Proletariern selber sich in horizontaler Richtung eine Gefühlssolidarität entwickelt hat, in der ihr von der Partei in vertikaler Richtung geknebeltes Menschentum sich kollektiv ausleben kann. Dadurch aber ist zum mindesten die seelische Verelendung des Proletariers, auf die der Marxismus und die revolutionären Führer spekulieren, aufgehalten, ja er ist psychologisch entproletarisiert[1].

Der Proletarier, den Marx, besonders in England, vorfand, war ein hungriges, geschundenes Tier ohne Anteil an den seelischen und geistigen Menschenwerten. Nicht diese ihm zugänglich zu machen, war das Ziel Marxens, sondern gerade gegen diese „Klassenwerte" die Bestie zu mo-

[1] Vgl. zu diesem Gedankengang das Buch des früheren belgischen Sozialistenführers De Man: „Psychologie des Sozialismus" (Verlag Eugen Diederichs).

Digitized by Google

bilisieren. Je mehr sie inzwischen verelendete, desto besser, die Sättigung sollte erst nach dem Sieg eintreten, wenn das Proletariat die Diktatur in die Hand nehmen und die bürgerliche Ideologie abschaffen würde. Genau das Gegenteil ist eingetreten. Die Sättigung hat stufenweise vor dem Sieg der Theorie stattgefunden, ja, sie ist ausgiebiger als in Rußland, wo die Theorie zum Sieg gekommen ist. Ferner aber ist aus der Bestie ein Mensch geworden, der Anteil verlangt an seelischen und geistigen Werten, die dem Marxismus als bürgerliche Vorurteile galten. Diesem Bedürfnis entspricht aber nicht jene Afterkunst des marxistischen Versuchslandes, das auf Regierungsbefehl ohne Erdreich säen und ernten, unter Verleugnung seelischer und geistiger Werte sogenannte kollektive Kunst und Literatur züchten will. Der westliche Proletarier ist inzwischen seelisch ein Bürger geworden, und sein Ideal ist ein persönliches Leben, das Häuschen, das Gärtchen, vielfach schon das Buch, und zwar nicht das Buch von der Masse, sondern das Buch vom individuellen Menschen. Es bedarf nur noch der Anerkennung des für das Wohl seiner Klasse kämpfenden Arbeiters als eines gleichwertigen Gegners mit Standesrechten, Standespflichten und Standesehre, und der sinnwidrige Klassenhaß mit seiner gehässigen und lügnerischen Ideologie kann einem ehrlichen, lebenfördernden Kampf zwischen gleichgeachteten Bürgergruppen Platz machen, deren jede aus persönlichen Menschen besteht. Der Marxismus meint: Vernichtung aller Kultur, ein vom Marxismus entgifteter Sozialismus würde bestrebt sein, jedem einzelnen den Zugang zur Kultur zu öffnen. Der Kollektivismus würde als Methode im Dienste individueller Interessen weiter gelten, nicht aber eine neue Massenkultur, sondern eine Kultivierung der Masse der einzelnen erstreben. Masse ist als solche nicht kultivierbar, wohl aber ist sehr möglich, daß eine unbegrenzte Masse einzelner den Kulturwerten zugänglich wird. Dies geschieht eben dadurch, daß jeder einzelne in der Masse, in der er äußerlich lebt, sich innerlich als besonderes Wesen zu unterscheiden beginnt, und an diesem Entwicklungspunkt ist der westliche Proletarier von heute gerade angekommen. Damit aber hört er schon auf, ein Proletarier, nämlich undifferenzierte „Proles" zu sein, sondern wird Mensch, und da er dies unbewußt, aber ganz sicher fühlt, lehnt er Kommunismus und Bolschewismus ab.

Für jenes barbarische Völkermeer Rußland-Sibirien, das zwischen den hohen Kulturdämmen von Deutschland und China flutet, und von dessen hoffnungsloser Anarchie sich schon im Mittelalter die bluts- und sprachverwandten Randvölker nach Westen gewandt haben, mag der Kollektivismus mehr als eine Methode, nämlich ein Ideal sein; der durch das westliche Christentum vorbereitete Proletarier ist sich seines seelischen Eigenwesens zu bewußt, um auf die Dauer von Moskau aus verwirrt werden zu können. Sein Ideal ist der Bürger, und damit kennzeichnet sich

Digitized by Google

der Klassenhaß als etwas ganz anderes als er schien, nicht als Haß gegen das Bürgerliche, sondern gegen die, welche ihn davon auszuschließen schienen. Davon kann nun nicht mehr die Rede sein. Der Klassenhaß ist im Begriff, einer neuen vertikalen Solidarität in der Zusammenarbeit der Stände zu weichen; zugleich aber ist dem aufsteigenden Stand, dessen Lebensbedingungen noch viel zu wünschen übrig lassen, das Recht auf einen ehrlichen, den Gegner achtenden, nicht als Unterdrücker und Blutsauger verleumdenden Klassenkampf zuzugestehen, denn das Ziel dieses Kampfes ist für den Gegner nicht länger bedrohlich. Ihm soll ja nicht der Garaus gemacht, seine Lebensgüter sollen nicht zerstört und durch das neue „Massenethos" ersetzt, kurz, er soll nicht proletarisiert und kollektiviert werden, vielmehr dienen die kollektiven Methoden, wie bei allen bürgerlichen Gruppen, hinfort auch den Arbeitern nur zur Wahrung ihrer individuell menschlichen, materiellen, seelischen und geistigen Interessen, über deren Wert man auf beiden Seiten einig ist, kurz, der Arbeiter will sich verbürgerlichen.

Fassen wir nun das Gesagte zusammen, so kommen wir zu folgendem Ergebnis: Der Kollektivismus ist als solcher kein Ideal, sondern eine Methode, wie sich eine Vielheit von Schwachen gegen starke einzelne oder andere Gruppen behaupten kann. Ein Ideal kann der Kollektivismus nur für solche bedeuten, die nicht nur noch nicht bei den individuellen Lebensansprüchen angekommen sind, sondern noch nicht einmal bei organischer Gemeinschaft, also für Horden, deren Zusammengehörigkeit mehr einem Rudel als einem menschlichen Verhältnis gleicht, und ferner für Volksschichten, die infolge ungewöhnlicher sozialer Wandlungen, wie die Erscheinung des Hochkapitalismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts, aus der Gemeinschaft herausgefallen und undifferenzierte „Proles" geworden sind. Der Unterschied zwischen jenen Horden und dem Proletariat ist indessen der, daß jene durch den Kollektivismus hindurch vielleicht wirklich zu einem höheren Bewußtsein aufsteigen, während der europäische Proletarier, meist von bäuerlichen und handwerkerlichen Vorfahren abstammend, sich, sobald sich sein Leben materiell etwas zu sichern beginnt, seiner individuellen Seele entsinnt, die „kollektive Ideale" nicht befriedigen können.

Damit scheint ja nun alles aufs beste geordnet zu sein. Die Massen steigen allmählich mit kollektiven Kampfmitteln zu individuellerem Leben auf, und damit wäre die Frage: Kollektivismus oder Individualismus prächtig gelöst. Dem ist aber nicht so. Der Kollektivismus hätte niemals als Scheinideal gegen den Individualismus aufkommen können, wenn dieser nicht auch den letzten Anschein eines Ideals in der Form des bürgerlichen Liberalismus verloren hätte. Dieser lief letztlich auf „das größte Glück der größten Zahl" hinaus, und das ist tatsächlich kein Ideal, für das es

Digitized by Google

der Mühe wert wäre zu kämpfen. Tatsächlich wollte ja der Marxismus auch nichts anderes, aber dadurch, daß die größte Zahl selber den Kampf aufnahm, ist, wie wir zeigten, wie immer unter Kämpfern, eine neue Kameradschaft, eine Soldatenehre, ein Ideal entstanden, und dieses, das Begeisterung und Opfermut voraussetzt, nicht das ideologische Programm, ist es, was dem Kollektivismus seine Anziehungskraft auf die Massen und besonders die Jugend gegeben hat, was die dürrste aller Verstandeslehren, den Marxismus, mit dem Gefühlsnimbus einer Religion versah. Dagegen konnte der selbstzufriedene bürgerliche Individualismus, der lebte und leben ließ, zwar grundsätzlich gern sah, wenn es auch den andern gut ging, sich aber auch über das Gegenteil nicht sehr aufregte, nicht aufkommen.

Was wäre das aber nun für eine Welt, wo unter grundsätzlich unsinnigen Theorien Begeisterung, Idealismus und Edelmut entzündet würde, damit man nach jugendlichem Kampf bestenfalls auch für sich und die Genossen ein erbärmliches Behagen erreichte, nämlich gerade das, wogegen man gekämpft hat? Immer wieder müßten sich die Besten von diesem „bürgerlichen" Ziel weg zu denen wenden, die es noch nicht erreicht haben, aber das Ende ihres Kampfes wäre eben immer wieder der teuflische Trugschluß, daß jene dem bürgerlichen Ziel zugeführt würden. Nicht wenige alte Marxisten erleben heute diese Enttäuschung gegenüber „den unausrottbaren bürgerlichen Instinkten" des westlichen Proletariers, der sich nichts Besseres weiß als das eigene Häuschen, das eigene Schwein, die eigenen Hühner, die Altersrente, und vielleicht die Kinder schon in beamteter Stellung. War das so vieler Kämpfe wert? Da scheint es nur die andere Alternative zu geben: die „Revolution in Permanenz", wie sie der Bolschewismus zu verwirklichen glaubt, während er in Wahrheit entweder Verwirklichung überhaupt unmöglich macht, oder, wo er ihr ihren Lauf läßt, sich wiederum vor „bürgerlichen", nämlich individuellen, Formen sieht.

Ja, was ist das für eine Welt, wo man entweder ein sattes Schwein ist oder aber nichts ist und nichts hat, aber eben darum durch Leid geadelt wird, jeden Augenblick bereit, sich aufs Spiel zu setzen, um sich und den Genossen durch Haben und Sein ein menschenwürdigeres Los zu erkämpfen, und wenn das Ziel erreicht ist, allen Adels verlustig zu gehen in erbärmlichem bürgerlichen Behagen? Sollte nicht vielleicht der Individualismus doch noch etwas anderes sein als dies? Stammt nicht das Wort vom erbärmlichen Behagen von dem Klassiker der individualistischen Lebensphilosophie selber, von Nietzsche? Nichts bekämpft dieser Denker heftiger als den bürgerlichen Liberalismus, aber von einer andern Front aus als der kollektivistischen. Ihm erscheint der Bürger gar nicht individualistisch, sondern herdenhaft, und die letzten Vorkriegs-

Digitized by Google

generationen, die gegen den Bürger angingen, taten dies nicht, weil er sich zu sehr, sondern weil er sich zu wenig als Einzelwesen fühlte, und wenn ausgesprochene Individualisten, wie eben der Verfasser dieser Schrift, heute gelegentlich das Bürgertum gegen kollektive Angriffe verteidigen, so geschieht es nur darum, weil der Pseudo-Individualismus des Bürgers den wahren Individualismus immerhin geduldet hat, während die Bolschewisten die wahren Individualisten mit dem „Bourgeois" auf dieselbe Proskriptionsliste setzen und nur noch den als geistigen Menschen gelten lassen, der sich zum mindesten bemüht, das kollektivistische Ideal zu vertreten. Offenbar liegt eine große Verwirrung, betreffend den Inhalt des Begriffs Individualismus, vor. Das geht so weit, daß viele junge Leute aus Individualismus Kollektivisten werden, ja, dies gilt von den meisten Menschen bürgerlicher Herkunft, die sich der sozialen Revolution verschreiben. Der Widerspruch erklärt sich folgendermaßen: Der bürgerliche Liberalismus hat das individuelle Prinzip nur auf dem Gebiete der Wirtschaft erhalten, d. h. gerade da, wo es falsch, zum mindesten überholt ist, denn der wirtschaftliche Individualismus ist der Krieg aller gegen alle, der früher vom Staat gehemmten Einzelwillkür gegen die Gesamtheit. In seelischer und geistiger Hinsicht indessen ist der bürgerliche Individualismus in der Gestalt des Liberalismus jener spießbürgerlichen Lebensschablone verfallen, gegen die sich der Individualismus der Jugend empört. Das Motiv des Überganges ins feindliche Lager ist also individueller Natur, und die von dort bezogene Kritik am wirtschaftlichen Individualismus ist zutreffend, aber was die radikale Jugend bürgerlicher Herkunft nicht sieht, ist, daß die Lebensschablone einer kollektivistischen Gesellschaft noch unendlich viel starrer ist als die spießbürgerliche (wie das heutige Rußland und der sozialdemokratische Parteigeist beweisen), und zwar darum, weil hier die Starrheit gewolltes Prinzip ist, die bürgerliche Erstarrung aber ungewollte Erkrankung. Darum hat das Spießbürgertum individuelle Geister, wenn sie sich nicht unmittelbar mit der Absägung des Astes beschäftigten, auf dem wir alle sitzen, immerhin geduldet, während der Kollektivismus mit individuellen Geistern verfährt wie die Französische Revolution mit den Aristokraten. Sind sie nicht irgendeiner antikollektivistischen Handlung zu verdächtigen, so erscheinen sie durch die bloße Zugehörigkeit zu einem Stand und dessen Gesinnung als „suspects d'être suspects" (verdächtig, in einem Verdacht zu stehen), wie das schöne Wort von Robespierre lautet. Jene Radikalen bürgerlicher Herkunft würden in einer wirklich kollektiven Gesellschaft bittere Enttäuschungen erleben, und wenn das Vorbereitete wirklich einträte, mit jenem eselsohrigen Nihilisten in Dostojewskis „Dämonen" voll Entsetzen ausrufen: „Nein, so haben wir es nicht gemeint." Ihr Kollektivismus kann sich nur halten,

Digitized by Google

solange er „individuell" ist, verglichen mit der Schablone der herrschenden Gesellschaftsklasse, d. h. solange er den Vorteil einer Oppositionsstellung genießt. Auch der Übergang zu einer neuen Kunst„richtung", wie etwa dem Expressionismus, oder einer neuen Mode kann individuelle Motive haben, aber tatsächlich gerät der Bekehrte nur von einer Herde in eine andere.

Prüfen wir also einmal den heute so verwirrten Begriff „Individualismus". Zunächst fällt auf, daß immer wieder die Worte Individualität und Persönlichkeit durcheinandergeworfen werden, ferner ist das Wort „individuell" bald auf die Individualität, bald auf das Individuum bezogen. Nun hat aber die Philosophie hier jederzeit streng geschieden. Meister Eckkart trennt sehr scharf Selbst und Ich, die klassische deutsche Philosophie das transzendente und das empirische Ich, und neuerdings hat der Schweizer Psychologe C. G. Jung wiederum den Gegensatz zwischen Individualität und Persönlichkeit aufgenommen und besonders genau umschrieben. Da ergibt sich denn, daß das Wort „Person" von dem lateinischen Wort persona = die Maske kommt. Personare heißt durchtönen, und tatsächlich diente dem antiken Schauspieler die Maske zum Durchtönenlassen seiner Stimme, deren Klang sie verstärkte. Damit ist nun schon bewiesen, daß die Person unsere der Welt zugekehrte Seite ist, durch die zwar unser Wesen tönen mag, die aber nicht unser Wesen selbst ist. Dieses ist vielmehr jenes Einmalige, Einzigartige, das jeder einzelne, meist mehr oder weniger unbewußt, in sich trägt, und das wohl mit der unsterblichen Seele des Christentums gemeint ist. Dies erst ist die Individualität (individuum = das Unteilbare). Dieses Eine, Tiefste und Letzte ist, wie gesagt, in jedem, aber mehr oder weniger unbewußt; darum ist zwar jeder ein Individuum mit dem Keim einer Individualität in sich, aber Menschen, in denen Individualität auch nur einigermaßen bewußt und für andere fühlbar ist, sind heute nicht häufig. Dagegen sind nicht selten Persönlichkeiten, in denen die Person auf Grund einer besonders stark entwickelten Seelenfunktion einen sehr entschiedenen Charakter angenommen hat. Alle hervorstechenden Gestalten unseres öffentlichen Lebens im Parlament, auf der Bühne, ja im Sport, natürlich in erster Linie Künstler und Schriftsteller, Führer in Industrie und Handel, aber auch alle in kleineren Verhältnissen, wie in der Familie, einer Werkstatt, einer Schulklasse durch irgendeine besondere Eigenschaft ein Übergewicht erlangende Personen sind in mehr oder weniger hohem Grade Persönlichkeiten. Das Wesen der Persönlichkeit liegt darin, daß sie eine Eigenschaft, die in der Kollektivität viele haben oder haben könnten, in besonders hohem Grade besitzt. Der Inhalt der Persönlichkeit ist also nichts anderes als etwas Kollektives in hoher Steigerung, sie ist ein besonders sichtbarer Ausschnitt der Kollektivität. Die Persön-

Digitized by Google

lichkeit redet, handelt und schafft, wie jeder in der Kollektivität reden, handeln und schaffen würde, falls er die Kraft und formale Begabung dazu hätte, und umgekehrt ist sie stets bereit, Massengesichtspunkte zu teilen und zu formulieren. Im Wesen unterscheidet sie sich nicht von der Masse, und daher kommt es, daß gerade die Persönlichkeit viel leichter zu großem Erfolg gelangt als die Individualität. Mit der Persönlichkeit fühlt sich die Masse verwandt, dazu ist sie durchaus eindeutig und leicht übersehbar. So möchte ein jeder selber sein oder wenigstens seine Kinder sehen.

Ganz anders die Individualität. Gerade das betonte Einmalige, noch nicht Dagewesene in ihr läßt sie fremd und fragwürdig erscheinen. Erst in dem Maße, als es ihr gelingt, für ihr Einmaliges eine gültige Sprache zu finden, die notgedrungen zuerst nur wenige verstehen, vermag sie zu überzeugen. Meist geschieht die Aufnahme ihrer Werte in den Gemeinbesitz der Kollektivität erst nach ihrem Tode, zu ihren Lebzeiten nur, wenn zwei günstige Umstände zusammentreffen: ein langes Leben sowie eine Epoche, in der die Kollektivität gerade ausgehungert und auf die Aufnahme eines neuen Wertes eingestellt ist. So konnte das Deutschland der Sturm- und Drangzeit den jungen Goethe begeistert aufnehmen, aber bald merkte es, welche Schlange es an seinem Busen genährt hatte. Wäre Goethes Entwicklung nicht durch die Autorität eines Fürsten gedeckt gewesen, hätte ihm die deutsche Kollektivität (die Gebildeten eingeschlossen) nicht den „schuldigen Respekt" erwiesen, den der durchschnittliche Deutsche bekanntlich nur der Obrigkeit zollt.

Worin liegt nun aber das wesentlich Einmalige, noch nicht Dagewesene der Individualität (die übrigens auch unproduktiv im Verborgenen blühen kann, während die Persönlichkeit ihrem Wesen nach immer hervortreten wird)? Die einzelnen Fähigkeiten, durch die sie sich äußert, können ja keine andern als die allgemein menschlichen, kollektiven sein, die ja auch der Persönlichkeit zur Verfügung stehen. Wir sagten schon, daß das Wesen der Persönlichkeit in der besonderen Steigerung einer solchen Eigenschaft zu sehen ist, weshalb sie auch so deutlich hervortritt und leicht zu erkennen ist. Das Wesen der Individualität liegt nicht im Herausarbeiten einer, sondern in der Vermählung mehrerer menschlicher Eigenschaften und Fähigkeiten, die sich ihrem Wesen nach auszuschließen scheinen wie Mann und Weib. In dieser polaren Zweiheit ist ihre Fähigkeit begründet, aus dem eigenen Gegensatz in sich etwas neues zu zeugen, nicht bloß, wie die Persönlichkeit, Gegebenes aufzunehmen, zu kombinieren und ins rechte Licht zu setzen.

Jeder Mensch entwickelt — nach der Jungschen Lehre — in seiner Person diejenige seelische Funktion, die bei ihm von Haus aus am stärksten ist. So sehen wir denn einseitige Empfindungs-, Gefühls-, Denk-

Digitized by Google

und Intuitionsmenschen nebeneinander, die sich gegenseitig kaum verstehen. Steigert sich aber nun eine solche Einseitigkeit ins Überdurchschnittliche, dann reißt sie auch den Gegentypus zur Anerkennung hin, da ja jeder im Keim alle Funktionen in sich hat. Der einseitige Gefühlsüberschwang eines Garibaldi reißt auch den kalten Denker hin, so wenig die von Garibaldi ausgesprochenen Sätze seiner logischen Kritik standhalten. Vor dem unerhörten Scharfsinn eines Einstein zieht auch der Gefühlsmensch, der nicht die Bohne davon versteht, den Hut. Die Erfolge des rein auf die Tatsachenwelt eingestellten Empfindungsmenschen, etwa des modernen Technikers, bewundert auch der Intuitive, ja er nennt sie, von seiner Psychologie aus gesehen, phantastisch, und von einer alles Tatsächliche übersteigenden Intuition sagt das bestürzte Urteil: „Da staunt der Laie, und der Fachmann wundert sich." Allen diesen Wirkungen haftet offenbar etwas vom Bluff an, und das ist das Wesen der großen Erfolge unserer Zeit, wo es von Persönlichkeiten wimmelt und die Individualitäten fehlen. Diese können natürlich bei einseitig auf Leistung gerichteter Erziehung nicht aufkommen.

Aus diesem Grunde beruht fast unsere ganze Kunst und Literatur auf Bluff. Sie arbeitet mit bewußtem Willen immer nur mit einseitig emporgesteigerten Fähigkeiten. Was aber etwa die heutige englische Literatur so unvergleichlich viel bedeutsamer macht als die unsere, ist, daß sie häufig aus der einseitig persönlichen Einstellung zu der — das klingt wie eine contradictio in adjecto — universell-individuellen aufsteigt. Die gesellschaftskritische Einstellung, wie sie etwa Galsworthy in der „Forsythe-Saga" zur kapitalistischen Gesellschaft einnimmt, erreicht auch mancher deutsche Romanschriftsteller; daß Galsworthy aber unter der Hand alle seine Figuren zu dreidimensionalen Menschen werden läßt, nicht zu tendenziösen, zweidimensionalen Karikaturen, wie sie bei den radikalen deutschen Schriftstellern die Regel sind, das verdankt er der Tatsache, daß in ihm der Gefühlsmensch ebenso stark ist wie der analytische Intellektuelle und mit diesem ein echtes Kind zeugen kann. Dasselbe gilt von dem amerikanischen Roman „Babbit" von Sinclair Lewes (beide Romane bei Tauchnitz), in dem das reaktionäre amerikanische Bürgertum einen raffiniert bemessenen Todesstoß erhält und am Schluß der Held dennoch über unsere Kritik hinaus unser Herz gewinnt, wie nur ein Dickensscher Held.

Man wird nun wohl den scheinbaren Widerspruch verstehen, der in der obigen Zusammenstellung der Worte „universell-individuell" liegt. Mit seiner persönlichen Gesellschaftskritik bliebe Galsworthy im Ich hängen, während ihn sein Gefühl über die persönliche Einstellung hinaus an das Universelle bindet. Es gibt auch entgegengesetzte Typen. So ist der einseitige Gefühlsmensch durch sein Gefühl, als die in ihm stärkste Funk-

Digitized by Google

tion, an sein Ich gebunden und kann nur dann den Weg ins Universell-Individuelle finden, wenn er sich mit einer Gegenfunktion, etwa dem Denken, über sein Ich hinaus orientiert. Daß er dies nicht oder in zu geringem Maße vermag, läßt manchen deutschen Dichter im Sentimentalen steckenbleiben und macht ihn dadurch für Nichtdeutsche ungenießbar. Wesen des Genies ist, daß es von vornherein die individuelle Polarisierung sucht und aus dem inneren Gegensatz ein Drittes zeugt, Wesen des Talents ist, eine gegebene Einseitigkeit zum Äußersten zu treiben. — Kommen wir nun zu dem „Liberalismus" genannten bürgerlichen Individualismus zurück, so sehen wir, daß er gar nichts mit Individualismus zu tun hat, sondern reiner Persönlichkeitskult ist, und daß er, seiner materialistischen Einstellung gemäß, die nur das sinnlich empfindbar Tatsächliche schätzt, im wesentlichen an die Persönlichkeit den Maßstab anlegt, der fragt, was ihre hochgetriebene Einseitigkeit einbringt. Wenn ein Bürgerssohn für einen Zeitungsroman oder einen Film einige tausend Mark bar mit nach Hause bringt oder von einer bekannten Zeitung nach China geschickt wird, dann hat auch ein spießbürgerlicher Vater nichts mehr gegen „geistige Berufe" einzuwenden. Wie schon oben gesagt, ist also Ablehnung des bürgerlichen Pseudo-Individualismus durch geistige Naturen nur zu berechtigt, und soweit es sich um die rein wirtschaftliche Seite der Gesellschaft handelt, ist sogar die Kritik von seiten der Kollektivisten weitgehend zutreffend. Wo diese aber völlig versagen, das ist das seelisch-geistige Gebiet. Dies ist seinem Wesen nach individuell und kann niemals durch Verneinung, sondern nur durch wahre Entwicklung des Individualismus gerettet und erneuert werden.

Das, was die mittelalterlichen Mystiker die „geistliche Hochzeit", die Neuplatoniker „nuptiae spirituales" genannt haben, ist nichts anderes als der Vorgang der „Individuation". Durch Versenkung des Ichs in den eigenen Seelengrund findet es seinen Gegenpol, und aus der Vereinigung beider entsteht die reife Individualität. Das wäre irdische Vollendung. Aber wem auch eine so vollkommene „Monogamie mit sich selbst", wie ich es nennen möchte, nicht gelingt, dem kann doch der Gegenpol seiner Person durch Vertiefung bewußt werden, und in schöpferischen Augenblicken werden sich dann beide berühren und Werke und Taten hervorbringen, die an Vollendung über das noch um Vollendung ringende Selbst weit hinausgehen. Das ist der Fall fast aller genialen Naturen, die aus ewigem tragischem Kämpfen und Leiden gebären. Aber auch der durchschnittliche Mensch, der guten Willens ist, kann durch Individualisierung über seine persönlichen Nöte und Verranntheiten hinauskommen, indem er neben seiner Hauptfunktion auch die verborgene Gegenfunktion entwickelt. Kommen sie auch zu keiner schöpferischen Vermählung, so kann doch ihre bloße Berührung ganz neue Horizonte eröffnen, vor

Digitized by Google

denen seine Scheuklappen fallen. Oft leistet die Ehe zwischen gegensätzlichen Typen diesen Dienst. Dem Denkmenschen eröffnet sich in dem Partner die Welt des Fühlens oder Empfindens, oder diesem umgekehrt die des Denkens und der Intuition. Vor allem sollte sich die Erziehung gänzlich von dem Ideal der einseitig tüchtigen Persönlichkeit abwenden und diese wieder dem Zirkus und dem Sportplatz überlassen, wo sie hingehört, während in Familie und Schule die Gefühlswerte wiederum neben den Intellektualwerten zu berücksichtigen wären.

Wenn wir mit der modernen Porträtmalerei, deren Gegenstände vorwiegend bekannte Persönlichkeiten sind, die ältere bis in das 19. Jahrhundert hinein vergleichen, so fällt bei jener das Bluffmäßige doppelt auf, im Künstler und im Dargestellten, während die älteren Porträts, die oft Durchschnittsmenschen darstellen, eine Seinsfülle vermitteln, die der modernen „Persönlichkeit" völlig abhanden gekommen ist. Zwar haben auch jene früheren Menschen auf der Linie ihrer jeweilig stärksten Seelenfunktion ihre Person entwickelt. Da sie das aber nicht „rationiert", sondern unwillkürlich taten, wuchsen die Gegenfunktionen nebenher, wenn auch mit schwächerer Kraft, mit, statt, wie heute, der Verdrängung zu verfallen. So wurde aus dem Denker nicht, wie heute so oft, ein blutloser Intellektueller, eiskalt und schneidend wie ein (obendrein oft schartiges) Rasiermesser, und aus einem Gefühlsmenschen kein läppischer Kindskopf, wie heute so häufig unter Künstlern, die „ganz in ihrer Kunst aufgehen", sondern alle diese oft bescheidenen Stifter und Stifterinnen von Kirchenbildern, Bürger und Hausfrauen, Gelehrte, Künstler, Fürsten und Soldaten, waren keine bewußten Persönlichkeiten, sondern unbewußte Individualitäten.

Das Problem des Traumes

Eine philosophische Abhandlung

Von Dr. Werner Achelis

Stark gekürzte Fassung; Gesamtveröffentlichung erfolgt im Zusammenhang mit meinem philosophischen Hauptwerk: „Masken"

Lesenswerte Untersuchungen über das Problem des Traumes sind seit den ersten Publikationen Freuds keine Seltenheit mehr, dagegen fehlt es wohl ganz an philosophischen Arbeiten, die sich um der Philosophie willen mit dieser Materie beschäftigen. „Um der Philosophie willen" heißt, daß, abgesehen von allem wissenschaftlichen Für und Wider, allen Fortschritten der Aufhellung des Tatsächlichen, in dem Bestehen der Philosophie als eines eindeutig von der reinen Wissenschaft geschiedenen Organs eines Kulturvolkes, die Nötigung gesetzt ist, niemals über der Frage

Digitized by Google

des quid facti die des quid juris zu vernachlässigen, d. h., nicht eher ein neu entdecktes Gebiet der Gesetzmäßigkeit der Natur als geklärt zu erachten, als bis das Gefundene eine Einordnung in eine Verantwortung des Gesamtmenschlichen zuläßt. — Die Haltung der Antike dem Traum gegenüber ist bekannt. Die Gesamtheit der alten Völker erfüllte ein großes Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Traum als einer Angelegenheit, die aus der Fragwürdigkeit der Gesamtsituation der menschlichen Seele gar nicht als etwas Gesondertes herauszulösen war, und die daher ohne weiteres zu den göttlichen Dingen gerechnet wurde und im allgemeinen der Waltung der Priesterschaft anvertraut war. Diese Haltung ist trotz aller Wandlungen und neuerlicher Vertiefungen der Einsichten nicht wiedergekehrt. Es fehlt der europäischen Menschheit das Bewußtsein vom Traume als einem Organ der menschlichen Gesamtseele. Der Antike war der Traum an sich heilig, abgesehen davon, ob seine verschiedenen Arten auf Grund ihres etwa prophetischen Inhalts eine mehr oder weniger große spezielle Wertung erfuhren. Was sich aus der Antike dem Mittelalter vererbte, war ein Festhalten an der Teilung der Träume in bedeutungslose, die anscheinend dem Spiel der freien Imagination als Luftgebilde entsprungen waren, und in bedeutungsvolle, die offen oder verschleiert dem Menschen Stücke seines Schicksals verrieten und daher eine Ignorierung nicht ratsam erscheinen ließen. Es gab also kaum eine Zeit, in der das Bewußtsein von dem Gewicht wenigstens der sogenannten bedeutungsvollen Träume in der Volksseele erloschen wäre, und es gab auch immer vereinzelte Denker, die Tiefes über den Traum auszusagen wußten, wenn es auch nur Randbemerkungen waren und ein unverkennbarer romantischer resp. mystischer Einschlag keine dem Gewicht der Angelegenheit angemessene Reinheit der gedanklichen Atmosphäre aufkommen ließ. Die offizielle kirchliche und philosophische Welt machte aber selbst diesen Schritt nicht mit, und erst Schopenhauer war es, der in seinem „Versuch über das Geistersehen" das Problem des Traumes in großzügiger Weise wieder aufrollte und die wohltuende Gewalt seiner Wahrhaftigkeit in den Dienst einer Sache stellte, für die die Philosophie bisher wegen ihrer logischen Unzulänglichkeit eine Verantwortung ablehnen zu können geglaubt hatte. Man ist heute im Begriff, viele ungehobene Schätze aus der Zeit der Romantik ans Licht zu bringen, und es dürfte nicht schwer fallen, unter diesen manche bedeutende Bemerkung über den Traum zu finden, die es an Tiefe mit Schopenhauerscher Spekulation aufnimmt, ja sogar über sie hinausgeht. Diese Tatsache könnte dazu verleiten, den Griff Schopenhauers falsch zu werten. Aphoristische Spekulationen genialer Geister stehen aber zweifellos dem Range nach unter der systematisch schürfenden Gewalt eines von der Dämonie des Denkens besessenen Philosophen, selbst wenn es diesem

Digitized by Google

bloß beschieden sein sollte, ein Fundament für spätere Einsichten zu schaffen.

Der Rahmen, in den Schopenhauer seine Lehre vom Traum bringt, ist gleichzeitig der seiner ganzen Philosophie, und diese ist bekanntlich Metaphysik. D. h., Schopenhauer nahm zunächst das Odium auf sich, nicht bei der durch Kant als Grund aller Erfahrung festgelegten Erscheinungsseite der Welt, die in den Gefügen von Raum, Zeit und Kausalität sich darbietet, stehenzubleiben, sondern ihr den „Willen", d. h., den hinter der Erscheinungsseite der Welt stehenden und ihn hervorbringenden Weltgrund entgegenzusetzen und die solchergestalt aus zwei Gefügen, „Wille" und „Vorstellung", bestehende Welt zum Gegenstand seiner Philosophie zu machen. Damit war diese Philosophie nicht nur kritische Forschung, die sich den Ansprüchen der nach Kausalität und Beweisbarkeit suchenden Wissenschaft einfügt, sondern metaphysische Betrachtung, die den Boden der Beweisbarkeit verläßt und aus philosophischer Schau heraus ein Weltbild entwirft, das zwar der wissenschaftlichen Durchsichtigkeit entbehrt, aber an den Stellen, an denen die Wissenschaft mit einem ignoramus ignorabimus aufwartet, — und es sind immer die entscheidenden Stellen —, eine vorläufige Antwort zu geben sich vermißt, die aber, wenn aus Tiefsinn und Wahrhaftigkeit geboren, nicht verfehlt, gleich einer Leuchte in segensvoller Weise dem menschlichen Geschlecht den Weg im verwirrenden Bau der Welt zu erhellen. Wenn Lessing behauptete, daß das Streben nach Wahrheit die Form sei, in der Wahrheit für das menschliche Geschlecht als möglich betrachtet werden könne, so ist es in der gleichen Höhenlage richtig, die Philosophie, soweit sie immer Metaphysik bleiben wird, als einen der Menschheit zugeworfenen Ariadnefaden zu bezeichnen. Die Resultatlosigkeit der Wissenschaft in allen Dingen, die die fragwürdigen Lagen der Welt treffen, besagt also nichts gegen den Wahrheitsgehalt der Metaphysik, und so ist es gegeben, in aller Ruhe ein metaphysisches Weltbild wie das Schopenhauers zu betrachten und zu sehen, wie weit eine Aufklärung dunkler und tiefgreifender Tatbestände hier wahrscheinlich gemacht wird.

Am stärksten bestimmt die Metaphysik Schopenhauers Lehre vom Traum an den Stellen, an denen er sich mit den sogenannten Wahrträumen beschäftigt. Schopenhauer glaubt, die vielfachen und nachdrücklich bezeugten Berichte von Träumen, in denen ein später eintretendes Ereignis eine mehr oder weniger klare Voraussage erfuhr, nicht antasten zu dürfen, wie es von seiten der Fachpsychologie bis auf den heutigen Tag fast durchweg geschieht. Die Tatsache der Wahrträume ist für ihn philosophischer Gegenstand, und er gewinnt ihr insofern einen Sinn ab, als in seiner Metaphysik die Zeit, durch die Vergangenheit und Zukunft aller-

Digitized by Google

erst gesetzt werden, nur zum Bestande der Welt gehört, soweit sie „Erscheinung" ist. Jenes andere Gefüge der Welt aber, der die Welt der Erfahrung hervorbringende Weltgrund, den Schopenhauer den „Willen" nannte, weiß nichts von der Zeit als einem stabilen und nicht wegdenkbaren Etwas. Eine Lockerung der Schranke der Zeit, wie sie für das Bewußtsein in den sogenannten Wahrträumen anscheinend stattfindet, wäre demnach ein Zeichen, daß zum mindesten der Wahrtraum aus jenem anderen Gefüge der Welt stammt. Und das ist in der Tat die philosophische Grundannahme Schopenhauers. So belanglos diese Grundannahme erscheinen könnte, weil sie eine rätselhafte Größe in eine ebenfalls rätselvolle und unzugängliche Größe, nämlich den uns zunächst nur als ein gespürtes Etwas greifbaren Weltgrund, einfügt, so ist doch mit dieser metaphysischen Verankerung wenigstens des einen Pols des Traumphänomens eine philosophische Markierung geschehen, deren Bedeutung sich im Laufe unserer Betrachtung erweisen wird. Aber schon im Rahmen der Untersuchungen Schopenhauers selbst klingt die Beziehung des Traumes zur metaphysischen Schicht der Welt als ein konstitutives Element an, das allein die Lagerung des Traumes im menschlichen Haushalt zur genügenden Aufhellung bringen kann. Alle Erklärungsgründe für den Traum als Ganzes, abgesehen von seinem etwaigen vereinzelt prophetischen Gehalt, erweisen sich nach Schopenhauers Auffassung als unzureichend, wenigstens soweit sie aus der stabilen psychologischen und physiologischen Erfahrung stammen. Es bleibt ein unauflösbarer Restbestand, der gerade das Spezifische des Traumes im Vergleich zu andern psychologischen Funktionen ausmacht.

So ist es denn sehr aufschlußreich zu sehen, wie Schopenhauer, der in nüchterner wissenschaftlicher Denkungsweise so wohldisziplinierte, durch und durch kritische Geist, sich an das Problem des Traumes herantastet. Schopenhauer ist zunächst der erste, der eine exakte Aufschließung des Traumes durch zwei Feststellungen erst möglich macht. Einmal führt er in klassischer Klarheit den Nachweis, daß der Traum nicht dem Grade, sondern der Art nach verschieden ist von allem wachen Gedankenspiel und Bildern der Phantasie, daher er niemals von dort her werde erklärt werden können. Da nun das produktive Element des Traumes nicht restlos aus dem gewohnten psychologischen Bestande abzuleiten ist, führt ihn die Untersuchung dieses Traumspezifikums zunächst auf eine geistreiche Erörterung des physiologischen Ablaufs. Er sieht sich zu der theoretischen Annahme eines spezifischen Traumorgans als „Sitz" des Traumes genötigt, und, so dunkel dieser Begriff bei ihm noch bleibt, so ganz und gar Postulat, so sehr ihm daher die aufhellende Überzeugungskraft ermangelt, so dürfte doch die Wahl des Wortes „Organ" nicht ohne tiefere Bedeutung sein. Es spricht sich hierin, vielleicht ohne daß

Digitized by Google

Schopenhauer es bewußt wollte, das Gefühl aus, daß nur die Richtung des Blickes auf das Metaphysische ein der Würde des Gegenstandes angemessener Leitfaden sein könne. Der suchende Takt Schopenhauers hält unbeirrt fest, daß der Traum, bei aller offensichtlichen Irrationalität, eine geschlossene Funktion von eindeutiger Bestimmtheit im seelischen Gesamtbestande des Menschen haben müsse. Das Problem der Irrationalität des gewöhnlichen Traumes läßt Schopenhauer zwar notgedrungen stehen, entscheidend ist aber — und daher als sein zweiter großer Griff zu vermerken — daß er diesen von ihm vorgefundenen Tatbestand nicht nolens volens als unauflösbar umgeht und abtut, sondern gerade auf ihn Akzente von auffallender Stärke setzt. Schopenhauer ist der erste, der in aller Klarheit das Postulat der Deutungsmöglichkeit des Traumes an sich aufstellt und die Möglichkeit zufälliger und daher einer Aufhellung nicht bedürftiger Elemente des Traumes mit großer Schärfe abweist, worin sich wieder einmal sein für jene Zeiten unerhörter denkerischer Mut bezeugt. Festen Boden gewinnt Schopenhauer aber erst bei Erörterung der prophetischen Träume, und zwar, wie bereits ausgeführt, auf dem für ihn sicheren Grunde seiner Metaphysik, die es ihm erlaubt, die Bindungen von Zeit, Raum und Kausalität, denen sich der Wahrtraum zu entziehen scheint, als nicht zum tieferen Bestande der Welt gehörig und daher als empirisch für lösbar zu erachten, ohne daß damit die Nötigung eines phantastischen Wunderglaubens gegeben wäre. Wichtig ist jedoch, daß dieser Sprung in die Metaphysik bei Schopenhauer noch ein Sprung ist. Der unprophetische Traum gehört für ihn in der Hauptsache noch zur Erscheinungsseite der Welt und wird daher trotz aller heftigen Attacken gegen seine angebliche Bedeutungslosigkeit nicht direkt als etwas Metaphysisches angesprochen, wogegen ihm beim Wahrtraum alles klar zu liegen scheint. Wir werden später auf diese Lagen Schopenhauers und die in ihnen beschlossene Korrekturmöglichkeit zurückkommen.

Von Schopenhauer geht die Linie der philosophischen Erschließung des menschlichen Traumlebens direkt zu Sigmund Freud. Der Nachweis, daß Freud seine Anregungen von ganz anderer Seite her nahm, und daß in der Zwischenzeit dieser oder jener bedeutende Kopf Wichtiges über das Problem des Traumes ausgesagt habe, ist genau so unwesentlich wie der Nachweis, daß dieses oder jenes Wort Christi schon bei dem Rabbi Hillel vorgekommen sei. Da wir uns aber dem Problem des Traumes als einer philosophischen Fragestellung nähern wollen, ist es nicht unwesentlich, vorerst etwas über die Struktur der Persönlichkeit Freuds und ihre philosophische Reichweite auszusagen. Es ist nicht anzunehmen, daß der Mann, der als Motto über sein Werk von der Traumdeutung den Spruch setzte: flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo (Kann ich die Säulen

Digitized by Google

des Himmels nicht biegen, so will ich die Festen der Erde bewegen), gar nicht gewußt haben sollte, was für ein Griff durch seine Entdeckung geschah. Und es ist deshalb Vorsicht geboten, wenn Freud sich über metaphysische Dinge ausschweigt. Andererseits ist Freud offensichtlich kein Philosoph, und es muß ihm dankbar vermerkt werden, daß er sich nie als ein solcher gerierte. Vielmehr liegt die Sache so, daß Freud ausgesprochen zu den großen Entdeckernaturen gehört und ihm daher die Bezeichnung Genie ebenso zusteht wie etwa dem Kopernikus. Wie kommt es nun, daß man bei Freud fast allgemein ein philosophisches Manko zu entdecken glaubt, bei Kopernikus hingegen nicht? Es liegt hier ein Irrtum in der Fragestellung vor. Jede sogenannte Entdeckung bedarf eines philosophischen Pendants, das sie legitim dem thesaurus bonorum aeternitatis, dem Schatz an Gütern der Ewigkeit der Menschheit einverleibt. Daß dieses Pendant der Tat des Kopernikus fehlte, ist einer der wenigen großen neuen Gedanken der „Deutschen Renaissance" Blühers. Daß man aber nach dem philosophischen Pendant der Entdeckung Freuds so lärmend und nachhaltig suchte, beruht wieder auf einem Irrtum, nämlich dem, daß Entdeckungen im seelischen Innenbestande des Menschen dringender einer philosophischen Unterbauung zu bedürfen scheinen als Entdeckungen in der äußeren Natur. Das ist aber gar nicht der Fall. Natürlich schreit die liebe Menschheit, wenn in ihrer lieben Seele herumgebohrt wird, und verlangt nach der Assistenz der Philosophieprofessoren und Theologen zugleich; mit Philosophie und den Dingen der Ewigkeit hat das aber nichts zu tun. — Was selbst ernsthafte Geister irreführte, war, daß Entdeckungen im psychischen Innenbestande — wie etwa eine in dem Schopenhauerschen Nachweis der Intellektualität der Anschauung vorliegt — relativ selten sind[1] und daher den Anschein entstehen lassen, als ob keine reinliche Grenze zwischen der Domäne der psychologischen Wissenschaft und der Philosophie bestünde, woher denn jede psychologische Entdeckung in den Geruch einer philosophischen Offenbarung zu kommen pflegt. Hinzu kommt, daß Freud nicht nur kein philosophisches Genie, sondern auch nicht einmal ein philosophischer Kopf ist, was seine Hilflosigkeit in allen philosophischen Dingen vermehrt und Anlaß ist, daß er gegen die falschen Ausdeutungen seiner Lehre nur als ärztlicher Fachforscher, und daher ganz unzureichend protestierte. Die Grenze der philosophischen Reich-

[1] Der Begriff der philosophischen Entdeckung, wie ihn Blüher in der Vorrede zu Konrad Wilutzkys Buch über die Liebe aufstellt, ist sehr problematisch. Die Philosophen unterhalten sich immer über dieselben Gegenstände und können nur von neuem entdecken, was bereits immer offenbar war. Ein Philosoph wird deshalb das Wort Entdeckung nicht für sich in Anspruch nehmen, selbst wenn er Tiefes über die Liebe aussagte.

Digitized by Google

weite Freuds ist also mit seiner individuellen Struktur gesetzt, wogegen man die Grenzen, die in seiner Zugehörigkeit zur jüdischen Rasse liegen, gewaltig überschätzt. Daß dem Judentum metaphysische Fragestellungen an sich offen stehen, ist zu sehr primitives philosophisches Postulat, als daß man noch auf Gestalten wie Weininger oder Landauer hinzuweisen brauchte. Der Unterschied ist nur der, daß etwa Weininger ein genialer philosophischer Kopf mit mittlerem Radius gewesen ist und vielleicht eine sehr wichtige Figur in den internen Vorgängen des Judentums, wogegen das Genie Freuds an den Festen der Erde rüttelte, wenngleich es ihm versagt war, viel über himmlische Dinge auszusagen. Die Forderung nach dem philosophischen Pendant der Entdeckung Freuds ist also an sich berechtigt. Falsch aber ist es, sie an die Adresse Freuds zu richten, und ebenso falsch, sie als billig erfüllbar zu betrachten. Die Tat Freuds umwittert um ihrer Größe willen der Geruch der philosophischen Tragweite, die Philosophie aber hat noch keineswegs zu dieser Materie das letzte Wort gesprochen.

Nach dieser umfangreichen Vorbemerkung sei das hier Erforderliche über die Lehre Freuds selbst gesagt. — Freud griff von der philosophischen Gesamtlage Schopenhauers nur einen Punkt heraus, nämlich das Postulat der verborgenen Sinnhaftigkeit aller Träume, auch der gewöhnlichen, „bedeutungslosen" Traumgebilde, und er ersetzte dieses Postulat durch den vollgültigen wissenschaftlichen Beweis der Deutbarkeit des Traumes an sich, und zwar einer Deutbarkeit fern aller mystischen Orakelei und Charlatanerie früherer Jahrhunderte. — Da in dieser Abhandlung eine Bekanntschaft mit den Lehren Freuds vorausgesetzt wird und auch nur der Traum, und nicht die gesamte Psychoanalyse Gegenstand der Untersuchung sein soll, ist es geboten, nur die entscheidenden Stellen aus der durch Freud geschaffenen Gedankenmasse herauszugreifen und zu beleuchten. Man muß sich zunächst noch einmal vergegenwärtigen, was es auf sich hat damit, daß die Gesamtheit der Alten Völker dem Traum eine quasi göttliche Funktion zuschrieb und sich mit Hingebung um seine Deutung bemühte, und daß dann als ein ausgesprochenes Novum in der Weltgeschichte die Freigabe des verborgenen Gehalts des menschlichen Traumlebens und aller menschlichen Symbolik erfolgte; man muß, wie gesagt, all dies sich vergegenwärtigen, um des sonderbaren Zwiespaltes ganz inne zu werden, den die Leugnung und ängstliche Vermeidung alles Metaphysischen den Lehren Freuds aufprägen mußte. Der Griff selbst war so gewaltig, daß er den Rahmen alles in der Wissenschaft Gewohnten sprengen mußte und sogar Freud selbst zu prometheischen Äußerungen wie der Anrufung des Acheron veranlaßte; aber die bereits gekennzeichnete individuelle Struktur Freuds, der notwendige Panzer unantastbarer Wissenschaftlichkeit, die ärztliche

Digitized by Google

Behutsamkeit im Aussprechen von Dingen, die jenseits der medizinischen Nomenklatur explosiv wirken mußten — all dies war Anlaß, daß der große Fund eine gänzlich unangemessene logische Darstellung fand. Es entstand eine nicht zureichende psychologische Atmosphäre, innerhalb derer reine Hilfsgrößen wie „reine Sexualität", „Wunschsystem", „rein psychogen", „nur psychologisch und daher der zukunftsträchtigen Bedeutung entbehrend" aufgestellt und als bare Münze ausgegeben wurden. Diese Scheinrealitäten mußten das Bild der Realität fälschen, denn die Realität ist immer metaphysisch geartet, d. h. sie ist keine Angelegenheit innerhalb eines geschlossenen Kausalitätsgefüges, sondern sie ist immer Mächten der Tiefe eingeordnet. Die dürftige logische Formulierung, die Freud demgemäß seinem Funde gab, lautet: der Traum ist eine Wunscherfüllung, welcher Kardinalsatz umrahmt wird von den drei anderen: die Verkleidung des Traumes entstammt verdrängenden Instanzen des zensierenden Bewußtseins, die das Gewünschte, aber als gefährlich Empfundene bewußtseinsunfähig machen — und: das Unbewußte, dem der Traum entspringt, ist das dauernd wirksame seelische Reservoir für die Gesamtheit der aus dem Bewußtsein verdrängten, aber damit nicht aufgehobenen seelischen Strebungen — und: Alles verdrängte seelische Material ist ab origine, d. h. zum Ursprung zurückverfolgt, sexueller Natur. — Es ist klar, daß jener Kardinalsatz von der Wunscherfüllung ob seiner übermäßigen Verdünnung anschaulichen Materials Anlaß zu den verschiedensten wissenschaftlichen Korrekturversuchen geben mußte. Da es uns aber in dieser Abhandlung um die philosophischen Lagen zu tun ist, erheischt größeres Interesse die Untersuchung, inwieweit die beschriebene zwiespältige Situation der unzulänglichen Darstellung eines Fundes von metaphysischer Tragweite den Geist der Philosophie auf den Plan rief. In der Tat ließ er, um der Gefährlichkeit des getanen Fundes willen, nicht auf sich warten: der Geist der Philosophie sowohl wie der — der Pseudophilosophie. Die Philosophie wittert die Gefahr, reißt um der Wahrhaftigkeit willen noch tiefere Abgründe auf und findet doch das Heilmittel metaphysischen Trostes; die Pseudophilosophie wittert ebenfalls die Gefahr und beeilt sich, die bedenklichsten Risse mit Popularphilosophie zu verkleben und die weniger bedenklichen zu einer Art sehenswürdigen Teufelsschlucht mit Geländer, Warnungstafeln und philosophischer Illumination, besonders bei festlichen Gelegenheiten wie Kongressen usw. auszugestalten. — Die Philosophie wurde von Anfang an fast ausschließlich durch das Genie Hans Blühers vertreten, und es ist hier der Ort, seine bereits in der „Rolle der Erotik" gesicherten Verdienste zu beleuchten. Der tiefste Griff der Philosophie Blühers überhaupt liegt darin, daß er die anthropologische Einbettung der Liebe in das, was man wissenschaftlich Sexu-

Digitized by Google

alität zu nennen pflegt, unwiderleglich philosophisch erwies und sie als das Einfallstor der von Schopenhauer nicht gesichteten erlösenden Mächte des Weltprozesses erkannte und in der gebotenen Feierlichkeit begrüßte. Der Ruhm dieser Tat ist nicht auslöschbar. Diese Blüher zuteil gewordene Erleuchtung brachte es mit sich, daß es ihm auch vergönnt war, den unzureichenden Denklagen Freuds eine generelle philosophische Korrektur zuteil werden zu lassen. Abgesehen von dem großen Verdienst der Widerlegung des Irrgedankens Freuds, daß das Liebesgut des eros paidikos eine auflösbare Größe sei, fand bei ihm die ganze psychologische Atmosphäre eine philosophische Reinigung, und es bleibt bestehen, daß eine erstmalige systematische Darstellung der analytischen Psychologie, eine philosophische Ableitung ihrer theoretischen Methodenlehren, nicht von Freud, sondern von Blüher geschrieben wurde — aber auch nur das. Nur die theoretischen Methoden fanden auf intuitivem Wege bei Blüher eine überraschende Spiegelung und wurden kraft seines in philosophischer Dialektik geschulten überlegenen Verstandes in der gekennzeichneten Weise dargestellt. Nicht aber wurde Blüher der Tiefe der medizinisch kasuistischen Forschungen Freuds in ihrer praktischen und philosophischen Reichweite gerecht. Hier erlag er der Lockung seines systematischen Vermögens. Das mangelnde persönliche Durchleben der Erkenntnisse und Erfahrungen Freuds unterband eigene Auflösungen, versperrte somit die organische Einsichtsfähigkeit und war Anlaß, daß Blüher nicht nur nachträglich der medizinischen Tiefgründigkeit Freuds nicht gerecht wurde, sondern sich selbst in den von ihm so heftig bekämpften psychologischen Lagen soweit verfing, daß je länger, je weniger Lockerungen eintraten und von dort her merkliche Schatten auf die produktiven Lagen fielen. Es ist zwar hiermit nichts über die Zukunft gesagt, es ist aber anzunehmen, daß der neuerdings angekündigte „Traktat über die Heilkunde", abgesehen von einzelnen großen Verdiensten, wie sie bei einem solchen überragenden Geist selbstverständlich sind, keinen Anlaß geben wird, die hier vorgetragene Darstellung zu korrigieren.

Nach dieser Vorbemerkung zu dem durch Blüher repräsentierten philosophischen Kraftfelde wäre zu dem speziellen Thema des Traumes zurückzukehren und zunächst noch einiges nachzuholen.

Was ist der Traum? Es ist klar, daß die Antwort: „eine Wunscherfüllung" insofern keine zureichende Antwort ist, als die durch ihn gegebene Auskunft, verglichen mit dem Satze: „der Mensch besteht aus Hunger und Liebe", noch den Nachteil hat, daß immerhin Hunger und Liebe naturunmittelbare Mächte sind, das Wort Wunsch aber zunächst nur ein psychologisches Destillat bezeichnet. Es ist aber trotzdem zu fragen, was Freud mit diesem Satze von der Wunscherfüllung eigentlich meinte und

Digitized by Google

vielleicht bloß ungeschickt ausdrückte. Es ist hiermit nicht gemeint, daß etwa der problematische Begriff der negativen Wunschauslösung im Angsttraum, die traumatische Wiederholung in traumhafter Form, der von Silberer eingeführte Begriff des funktionalen oder Situationstraums, Anlaß gäben, diese spezielle Wunschformulierung Freuds zu revidieren. Es ist auch gut möglich, daß Freud selbst inzwischen in einer mir unbekannt gebliebenen Arbeit eine Berichtigung der Formulierung vorgenommen hat. Gemeint ist vielmehr folgendes:

Die Gebietseroberung der Psychoanalyse gestaltete sich so, daß Freud zunächst streng bei medizinischen Facharbeiten blieb und als praktischer Forscher eine durchgängige pathologische Unterbauung des menschlichen Alltagslebens feststellte. Das menschliche Traumleben wurde für ihn zum Verräter der durchweg im Unbewußten bestehenden destruktiven und pathologischen Tendenzen, deren Natur sich ihm, je tiefer er in sie eindrang, um so eindeutiger als sexuell, und zwar sexuell im Sinne von ungelösten sogenannten infantilen Trieblagen erwies. Da nun jede sexuelle Strebung Teil einer Triebmasse ist, alles Triebhafte psychologisch, d. h. von innen gesehen immer etwas Wunschhaftes darstellt, konnte Freud mit Recht die Wunscherfüllung zum Generalnenner der psychologischen Definition des Traumes erheben und hatte in dieser Formulierung gleichzeitig eine immer anklingende Verbindung zu dem zugehörigen wichtigen Satze: „Alles verdrängte seelische Material ist ab origine sexueller Natur." Diese Verbindung zu dem dritten der umrahmenden Sätze war aber gerade der Stein des Anstoßes und möglicherweise der Grund, weshalb Freud so hartnäckig an der Wunschformulierung festhielt.

Es ist hier die höchst lehrreiche Geschichte des Freudschen Ödipuskomplexes zu beleuchten. Nicht ohne Grund wurde dieser Ausdruck zum geflügelten Wort und diente allen fanatischen Gegnern Freuds als Kampfgeschrei. Um was handelte es sich? Freud machte die Erfahrung, daß je mehr er in seinen Analysen vorstieß, je schwerer wiegend das Traummaterial wurde, um so eindeutiger die unausgetragenen Konfliktlagen, die das seelische Gefüge des betreffenden Menschen zu sprengen drohten, sich auf die Ereignisse des Liebeslebens in den allerersten Lebensjahren bezogen, deren Objekte naturgemäß nur der Vater oder die Mutter waren. Gleichzeitig glaubte Freud, in der Sage von Ödipus, der, getrieben von dunklen Mächten, den Vater tötet und die Mutter heiratet, eine visionäre Darstellung der von ihm entdeckten allgemeinmenschlichen Konfliktlagen zu sehen, und nannte daher diesen Komplex zutiefst liegender seelischer Störungen, dessen einseitige dichterische Darstellung die Ödipussage war, den Ödipuskomplex. Dieser Schritt hatte zwei Folgen, eine medizinische im engeren Sinne und eine, die zu

Digitized by Google

ungeahnten kulturgeschichtlichen Aufschlüssen führte. Der gefährliche medizinische Griff Freuds saß zu sicher, als daß er hätte ignoriert oder auf fachwissenschaftliches Gebiet geschoben werden können. Infolgedessen entstand eine Art Massenpsychose. Die Untersuchungen über den Ödipuskomplex hatten Lagen aufgedeckt, die so unabweisbar jeden Menschen, und nicht nur den sogenannten kranken, angingen und — trafen, daß, da vorläufig niemand den aufgerührten Dingen seelisch gewachsen war, nur die Wahl zwischen fanatischer Ablehnung oder ebenso fanatischer Anerkennung blieb. Und so geschah es auch. Die Welträtsel wurden psychoanalytisch gelöst, und es wurde die Philosophie des Ödipuskomplexes entdeckt. Diese aber benutzte neben medizinischer Weisheit zugleich die inzwischen bekannt gewordenen kulturgeschichtlichen Aufschlüsse. Der mit der Deutung der Ödipussage getane Wurf hatte nämlich mit einem Schlage die gesamte in den mythischen und dichterischen Überlieferungen der Menschheitsgeschichte eingefangene Symbolik zur Deutung freigelegt. Es ergab sich eine Verwandtschaft ersten Grades zwischen den produktiven Kräften des menschlichen Traumlebens und den mythenbildenden Mächten in der Geschichte der Menschheit. Da man an dieser Stelle den aufgerührten Dingen ebensowenig gewachsen war, wurde um so heftiger die Kultur der Menschheit aus der Verdrängung philosophisch erklärt, und der Fall Ödipus wurde zum europäischen Skandal.

Die zweite pseudophilosophische Welle hat mit der Bildung der verschiedenen Schulen und Gruppen zu tun und ist die bei weitem belangvollere. Denn inzwischen war ein Teil der aufgerührten Affekte aufgearbeitet worden, und die immer noch bedrohliche Situation erforderte verfeinerte philosophische Abwehr. Diesmal entstand eine ausgesprochene Antiödipusphilosophie.

Während aber in der Popularphilosophie der individualpsychologischen Schule Adlers, die die erotische Herkunft der Neurosen leugnet, die größte, aber auch unproblematischste Neutralisierung der Lehren Freuds eintrat, liegt es anders bei den Bestrebungen der verschiedenen Schweizer Gruppen und ihrem philosophischen Unterbau. — Es ist an dieser Stelle nochmals zu betonen, daß es sich in dieser Arbeit um eine philosophische Untersuchung handelt und nicht um eine psychologische Facharbeit. Es liegt mir deshalb durchaus fern, etwa gegen den hervorragenden Arzt und psychologischen Forscher Jung als wissenschaftlicher Gegner auftreten zu wollen. Die Schweizer Richtung der Psychoanalyse hat sich aber notgedrungen bei der Unterbauung ihrer psychologischen Grundsätze in Fragen der Weltanschauung, d. h. also in philosophischen Fragen, festlegen müssen, und wenn ich glaube, diesen Unterbau als einen pseudophilosophischen, d. h. die Ergründung des menschlichen Traumlebens

Digitized by Google

hemmenden, bezeichnen zu müssen, so fühle ich mich zu einer eingehenden Begründung dieser Behauptung verpflichtet. Mit Vorbedacht redete ich im vorletzten Satze von einer durch Not diktierten Unterbauung. Denn das Auszeichnende der Schweizer Träger der psychoanalytischen Bewegung ist, daß sie eine Einordnung der durch Freud entdeckten psychologischen Lagen in einen größeren metaphysischen Rahmen für geboten halten; ganz im Gegensatz zur strengen Schule Freuds, der ein merkwürdiger, der jüdischen Rasse gemäßer psychologischer Intellektualismus eigen ist, bei dem man nie weiß, ob die intellektuell so einwandfreien und erstaunlich richtigen Formulierungen metaphysisch durch die Seelenkraft der Menschen, die sie aussprechen, gedeckt sind. Und es sei hier gleich die Vermutung ausgesprochen, daß nur Freud selbst auf Grund rassischer Zucht mehr weiß und trägt, als er zu wissen und zu tragen sich bewußt sein kann. (Die latente Dämonie seines Wesens scheint mir in erstaunlicher Weise der ebenso latenten Hindenburgs ähnlich zu sein.)

Der beste Ansatzpunkt zur Klärung des gemeinten pseudophilosophischen Prozesses ist wieder die Verfolgung des offen oder versteckt weitergehenden Kampfes um den Ödipuskomplex. Und zwar nahm dieser Kampf insofern eine interessante Form an, als die von dem Ödipusfund Freuds ausgehenden Kraftfelder doppelter Natur sind, nämlich medizinischer und kulturhistorischer, und man nun unbemerkt mit der einen Seite die andere sabotierte; nämlich die kulturgeschichtliche Seite ausbaute und philosophisch unterbaute und gleichzeitig gegen die medizinische Ödipustheorie, nämlich die Lehre Freuds von der Bedeutung der ungelösten Konfliktlagen des frühesten infantilen Liebesstadium Front machte. Eine große Rolle spielte in diesem Kampfe die kleine Schrift Freuds „Aus der Geschichte einer infantilen Neurose", die von der Gegenseite heftig bekämpft wurde, und auf die Freud immer wieder einen fast unbegreiflichen Akzent legte. Warum, wird sich später zeigen. Verfolgen wir aber erst die kulturhistorisch-philosophische Seite.

Liest man in Schriften von Rank und Silberer, die mythologische Forschungen auf psychoanalytischer Grundlage zum Gegenstand haben, so sieht man plötzlich den Weg, der zu der Position der sogenannten Schweizer Schule führt. Die Schriften Ranks sind klar und überraschen durch die intellektuelle Richtigkeit ihrer Formulierungen, aber man spürt trotz aller exakten Ausdeutung keinen Hauch des Geistes jener Mythen, die die Menschheit mit Angst und Grauen belasten, wogegen der unglückliche Herbert Silberer etwa in seiner hervorragenden Schrift: „Probleme der Mystik und ihrer Symbolik" eine eindringende Sprache redet, die überzeugt. Silberer redet die Mächte, die im Unbewußten der Menschheit tätig sind und in mystischer Symbolik einen Niederschlag

Digitized by Google

gefunden haben, richtig an, wiewohl er sich hütet, philosophische Folgerungen zu ziehen und Aussagen über den Bau der Welt zu machen. Silberer war aber der Gewalt der angerufenen und zugleich in ihm wirksamen Mächte nicht gewachsen, er schrieb dunkel, verworren, tiefsinnig und zerbrach. Der Akzent aber war richtig, und eine nicht unähnliche, aber weniger tiefe Haltung wurde von den Schweizer Vertretern der Psychoanalyse aufgenommen. Bei ihnen, die sich meist im Gegensatz zum intellektuell orientierten Judentum fühlten, kam noch hinzu, daß die metaphysischen Lagen im deutschen Volkscharakter als solchem ausgesprochen betont sind, und es vornehmlich wohl diese rassemäßigen Impulse waren, die es geboten sein ließen, das neue psychologische Gedankengut diesen metaphysischen Lagen unter Benutzung der neu eröffneten kulturhistorischen Perspektiven einzuordnen. Und so entstanden gewisse, philosophisch gefärbte Gedankenreihen, die eine erhebliche Lockung in sich bargen, und die ich pseudophilosophisch nennen möchte, da sie, wie mir scheint, den Charakter der Welt nicht treffen. — Die Tatsache, daß das menschliche Traumleben sich als ein verborgenes Lager an explosiven Kräften erwies, verlor an Schreckhaftigkeit, wenn es sich, wie die psychoanalytische Sagen- und Mythenforschung zu bestätigen schien, um historisch ererbtes Gut handelte, um eine Erbmasse, die von Jahrtausenden her noch im Unbewußten der Menschheit mitschwang. Es handelte sich offenbar um kosmische Kräfte, und die ausgesprochene Sexualforschung Freuds, die sich pedantisch an „sexuelle Säuglingskonflikte" hielt und aus ihnen die spätere seelische Struktur ableitete, schien nicht angemessen und außerdem gefährlich, wenn nicht ganz und gar falsch. Das im Laufe des individuellen Lebens aufgestapelte Material an ungelösten psychischen Konfliktlagen des Individuums, und das ererbte Material aus der archaischen Stufe der Menschheit, beides im Traumleben symbolisch zu Tage tretend, schien verschiedener Natur zu sein, die Verwandtschaft zum mindesten nur zweiten Grades; das eine schien auflösbar, das andere nicht, und so führte man unbemerkt die eine Seite des Ödipusfundes Freuds gegen die andere ins Feld. Man gewöhnte sich daran, von der „magisch-archaischen Stufe", von „magisch-katathymen Tendenzen", von „säkularen Erinnerungen" und wie man es noch nannte, wie von Museumsfunden zu sprechen und gleichzeitig gegen Freud und seine gefährliche Theorie vom kindlichen Ödipuskomplex und seiner theoretischen wie praktisch-medizinischen Bedeutung zu polemisieren. Man begann, parallel mit der Neigung unserer Zeit, von tiefen Dingen in einer Art kultischen Sprache zu reden, eine dauernde verhängnisvolle Anrede an die Gewalten, von denen das Traumleben und die Sagen und Dichtungen der Völker Kunde gaben, und man merkte nicht, daß diese Anrede zu billig erkauft war.

Digitized by Google

Es soll, um Mißverständnissen vorzubeugen, zugestanden sein, daß man sich vielfach darüber klar war, daß in der gegenwärtigen Generation große Auflösungen und Aufarbeitungen geschehen, und daß man in würdiger Weise von diesen Dingen sprach, aber es war die Sprache eines Pfarrers, der allsonntäglich davon predigt, daß die Liebe die Welt erlöst. Was er sagt, ist richtig, aber es fehlt die überzeugende Gewalt, da das Blickfeld zu gering ist, und jedes weitere Wort häuft Irrtum auf Irrtum. — Es fehlte allgemein die philosophische Zuständigkeit, und so übersah man, daß es im Unbewußten keine historische Erbmasse geben kann, die nicht jederzeit voll wirkend gegenwärtig wäre und den Charakter des Individuums durchgehend bestimmte, denn die Historie ist nur eine Form des menschlichen Daseins; sie gehört, mit Schopenhauer zu sprechen, zur Erscheinungsseite der Welt. Man verkannte den ödipëischen Charakter des Menschengeschlechts; und man verkannte ihn deshalb, weil der Zugang zu dieser Erkenntnis nur auf dem von Freud gewiesenen und zäh in seiner medizinischen Ödipustheorie festgehaltenen Wege zu gewinnen war. Dieser Weg aber war gefährlich zu gehen und stellte weniger Anforderungen an den Intellekt als an die seelische Tragfähigkeit, und damit war es schlecht bestellt.

Das, was die psychologische Untersuchung kulturgeschichtlichen Materials dem Forscher an Einsicht in schicksalhafte archaische Mächte im seelischen Haushalt der lebenden Menschheit zu vermitteln schien, war zunächst nur intellektuelles Material, und jeder Angriff gegen Freuds Lehre von den frühinfantilen Konfliktlagen — gleich, ob sie sich nun auf den speziellen Ödipuskomplex oder andere pathogene Situationen bezogen — zeigte, daß dem Betreffenden die wahre Natur der intellektuell gesichteten Mächte verschlossen geblieben war. Denn, in dem Maße, in dem man auf Grund eigener Überprüfung und Ausforschung des seelischen Materials es unternimmt, dem Wege Freuds bei sich selbst nachzugehen, und nicht eher abläßt, als bis der mahnenden Stimme eigener Verkrampfung bis zum Letzten Gehör gegeben worden ist, geschieht es, daß der fälschende Zwiespalt zwischen intellektueller Aufnahmebereitschaft und organischer Verstockung sich löst. Es erschließt sich in erschütternder Weise, von innen aufbrechend, eine organische Einsicht in das Wesen jener vielfältigen psychologischen Mächte, die man mit Schlagworten belegte und als Rechenpfennige gebrauchte, weil man ihnen nicht von Angesicht zu Angesicht begegnet war. Und die intellektuelle Rückwirkung dieses Erkenntnisvorganges ist die, daß die quasi kartographische Richtigkeit und unerhörte Präzision der Thesen Freuds unmittelbar wahrgenommen wird. — Vielleicht ist es von Vorteil, diesen schwierigen Erkenntnisvorgang noch in einem Bilde auszudrücken. Es ist, als habe man etwa auf einem Rangierbahnhof einen auf abgelegenem

Digitized by Google

Gleis stehengebliebenen Wagen wieder in Betrieb nehmen wollen. Es vollzieht sich eine mühselige Arbeit des Hin- und Herschiebens, bis man entdeckt, daß das abgelegene Gleis, auf dem offenbar seit vielen Jahren der Wagen stand, keine Weichenverbindung mehr zu den übrigen Schienensträngen hat, und es gilt, den Wagen auf ein benachbartes Gleis zu heben. Konnten ihn bisher drei Männer bewegen, so reicht jetzt die Kraft von dreißig nicht aus, und mit bedrückender Gewalt offenbart sich plötzlich das Wunder der Schwerkraft und die Größe der Idee des rollenden Rades.

Es gibt ein ganz eindeutiges Kriterium dafür, ob ein Mensch den archaischen Mächten als Bausteinen der Natur in sich begegnet ist und damit den Charakter des Weltgefüges überhaupt erkannt hat, und das ist die Sprache.

Das Geheimnis der Sprache Freuds ist ihre kartographische Richtigkeit, und es ist hier zum Vergleich die Sprache Schopenhauers heranzuziehen. Schopenhauer bewegt sich gemeinhin in einer strengen philosophischen Terminologie, die nur dem verständlich ist, der sich mit Hingebung in seine Philosophie versenkt. Schopenhauer steht zwar, da er ein Genie obersten Ranges ist, die ganze Erhabenheit, deren die menschliche Sprache fähig ist, zu Gebote, und er vermag in Engelszungen zu reden, wo ihn himmlische Erleuchtung überkommt; aber er weiß auch, daß man nicht versäumen darf, die Wahrheit der strengen Hut eines unerbittlich abstrakten terminologischen Gefüges anzuvertrauen; vor allem aber weiß er, daß es hier in keinem Falle einen „goldenen Mittelweg" gibt. In einer Sprache, die weder erhaben noch terminologisch gestrafft ist, wird niemals ein Denker über die tiefen Dinge dieser Welt reden, und alle Popularphilosophie offenbart ihre Fälschernatur in der Mittelmäßigkeit ihrer Redeweise[1]. Freud hatte den richtigen Takt, daß man über die Dinge, die er sah und die er zu verantworten hatte, nicht anders als in der strengen Gebundenheit der Terminologie reden durfte, und daß die einzig erlaubte Gegenwehr gegen Mißdeutungen der Hinweis auf seine exaktesten und unzugänglichsten Schriften sein mußte. Denn nur an ihrer Überprüfung konnte, wofern seine eigene Erfahrung ihn nicht getrogen hatte, für andere Menschen eine Einsicht reifen, die kein wertloses Wissen des bloßen Verstandes war. Die philosophische Anrede an die Welt außerhalb einer festgelegten Terminologie ist ein Gnaden-

[1] Nur der Frau ist es vergönnt, in einer schlichten Allgemeinverständlichkeit über die tiefen Angelegenheiten dieser Welt zu reden, ohne das Bild der Realität zu verfälschen, und ich verweise deshalb an dieser Stelle auf das demnächst erscheinende Buch von Elli Lehbert: „Von der Liebe zu unseren Kindern", welches das Problem der Erziehung unserer Kinder zum Gegenstande hat, und das, wie mir dünkt, an Tiefe ebensowenig zu wünschen läßt wie an — Nützlichkeit.

Digitized by Google

geschenk, das Freud versagt war, das aber wiederum Blüher in bedrückendem Maße zuteil wurde, weshalb die generelle Korrektur der psychologischen Sprache Freuds in der Philosophie Blühers bestehen bleibt.

Bleiben wir aber noch bei der Vergleichung der terminologischen Sprache Schopenhauers und Freuds. Es liegt in ihrem Sprachgebrauch eine unverkennbare Ähnlichkeit in der scheinbaren Unangemessenheit gewisser Kardinalworte vor. „Wille" und „Vorstellung" sind bei Schopenhauer Vokabeln, die in den seltensten Fällen wörtlich zu nehmen sind und bei denen man immer eine geheime Transposition vornehmen muß, damit sich außer dem abstrakten auch der anschauliche Gehalt erschließt. Und etwas Ähnliches gilt für die Vokabeln der Sprache Freuds; denn, daß etwa in seinem Wort „Sexualität" letzten Endes das Wissen um das Gewicht des Liebesgutes in der Welt mitschwingt, ist bei der unantastbaren Reinheit der Persönlichkeit Freuds und ihrer menschlichen Reichweite eigentlich selbstverständlich und wird auch verschiedentlich unzweideutig erwiesen. Allerdings trieb Freud keine Philosophie und brauchte deshalb seinen Kardinalworten nicht bewußt Doppelwertigkeit einzupflanzen, wie es Schopenhauer kraft seiner unerhörten Abstraktionskraft gelang; vielmehr handelt es sich bei Freud um eine ungewollte, aber doch wirksame Transparenz.

Ja, die Beziehungen gehen sogar noch weiter und sind nicht nur formaler Natur: denn der Weg, den Freud in richtigem Instinkt in medizinischer Induktion zu Ende gegangen ist, führt, wie angedeutet, für den, der ihn nicht nur mit dem Intellekt, sondern seinem Organismus ebenfalls geht, an die Weltkräfte selbst heran und erschließt die Einsicht in ihre Natur. Was also in der medizinischen Sprache Freuds „Sexualität" oder — mit negativem Vorzeichen — „Angst" heißt und heißen muß, könnte — in Philosophie übersetzt — an vielen Stellen ohne Verbiegung etwa in die terminologische Sprache Schopenhauers transponiert werden, und statt „Sexualität" hätte „Wille" zu stehen. Die philosophische Richtigkeit dieser Unterstellung wurde bereits von Blüher in der „Christologie" (1. Aufl. S. 252) nachgewiesen.

Nunmehr ist es möglich, den Faden dort wieder aufzunehmen, wo wir ihn bei Besprechung der Traumlehre Schopenhauers liegen ließen, und vom Problem des Traumes so zu sprechen, wie es den Absichten dieser Arbeit entspricht.

Eines dürfte bei dem Gedanken an Schopenhauer und seinen philosophischen Aufriß des Traumproblems unmittelbar in die Augen springen, und das ist die Verengung des Blickfeldes, die dadurch entstand, daß alle Psychoanalytiker einschließlich Freud das Problem des Wahrtraumes, auf das Schopenhauer ein solches Gewicht als Pol einer metaphysischen

Digitized by Google

Verankerung des Traumphänomens legte, ignorierten oder vielmehr innerhalb ihrer Wissenschaft leugneten. Und es sei hier bemerkt, daß das Ende der Freudschen „Traumdeutung", an dem er die Möglichkeit der prophetischen Wahrträume als durch seine Forschung erledigt abtut, zu dem Schwächsten gehört, was er geschrieben hat. Und es erscheint wiederum als ein Verdienst Blühers, daß er, der als einziger Philosoph unserer Zeit sich berufen fühlte, über das Pendant der wissenschaftlichen Entdeckung Freuds etwas auszusagen, hier eine Korrektur vornahm. Allerdings ist es auffallend, daß Blüher gerade in bezug auf das Problem des Traumes so wenig Neues aussagt. Er begnügt sich mit einer generellen Ehrenerklärung Freuds, konstatiert die Richtigkeit seiner Traumtheorie, verweist ihre Zuständigkeit aber energisch in die Grenzen der Psychologie, die er gleichsam als zur Oberfläche des dreidimensionalen Weltbaues gehörig und daher metaphysisch belanglos bezeichnet. Im übrigen aber legt er das ganze Gewicht seiner Ausführungen auf die Betonung der Wahrträume und Visionen als diejenigen, in denen die wahre Natur des Weltgrundes sich offenbart, und von denen die „psychologischen", deutbaren Träume Freuds nicht dem Grade, sondern der Art nach verschieden seien. Blüher macht also den Sprung in die Metaphysik, den, wie beschrieben, Schopenhauer tat, als er von der Klasse der „bedeutungslosen" Träume zu der der prophetischen und, seiner Meinung nach, metaphysisch fundierten überging, mit; Blüher hält also in den großen Umrissen die Position Schopenhauers aufrecht, ohne ihr neue Gesichtspunkte einzufügen. So verdienstvoll die Betonung des Gewichts und vor allem der Existenz der offenbar prophetischen Wahrträume gegenüber den materialistischen Leugnungstendenzen der Psychoanalytiker ist, so möchte ich doch in dem Verhalten Blühers, vor allem in seiner affektvollen Herabsetzung der „bloß psychologischen" Traumlagen ein Zeichen mangelnder Einsichtigkeit sehen und den Standpunkt Blühers, oder besser Schopenhauers, dahin korrigieren, daß ich den nunmehr nicht allzubefremdlichen Satz aufstelle: Alle Träume sind Wahrträume. — Wie ist denn die Situation bei Schopenhauer, und was ist ihr durch die metaphysische Tragweite der Entdeckung Freuds an Korrigierbarkeit geboten?

Schopenhauer konstatiert das Auseinanderbrechen des Weltgefüges in zwei Hälften, ohne daß das „Warum" dieses Auseinanderbrechens eine unmittelbare Verdeutlichung unabhängig von den mittelbaren Gedankengängen seiner Erlösungslehre erhielte; wogegen das Unerhörte an den metaphysischen Konsequenzen der Lehre Freuds ist, daß man ebenfalls — wenigstens im Anthropologischen — mit zwei Weltgefügen rechnen muß: der Welt des Bewußtseins und der nicht minder realen des Unbewußten, und daß hier sogar noch ein „Warum" dieses Auseinanderbrechens als

Digitized by Google

Intuition geboten wird. Es findet auf der einen Seite eine ungeheure Verengung und Kompetenzminderung der bisher allein bekannten, resp. anerkannten Welt des Bewußtseins (der bisher einzig legitimen Grundlage philosophischer Erfahrung) statt; wohingegen die neu erschlossene Welt des Unbewußten nicht nur an Fülle des latenten seelenhaften Materials, gleichsam an psychischer Dichtigkeit, sich als die größere erweist: vielmehr auch noch ihren intuitiv erfaßbaren Sinn, ihr metaphysisches „Warum" darin erhält, daß sie in einem notwendig hervorbringenden Verhältnis zur Welt des Bewußtseins steht. Die Welt des Bewußtseins bleibt zwar schlechthin unsere Welt — sie ist diejenige, in der wir leben, die dem gemeinen Verstande die zugängliche ist, und von der daher eine praktische Orientierung erfolgen muß — ihre metaphysische Möglichkeit aber besteht auf Grund der Erschließung des Traumlebens für die philosophische Besinnung nur darin, daß das Weltganze, d. h., die Welt als aus triebhaftem, unbewußtem Stoffe bestehend, zwar nach Objektivierung drängt, aber nur vom bewußten seelischen Gefüge des Menschen ausgetragen, resp. ausgehalten und zur sinnfälligen Objektivierung durchgelassen wird. — Zur Verdeutlichung wieder ein, wenn auch unzureichendes Bild: Die Welt des Bewußtseins ist gleichsam mobiles Kapital, das seinen Sinn und seinen Funktionswert erst durch dauernde Rückbeziehung auf substantielle Werte und investierte Energiequellen erhält. Auch ist, um im Bilde zu bleiben, zu bedenken, daß ein Vermögen gemeinhin im Urteil aller weisen Menschen keinen unbedingten Wert, sondern sogar eine Belastung bedeutet. Der gute Wucherer zeigt sich der Last gewachsen und steht auf der produktiven Linie, während der schlechte der Belastung ausweicht und unaufhaltsam der destruktiven Linie zutreibt. Ein mobiles Kapital ist nur ein stellvertretendes Etwas, wenngleich ein Vermögen nicht nur seinen Repräsentations-, sondern auch seinen Arbeitswert nur durch den mobilen Teil erhält. Dieser doppelseitige anthropologische Weltaufriß, wie er durch die philosophische Auswertung der Entdeckung Freuds hier gegeben ist, zeigt immerhin eine große Ähnlichkeit mit dem Weltaufriß Schopenhauers, wo die Welt der empirischen Erscheinung, als das Hervorgebrachte, der sekundäre Teil ist gegenüber der Welt des Willens und ihrer adäquaten Objektität in den Ideen, d. h. der Welt der eigentlichen Triebkräfte und Bausteine des Universums. Allerdings geht es bei Schopenhauer nicht nur um die quasi anthropologische Weltmasse, sondern um die Weltmasse schlichthin. Wie groß dieser Unterschied ist, soll hier nicht untersucht werden. Immerhin besteht die Welt für Schopenhauer trotz ihres teilweise stabil körperhaften Gefüges ihrem Wesen nach, das der Wille ist, gleichermaßen aus triebhaftem Stoff; eine Behauptung, die in unsern Tagen anfängt, eine physikalische Betätigung zu erhalten.

Digitized by Google

Für uns ist aber vorerst nur von Wichtigkeit eine Korrektur des üblichen Begriffs der Realität. Es gibt keine Realität exklusive und eine Realität inklusive, die die Wahrheitsträchtigkeit des menschlichen Traumlebens mit in sich begreift, sondern es gibt nur das zweite. Das im Unbewußten lagernde und im Traumleben vorstoßende Weltmaterial, das sich spontan in Impuls und organische Affektion umsetzt und damit die Welt der empirischen Begebenheiten allererst setzt, ist im Begriff der Realität nicht mehr wegzudenken. Der prophetische Traum aber ist in diesen Aufriß ohne weiteres einzufügen, wenn man bedenkt, daß der Wahrheitsgehalt der Träume nichts mit der sogenannten Durchsichtigkeit der Bilder zu tun hat. Durchsichtigkeit ist nicht metaphysische Durchlässigkeit. Der Traum, der am durchlässigsten ist, hat den größten Wahrheitsgehalt und spiegelt deshalb auch am stärksten das Wesen der Welt und den Sinn des Geschehenden. Der Mensch, der von der Tötung nahestehender Personen träumt, träumt einen relativ durchsichtigen Traum. Die metaphysische Durchlässigkeit ist aber, wie gerade die Durchsichtigkeit bezeugt, gesperrt. Dagegen stellen sich die durchlässigen und daher schicksalsvollen Träume meist nicht unverkleidet, also gleichsam in empirischer Nacktheit dar, sondern in den Ursymbolen der Menschheit; wobei zu bemerken ist, daß alles Baumaterial der Welt letzten Endes symbolhafter Natur ist. Nur repräsentieren diese Symbole keine Abstraktionswerte, die nur innerhalb des menschlichen Hirns vorkommen, sondern Mächte, d. h. die gesuchte „Wahrheit", wogegen das „unverkleidete" tägliche Leben, auch in seiner direkten Traumspiegelung, metaphysisch gesehen, ausgesprochener Karneval ist und der Wahrheit im philosophischen Sinne ermangelt.

Die Natur des prophetischen Traumes aber, der schicksalsvoll im höchsten Sinne sein kann und dabei in größter Präzision quasi photographische Data aus der Zukunft vermittelt, der also sowohl durchlässig wie durchsichtig ist, erfährt in folgendem ihre Klärung: Prophetisch im üblichen Sinne wird der Traum nicht durch die Durchlässigkeit vom Metaphysischen her, welche allemal das eigentliche Gewicht jedes Traumes und seinen philosophischen Wahrheitsgehalt bestimmt. Diese Durchlässigkeit, und damit der von uns gesuchte Wahrheitsgehalt der Träume, ist zudem beim prophetischen Traum sehr verschieden, und er unterscheidet sich daher in bezug auf seine Schicksalsträchtigkeit grundsätzlich in nichts von allen andern Träumen. Das „prophetische" Element liegt vielmehr in der Durchsichtigkeit, und diese ist keine psychologische, sondern eine hellseherische, d. h. sie hat gar nicht mit konstitutiven Elementen des Traumes zu tun, sondern bezieht sich, gleich allen andern hellseherischen und okkulten Erscheinungen, auf ein gesondertes Phänomen, nämlich die spontane Aufhebung

Digitized by Google

der empirischen Stabilität des Erscheinungsgefüges der Welt. Hier lag der Irrtum Schopenhauers. Der Traum und die Gruppe der hellseherischen und okkulten Erscheinungen sind getrennte Phänomene, die zwar im prophetischen oder besser hellseherischen Traum eine schmale Brücke verbindet, die aber in der philosophischen Betrachtung verschiedene Objekte sein müssen. Der Einschnitt, den Schopenhauer machte, liegt philosophisch an falscher Stelle. — Die Seltenheit der hellseherischen Träume und die Tatsache, daß sie nicht als solche grundsätzlich belangvoller sind als die, die der empirischen Hellsichtigkeit entbehren, berechtigt dazu, von einer eingehenden Nachprüfung dieser Erscheinungen an diesem Orte abzusehen und unsere Abhandlung über den Traum hiermit abzuschließen.

Welche Mächte es im einzelnen sind, die sich im Traumleben äußern und seinen Bau und damit den des Seelengefüges des Menschen bestimmen, liegt nicht mehr im Rahmen dieser Untersuchung; sie schob das quid facti, auch im philosophischen Sinne, weitgehend beiseite, um den Akzent auf das quid juris zu legen. Die Fragestellung unserer Abhandlung lautete nicht: Welche Mächte offenbaren sich im Traumleben des Menschen, sondern: Was hat es auf sich mit dem Traum als einem Organ der Menschheit? oder besser, einem Vermögen? denn das Wort „Organ" ist biologisch stark abgestempelt, wogegen das Wort „Vermögen" noch zum edelsten philosophischen Sprachgut gehört.

Die Antwort ist schlicht. Die philosophische Besinnung nötigt einzusehen, daß die Definition der Alten: der Traum ist das Mittel, mit dem die Oberen Mächte mit dem Menschen verkehren, nicht nur der Wahrheit sehr nahekommt, sondern für uns heute noch sehr viel dringlicher Wahrheit enthält, als es für die Antike der Fall sein konnte. Statt „Obere Mächte" können wir beliebig den „Willen" oder die „metaphysische Seite der Welt" oder den „schaffenden Weltgrund" setzen. Das wird ein wie auch immer im einzelnen gearteter Ausdruck dafür sein, daß der Mensch mit seinem primitiven bewußten Seelengefüge nicht ausreicht, den Druck der Welt zu tragen, daß aber trotzdem ihm, dem Angstgeborenen, die Verantwortung für die Welt als einzigem Träger der Erkenntnis nicht

[1] Wie ich soeben sehe („Kleine Beiträge zur Traumlehre 1925"), ist auch Freud dazu gekommen, die wesensverschiedene Natur des Traumes und der okkulten Phänomene zu betonen, wenngleich sie äußerlich eine feste Verbindung eingehen können, indem der Traum, statt des gewöhnlichen psychologischen, Material okkulter Herkunft verarbeitet oder spiegelt. Doch hält Freud nur die telepathischen, sich auf ein gleichzeitiges, aber räumlich entferntes Ereignis beziehenden Träume für möglich, wogegen er sich gegen eine quasi zeitliche Telepathie (Fernwirkung) in Form ausgesprochen prophetischer Träume mit Hartnäckigkeit wehrt. Philosophisch betrachtet, ist aber die Lockerung des Raumgefüges in keiner Weise wunderbarer als die Lockerung des Zeitgefüges, wenngleich sie seltener vorkommen mag.

Digitized by Google

abgenommen wird; der Traum daher das einzige Vermögen des Menschen ist, kraft dessen er sich auf die Dauer als irdisches Wesen wird halten können. Wir kommen schon heute nicht mehr von unsern Träumen frei. Der geschehene Schritt ist nicht mehr rückgängig zu machen. Die Träume sind, soweit wir sie ignorieren, als unheilvolle Spannungen in unserm Körper, und es gibt nur den Weg, mit den Träumen das Leben zu zwingen und nicht ohne sie. Dieses „mit" trifft aber die von der Antike gemeinte Mittelnatur des Vermögens des menschlichen Traumes, durch das die Mächte der Tiefe mit dem Menschen als mit ihrem vorgeschobenen Posten verkehren. Träume sind immer Wahrträume.

Berlin, den 28. Februar 1926.

Medizinische Romane

(Theorie und Gestaltung)

Von Karl Eichhorn, Freudenstadt

Der dichterische Tiefenmensch kann dessen, was so tröstend „Medizin" heißt, nicht entraten: besonders seit „Mediziner" wie Schleich oder Freud den dichterischen Doktorhut aufsetzten, drängt das Einheitsgefühl des Dichters, äußerliche Splitterungen zurückdrängend, in die Tiefe einer Zeit, deren Sinn krank erscheint in den Äußerungen der seelisch-körperlichen Struktur.

Pessimismus im landläufigen Gefühl ist das nicht, eher ein Auge in Auge Gegenüberstehen, eine Kampfansage, eine recht ernste Realitätsforderung: ein Versuch, die Götter ins Diesseits zu zwingen zur Verantwortung.....

Pessimisten aus Theorie und Lebensgestaltung gab es zu allen Zeiten: Goethes Wort von der Kunst, die uns durch Täuschung den Schein einer höheren Wirklichkeit geben solle, ist lebensanschaulich mindestens ebenso pessimistisch wie das spernere mundum des Augustinus, wie Schopenhauers Wille und Vorstellung, wie — greifen wir in die Antike — der Ewigkeitskult der Ägypter. Unsere Zeit aber, das Unterbewußte betonend, ist bewußter geworden in einem Maße, wie es historisch — trotz Spengler — in keiner kulturellen Zivilisation erreicht wurde.

Wohl: ein Chaos von Feinden sehen wir in uns selbst und außer uns; wir sehen die Trias der Syphilis, der Tuberkulose, des Krebses in ihren Angriffen auf den Organismus, wir sehen letzten Endes „seelische" Entartungen bei körperlich degenerativen Konstitutionen auftreten: oft so, daß wir körperliche Stigmen mit unsern Sinnen und Mitteln nicht feststellen können — und doch sind sie da.

Digitized by Google

Freilich, der grobe Gehirndefekt, den die Paralyse oder eine Verwundung setzt, der ist evident: er nimmt ja der Seele ihr Werkzeug! Da sehen wir Qualitätsausfälle seelischer Leistungen, die scheinbar von denen verschieden sind, welche bei feineren Veränderungen auftreten: besonders wenn diese feineren Veränderungen die Qualität der Seele insofern unberührt lassen, als sie sich in mehr quantitativen seelischen Absonderlichkeiten äußern.

Kein Organ des zellenstaatlichen Körpers kann beziehungslos arbeiten, erst die Wechselbeziehung: das gut nachbarliche Verhältnis zu andern Organen ergibt Funktion und Leistung: so auch im Gehirn!

Bei den Angriffen, die etwa die Erreger der Tuberkulose oder Syphilis gegen den Zellenstaat richten, ist die biologische Betrachtungsweise konkret gegeben; anders wird die Fragestellung, wenn wir an rein seelische Feinde denken. Was ist denn ein seelischer Feind, woher kommt er? Schreck, Ärger, Kummer und Angst — sind das die Feinde? Mit nichten! Das sind ja schon Verarbeitungen und Prägungen! Wir selbst prägen in uns Schreck, Ärger, Kummer und Angst — aber weshalb prägen wir uns so? Da müssen wir unsere Seele ansehen — was wir ruhig tun können — und verstehen!

Die Seele (der Charakter) baut sich bei ungezwungener Betrachtung auf den Triebrichtungen der Erhaltung und Fortpflanzung auf; von den Drüsen der inneren Sekretion erhält das Gehirn Prägungen (ebenso der übrige Körper: direkt oder auf Gehirnumweg), welche die Bewußtseinsrichtungen formen in männlicher oder weiblicher Art — während andere „Reize" — Bewegungsenergien — hauptsächlich von außen kommen und im Gehirn Vorstellungen hervorrufen, die jene Erscheinungswelt bedeuten, zu deren Umfassen die Gehirnengramme (die ererbten und die seitens der inneren Drüsen) so oder so hindrängen.

Wir denken in Vorstellungen, ja, unser Denken erschöpft sich in der Interpretation von Gefühlen, von hirngebundenen Gefühlen dieses Organs (als Körper selbst eine Vorstellung), das ohne Reize, besser: ohne Engramme wesenlos ist wie eine stumme Geige. Freilich: die Vorstellungsbereitschaft ist das Wunder an sich, ist der Triumph der mater rerum, ist seelische Empfänglichkeit in (vorgestellter) Materienform: gebunden an sie, vergänglich wie sie....

Auch die Biologie landet bei Kant, doch ist die Landung mit reiferer Fracht immerhin ein Fortschritt!

Wir können unsere Antwort schon jetzt formulieren und sagen, daß die seelische Störung eine Reaktion darstellt, und zwar eine Reaktion auf Störungen, die ihrerseits rein biologischer Art sein können. Doch wir wollen die Antwort vorläufig mit aller Reserve geben.

In den von der Psychoanalyse befruchteten Romanen ist oft von seeli-

Digitized by Google

schen Verwundungen die Rede: Verwundungen des Eros, des Herrschers der Seele; man behandelte den seelischen „Aufbau" (aber selbst Freud spricht gelegentlich von „Überbau"), losgelöst von seinen biologischen Fundamenten: man schrieb „Verdrängungen" krankmachende Wirkungen zu. Gut, man tat es mit Recht: aber nur dann, wenn in der Biologie etwas nicht stimmte.

Es gibt bekanntlich Seelenzustände nervös-konstitutioneller Art — sie treten bezeichnenderweise häufig in Familien auf, in denen Stoffwechselstörungen, Karzinome, Tuberkulosen stark vertreten sind — die geradezu aus dem Verhalten ihres Eros die Krankheit (= ihre Veranlagung) aufdecken. Es gibt ein Äquivalent der Tuberkulose, die Basedowsche Krankheit (oder ihre Vorstufen), welche dasselbe tut. Zweifellos hat also die anomale Biologie hier auf organischem Wege die Struktur des Eros ergriffen: oft im Sinne der Geschlechtsverschiebung mit dem Resultat der Disharmonie des körperlichen wie seelischen Verhaltens. Bei gewissen „hysterischen" Zustandsbildern tritt diese Verschiebung oft in lavierter Form auf — die Weiblichkeit bleibt wohl erhalten, doch sie verliert ihre Norm, wird durch eigene und äußere Vorstellung bis zu seelischen Spaltungen beeinflußt: eine Form weiblicher Männlichkeit tritt auf, die in genialer, sonderlich erotischer Unordnung — häufig sind Doppellieben —, Herrschsucht, Geltungssucht, oft auch in Homosexualität zum Ausdruck kommt. Scheitern diese Perversionen der Grundtriebe an der Realität, so müssen natürlich Minderwertigkeitsgefühle entstehen, deren Ausdruck die Angst ist (Erstickungsgefühl und Atemnot, Herzangst usw.) — oft entsteht dann aus der Angst die Einbildung der Beeinträchtigung oder Verfolgung.

Auch eine „Verdrängung" aufbegehrender Gefühle in das „Unterbewußtsein" (aus dem sie ja kommen) ist ja weiter nichts als Angst vor der Realität. Kommt ein derartiger Mensch zur Realisierung seiner Erotik, so fällt in dieser Zeit die Angst — etwa die Attacken der Atemnot — weg, aber Herrschsucht, Geltungssucht, Genialität und Unzuverlässigkeit bleiben bestehen (—: der „Erlöser" wird schlecht belohnt!).

Es wird also an der biologischen Struktur — Funktion des Gehirns samt inneren Drüsen und übrigen Organwertigkeiten liegen, ob der seelische Aufbau entarten kann und entarten wird: da weiter die ersten (direkt organisch gebundenen) Seelenrichtungen schon ein Ausdruck der organischen Qualität sind, können wir folgern —: jeder seelischen Abnormität (ungenau: jeder seelischen Verwundung!) liegt eine organische Störung zugrunde. Andererseits gibt es keine von außen kommende seelischen Eindrücke, die ein innerlich gesundes Gehirn — Drüsensystem nicht normal verarbeiten würden.

Digitized by Google

Seelische Verwundungen des normalen Seelenorganismus gibt es nicht, es sei denn auf dem Umwege des biologischen Systems!
Angst ist anormale Biologie, ist Dissonanz von Forderung und Erfüllung — genauer: von kranker Biologie und gesunder Realität.
Angst ist ein Nichtfertigwerden mit den Anforderungen der eigenen Biologie: ist das Urphänomen seelischer Erkrankungen: aufgebaut auf das Ururphänomen biologisch defekter Wünsche!
Nochmals: Der Außenfaktor verwundet nicht — selbst der Tod einer nahen Person wird nie seelische Krankheit erzeugen, sondern jenen Ernst, jene partielle Resignation, die der Realität adäquat ist.
Jedoch ein System, das seinen eigenen (biologischen) Urgefühlen mit Angst gegenübersteht, ist natürlich auch von außenher direkt seelisch verwundbar: es wird das „auf und ab" von außen empfangener Eindrücke anomal verarbeiten.
Alles das aber, was wir Überarbeitung u. dgl. nennen, durchbricht die Psyche des normalen Menschen nur auf biologischem Wege.
Das nun, was wir gewohnheitsmäßig „Hysterie" nennen, ist ein Aufbau von Ungnaden seines Fundaments — nicht die Folge einer äußeren „seelischen Verwundung", sondern die Ursache der letzteren! So zeichnen sich die Grenzen analytischer Seelenkunde scharf ab!
Wir sagten „Fundament"! Ein Wort: und doch ein Begriff! In ihm — nehmt alles: sonderlich Gehirn und den Chemismus der inneren Drüsen — entstehen zwangsläufig die Grundtriebe, deren Qualität und Quantität richtunggebend sind. Dabei bleibt es fast gleichgültig, ob wir das „Materielle" (das Gegebene) als (geistige) Vorstellung begreifen oder ob wir den „Geist" für eine Emanzipation der „Materie" halten: wir kennen nur das Wort von der mater rerum, das uns viel und wenig sagt — auch dann, wenn wir diese Mutter „Ding an sich" nennen. So bleiben wir gleich im Spiegel „exakter" oder „dichterischer" Medizin, gleich im Spiegel des medizinischen Romans Rätselwesen, deren Dynamik der Lust gehorcht und doch — media in vita in morte sumus — aus der vergänglichen Form die Todesverwandtschaft spürt wie ein konservatives Heimweh nach der Allmutter. (Berührung Freuds mit Schopenhauer.) Die ein wenig bengalische Konzeption Spenglers, seine Auffassung des mors imperator ist im Grunde ähnlicher Natur.
Kleist, der mit Lust in den Tod ging, gab dessen eine persönliche Synthese....
Gewaltig aber sind die Sublimierungen des Eros: der tätige Liebesdienst an der Erhaltung von Sippe, Volk, Menschheit — auch sie sind voll Lust.
Übergehen wir das Kapitel von den todeswütigen Sublimierungen des Eros! (wenigstens das der Massenerscheinungen).

Digitized by Google

Persönlich bringt der Eros denen die tiefsten Schmerzen, deren Grundwünsche jenseits „hysterischer" Reaktionen stehen, die ohne Theater mit einer anomalen Biologie fertig werden müssen: oft besitzen sie jenes feine „Pathos der Distanz", das so sehr von der Geltungssucht der Hysterie absticht — müssen diese Naturen sich in die Krankheit flüchten, so gewinnt diese seelische Krankheit viel ernstere Bedeutung, und eine etwaige Selbstmorddrohung gewinnt nur innere Gestalt, und die Tat selbst überrascht: entgegengesetzt der lauten hysterischen Drohung mit mangelnder Folge.

Auch die Angst ist diesen Naturen nicht fremd, aber auch mit ihr können sie in leichteren Fällen ohne Lärm und Atemnot fertig werden, und auch die Bahn des Nichtfertigwerdens schlägt stillere, doch recht ernste Wege ein.

Das sind die wahren Tragiker des Lebens. Lest des Norwegers Hans Jäger „Kranke Liebe" — Dantes Hölle ist das.

Jägers „Vera" ist spaltungsbereit, aber sie ist keine „hysterische Kanaille". Er, Hans Jäger, nach geschlechtlicher Infektion fast impotent, wird ihr — vielleicht gerade deshalb — hörig. Oh, Charles — Louis Philipps „Bübü vom Montparnasse", der klassische Luesroman Frankreichs, ist ein Lustspiel, gemessen an dieser Qual. Da ist ein Brief der Vera an Hans Jäger: „.... ich habe mich kopfüber in etwas Neues gestürzt: ich will sehen, richtig fest an Waldemar gefesselt zu werden — mit Körper und Seele.... begreifst du, daß du mich in Frieden lassen mußt, bis du siehst, wie es geht?"

Am Ende schreibt Hans Jäger: „Und ich bin allein in der ganzen Welt... Wohin soll ich mich wenden? Sie ist nicht mehr. Und es ist, als sei die ganze Welt jetzt ohne Seele, seit sie fort ist."

Hans Jäger knüpft sich nicht auf, er geht nicht ins Wasser, wie der Fuhrmann Henschel, wie Johannes („Nun gut — ich trage die Last. Ich halte sie fest — und wenn sie mich zerdrückt"). — Hans Jäger ruft: „Oh, ein Mensch, ein Mensch! Mich an ein warmes, pochendes Menschenherz werfen und all meine namenlose Trauer ausschluchzen!..."

Unglückliche Liebe? Ach nein! Unglückliche Liebe ist ein kurzes Brausen, selten entgleist sie: Tragik ist aus anderm Stoff — dann, ja dann ist es „unglückliche Liebe" —, aber auch dann, wenn, wie in Klara Viebigs Luesroman (Die Passion) die Infektion als „Liebesgeschenk" auftritt. Der Roman der Klara Viebig hat wenig von erotischer Metaphysik, seine seelischen Belange erschöpfen sich in klinischer Tragik: ein Gymnasiast gibt der ehrlichen filia hospitalos die Lues in Gestalt eines erbluetischen, doch lebensfähigen Kindes, das — ein Mädchen — seinen Kreuzweg bis zum Selbstmord geht. Der junge Vater drückt sich und endet schließlich an Gehirnerweichung. Einige Arabesken: Die (luetische) Niederkunft des

Digitized by Google

Kindes einer Schicksalsgenossin, die (eheliche) Infektion einer Nichte; setzen dieses Opfer einer gymnasialen Lues noch lauter in eine Welt luetischer Niedertracht.

Man erhält den Eindruck der Tendenz, deren Ethos allerdings ebenso klar ist.

Thomas Mann gelang die geniale Konzeption des Romans der Tuberkulose; hatte schon Arthur Schnitzler („Sterben") eine feine Analyse der tuberkulösen Psyche gegeben, so dringt Mann in die „Genialität der Krankheit", in ihre körperlich-seelische Verschmelzung derart ein, daß wir im Körper das Stigma der Seele, in der Seele das Stigma des Körpers sehen. Thomas Mann läßt die Tuberkulose erotisierend auftreten, auch bei ihm hält Eros die feine Wage, die untrüglich die Persönlichkeitsqualität zeigt. Clawdia (wie nahe sie vor uns steht!): Länder und Personen verbraucht sie, getrieben von ihrem „mänschlichen" Eros, der auch Hans Castorp eine Liebesnacht schenkt — und vieles andere mehr an illusionärer Wirklichkeit!

Denn Hans Castorp ist der Sohn, der zur Mutter will: Biologisch ein wenig weiblich eingestellt in seiner Männlichkeit („auch Pribislav hatte den Kopf so ähnlich gehalten" — wie Clawdia), sucht er seine erlösende Madonna und findet (nachher, nachher!) eine Mischung Aphroditens mit Diana. Einstweilen fährt Clawdia nach der zitternden Erfüllung, nach Todesschauern der Lust, in die Ferne: aber sie kommt ja zurück — mit dem Mynheer Peeperkorn.

Hat Clawdia männliche Züge?

Ihre Spaltungen weisen darauf hin.

Und dann: Der göttliche Peeperkorn ist ein göttlicher — Greis, dessen Impotenz sich ankündigt; der männliche Eros im Weibe liebt solche Bindungen.... Sein Urteil über Clawdia:

„Denn sie ist ja eine geniale Existenz, und der Mann... bewilligt ihr ihre Freiheit und Genialität.... jedenfalls tut er wohl daran, sie ihr zu bewilligen, denn es ist die Krankheit, die sie ihr verleiht, das geniale Prinzip der Krankheit, dem sie untersteht, und jeder, der in die Lage kommt, wird gut tun, seinem Beispiel zu folgen und sich nicht zu beklagen, weder rückwärts, noch vorwärts...."

Und welche Engramme drückte Peeperkorn in Clawdias Gehirn? Schwere, antwortsverlegene Frage!

Als die Binde von Hans Castorps Augen fällt, erlöscht Clawdias suggestive Macht vor der Zeit, die jeder Liebe gegeben ist... (Dieser an sich schon kleinen Zeitspanne, welche die Biologie der Illustion verstattet!) — Da kommt so eine Liebe wie der Dieb in der Nacht, wenn er Schätze vermutet, die Hans Castorp mit seinen vierundzwanzig Jahren ja besaß,

Digitized by Google

samt der schlafenden Vorstellung von dem Wesen und der Form jenes Pribislav.
Wie wurde der schlafende Pribislav geweckt? —: „Hans Castorp, der die ungezogene Frau nicht ohne Mißbilligung betrachten konnte, dachte bei sich: Sie erinnert mich an irgend etwas, doch kann ich nicht sagen, an was...."
Ein hemmungsloser Traum gibt ihm bald die Erklärung, aber die „Erinnerung" schon hatte die Vorstellung Pribislav mit der Vorstellung Clawdia im unterbewußten Sympathiebezirk des Trieblebens verbunden; der Traum übertrug die Bindung Pribislav (eine fertige Tatsache) spielend leicht auf Clawdia ... und in Sekunden zeitlosen Traumes wird Hans Castorp ein Höriger Clawdias — in Sekunden baute er die Wollust auf die hinsichtlich dieser freien Vorstellung von Pribislav auf: so geschah die Geburt der Liebe; bei Hans Castorp ist ihre Konstitution eine Synthese konservativer Treue (aus dem Prisbilav vorgestellt) und „wüster Süßigkeit" — beide Süßigkeiten zusammen — die Synthese — konnte Clawdia ihm nur illusionär erfüllen: nach Wegnahme der Illusion mußte sein Eros — getroffen im Gefühl des Sohnes, der sich bei der Mutter geborgen fühlt — dem Zusammenbruch seines Gebäudes zueilen, dessen Fundament das treue und süße Gefühl „Pribislav" war.
Die spezifische Süßigkeit der Clawdia — die Sünde — wurde so unwert des Begehrens: der letzte Kuß (auf Clawdias Stirn) ist ein Symbol — für Pribislav.
Die konservative Treue ist ein mehr weiblicher erdgebundener und todesbereiter Zug: Liebe zur vertrauten Urheimat, die den Menschen barg und bergen wird; sie kann — wie paradox es klingt — zu Männerbünden führen. Clawdias männliche Züge aber — falls wir solche annehmen — sind ein Zerfall spezifischer Weiblichkeit: nicht oder noch nicht gleichgeschlechtlich ... jedenfalls Zersplitterung. Es gibt andere Qualitäten weiblicher (männlich anmutender) Geltungssucht, die sich im Brennpunkt der Beherrschung eines einzelnen Mannes erschöpfen; es gibt aber auch solche Frauen, die immer Mutter sind: noch treu, wenn ihnen männliche Untreue zur Tragik wird.
Zwar: in der Mütterlichkeit liegt der Sinn sorgender Herrschaft, ein in etwa maskuliner Faktor; aber auch das Verhalten, das Settembrini gegenüber Hans Castorp auszeichnet, ist von dieser Art — Hans Castorp ist ein Schutzbefohlener! (—: „C'est un rêve bien conun, rêvé de tout temps, long, éternel, oui, être assis près de toi comme à présent, voilà l'éternité.")
Und Clawdia? Was antwortet sie auf seine konservative Moralfrage? „Il nous semble, qu'il est plus moral de se perdre et même de se laisser dépérir que de se conserver."

Digitized by Google

Jakob Wassermann („Laudin und die Seinen") gibt uns keine medizinische Analyse seiner weiblichen Hauptfigur, deren Lues ganz sekundär ist, aber er zeichnet einen Typus, der — keine Clawdia — männliche Züge der Herrschsucht und Splitterung derartig erlebt, daß die Herrschsucht zum Sadismus, die Splitterung zum Dirnentum wird: Das ist Luise Dercum, ein Geschöpf, eine irrtümliche Kreatur mehr aus Wedekinds als aus Strindbergs Welt. Ihr Gegenspieler — im kritischen Alter: etwas jünger als Gustav Achenbach — ist der Doktor Laudin, dem Wassermann einen tiefen Blick in das „Nervengeflecht und den Blutkreislauf" der comoedia humana zuschreibt (—: „Wäre er Sittenschilderer oder Gesellschaftskritiker gewesen, so hätte er den gründlichsten Traktat über die Ehe und ihre Entwickung im zwanzigsten Jahrhundert verfassen können. Er hätte vielleicht die Motive entfaltet, die zur Schließung von Ehen führten, und diejenigen, die zu ihrer Lösung drängten.") Und doch: „Wie ist er wirklich? wer ist er wirklich?" Denn: „Äußeres Tun bezieht sich auf inneres Sein, aber das Innere ist ein schwarzer Fluß, über dessen Ufern die Finsternis lagert ... vielleicht entsteht nur ein Traum daraus, vielleicht auch ein Entschluß; aber sollten Entschlüsse nicht die Folge von Träumen sein können und die Furcht vor Entschlüssen die Furcht vor dem Traum, der unerinnerlich ist oder noch nicht ausgereift? Die Seele arbeitet oft so lange an ihren Träumen wie der Geist an seinen Ideen."

Das ist psychoanalytisches Denken in Reinkultur!

Eine Äußerung des Doktor Laudin: „Ich wäre schon so zufrieden, nicht ich zu sein, daß ich gar keinen weiteren Wunsch mehr hätte" (—: „einem Mann in meinen Jahren soll es erlaubt sein, manchmal etwas Unvernünftiges zu äußern.")

In einem solchen Zustand fand Gustav Achenbach den Tadzio.

Thomas Manns Achenbach ist an Humanismus dem Doktor Laudin kongenial, und beide erleben das „einsame Gefühl", das den Mann — scheinbar auf dem höchsten Gipfel seiner Lebenskurve — hinterrücks hinabschleudert in ein Vakuum unerhörter Verneinung des bisherigen wachen Lebens.

Bei Achenbach geschieht das — nach mehr spielenden Präluminarien der wachen Seele — im Traum: gegen „einen tiefen und geistigen Widerstand", daß das Vakuum sich füllt (unter „Verheerung und Vernichtung der Kultur seines Lebens") mit dem, was der Traum den fremden Gott nennt —:

„Und seine Seele kostete Unzucht und Raserei des Unterganges."

Laudins Vakuum sucht keinen Tadzio, Laudins Gehirnengramme der Tiefenschicht amalgamieren sich mit der Vorstellung, mit dem Gefühl jener Angst, die Subjekt wie Objekt seinerselbst ist: im Traum (wie bei

Digitized by Google

Achenbach: „Angst war der Anfang, Angst und Lust und eine entsetzte Neugier nach dem, was kommen wollte"). Aber wach sagt Laudin: „Ich stelle mir vor, daß in meinem Gehirn gewisse Nervenfasern sind, auf die nur ein Erinnerungshammer zu pochen braucht, und ich bin automatisch in eine Welt versetzt, wo es keine Hoffnung mehr gibt."
Sein Traum gab keine „Erfüllung" ... das Objekt war noch nebelhaft: eine Photographie, „ein Gesicht von unbeschreiblicher, von erstaunlicher Wahrheit und Unschuld." Bald jedoch hört er von der skandalösen Vergangenheit dieses Gesichtes: zu spät — sein Unterbewußtsein ist schon besetzt, da nutzt kein wacher Kampf mehr!
Und hätte auch kaum vorher genutzt!
„Weiblicher Satan mit Cherubsseele; süßer Kern in bitterer Schale, doch alles in schlauer moderner Aufmachung" — so hieß die erste Charakteristik, die Laudin — vor seinem Traum — über Luise Dercum erfuhr. Die volle Suggestion geschah im wachen Leben; er verfiel ihr seelisch und körperlich bis an die Pforte der Verschmelzung, die nur die Lues verschloß, deren Kenntnis zugleich die Suggestion aufhob.
Luise Dercum ist eine nervös entartete Konstitution mit krassen Entartungszügen männlicher Prägung: Die Hand ist muskulös, die Stimme dunkelmetallen, der Blick heftig und ungeduldig, die tiefbraunen Augen sind feuchtglänzend; sie sagt von sich: „Ich gehöre niemand. Ich gehöre mir. Ich gehöre allen." Alles das macht Laudin nicht stutzig: auch das, was hinter ihr steckte — der Sadismus, der die Brandwunde eines jungen Geliebten gleichsam zur conditio sine qua non der Liebsnacht macht, in der sie ihm die Lues gibt — alles das und anderes mehr wittert Laudin nicht in entferntester Möglichkeit solcher Veranlagung: statt dessen ist sie ihm ein Engel, ein Idealbild weiblicher Güte.
Der psychophysiologische Rythmus der beiden Männer — Achenbach und Laudin — wird in den Grenzen wacher Seelentätigkeit vor dem Vakuum als normal hingestellt, ja, sie sind Leuchten ihres Berufes, haben die Ehe hinter sich oder stehen wie Laudin wunscherfüllt in ihr. Führt der Rhythmus des alternden Stoffwechsels in dieses Inferno? Ist es die zweite Jugend, ein tragisches Aufbäumen gegen den Verfall der Form, eine Todesangst?
Sicher ist dem so. Jeder Mann (je kultivierter desto drohender) reitet ja einmal unbewußt über die schwankende Eisdecke des Bodensees, doch einbrechen wird wohl nur der, dem es die Schicksalsgöttin schon bei der Geburt hätte weissagen können: Aber die Göttin ist die Seele jener Metaphysik, die wir nur ahnen, aber der wir ausgeliefert sind mit Haut und Haaren — ein Jenseits, das die befruchteten Zellen, Welten für sich, zur hohlen Kugel formt, diese sich einstülpen läßt und aus den beiden Zellenlagen, die wir ja Keimblätter nennen, die organgebundenen Funk-

Digitized by Google

tionen zaubert. Und alle entstanden wir ja aus Welten für sich: auch Hans Jäger, auch Hans Castorp, auch Gustav von Achenbach, auch Clawdia, sogar Luise Dercum ...
Und diese Welten, wie entstanden sie?
Wie entstanden sie sonderlich bei den Genannten? Begriffe wie Degeneration und Regeneration tauchen auf; Worte wie Inzucht, Rasse, Verbrauch, Syphilis, Alkohol, Tuberkulose, Morphium, Hunger und Elend, Aussaugung und Korruption überfallen uns!
Wir müßten das Meer fragen, aber das gibt nur die eine große Antwort der Notwendigkeit, der unitas multiplex.
Über das „Weh dir, daß du ein Enkel bist" kommt keine Erkenntnis hinaus, und ob die Pathologie im Lehrplan der Natur steht, ist eine Frage voller Relativität und Fußangeln. Wir leben.
Die „unsichtbaren Geister" Goethes sind vor unseren Schicksalswagen gespannt, und wenn wir ihn „vom Steine hier, vom Sturze da" weglenken können, so deucht uns auch diese Freiheit ein göttliches Geschenk der Natur, ihren menschlichen Sinn zu offenbaren. Aber über die Größe dieses göttlichen Geschenkes können wir uns keine Vorstellung machen — und dann: was ist im Sinne menschlicher Kultur normal?
Cäsar war Mann und Weib zugleich jenseits der Synthese mannweiblicher Urstruktur; von ihm bis zu den Imperatoren der letzten Jahre spannt sich ein Bogen psychopathischer Prägung, deren Dynamik der Eros bestimmt in der Relation seines Dranges zur Form — Denn alles in der Natur ist Formwille, und jede individuelle Beseelung ist ein Naturteilchen des Willens zur Form, zur Vorstellung: denn nur diese gibt den Sinn der Kreatur und somit ihre Lust und ihre Angst.
Und alle Sinne wollen die Form erhalten, wollen die Form verewigen ... im wachen Großhirn interpretiert der Mensch seine konstitutionellen Gefühle, gelingt ihm ihre Bindung mit der Realität nicht, so mag ein Aufruhr entstehen, der seine Grundfesten erschüttert wie bei Hölderlin, oder er vermag sie zu sublimieren, dann wird er ein Staatsmann wie der große Friedrich, ein Tondichter wie Beethoven, ein Poet wie Goethe, ein Maler wie Michelangelo: immer aber ist die Sublimierung symbolische Form, symbolischer Eros; auch dann noch, wenn sie — wie bei Nero — destruktiv sich gebärdet oder in Kriegen und Revolutionen so fragwürdig auftritt.
Gibt es einen Fortschritt, so ist er sublimierter Eros, dessen Norm eigenartig oft individuelle Pathologie darstellt. Die Sublimierungen des „gesunden Eros" sind mehr durchschnittlicher Natur.
Was aber Fortschritt ist — er könnte doch nur am Glücksgefühl des einzelnen und des Querschnitts aller gemessen werden —, das ist eine Frage, welche die ganze Problematik der Menschwerdung aufrollt: ob

Digitized by Google

diese ein „hic incipit tragoedia" bedeutet oder das, was Ulrich von Hutten „es ist eine Lust zu leben" nennt.
Nun, wir sind späte Relativisten, die der Zeit mißtrauen, obwohl sie einmal Griechen sah. Doch unsere Zeit: da steht sie uns gegenüber im Spiegel des Dichters; mächtig drückt sie sich aus in der Kunst der Zeitgenossen.
So ist der medizinische Roman auch ein Symptom tiefster Problematik, tiefster Bescheidung; ein Gebet — wenn ihr wollt — zu den Göttern: Aber ein Gebet nicht ohne Aufruhr, ein revolutionäres Gebet.

Rhythmus und Takt

Von Bernhard Wittlich, Dorpat, Estland

Die große Fruchtbarkeit der durch Dr. Klages in die wissenschaftliche Graphologie eingeführten Grundprinzipien erweist sich vor allem immer wieder daran, daß auf dem so geschaffenen Fundament ein gesichertes und erfolgreiches Weiterbauen möglich ist.
Durch eigene Arbeiten bin ich dazu gekommen, den von Dr. Klages eingeführten Begriff von Rhythmus und Takt in der Handschrift etwas weiter zu differenzieren, und damit eine gewisse Vereinheitlichung zu erreichen.
Die nachfolgenden Zeilen sollen lediglich die Resultate dieser Arbeit bringen, die sich eng an die von Dr. Klages gegebenen klassischen Ausführungen über dieses Thema anschließt. Es wird mir vielleicht möglich sein, im Jahrbuch 1926/27 näher darauf einzugehen.
Der Rhythmus ist die Erscheinungsform des Lebens, der Takt zeigt die regelnde, gesetzgeberische Kraft des Geistes. Wie wir nun von zeitlichem Rhythmus sprechen, so können wir auch von einer rhythmischen Raumverteilung sprechen. Sie ist gekennzeichnet durch die Wiederholung ähnlicher Formen, und spricht sich aus in der Verseitlichung aller organischen Geschöpfe nach einem Rechts und Links, einem Oben und Unten. Ich möchte darum unterschieden wissen zwischen dem „Ablaufsrhythmus" und dem „Formrhythmus". Der erstere wird sich auswirken in der zeitlichen Aufeinanderfolge, der letztere wird gestaltend hineingreifen bis in die Einzelformen selbst. In allen Naturvorgängen wie in den Bewegungen der Tiere beobachten wir den Ablaufsrhythmus, in den stets ganz ursprünglichen Naturformen spricht sich der Formrhythmus aus.
Da der Rhythmus die Ausdrucksform des Lebens, wird er überall das Merkmal für Lebensfülle und „Tiefengehalt" sein.
Übertragen wir diese Feststellungen auf die Handschrift, so erkennen wir,

Digitized by Google

daß hohes Formniveau nur dort vorhanden sein kann, wo mindestens eine von beiden Formen des Rhythmus auftritt.
Der Rhythmus ist somit das Kennzeichen für die Formhöhe. Fehlt jeder Rhythmus, so ist die Formhöhe gering. Ist er vollkommen und ungestört, so haben wir übermittlere Formhöhe. Den Ablaufsrhythmus erfühlen wir am Grade des Ebenmaßes, der Formrhythmus ist schwerer faßlich, Klages sagt, nur ein „höherer Verstand" wäre in der Lage, den — Rhythmus überhaupt — der mit der Eigenart zusammenfiele (!), zu erkennen. Er fügt auch gleich hinzu, daß dieser Rhythmus auch in den Einzelformen, nicht nur in der Massenverteilung zum Ausdruck käme[1].
Ich bringe also eigentlich nichts wesentlich Neues, aber doch etwas, worauf meines Wissens, noch nicht in gleicher Weise bestimmt hingewiesen wurde.— Hat also eine ebenmäßige Schrift hohes Formniveau, so hat sie das auf Grund ihres Ablaufsrhythmus; hat eine unebenmäßige Schrift hohes Formniveau, so hat sie das auf Grund ihres Formrhythmus.
Endlich können selbstverständlich auch beide Arten des Rhythmus vorhanden sein.
Eine weitere Möglichkeit gibt es aber nicht.
Jedoch ist gleich hinzuzufügen, daß nicht etwa der Ablaufsrhythmus schon Formhöhe schafft, gibt es doch natürlich ebenmäßige Schriften niedriger Form; betr. den Formrhythmus aber habe ich feststellen können, daß er nur in übermittlerer Formhöhe auftritt. Es läßt sich dieses auch leicht aus der Analyse der Wesensart beider Rhythmusarten ableiten, worauf ich aber hier nicht eingehen kann.
Zum Rhythmus steht nun in beständiger Gegnerschaft der Takt. Er zeigt uns die Wachheit des gesetzgeberischen Geistes. Das Ideal einer Handschrift müßte also neben vollkommenem Rhythmus auch vollkommenen Takt haben. War es das Wesen des Rhythmus, in ähnlichen Zeiten ähnliche Bilder hervorzubringen (also in der Schrift Bevorzugung der Kurve, die sich selbst in allen Teilen ähnlich ist!), so ist das Wesen des Taktes die Gleichheit (also Bevorzugung der geraden Linie, die in allen Teilen mit sich selbst zur Deckung gebracht werden kann!). Die Wachheit des Geistes ist zu bewerten als das Vorhandensein einer Kraft, d. h. der Takt bedingt (ebenso wie der Formrhythmus) übermittlere Form. Die Gesetzlichkeit des Taktes haben wir aber zu betrachten als eine Steigerungsform der Regelmäßigkeit, insofern als sie sich außer auf das Schriftbild noch bezieht auf die Formen selbst. Der Wille regelt die Bewegungsrichtung auf das Ziel (Regelmäßigkeit), der Geist schafft gesetzgeberisch an den Formen selbst (Takt).

[1] Dr. L. Klages: Handschrift und Charakter, S. 40, 1923.

Digitized by Google

Ist eine Schrift ausgesprochen Taktschrift, so hat sie hohes Formniveau. Bei niedrigem Formniveau kann es sich niemals um Takt, wohl aber um Regelmäßigkeit handeln.

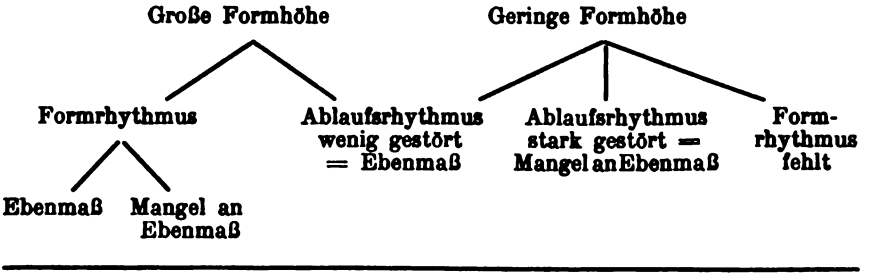
Der Takt strebt zur Stilisierung, weil dort, wo Verstand und Wille zusammenwirken, das Bewegungsleben in ein Schema hineinwächst. Aber eine stilisierte Schrift wird sich von einer schablonenmäßigen durchaus unterscheiden, insofern als in ihr auch Regel und Schranke vibrieren werden durch die Wirkung der vom Geist beherrschten Lebendigkeit. Dadurch unterscheidet sich erfüllte von toter Gesetzlichkeit.

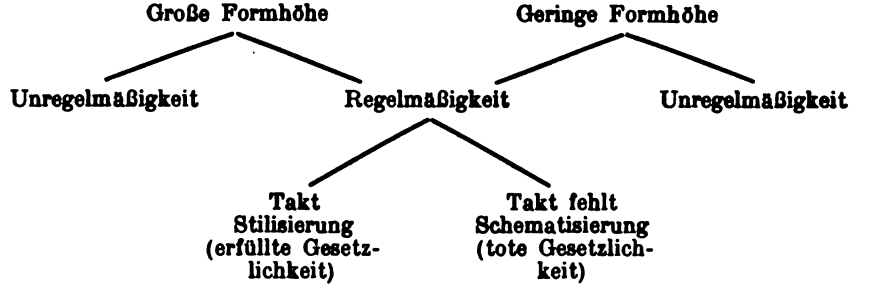
Es sind somit Rhythmus und Takt widerspruchslos dem Begriff der Formhöhe zugeordnet worden, was bisher nicht geschehen war, wodurch in der Praxis sich mit Rhythmus und Takt wenig anfangen ließ.

Die oben skizzierten Resultate ergeben aber die Möglichkeit, Rhythmus und Takt in weittragendstem Maße mitbestimmend hineinzunehmen in jede Schriftanalyse und Charakterdeutung.

Eine übersichtliche Zusammenstellung der gewonnenen Zusammenhänge gibt nachfolgende kleine Tabelle.

Tabelle





Digitized by Google

Die wissenschaftliche Grundlage der Graphologie und ihre Anwendung

Von Professor Otto Junge, Elmshorn-Hamburg

Es ist an der Zeit, sich einmal wieder auf die wissenschaftliche Grundlage der Graphologie zu besinnen: ein Buch, wie das neue Saudeksche zeigt, daß selbst ein Graphologe, der eine „wissenschaftliche" Graphologie schreibt, sich ihrer nicht bewußt ist oder sie nicht verstanden hat. Saudek kommt in dem richtigen Gefühl, daß ihm die sichere wissenschaftliche Grundlage fehlt, schließlich folgerichtig zum Zweifel an seinem eigenen Wissen, der sich bei ihm zu folgenden Worten verdichtet: „Die Graphologie, die heute auf der sicheren Basis einer immer wieder erprobten Empirie steht, wird dieser Basis verlustig gehen und wird in jahrzehntelanger Neuarbeit neue empirische Erfahrungen zu sammeln haben" (S. 54). Er sieht also die Graphologie noch immer als reine Empirie an; dann hätte er sein Buch aber nicht „wissenschaftliche" Graphologie nennen dürfen; denn zwischen Wissenschaft und Empirie ist ein wesentlicher Unterschied: diese ist die Vorstufe der Wissenschaft und geht erst in dem Augenblick in eine Wissenschaft über, wo es gelingt, durch die Auffindung allgemeingültiger Gesetze über das rein Empirische hinaus ins Allgemeingültige zu kommen. Seiner rein empirischen Einstellung entspricht auch die merkwürdige Art seiner Beweisführung für die Richtigkeit der Graphologie: er fordert (S. XIII und XIV), der Graphologe solle nach der Schrift öffentlich bekannter Männer Charakterbilder entwerfen. Wenn diese dann mit dem öffentlich bekannten Charakter übereinstimmten, wäre der Beweis erbracht! Naiverweise denkt er gar nicht daran, daß man sofort zweifeln würde, ob er nicht seine Charakteristiken vielmehr nach dem öffentlich bekannten Charakter als nach der Schrift entworfen habe, damit sie stimmten — ganz abgesehen davon, daß es sehr fraglich ist, ob der öffentlich bekannte Charakter des berühmten Zeitgenossen nicht von Parteien zurechtgestutzt wurde und daher gar nicht der wirkliche ist. Geradezu lustig wirkt es aber, wenn er Klages vorwirft, er belaste seinen persönlichen Kredit beim Leser „bis zur Höchstgrenze", indem er Charakteristiken von bekannten Zeitgenossen überhaupt nicht bringt. Er sagt wörtlich (S. XIV): „Klages bleibt durch dies Verfahren dem Leser regelmäßig den Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptungen schuldig (!)." Er hat also nicht das geringste Verständnis dafür, daß Klages seine Beweise führt, indem er die besonderen Fälle aus allgemeingültigen psychologischen Gesetzen ableitet — die einzige Art, auf die

Digitized by Google

man überhaupt wissenschaftliche Beweise führen kann. Da Saudek Georg Meyer und Klages kennt, muß er auch diese Gesetze kennen. Aber er versteht sie offenbar nicht.

Die Graphologie ist ein Zweig der Ausdruckswissenschaft. Diese ist als Wissenschaft neu, in der Praxis aber schon seit uralten Zeiten angewandt worden, aktiv u. a. von allen Schauspielern, Architekten, allgemein den Künstlern, passiv von den Zuschauern der Bühnen und allen, die Künste genießen können. Jene suchen Seelisches durch Bewegung, Form, Farbe und Töne auszudrücken, diese aus den ihnen gebotenen Kunstformen das Seelische herauszulesen, zu verstehen und nachzuerleben. Dasselbe will die Graphologie aus der Form der Handschrift. Also ist die Graphologie, wie behauptet, ein Zweig der Ausdruckswissenschaft und die Gesetze dieser müssen auch für die Graphologie gelten. Drei Gesetze bilden die Grundlage der Ausdruckswissenschaft. Zunächst das Pideritsche Gesetz der Ausdrucksbewegung von 1867: „Jede innere Tätigkeit wird, soweit nicht Gegenkräfte sie durchkreuzen, von der ihr analogen körperlichen Bewegung begleitet." Dies Gesetz ist so allgemeingültig, daß es sogar für die Tierwelt gilt. Darwin hat es noch schärfer zu fassen gesucht, aber die Pideritsche Fassung nur mit unnötigem Ballast beschwert.

Für die Handschrift als Ausdrucksbewegung würde es in konkreterer Fassung etwa lauten: „Jede seelische Regung erzeugt unwillkürlich in der Schrift ihrem Ausdrucksgehalt entsprechende Formen." Die Deutungsmöglichkeit ist also unzweifelhaft. Die Aufgabe der Deutung ist nur, jeder Ausdrucksform der Handschrift die gerade zu ihr gehörigen seelischen Eigenschaften zuzuordnen. Dies tut der Schriftdeuter entweder unmittelbar, da eine Ausdrucksform bei Empfänglichkeit für sie auch die zugehörige seelische Regung hervorruft, beispielsweise das Wort oder die Musik oder der Warnruf des Leittieres einer Herde Wild oder einer Krähenschar — oder durch systematisches Vergleichen einer bestimmten Ausdrucksform der Handschrift mit den seelischen Eigenschaften der diese bestimmte Schriftform anwendenden Menschen.

Das zweite grundlegende Gesetz der Graphologie ist das Lippssche Gesetz vom persönlichen Raumgefühl: Die Wirkung der Architektur, die verschiedene Wirkung der verschiedenen Stile, Romanik, Gotik usw., auch teilweise der Malerei, soweit ihre Wirkung Linienwirkung ist, ist nur erklärlich durch die Annahme eines Raumgefühls. Die Verschiedenheit des Geschmacks diesen Raumformen gegenüber erklärt sich aus persönlicher Verschiedenheit des Raumgefühls. Auch die Schrift faßt der Mensch als etwas Räumliches auf, obwohl sie wagerecht auf einer Fläche liegt: Der Lehrer belehrt z. B. den Abcschützen: „Du schreibst ja nicht auf der Linie"; „Der u-Haken steht über dem U." Wenn wir als

Digitized by Google

Jungen, dem Raumgefühl folgend, sagten: „In unserm Atlas liegt Dänemark oberhalb Deutschlands", wurde verbessert: „Nicht oberhalb, sondern nördlich von . . ." Das Gesetz vom persönlichen Raumgefühl würde, für die Schrift formuliert, etwa lauten: „Bestimmte seelische Zustände schlagen sich in der Schrift als einem räumlichen Gebilde in ausdrucksverwandten Raumformen nieder." Auch dieses Gesetz stimmt mit allen Ergebnissen der Erfahrung überein. —

Das dritte Gesetz ist das Klagessche Gesetz vom persönlichen Leitbild: „Jede unwillkürliche Bewegung eines Menschen wird in jedem Augenblick gemodelt von unwillkürlichen Erwartungen ihres anschaulichen Erfolges." (Klages „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft", S. 101.) Kürzer: Jede unwillkürliche Bewegung eines Menschen wird unbewußt mitbestimmt von seinem persönlichen Leitbild. Zu den ursprünglichen Trieben des Menschen gehört der Darstellungstrieb, der schon den Höhlenmenschen trieb, in seinen Höhlenwohnungen sich und seine Jagdtiere zeichnerisch darzustellen. Er äußert sich außer in allen Künsten vor allem in der Sprache. Für den Menschen, der schreiben kann, ist auch seine Handschrift ein Feld für die Betätigung seines Darstellungstriebes geworden. Jeder Mensch hat daher von der Form seiner Handschrift ein persönliches Leitbild, das er in ihr willkürlich oder unwillkürlich darzustellen sucht.

Hätte Saudek diese drei Gesetze verstanden und anzuwenden gewußt, so hätte er Klages nicht vorwerfen können, er habe aus der Tatsache, daß unsere Kinder anders schreiben lernen als wir früher, „zu Unrecht keine Schlußfolgerungen gezogen" (S. X). Die Schlußfolgerungen ergeben sich aus den Gesetzen von selbst, wie ich jetzt zeigen werde:

An der Stelle, wo Saudek meint, die Schwierigkeiten, deren er nicht Herr wird, brächten „die Urfundamente der Graphologie ins Schwanken" (S. 55), spricht er davon, daß die mechanischen Voraussetzungen der Schrift sich in unserer Zeit mit außerordentlicher Schnelligkeit ändern, und meint damit die von Amerika vordringende „Mode" der Steilschrift, der Drucklosigkeit und der steilen Federhaltung.

Von allen Graphologen wird anerkannt, daß obigen Gesetzen gemäß Druckschwäche in bezug auf den Willen ein Ausdruck der Reibungslosigkeit der Arbeit, Steilheit ein Ausdruck für die Ausschaltung des persönlichen Fühlens zugunsten unpersönlicher Verstandestätigkeit, die steile Federhaltung ein Ausdruck der Selbstzucht ist. Die Ableitung dieser Bedeutungen kann ich mir sparen. Es ist klar, daß diese Eigenschaften zu dem Leitbild, das sich ein Handelsschreiblehrer von einem kaufmännischen Angestellten macht, ausgezeichnet passen (ja, es scheint nach den Schriftproben, die Saudek gibt, als ob Mr. Pitman die ausgeschriebene Schrift

Digitized by Google

solcher in seinem Sinne idealer Angestellter als Muster für seine Schreibvorschriften übernommen hat!). Jedenfalls entspricht die Form der angloamerikanischen Schreibvorschrift so genau dem persönlichen Leitbild ihrer Erfinder von ihrem Ideal eines Menschen, daß sich der Graphologe eine größere Übereinstimmung gar nicht wünschen kann. Aber Saudek meint wohl, daß durch den systematischen Drill dieser Vorschrift die spätere Handschrift uns diese Eigenschaften vortäuscht, auch wenn ihre Besitzer sie nicht haben, und uns andere verbirgt, die sie haben. Diese Furcht ist unbegründet; denn auch das ist ein psychisches Gesetz: Eine Ausdrucksform erzeugt in empfänglichen Seelen den ihr entsprechenden seelischen Inhalt (vgl. die oben angeführten Beispiele aus der Tierwelt), Unempfängliche aber stoßen sie als inhaltslos ab, wenn der Zwang dazu aufhört, gemäß dem psychologischen Gesetz vom Vergessen des Inhaltslosen. Der neue Schreibdrill kann daher selbstverständlich ebensowenig mit Erfolg jede individuelle Ausprägung verhindern wie der alte. Er wird im Leben nur von denen beibehalten, deren innerem Zustand er entspricht; diejenigen, für die er eine leere Form ist, biegen seine Formen allmählich ihrem seelischen Zustand gemäß um. Unter den Amerikanern und Engländern werden freilich sehr wenige sein, die letzteres tun, einfach weil die Steilschrift mit ihren Begleiterscheinungen ihrem heutigen Zeitgeist durchaus entspricht. Jene neue Mode der Schreibtechnik ist eben, wie jede Mode, nur äußerlich angesehen, Willkür: Hinter jeder Willkür steckt als Motiv das Unwillkürliche, ein Trieb. Die mit Bewußtsein angegebenen Gründe sind oft Schein. Das Ziel der heutigen Wirtschaft ist, den Menschen aus einem Charakter in eine bloße, möglichst ergiebige Arbeitskraft umzuschaffen. Diesem Ziel steht der amerikanische und englische Mensch infolge längerer Auslese in dieser Richtung schon näher als wir: die charakterlose dünne Steilschrift mit steiler Federhaltung ist der genaue Ausdruck für eine charakterlose, reibungs- und seelenlos arbeitende Arbeitskraft. Saudek spöttelt darüber (S. 105 bis 107), daß jede Zeit den natürlichsten Schriftwinkel gesucht und jede einen anderen als den natürlichsten bezeichnet und bewiesen habe: Ganz mit Unrecht! Für den verschiedenen Geist der Zeiten sind verschiedene Schriftwinkel die natürlichen: Für den willensstarken, aber kalten Geist der Renaissance war die steile, druckschwere Schrift (vgl. die bekannten Schriftzüge der Borgias), für die jetzt vergangene warmherzige der spitze, für die neue Zeit der Herrschaft des kühl kalkulierenden Händlers ist wieder der rechte Winkel der natürliche. Der Idealtypus einer Zeit pflegt sich in den Helden der Moderomane zu gestalten: Vor 150 Jahren war es der tränenreiche Werther, heute ist es der allen Gefahren kaltblütig und schlagfertig gewachsene Detektiv oder Verbrecher.

Digitized by Google

Der Schriftwinkel entspricht immer dem Leitbild seiner Epoche.

Die hier gegebene Ableitung ist nicht auf irgendwelchen Besonderheiten des Schriftwinkels als Ergebnis des Schulzwangs aufgebaut, gilt daher nicht nur auch für den Schulzwang zur Drucklosigkeit und steilen Federhaltung, sondern allgemein für jede irgendwie vom Schulzwang betroffene Schrifteigenschaft. Es gibt nur drei Möglichkeiten, wie sich der vom Schulzwang befreite Mensch verhält: Entweder die Form bezwingt den Menschen oder der Mensch die Form, oder es kommt zu einem Ausgleich. In allen drei Fällen ist die Handschrift der genaue Ausdruck des seelischen Gehalts. Bezwingt die Schulform den Menschen, so wird sein eigentlicher schwacher Charakter ins Unterbewußtsein verdrängt und er benimmt sich im Leben durchaus den angelernten Formen entsprechend.

„Non expressive" Handschriften, wie Saudek in so schönem Deutsch schreibt, in dem Sinne der Unstimmigkeit zwischen Handschrift und Charakter kann es wegen des Ausdrucksgesetzes gar nicht geben. Indem Klages ihr Dasein zuläßt, läßt auch er einmal die Folgerichtigkeit vermissen. Wo scheinbar eine Unstimmigkeit vorkommt, erklärt sie sich anders:

Zunächst ist Saudeks Schluß, daß die Fälle, die zu einer Theorie nicht stimmen, sie widerlegen, falsch — sogar für die Naturwissenschaft: Es gibt z. B. in der Theorie der Physik ein Gesetz der Beharrung, nach dem jeder Körper die Geschwindigkeit beibehält, die er einmal hat. Nun behält aber auf der Erde erfahrungsgemäß niemals ein Körper seine Geschwindigkeit. Saudek, der dem sogenannten „gesunden Menschenverstand" mehr traut als der Wissenschaft, würde daraus schließen müssen, daß jenes Gesetz nicht bestehe. In Wahrheit verdecken nur, wie jede Rechnung zeigt, andere Gesetze — meistens das der Reibung — seine Wirkungen. Genau so verdecken und überlagern sich bei den viel verwickelteren psychologischen Vorgängen die Wirkungen verschiedener Gesetze. Es ist durchaus wichtig, ja notwendig, Fälle der scheinbaren Unstimmigkeit zwischen Handschrift und Charakter zu sammeln, wenn auch nicht, wie Saudek will, um damit die graphologische Theorie zu sprengen, sondern, um durch ihren Vergleich neue graphologische oder psychologische Gesetze zu erkennen, durch deren Vorherrschen jene Unklarheit hervorgerufen wird.

Als Beispiele für scheinbar unstimmige Handschriften wähle ich die, welche Saudek anführt, um die Klagessche wissenschaftliche Theorie der Graphologie zugunsten des „gesunden Menschenverstandes" zu erschüttern, die Handschriften von Friedrich dem Großen, von Kant und Beethoven.

Digitized by Google

Friedrich schrieb schräg, klein und mit enger Gliederung, die hin und wieder zur Zeilenverstrickung führte. Nach Saudeks Auffassung hätte er groß, steil und in klar gegliederten Zeilen schreiben müssen: groß, weil er sich sicher als Werkzeug einer höheren Macht oder eines großen Gedankens fühlte (S. 84), klar gegliedert, weil die Zeilenverwirrung auf mangelnde Geistesklarheit gedeutet werden müßte, steil, weil er ein kühler, einsamer Verstandesmensch gewesen sei (S. 104).

Zunächst ist es falsch, die graphologischen Sätze umkehren und vom Charakter auf die Schrift schließen zu wollen: Nicht einmal alle mathematischen Sätze sind umkehrbar (z. B. sind in kongruenten Dreiecken die gleichliegenden Winkel gleich, aber Dreiecke, in denen die gleichliegenden Winkel gleich sind, sind deshalb noch lange nicht kongruent; sie können auch nur ähnlich sein). Viel weniger können Sätze anderer Wissenschaften ohne weiteres umgekehrt werden.

Selbstverständlich aber muß Friedrich gemäß den Gesetzen des Ausdrucks, des Raumgefühls und des persönlichen Leitbildes die Charaktereigenschaften haben, die sich in der Schrägheit, Kleinheit und engen Gliederung nebst verstreuter Zeilenverstrickung ausdrücken. Bei seiner Deutung verfällt Saudek wieder dem in Deutschland seit 30 Jahren überwundenen Fehler des französischen „signe fixe", indem er für jedes Zeichen scheinbar nur eine Bedeutung kennt und daher Schrägheit = Vorwiegen des Gefühls über den Verstand, Kleinheit = Pathoslosigkeit und Zeilenverwirrung = Geistesverwirrung setzt. Er schließt ganz richtig, daß diese Deutungen im Falle Friedrichs falsch sein müssen. Daran ist aber nicht die graphologische Theorie schuld, sondern Saudeks mangelhaftes Verständnis dafür: Klages, nach dessen Deutungen zu urteilen er sich den Anschein gibt, nennt für Kleinheit 45, für Schrägheit 26 Bedeutungen. Infolge ihrer Vieldeutigkeit läßt sich aus einer allgemeinen Schrifteigenschaft allein kein bestimmter Schluß auf eine Charaktereigenschaft ziehen. Schon seit Busse gehört daher zu den Grundsätzen der angewandten Graphologie der Satz: Psychologische Schlüsse sind nur aus Bündeln („Komplexen") allgemeiner Schrifteigenschaften und nur unter Berücksichtigung des Formniveaus zu ziehen.

Um Gefühlsvorherrschaft vor dem Verstande festzustellen, hätte Saudek folgende beiden Eigenschaftskomplexe der Stärke nach gegeneinander abwägen müssen (die Dominanten sind gesperrt gedruckt): Unregelmäßigkeit, Schrägheit, Girlande, Rechtsläufigkeit, Teigigkeit, Zeilenverhäkelung, Zeilenschwankung in großen Wellen, Lösung, Größe, Völle, Unebenmäßigkeit, größere Unter- als Oberlängen — andererseits: Regelmäßigkeit, Steilheit, Faden, klare Gliederung, Kleinheit, Magerkeit, Verein-

Digitized by Google

fachung, Schärfe, Zeilenschwankung in kleinen, den einzelnen Grundstrichen entsprechenden Wellen, größere Ober- als Unterlängen. — Zwei entsprechende Komplexe wären zur Bestimmung von Unklarheit des Geistes durchzurechnen. Die enge Gliederung, die zur Zeilenverstrickung führt, allein zeigt auch nach Klages nur eine größere Neigung zu konkreten Vorstellungen als zu abstraktem Denken, große sinnliche Anschauungskraft, Abneigung gegen Begriffsspalterei; daher finden wir sie oft bei Dichtern, z. B. in manchen Schriftstücken Schillers und Goethes, die sicher doch auch keine Wirrköpfe waren. Sie kann aber noch eine ganz andere Wurzel haben, die mit dem Denkvermögen gar nichts zu tun hat: den Sparsamkeitstrieb.

Das Gefühl des Pathos endlich, das Klages als eine von 47 Bedeutungen der großen Schrift anführt, lag allen Anhängern der Aufklärung fern. Aber nehmen wir einmal ohne jede Unterlage dafür an, daß Friedrich es gehabt hätte: Dann zeigt die Kleinheit seiner Schrift unweigerlich, daß es verdrängt wurde von denjenigen Eigenschaften, die zur Kleinheit der Schrift führten, etwa: Tatsachensinn, Sachlichkeit, Umsicht, persönliche Anspruchslosigkeit, Pflichtgefühl: Er fühlte sich als „der erste Diener seines Volkes", Ludwig XIV. dagegen mit seinen 13 mm hohen Kurzbuchstaben sagte: „L'état c'est moi."

Hier zeigt sich zugleich, wie bedenklich Saudeks Methode ist, geschichtlich „bekannte" Charaktere als Beweismittel für oder gegen die Ergebnisse der Graphologie zu verwenden: Er hat von dem Charakter Friedrichs, Kants und Beethovens ganz einseitige, schlagwortmäßige Vorstellungen. Friedrich war kein „kühler, einsamer Verstandesmensch", Gefühl und Verstand waren beide stark entwickelt (wie die Durcharbeitung der beiden oben angeführten Komplexe auch graphologisch ergibt), ja, zeitweise herrschte das Gefühl wirklich vor. Die Geschichte seiner Jugend zeigt, daß er sich als junger Mann durchaus nicht klar war über seine Stellung als zukünftiger Herrscher. Die Hinrichtung seines Freundes erschütterte seine Seele bis auf den Grund; die Liebe zu einem bürgerlichen Mädchen war so tief, daß er sich später für keine andere Frau mehr erwärmen konnte; er liebte leidenschaftlich die gefühlvollste der Künste, übte sie auf der Flöte selber virtuos aus und war ein guter Komponist. Auch in seinem späteren Leben folgte er mehrfach in entscheidenden Augenblicken seinem Gefühl und tat nicht, was ein klarer Verstand geboten hätte: die Schlachten bei Kolin, Hochkirch und Kunersdorf verlor er durch eigene Schuld; seine Generale warnten ihn mit den einleuchtendsten Gründen, er aber tat, von Eigensinn verblendet, das Verkehrte.

Über die nach Saudek ebenfalls unstimmigen Handschriften von Kant und Beethoven kann ich mich hiernach kürzer fassen. Auch sie haben selbstverständlich die in ihrer Schrift hervortretenden Eigenschaften. Kant

Digitized by Google

schrieb wie Friedrich schräg, klein und eng gegliedert mit verstreuter Verhäkelung. Saudek nennt ihn ein Musterbeispiel eines Menschen, bei dem sein Verstandesleben stärker entwickelt war als sein Gefühlsleben (S. 104). Da er trotzdem 50 bis 40 Grad schräg schrieb — folgert Saudek —, sei die bisherige Deutung der Schrägschrift falsch. Die Durchrechnung der für das Verhältnis von Gefühl und Verstand maßgebenden Komplexe ergibt wieder, daß neben dem großen Verstand auch das Gefühl mächtig war. Das stimmt auch zu dem wahren geschichtlichen Bilde dieses größten Denkers der Neuzeit: Wer die Gabe hat, sich in einen Schriftsteller einzufühlen, der fühlt in Kants „Kritik der praktischen Vernunft" stellenweise die heiße Leidenschaft durch, mit der er dies Buch geschrieben hat. Ich erinnere nur an den berühmten Schluß: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht . . ." — Die Kleinheit deutet auf dieselben Eigenschaften wie bei Friedrich, die enge Gliederung auf Sparsamkeit, aber auch auf das Vorkommen von geistiger Unklarheit. Dann sollte also tiefgründigste geistige Klarheit mit Unklarheit in demselben Kopfe vereinbar sein?! — Allerdings! Reine Typen gibt es unter den Charakteren nicht. Die Charaktere bestehen aus Gegensätzen. Eine Eigenschaft überdeckt und verdrängt zeitweise die entgegengesetzte; wechselnd nach Zeit, Umständen und Lebenszonen treten beide auf. Beispiele: Man ist gegen einige Menschen aufrichtig, gegen viele verschlossen, bei Gelegenheit scheut man sich nicht, zu lügen; oder: ein Geschäftsmann rechnet im Geschäft knickerig mit jedem Pfennig, frei vom Geschäft ist er in Geldsachen großzügig; oder: jemand ist im Beruf ordentlich und genau, zu Hause oder in privaten Geldangelegenheiten unordentlich und ungenau, usw. ins Endlose. Von Kant erzählen viele lustige Anekdoten — wie auch von vielen anderen wissenschaftlich hervorragenden, aber „zerstreuten" Professoren —, wie unklar er in ungewohnten Lagen des praktischen Lebens war; denn was ist Zerstreutheit und unpraktisches Wesen anders als Unklarheit auf gewissen Gebieten? Ebenso stand Beethoven manchen Begegnissen des praktischen Lebens mit hilfloser Unklarheit gegenüber, z. B. den Ausbeutungskünsten seines Neffen: Nicht nur die Intelligenz, auch das Gefühl, der Wille und die übrigen Charaktereigenschaften sind in verschiedenen Lebenszonen desselben Menschen verschieden stark. Ihre jeweilige Stärke wird bedingt durch die nähere oder fernere Beziehung einer bestimmten Lebenszone zu der Triebgrundlage des Charakters. Auch dieses Gesetz gilt bis zur Tierwelt hinab: Viele furchtsame Tiere werden mutig, wenn der Sexualtrieb sie ergriffen hat; der Hirsch greift in der Brunstzeit zuweilen den Menschen an; die Katze den Hund, wenn sie Junge hat.

Digitized by Google

Die scheinbare Unstimmigkeit zwischen Handschrift und Charakter erklärt sich also daraus, daß die Handschrift uns den ganzen Charakter, das Leben aber nur zufällige Bruchstücke enthüllt. Kaum kennen Mann und Frau gegenseitig ihren Charakter ganz oder den ihrer Kinder!

Die deutsche Wissenschaft hat alle Ursache, sich gegen das Eindringen des angloamerikanischen Geistes, der aus dem Buch des Herrn Saudek in London mit dem Trieb der Zersetzung spricht, zu wehren, solange es geht. Schließlich wird er freilich auch hier siegen. Wir stehen geschichtlich am Anfang einer Zeit endgültigen Verfalls einer Kultur. Die Bewunderung körperlicher Höchstleistungen, die Leidenschaft für Sport, Tanz und Kino entspricht der Leidenschaft für Tanz und Zirkusspiele der römischen und byzantinischen Verfallszeit, die Tanzmusik ist schon verfallen, indem sie bei niederrassigen Völkern Anleihen macht; das Großkapital regiert jetzt wie damals. Und wenn diese beliebig vermehrbaren Parallelen Optimisten nicht beweiskräftig erscheinen sollten, so bleibt ein furchtbarer naturwissenschaftlicher Beweis für den Niedergang der abendländischen Völker: der Verfall ihres Sexualtriebes, der sich in der immer schneller um sich greifenden Kinderlosigkeit äußert. Die griechischen Kolonien waren den Mutterstädten im Verfall um 100 Jahre voraus. So ist jetzt auch Amerika, das uns die Negertänze beschert hat, dem mütterlichen Europa im Verfall voraus, wenn auch in unserer Zeit des schnellsten Verkehrs nicht mehr um 100 Jahre: der Yankee, der eingeborene Amerikaner, ist schon in der dritten Generation durch Kinderlosigkeit ausgestorben. Beim Niedergang einer Epoche nimmt auch die Schärfe des Intellekts ab. Es naht eine Zeit, wo der „common sense", der nach dem Schein urteilende Massenverstand, über die Wissenschaft triumphieren wird: 300 Jahre nach Eratosthenes und Aristarch wußte niemand mehr, daß die Erde um die Sonne kreist. Man kehrte zurück zu dem kindlichen Ptolemäischen Weltsystem.

Ludwig Aub †

Von Anja Mendelssohn, Berlin

Im November dieses Jahres ist Ludwig Aub gestorben, und mir ist, als sei es nun um ein weniges kälter geworden in dieser Welt. Wo werden die Vielen sich nun hinwenden, die mit ihren verborgensten Leiden und seelischen Gebrechen zu ihm kamen, alle jene, die daran litten, daß sie das Bild ihrer

Digitized by Google

eigenen Seele verloren oder nie besessen hatten, und die ihn baten, es ihnen aufzuzeigen?

Denn das war seine große Fähigkeit.

Blicke ich zurück in sein Leben und in alles, was ich von ihm weiß, so scheint es mir mehr und mehr unmöglich, dies wunderbare und gänzlich aus aller Art geschlagene Sein und Wirken objektiv zu würdigen und darzustellen. Er war alle und alles, er selbst und niemand — ein Wesen, das geschaffen war, erleidend die Welt zu erleben, sich auszulöschen, um „den andern" um so reiner zu spiegeln.

Er nannte sich Charakterologe und er war es aus innerstem Beruf. Aber bei aller Kenntnis der Charakterkunde und ihrer Disziplinen war er noch anderes und mehr. Begabt mit einem über alle Worte feinen Nervennetz, empfänglich für jede zarteste Schwingung und Strahlung, deutete er den Menschen. Er erkannte ihn aus Abbild und Handschrift — er war ein ausgezeichneter Graphologe — aber am tiefsten vermochte er sich einzufühlen, wenn er den Menschen selbst, die lebendige Gestalt, vor sich hatte. Dann ging das Geheimste des fremden Seelenorganismus in ihn über.

Und kam er in Stimmung, regte eine Persönlichkeit ihn an, so durchbrach sein Schauen alle bisher gekannten Grenzen, und er sagte Dinge — seelische Tatsachen, aber auch reale Geschehnisse aus dem Leben —, die nur einem unerklärlichen Tiefblick, einem sechsten Sinn zuzuschreiben waren. Zu seiner Schaukraft gesellte sich eine ungewöhnliche Fähigkeit des sprachlichen Ausdrucks, so daß er sagen konnte, was er fühlte — und bald umgab ihn der geheimnisvolle Nimbus der Hellsichtigkeit und der Fernsicht.

Es ist viel über ihn und an ihm gerätselt worden. Im Laufe der Jahre entstand eine ganze Literatur über das Phänomen Ludwig Aub, die bedeutende Ärzte und Philosophen, Juristen und Dichter zu Urhebern hatte, und die er mit kindlichem Stolz und der Genugtuung des lange Verkannten anwachsen sah. Er selbst konnte sich seine Begabung nicht erklären. „Es ist, als ob ich ein Telegramm erhielte", sagte er einmal, und wollte damit die Eingebungen erklären, die ihm etwa bei der Betrachtung einer Schädelform oder der eigenartigen Gesichts- und Körperbildung eines Menschen kamen. „Aber vieles," setzte er hinzu, „was für Hellsichtigkeit gehalten wird, ist Kombination oder ganz einfach Wissen um die gegebenen psychologischen Abläufe, nichts weiter."

Im übrigen bedrückte sein Problem ihn nicht. Er nahm „sich" hin, voll Freude und Stolz, wenn er eine glückliche Stunde der Inspiriertheit hatte. Er studierte rastlos. Sein kleines Sprechzimmer war angefüllt mit Büchern aus dem Gebiet der Charakterkunde aller Zeiten oder auch mit solchen, die er zu seinem Schaffen in Beziehung brachte. „Der Charakterologe," so sagte er, „muß alles, was er erlebt und liest, in Verbindung bringen mit seiner Arbeit. Er muß Geschichte und Dichtung charakterologisch auffassen. Alles einzubeziehen ist unsere Kunst."

Wer war er? Manchmal spukhaft wie ein elbisches Wesen aus einem unbekannten Zwischenreich, durch das Stimmen sprachen, denen er selbst hin-

Digitized by Google

gebannt zuhorcht, dann wieder klar, sachlich, logisch, oder ein spielendes Kind, das in den kleinen Schwabinger Cafés ungeachtet aller grotesken Wirkung mit heiterer Unbefangenheit Wiener Walzer tanzt... wer im Grunde war Ludwig Aub? Er, dem jede menschliche Seele ein Wunder war, das er zu verstehen suchte und das er verstand, weil er liebte — er selbst blieb unbegriffen. Es war nicht möglich, ihn auf eine Formel zu bringen. Nie werde ich den Augenblick vergessen, wo er mitten in einem heiteren Gespräch sich plötzlich ganz veränderte und gleichsam in einem zeitlosen Gewande dastand, durchflammt von etwas Unsichtbarem, das wir alle spürten. Da war es, als ob einer seiner Rabbiner-Vorfahren in ihm aufstünde, düster, leidvoll und prophetisch, und ich begriff seine Gabe, im andern Menschen zugleich auch die Reihe von dessen Vorvätern zu erschauen.

Er war ein Münchner Kind, voll naiven Frohsinns, humorvoll und eng verwachsen mit dem bayrischen Volk. Vieles in ihm ist zu verstehen aus der Seele dieser Stadt, die immer noch wirkliches Volkstum in sich birgt, so wie sie ihre Volkssprache bewahrt hat. Man mußte ihn einmal am Wirtstisch irgendeines „Vegetarischen" gesehen haben, mit einer Kellnerin sich unterhaltend wie mit einer guten Freundin, um seine ungeheure Volkstümlichkeit zu begreifen. Und in seine Sprechstunde kamen neben dem Gelehrten und der Dame auch der Briefträger und der Arbeiter. Er war ihnen verwandt in seiner urwüchsigen Art und seiner harmlosen Einfalt und Ahnungslosigkeit in manchen Fragen des Geschmacks, die sonderbar im Gegensatz stand zu seiner sonstigen Stufe.

Aub beherrschte die Gesetze des Seelenausdrucks, er wußte viel, und er wandte sein Wissen bewußt besonders in solchen Fällen an, wo die Intuition einmal aussetzte, — aber seine Kraft war doch sein Fühlen, nicht sein Wissen. Dies Fühlen erlahmte — wie bei allen Sensitiven —, wenn eine feindliche oder auch nur skeptische Atmosphäre ihn traf. „Er gibt mir keine guten Strahlen", konnte er über einen Menschen klagen. Erst wenn einer sich ihm vertrauend öffnete, „porenmäßig", dann löste sich in ihm sein volles Können.

Nie werde ich auch die Stunde vergessen, als ich zum erstenmal bei ihm war. Sie war entscheidend für mein Leben. Noch ehe ich ein Wort gesprochen — und sehen konnte der Halbblinde mich ja nicht — rief er mir zu, daß ich den Beruf ergreifen müsse, den ich später wirklich wählte. Mit der inneren Frage, was ich tun solle, war ich zu ihm gekommen. Und dann rollte er mir mein Wesen auf, es ableitend aus Gestalt, Handform, Stimme und dem Ungreifbaren — Fluidum, Strahlung —, sagte mir Charakter, Fähigkeiten, mangelnde und vorhandene Begabung, eindringlich und letztlich gültig.

Aub ist mein erster Lehrer geworden und noch mehr, ein Führer in die Wirrnis menschlicher Wesenheit. Es war kein „System", was er mir gab, obgleich er seine Methode des Einblicks gern so genannt hätte. Es war eine Fülle von Erfahrung, Weisheit und Ahnung, der überströmende Reichtum eines Menschen, der in einem langen wechselvollen Leben immer den Menschen gesucht und verstanden hatte. In diesen Stunden des Gebens und Empfangens

Digitized by Google

hat sich mir Ludwig Aubs geniale Persönlichkeit über alle Wunderlichkeiten hinweg unverlierbar aufgetan.

Er war ein Vorläufer der heutigen Wissenschaften vom Charakter, ein einsamer Pionier, der gezwungen war, sich nach außen hin mit Waffen durchzusetzen, über die wir heute lächeln.

Im übrigen war er nicht blind gegen seine Schwächen. Er wußte um das, was krank, was „unterwertig" war in seiner Anlage, und er sprach offen von seiner Psychopathie. Aber er war sich auch bewußt, daß „keine Überwertigkeit ist ohne Unterwertigkeit", und sein Leben war ein rastloses Sublimieren der erkannten Mängel. So schmolz er die maßlose Reizbarkeit seiner Nerven um in erhöhtes Mitempfinden, seine „Reflexnatur und Charakterlosigkeit" in ein beispielloses Einfühlungsvermögen.

Sein Leib war schwer und krank. Erschüttert und bewundernd sah man zu, wie die Seele durch diese Hülle durchdrang, die oft nichts anderes als Leiden war, und wie er bei alledem heiter blieb.

Ludwig Aub war ein Liebender. Es war Liebe zum Lebendigen, die ihm die zugeworfenen Pforten der Seele öffnete und hineinleuchtete in die Geheimnisse des Leibes. Es hieß oft, er übersteigere die Leute, die zu ihm kamen. Wenn er es tat, so geschah es aus der Ahnung vom eigentlichen Bild des Menschen unter der Maske. Und Vielen hat dies magische Bild des eigenen Wesens ihren Weg gezeigt.

Wir haben gewußt, die wir Ludwig Aub näher standen, daß in diesem kranken Körper das Licht des Lebens nicht mehr lange brennen konnte — und doch war es uns, als könne Aub niemals sterben. Er war von jeher da, zeitlos, ein Kind und ein Weiser, und er würde immer sein.

Und vielleicht ist in diesem Gefühl etwas, das an sein wahres Wesen streift. —

Digitized by Google

DEUTSCHE GRAPHOLOGISCHE STUDIENGESELLSCHAFT

SITZ BERLIN

GESCHÄFTSSTELLE UND BRIEFADRESSE: BERLIN NW 40, IN DEN ZELTEN 10
MICHAELKIRCHSTR. 28 / POSTSCHECKKONTO: BERLIN 108712, E. WARNKE

Sitzungen finden statt jeden ersten Donnerstag des Monats, im Ernst-Haeckel-Saal, In den Zelten 9a. Gäste haben Zutritt.

Sitzungsprogramm 1927, I. Halbjahr

13. Januar: Ordentliche Hauptversammlung: Graphologische Praxis
3. Februar: Vortrag Dr. Achelis: Die philosophische Reichweite der Graphologie
3. März: Graphologische Praxis
7. April: Vortrag Dr. Rockel: Graphologie und Pädagogik
5. Mai: Vortragsabend (Thema wird noch bekannt gegeben)
2. Juni: Graphologische Praxis

Charakterologische Bibliographie

Zusammengestellt von Willi Rink

Barthol. Cocles und Andreas Corvus Mirandulanus:
Physiognomiae Epitome olim a Barptolomeo Coclite Bononiense conscriptum, cum absolutissima Chiromantiae ratione Andreae Corvi Mirandulani, nunc vero recens, summa diligentia, cum pluribus distinctum et completum capitibus, tum a foedis repurgatum mendis prodit in lucem per J. Multagrum.
Straßburg, 1541. — (Kgl. Bibl. Berlin.)
Enthält: 1. De Physiognomia Compendium et primo de signis corporum sanorum et aegrorum, ex parte quatuor complexionum. Von B. Cocles: Nach einer kurzen Aufzählung der Merkmale der warmen, kalten, feuchten, trockenen, gemischten und entmischten Komplexion wird die Bedeutung der Zeichen der einzelnen Körperteile kursorisch ohne nähere Begründung und Erörterung mitgeteilt. — 2. Andreae Corvi Mirandulani, singularis viri eruditionis opus

Digitized by Google

in Chiromantia rarissimum: In der ersten Hälfte wird die Bedeutung der Linien, Berge und Formen der Hand besprochen. Die Verrichtungen der Hand sind in ihrer symbolischen Note kurz gestreift. Ziemlich lückenhafte Darstellung. Etwas ausführlicher werden im zweiten Teil einzelne Variationen und Kombinationen der Linien und Berge an Hand zahlreicher Abbildungen ausgedeutet. Kommt im wesentlichen nicht über die hergebrachte Zeichendeuterei hinaus.

Antonius Molinius:

De diversa hominum natura, prout a veteribus Philosophis ex corporum speciebus reperta est, cognoscenda liber, Antonii Molinii Matisconensis diligentia nunc primum in lucem emergens.

Lugduni, 1549.

Sehr selten. Ein Exemplar in der Kgl. Bibliothek Berlin. Goclenius' Buch ist mehr oder weniger eine Wiederholung dieses Werkes, das auf einen unbekannten Autor (nach Rose auf Apulejus) zurückgeht und von Molinius nur neu herausgegeben wurde. (S. Förster, Scriptores physiogn. etc. Bd. 2. Physiognomia Anonymi, und Quaestiones physiogn.). Enthält in 66 Kapiteln eine Physiognomik des ganzen Körpers nach drei alten Schriftstellern: di Loxo Medico, Aristotele Filosofo, Polemone Declamatore.

M. Antonio del Moulin:

Fisionomia con grandissima brevità raccolta da i libri di antichi Filosofi, nuovamente fatta volgare per Paolo Pinzio. ET per la diligenza di M. Antonio del Moulin messa in luce.

Lyon, 1550.

Italienische Ausgabe des vorigen. Äußerst seltenes Werk. Ein Exemplar in der Mailänder Bibliotheca Braydensis, eins in der Pariser Nationalbibliothek.

Joannes Rothmannus:

Chiromantiae Theorica Practica Concordantia genethliaca, Vetustis novitate addita.

Erphordiae, 1595. — (Univ.-Bibl. Göttingen.)

Im Vorwort wird auf die großen allgemeinen Analogien zwischen Menschen, Planeten, Tieren, Pflanzen, Steinen, Metallen usw. hingewiesen. Der theoretische Teil handelt von den Linien und Bergen der Hand und ihren Bedeutungen sowie von den Fingern mit ihren Linien und verschiedenen Eigenschaften. Der damalige Stand dieser Wissenschaft wird nach den Ergebnissen anderer Autoren kurz zusammengefaßt, ohne daß der Verfasser etwas besonders Neues oder Eigenes bringt. Sehr interessant ist dagegen der zweite praktische Teil. Hier ist zum erstenmal die sehr fruchtbare und anregende Methode angewandt, das Horoskop und das Chirogramm desselben Menschen einander gegenüberzustellen und ihre Ausdeutungen miteinander zu vergleichen. (In neuester Zeit hat Lomer diesen Gedanken weiter ausgebaut; s. Ztschr. f. Menschenkunde, Jahrg. 1,

Digitized by Google

H. 6, S. 58.) Verfasser versucht, auf diese Weise die astrologische Nomenklatur der Chiromantie zu rechtfertigen und die Resultate der Handlesekunst einer genaueren Nachprüfung zu unterziehen. Neunzehn Beispiele werden ausführlich mit abgebildeten Horoskopen und Chirogrammen mitgeteilt und besprochen. Die Darstellung ist ziemlich kritisch gehalten; z. B. werden die astrologischen und chirologischen Daten zweier an demselben Tage desselben Jahres zu ungefähr gleicher Zeit in derselben Gegend geborener Menschen gegeneinander ausgewertet, die Horoskope von Brüdern verglichen usw. Vom letzten Beispiel wird eine ausführliche astrologische Prognose mitgeteilt. Das Schlußkapitel „De anima mundi et spiritu Universi" enthält eine Art naturphilosophische Grundlegung der Chiromantie; es bewegt sich in theologisch verbrämten platonischen Gedankengängen.

Orbilius Anthroposkopus:

Versuch einer Geschichte der Physiognomonik und der damit verbundenen Wissenschaften.

Wien und Leipzig, 1784. — (Univ.-Bibl. Göttingen.)

Außer vielen Literaturangaben, besonders reichlich für die Zeit von 1500—1700 und für das arabische Schrifttum, nicht viel Brauchbares. Selbst die Literaturangaben sind vielfach unvollständig und ungenau. Fülleborn nennt das Buch „ein Kompendium von Albernheiten". Verfasser stempelt alle Kirchenväter, alten Dichter usw., ja sogar Adam (!) zu Physiognomikern. Physiognomik, Traumdeuterei, Astrologie usw. sind bunt vermischt. Das Buch läßt jegliche systematische oder historische Anordnung vermissen.

G. G. Fülleborn:

Abriß einer Geschichte und Literatur der Physiognomik. In: Beiträge zur Geschichte der Philosophie, herausgegeben von Fülleborn, 8. Stück. Züllichau und Freystadt, 1797.

G. G. Fülleborn:

Zusätze zu meiner Geschichte der Physiognomik.

Im 9. Stück der Beiträge. 1799.

Sehr gutes Werk. Kritisch eingestellt. Zuverlässige Belege. Bringt auf knapp 190 Seiten eine Fülle von Wissenswertem. Reichliche Literaturangaben, nicht vollständig, aber gut ausgewählt. Schweift nicht auf andere Gebiete ab wie Orbilius, auf den Verfasser nicht gut zu sprechen ist.

Richard Foerster:

Scriptores Physiognomonici Graeci et Latini. — In Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

Leipzig, 1893. — Verl. Teubner. — 2 Bände.

Der 1. Band enthält: 1. Aristoteles: Physiognomonica (griechisch und lateinisch); 2. Polemon: De Physiognomia Liber (arabisch und lateinisch); 3. Adamantius: Physiognomonica cum epitomis Matritensi

Digitized by Google

et Pseudopolemonis (griech.). — Der 2. Band enthält: 1. Anonymi de Physiognomia Liber latinus (s. a. Molinius); 2. Pseudopolemonis Codicis Gothani Arabici versio latina; 3. Abubecri Rasis ad regem Mansorem de re Medicina Liber 2 (Physiognomonia) translatus ex Arabico in Latinum a Gerardo Cremonensi (s. Teza); 4. Secreti Secretorum Pseudoaristotelici de Physiognomonia caput (drei verschiedene Texte in lateinischer Übersetzung; s. Foerster, De Aristotelis quae feruntur secretis secretorum); 5. Anonymi Byzantini Physiognomonica (griechisch); 6. Sylloge Locorum Physiognomonicorum (umfangreiche Sammlung von Zitaten zur Physiognomik aus griechischen und lateinischen Schriftstellern).

Als Einleitung schrieb Foerster eine sehr ausführliche und eingehende philologische Abhandlung über Person und Werk der bearbeiteten Autoren. In den einzelnen Schriften genaue textkritische Anmerkungen. Das die Arbeit eines ganzen Lebens darstellende Werk ist zum Quellenstudium sehr zu empfehlen.

Richard Foerster:

DE Aristotelis quae feruntur physiognomonicis recensendis.

Kiel, 1882.

Vergleichender textkritischer Bericht über die verschiedenen Codices von Aristoteles' Physiognomik.

Richard Foerster:

De translatione latina Physiognomonicorum quae feruntur Aristotelis.

Kiel, 1884.

Kurze Programmschrift. Enthält die lateinische Übersetzung von Aristoteles' Physiognomik nebst eingehenden textkritischen Bemerkungen.

Richard Foerster:

De Polemonis Physiognomonicis.

Kiel, 1886.

Programmschrift. Philologische Untersuchung der verschiedenen Handschriften. Vergleichende Textkritik.

Richard Foerster:

De Aristotelis quae feruntur secretis secretorum.

Kiel, 1888.

Dieses angeblich von Aristoteles stammende Buch hat die Untertitel: De regimine principum (regum, dominorum, ducum) vel de signis et moribus naturalibus hominis vel liber morum vel epistola Aristotelis ad Alexandrum. Foerster bringt drei verschiedene Texte nebeneinander in lateinischer Übersetzung. Umfangreiche historisch-kritische Ergänzungen.

Richard Foerster:

Quaestiones physiognomonicae.

Kiel, 1890.

Bringt kurze philologische textkritische Untersuchungen, hauptsächlich

Digitized by Google

über die Schrift des Molinius und die Physiognomik des Avicenna und Adamantius.

Valentin Rose:

Anecdota graeca et graecolatina. — Mitteilungen aus Handschriften zur Geschichte der griechischen Wissenschaft. 1. Heft.

Berlin, 1864.

Enthält die Physiognomia des Apulejus nach Polemon (identisch mit der Physiognomia Anonymi; s. Foerster l. c., Molinius und Egidius Corboliensis) und des Egidius Corboliensis Lehrgedicht Metra de Physonomiis. Beide Werke stellen Auszüge aus Loxus, Aristoteles und Polemon dar. Gute historisch-kritische Einleitungen. Enthält außerdem Adamantius: „περὶ ἀνέμων", das nicht in unser Gebiet gehört.

Agnese Schebest:

Rede und Gebärde. Studien über mündlichen Vortrag und plastischen Ausdruck.

Leipzig, 1861. — (Kgl. Bibl. Berlin.)

Bringt in leichtem Plauderton die Grundlagen der Rhetorik. Von einigem Interesse sind das 2. Kapitel (Mimisch-plastische Studien) und das 7. Kapitel (Bedeutsame und nicht bedeutsame Gesten). Die Abbildungen sind wenig wertvoll. Die wesentlichen Stellen sind einem Buch des alten Quinctilianus und einem Werk von Fr. Michaelis (Über „Die Kunst der rednerischen und theatralischen Deklamation") entnommen.

Eduard Reich:

Die Gestalt des Menschen und deren Beziehungen zum Seelenleben.

Heidelberg, 1878. — (Preuß. Staatsbibl. Berlin.)

In der 1. Hälfte werden die von außen die Gestalt beeinflussenden Faktoren (Beschäftigung, Landschaft, Besitz, Nahrung, Klima, Kleidung usw.) besprochen. Der 2. Teil bringt eine mit sehr viel rein anthropologischen Daten vermischte Physiognomik aller Körperteile, die jedoch keine eigenen Resultate enthält, sondern sich im wesentlichen auf die Ergebnisse von Carus und Piderit, Porta, Polemon und Adamantius stützt. Diese seiner Ansicht nach wissenschaftlich begründete Physiognomik nennt Verfasser Anthropognosie. Sehr viele Literaturangaben.

Kupffer und Bessel-Hagen:

Der Schädel Immanuel Kants. — Arch. f. Anthrop. 13, S. 359. — 1881.

Abbildung des Schädels, genaue Beschreibung und Mitteilung der Ausmessungsergebnisse.

W. G. Kelch:

Über den Schädel Kants.

Königsberg, 1804.

Gute Beschreibung des Gipskopfes Kants. Fußt auf Gallschen Anschauungen.

Digitized by Google

P. J. Moebius:

Über die Anlage zur Mathematik.

1. Aufl. 1900; 2. Aufl., Bd. 8 der ausgewählten Werke, 1907, Leipzig, Verl. J. A. Barth.

In der 2. Auflage fehlt der „Anhang" der 1. Auflage über die Grundlagen der Gallschen Lehre, der in erweiterter Form als 7. Band der ausgewählten Werke herausgegeben wurde. Der vorliegende Band behandelt die Wirkungen, die Bedingungen und die wahrnehmbaren Zeichen der Anlage zur Mathematik. Für die Entwicklung bedeutender Mathematiker werden die wichtigsten historischen Beispiele angeführt. „Über die Rechenkünstler" und „Über die mathematischen Weiber" handeln zwei sehr interessante Kapitel. Moebius fußt auf Gall. Als „mathematisches Organ" wird das vordere Ende der dritten Stirnwindung des Gehirns, entsprechend der Stirnecke des Schädels, und zwar vornehmlich der linken Seite, nachgewiesen. Am Schluß ist Galls Aufsatz über den Zahlensinn (aus dem 5. Bd. der Oktavausgabe, S. 130—159) abgedruckt. — Zahlreiche gute Reproduktionen von Mathematiker-Bildern, -Büsten und -Schädeln.

P. J. Moebius und F. Studniczka:

Zum kapitolinischen „Äschylos". — In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum usw. III. 2. 1900.

Mit Hilfe seiner phrenologischen Ansichten über das „Mathematikerorgan" an der linken Stirnecke versucht Moebius in diesem Aufsatz, eine unbekannte Büste (Kopf Nr. 82) des kapitolinischen Museums, die bislang als Äschylos angesprochen worden war, mit dem antiken Mathematiker Archimedes zu identifizieren.

Max Morris:

Körperbewegung als Lebenssymbol in Goethes Jugendlyrik. — Im 26. Bd. des Goethe-Jahrbuches, herausgegeben von Ludw. Geiger, S. 159 bis 171.

Frankfurt a. M., 1905, Verl. Rütten und Loening.

Ein kurzer Aufsatz, der mit Zitaten aus Briefen und Gedichten Goethes das körperseelische Einheitsgefühl des Dichters belegt, aus dem heraus er zu einer Erhöhung der eigenen Körperbewegungen zum Lebenssymbol kam. Die Ausdrucksfülle der Goetheschen Sprache illustriert aufs deutlichste, daß alles menschliche Denken ein Gestalt-Denken ist.

K. Jaspers:

Allgemeine Psychopathologie.

Berlin, 1923. Verl. J. Springer.

Dieses ganz vorzügliche Lehrbuch gibt einen nahezu umfassenden Überblick über den großen Bezirk abnormer seelischer Vorgänge und Erscheinungen. Alle zum Verständnis notwendigen Grenzthemen (z. B. Hypnose und Suggestion, Psychoanalyse, Lehre von den Temperamenten, Charakteren und Persönlichkeitstypen usw.) sind einbezogen

Digitized by Google

worden. Querschnitte durch das ganze Gebiet auf verschiedenen methodologischen Ebenen. Gute Literaturangaben. Das dritte Kapitel ist dem „Ausdruck der Seele" gewidmet. Physiognomik, Mimik, Graphologie usw. werden kritisch-referierend abgehandelt. Dieser Abriß erfreut durch die klare, unvoreingenommene, distanzierte Stellungnahme des Verfassers zu Problemen, die seinem eigentlichen Arbeitsgebiet inhaltlich wie methodologisch ferner liegen, und bringt manche Anregungen und interessante Gesichtspunkte.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Graf Hermann Keyserling: Menschen als Sinnbilder

Darmstadt 1926. Otto Reichel Verlag

Schuf „Die neuentstehende Welt" den Umriß für die grundsätzliche Einstellung des schöpferischen Menschen im Zusammenhang des Weltgeschehens, so erwächst aus diesem Buch ein völlig neuer Begriff geistiger Wirklichkeit.

Daß Geist ein Lebendiges ist, wird an seiner den Tatbestand verwandelnden Wirkung erwiesen, zugleich an dieser Wirkung sein Rang und seine Eigenart ermessen. So entsteht durch die verschiedenen Abschnitte dieses Buches hindurch, deren Gesamtwirkung mehr auf einer Übereinanderlagerung als einer Stufenfolge beruht, ein Bild vom Geist als einem Lebendigen, somit dem organischen Leben Wesensgleichen. Seine Eigengesetzlichkeit erweist sich gegen das mit beispielloser Klarheit in seinen Gesetzen erkannte empirische Dasein abgrenzbar, obgleich beides als unlösliche Einheit und gleichsinnige Äußerung eines Wirklichen oberhalb von rational-irrational aufgefaßt wird.

Die einzelnen Kapitel zeigen nun — implizite das Ganze enthaltend, aber jeweils auf Bestimmtes hin akzentuiert — die verschiedenen Lebensseiten des geistigen Organismus auf: Befruchtungsvorgänge, aus denen Geist erwächst, dann die Möglichkeit zur Formgebung des Empirischen durch das Bewußtsein und die Fähigkeit zur Tatsachenschau, beides Wirkungsseiten des reifenden Geistes. Weiterhin wird durch die Bestimmung des Ansatzpunktes des schöpferischen Geistes in der menschlichen Seele die Tatsache belichtet, daß der Geist durch die Kraft der Verinnerlichung an den noch undifferenzierten Kräften der Tiefe teilhaben kann. So wird das Verstehen für die sinnfällig sich offenbarende Zeugungsfähigkeit des reifen Geistes vorbereitet, deren volle Macht am Beispiel des Magiers als dem Höchstausdruck lebendig-schöpferischer Geistigkeit gezeigt wird, gerade dort ist sie besonders eindrucksvoll, weil dessen Wirken in den Kategorien sachlichen Denkens überhaupt nicht zu fassen ist. Jedes für sich gelesen sind diese einzelnen Kapitel ein wunderbares Beispiel für Sinneserfassung, da in jedem Falle das Verstehen wirklich zu den Tatsachen schaffenden Voraussetzungen vordringt. Zugleich aber geben diese Abschnitte — drittens — eine wachsende Verdeutlichung der Abgrenzung des Wesens geistiger Wirksamkeit vom Wesen empirischen Daseins und legen die unlösliche Verknüpfung und notwendige, aber wechselnde gegenseitige Bedeutung klar. Zunächst wird das Wachstum des Geistes in unmittelbarer Funktion persönlicher Interessiertheit verstanden, als von der Not persönlicher Spannung erweckt. Dadurch wird Geist als lebendige Wirklichkeit untrennbar von der persönlichen Seele. Auf dieser Basis wird das Geheimnis des Fortwirkens einer Idee als verwandelnde Macht aufgezeigt und zwischen einem wirklich im Geist wiedergeborenen und dadurch zu neuer

Digitized by Google

Einheit verdichteten empirischen Sein einerseits und einer einfachen Formgebung des empirischen Chaos im Bewußtsein andererseits unterschieden. Dadurch erfährt das Reich geistiger Zentrierung oberhalb der Normen des empirisch Persönlichen scharfe Abgrenzung gegen das im empirischen Sein gebundene Bewußtsein, am klarsten gegenübergestellt am Bilde Spenglers. Für den schöpferischen Geist nun, dessen Ansatzpunkt in der menschlichen Seele ihm deren noch undifferenzierte Tiefenkräfte erschließt, relativiert sich alles Empirische zum Bedeutungsträger, so daß im Falle des einzigen Beispiels der Person Jesu die völlige Durchdringung alles Lebens vom Geist her einleuchtet, da alles Empirische ganz und gar zum Gefäß umgeschaffen ist.

Dies sind gleichsam nur Kristallisationspunkte der „Menschen als Sinnbilder", die das Inhaltliche kaum andeuten. Alles in diesem Buch ist von den wissenschaftlich bisher errungenen Gesichtspunkten aus erfaßt und begründet, und mehr noch — auf das fortwachsende Leben menschlichen Geistes schöpferisch bezogen. Das Kungfutsewort „Die Keime zu kennen, das ist wohl göttlich" könnte in zwiefachem Sinn als Motto gelten: einmal auf den Inhalt bezogen, weil er alle Wirklichkeit als im persönlichen Geist keimhaft beschlossen erweist, und dann, weil Bilder — und es wurde an Sinnbildern im Sinnbild gesprochen — Wandlung auslösend wirken.

Dr. med. Olga
v. Ungern-Sternberg.

Eleonora Duse: Bildnisse und Worte

Herausgegeben von Bianca Segantini und Francesco von Mendelssohn
170 Seiten. 1926. Rudolf Kaemmerer Verlag, Berlin

Was soll einem dieses Buch von einer Frau, einer „großen Schauspielerin", die vielleicht die Älteren unter uns noch gesehen und bewundert haben mögen, die der jungen Generation aber nur mehr dem Namen nach flüchtig bekannt ist? Das ist die ehrliche Frage, die einem auf den Lippen schwebt, wenn man das Buch zur Hand nimmt. Aber dann öffnet man es und betrachtet zunächst die Bilder, Wiedergaben von Bühnenszenen und Porträtphotographien. Und mit einem Schlage ist man betroffen, entwaffnet, ergriffen! Was ist das für eine Frau, in der die Hingabe und das Mütterliche so groß waren, daß sogar aus Photographien ein Schauer aufsteigt, der uns überströmt und mit ehrfürchtigem Schweigen erfüllt? Wie ist es möglich, daß das Theatralische, das wir für ein „Spiel" zu nehmen gewohnt sind (wenngleich für ein Spiel, das die Welt bedeutet), hier mit einem so neuen Zauber auf uns einwirkt, daß Worte wie „Spiel" und „Bühne" sinnlos werden und leer? — Nach langer, tiefer Versenkung in die Bildfolgen weiß man es mit einem Male: diese Frau lebte ein geträumtes Leben, das mehr war und tiefer glühte als alle sog. Wirklichkeit. Und sie gab sich diesem geträumten Leben wie eine Liebende, ging mit ihrem Herzen restlos in ihm auf; daher kommt

Digitized by Google

uns nicht der Ruf: „Ein Schauspiel, aber ach, ein Schauspiel nur". Die Duse spielte keine „Rollen", sondern errichtete aus Innerstem ein Traumreich auf; wie der strahlend unselige König Ludwig II. sich ein eigenes Reich schuf, in welchem Er allein Herr war. — Nur ein Unverständiger könnte betonen, daß dem Schauspieler doch die Figuren vom Dichter vorgezeichnet seien. In der Duse lebten diese „Figuren" als unbegreifbare Möglichkeiten ihres Wesens, lebten sie tiefer noch als in den Dichtern. Sogar die unscheinbaren Dinge erhaschten von ihrer Seele einen verklärenden Glanz: die Gewänder, die sie trug, die Rosen, die sie in den Händen hielt. —

Neben den Bildern enthält das Buch Worte über die Duse von bekannten Schriftstellern wie Hauptmann, Bahr, D'Annunzio, Rilke, Hofmannsthal, Pirandello usw. Sie sind geschickt ausgewählt und erweitern das Verständnis für die Kunst der Duse nicht unbeträchtlich. Über die Bilder hinaus vertiefen können sie es nicht. —

Wir hoffen sehr, daß das Duse-Buch viele Freunde finden möge, denn es ist ein wunderbarer Beitrag zur — Menschenkunde.

Hans Kern.

K. Geigy-Hagenbach: Album von Handschriften berühmter Persönlichkeiten vom Mittelalter bis zur Neuzeit

Verlag Rudolf Geering, Basel 1926. Preis 20 M.

Das Werk enthält auf 296 Kleinfolioseiten 1359 Faksimiles von 1314 verschiedenen Personen. Einleitung und Benennung ist in Französisch, Deutsch und Englisch erfolgt. Das reiche Material umfaßt Regenten von Pipin dem Kleinen an in Frankreich, Deutschland, Großbritannien, Dänemark, Schweden, Spanien, Italien und Vereinigte Staaten; ferner Päpste und bedeutende Kleriker; Kriegsmänner verschiedener Nationalitäten; Staatsmänner, Reformatoren, Gelehrte und Entdecker, Forscher; Dichter und Schriftsteller; Maler, Musiker, Schauspieler und berühmte Frauen, letztere insoweit sie nicht schon an anderer Stelle vertreten sind. —

Die Wiedergabe ist im ganzen tadellos; auch die Verkleinerung ganzseitiger Briefe erreicht nicht den Grad, der z. B. bei einer Anzahl von Proben in Saudeks „Wissenschaftliche Graphologie" mit Recht beanstandet wurde. Das Buch bietet also zu einem billigen Preise eine reiche Fundgrube für Kunst-, Literatur- und Geschichtsfreunde, besonders aber auch für Handschriftenforscher, für das Studium der Graphologie und der Schriftexpertise. — Solche Studien empfehlen sich nicht nur für Diplomatiker; denn falls dem interessierten Leser etwa das immer noch Beachtung verdienende Werk: „Handbuch für Autographensammler von Günther-Schulz (Leipzig bei Otto Aug. Schulz 1856) zur Verfügung stehen sollte, so möge er in dem Kapitel über Autographenfälschungen S. 37 das hochinteressante Gutachten von Schöll-Sauppe-Zeiß nachlesen, dessen vielseitige und

Digitized by Google

umfassende Beweiswürdigung auch dem graphologisch gebildeten Forscher in schwierigen Fällen mancherlei Anregung zu geben imstande ist. — In diesem Sinne ist dem Werke von Geigy-Hagenbach die weiteste Verbreitung zu wünschen.

A. Delhougne.

Heinrich Zimmer: Kunstform und Yoga im indischen Kultbild

Berlin 1926. Frankfurter Verlags-Anstalt A.G.

Ausgehend von den tiefgreifenden Unterschieden zwischen indischer und klassischer Kunst will das Werk einführen in die besondere Eigenart des figuralen und rein linearen indischen Kultbildes, indem es seine Eigenschaft als Werkzeug (yantra), seine rein funktionale Aufgabe im Yoga-Kult klar herausstellt. Darüber hinaus gibt Verfasser eine tief erfühlte Darstellung der Wesensart des indischen Menschen und seiner Weltanschauung. Die Yoga-Praxis hat hier eine selten klare und schöne, auch dem westlichen Menschen gut verständliche Interpretation gefunden. Buddhismus und Brahmanismus werden in ihren Gemeinsamkeiten und Differenzen besprochen und ihre Beziehungen zu dem in der Literatur recht selten behandelten Lamaismus erörtert. Das Buch hat also neben seiner großen ästhetischen, kunstgeschichtlichen eine nicht zu unterschätzende ethnologische, religionsgeschichtliche und auch menschenkundliche Bedeutung. Sehr interessant sind die Mitteilungen über eine charakterologische Typenlehre der alten Inder und ihre genau ausgearbeiteten Proportionsschemata der menschlichen Gestalt. Die magische Weltanschauung mit ihren vielen, uns samsâra-Gebundenen verschlossenen Möglichkeiten entfaltet vor uns ihre buntesten, verlockendsten Spiele. Der an und für sich sehr spröde Stoff ist von dem umfangreichen, überlegenen Wissen des Verfassers zu eindrucksvollster Plastizität gestaltet; eine glänzende Diktion macht die Lektüre des Werkes zu einem vollendeten Genuß und zwingt den Leser bis ans Ende in ihren Bann. — Eine ganze Reihe sehr guter und seltener Reproduktionen belegt die Sinngebungen des Verfassers. Die großen Gesichtspunkte, von denen aus das Werk geschrieben ist, sichern ihm einen umfangreichen Leserkreis.

Willi Rink.

Walter Jacobi: Auf metaphysischen Wegen
Kurt Kolle: Charakter, Geisteskrankheit und körperliche Gestalt

Heft 5 der Schriftreihe: Arzt und Seelsorger
Verlag Fr. Bahn, Schwerin i. Meckl. 1926. — Preis 0,90 M.

Der erste kleine Aufsatz basiert auf der — unumgänglichen — Annahme, daß die Notwendigkeit, mit der gewisse körperliche Krankheitsprozesse

Digitized by Google

den Aufbau von Charakter- und Persönlichkeitsstrukturen vernichten, einen Sinn involviere, der allerdings über das Individuelle hinausgeht und nur methaphysisch verstanden werden kann. — Die zweite Arbeit, die uns hier besonders interessiert, erörtert die Beziehungen zwischen Charakter und Geisteskrankheit einerseits und Körperbaumerkmalen andererseits. Die Oberflächlichkeit, Subjektivität und Unhaltbarkeit der Kretschmerschen Typologie ist der Angelpunkt der Darstellung, die trotz des knappen zur Verfügung stehenden Raumes viele interessante Problemstellungen aufwirft, leider unter Verzicht auf tieferes Eindringen in die Materie. — Die — sehr zu begrüßende — Schriftenreihe „Arzt und Seelsorger" ist wiederum ein Beweis dafür, daß die uralte psychophysische Frage heute das Zentralproblem des menschlichen Denkens ist.

Willi Rink.

Ehebücher

Ehebüchern gegenüber ist die Einstellung des unbefangenen Lesers stets besonders dubiös. Jeder sucht hier andere Lösungen, jeder formuliert seine Frage anders, jeder quält sich mit seinem ganz besonderen Problem. Und ist daher nur äußerst schwer zufriedenzustellen.

Noch fragwürdiger ist das Verhältnis des Autors zu seinem Buch, sofern es die Ehe betrifft. Denn jeder glaubt, an diesem Punkte seine eigene Apologie schreiben zu müssen, sicher schwelgt jeder einzelne in „Ausweichungen" vor den unerbittlichen Problemen.

Daher war es ein sehr glücklicher Gedanke, ein „Ehebuch" der 24 Autoren herauszugeben (Verlag Niels Kampmann, Celle, 1925). So entstand unter der Leitung des Grafen Hermann Keyserling in Zusammenklang und Diskrepanz der Meinungen eine schön abgerundete Darstellung der vielseitigen Problematik der Ehe. Die Einseitigkeiten und Verdrängungen, die jeder einzelne mit sich schleppt, heben sich hier gegenseitig auf, und die durch die straffe Redaktion des Herausgebers in eine bestimmte Richtung gelenkten Zusammenhänge addieren sich zu einer „neuen Sinngebung", deren Grundlage die reine Erkenntnis ist. So entstand eine Metaphysik der Ehe, die in herber Klarheit den Schopenhauerschen Konflikt dahin entscheidet, daß das Überpersönliche prävalieren müsse und das Glück des einzelnen sich unter das Wohl der Gattung zu beugen habe. Daher auch die Betonung der Rasse, der Blutfrage und der darin gründenden Standesehe, die etwas anderes ist als die „standesgemäße" Ehe des Bourgeois jeder Dimension. Das Wesentliche des Buches scheint mir in dem Nachweis der primären Natur der Ehe, in der Darstellung ihres zweifellos vorhandenen metaphysischen Kernes zu liegen. In dem Zentralproblem der Ehe und ihrer Ausformung in der Wirklichkeit sind die Formen von Staat und Gesellschaft präformiert gegeben. Ob das Patriarchat oder das Matriarchat vorherrsche in den Beziehungen zwischen Mann und Frau,

Digitized by Google

ist entscheidend für Schicksal und Sinn des Einzelmenschen wie der Gesamtheit. Die Ehe ist die sinnvolle soziologische Urform, mit deren Gegebenheit bestimmte soziologische Strukturen von vornherein festgelegt sind, sie ist aber nicht selbst ein soziologischer Faktor, den man im voraus berechnen könnte. Wir haben immer das „Gesellschaftliche" der Ehe betont und vergessen, daß sie Kristallisationspunkt des Biotischen ist. Diese Destruktion der Ehe ist indessen nicht die Folge unserer entfesselten Weltanschauung und Wirtschaftsformen, sondern vielmehr ihre Ursache. Stets noch haben sich mit der Ehe Kultur und Weltbild geändert. Die Ehe alten Sinnes und Stiles hat aufgehört, eine werdende Form zu sein, in sich gerundet und beschlossen. Auch die Ehe mußte mit Notwendigkeit von dem allgemeinen Relativierungsprozeß ergriffen werden, auch sie wurde von dem bequemen Sessel der absoluten Norm verdrängt, auf dem sie sich so lange herumgedrückt hatte, auch sie wird relativiert, d. h. in Vergleich gesetzt und also kritisch abgebaut. Die Würden und Symbole von Matriarchat und Patriarchat sind historische Daten geworden. Die Ehe löst sich gänzlich vom Bios, vom Leben, ab und wird rein logisch, d. h. sinnlos. Wir haben aus ihr einen seelischen Gleichstrommotor ohne besondere dynamische Spannungen gemacht. Die Ehe (êwa = Einheit) ist zu einer durchaus zweckvollen und einwandfreien „Hausratgemeinschaft" verplattet, die ihre Funktionen zu erfüllen hat wie irgendein anderer Mechanismus unserer öden Tage. Die Ehe als Ausdruck tiefster Wesentlichkeit, als Symbol von Schiva und Schakti, von Brahman und seiner sein Wesen entfaltenden Kraft, diese Ehe haben wir verloren und dokumentieren damit unsere Gottverlassenheit und Instinktunsicherheit. Niemals wurden denn auch so viele Fehlehen geschlossen wie heute. Da ist es wohl an der Zeit, „ein Buch der reinen Erkenntnis" zu lesen, das eine „neue Sinngebung" fundieren will und damit schon ins Konstruktive hinübergreift. Aus der richtigen Stellung des Problems und der scharfen Beleuchtung der heutigen Destruktion erwächst ganz von selbst die Forderung einer neuen Auferbauung der Ehe. Jede Erkenntnis schließt das ihr adäquate Postulat in sich und verpflichtet zu Erfüllung und Reife. — Auf die einzelnen Arbeiten kann ich hier nicht näher eingehen, ihre Auswertung würde ein ganzes Heft erfordern. Das Buch als Ganzes wird jeden zu persönlichster, sei es auch vielleicht leidvollster Stellungnahme zwingen und damit beweisen, daß es mit Notwendigkeit geschrieben werden mußte. Etwas später als das Keyserlingsche Ehebuch erschien „Die vollkommene Ehe" von Th. H. van de Velde (Medizinischer Verlag von Benno Konegen, Leipzig und Stuttgart, 1926). Wenn es das Wesen des Pendants ist, zugleich Gegensatz und Ergänzung zu sein, so haben wir hier das Gegenstück des „Ehebuches" vor uns. Dies Werk ist ganz auf Praxis eingestellt. Wir finden eine Physik der Ehe, die die Keyserlingsche Ehemetaphysik in glücklichster Weise ergänzt. Auf der Grundlage einer eingehenden Darstellung der allgemeinen und speziellen Geschlechtsphysiologie des Mannes und der Frau wird eine „Technik der

Digitized by Google

Ehe" im körperlichsten Sinne dieses Ausdrucks aufgebaut, um schließlich die seelische und körperliche Hygiene der Ehe abzuleiten und zu begründen. Nichts von Problemen. Wir gehen in die Hohe Schule der Ehe und lernen ihre praktische Durchführung. Das Eheglück ist ganz im Leiblichen fundiert, der Begriff der Ehe ganz eng gefaßt. Der Titel des Buches müßte eigentlich „Das vollkommene Eheleben" heißen. Obwohl letzte Dinge zur Sprache kommen, ist die bewundernswerte Naivität einer keuschen Natürlichkeit gewahrt. Jede Banalität ist vermieden, in sachlich-medizinischer, ganz unkomplizierter Weise werden wir zum Ziele geleitet, zu der restlosen Verwirklichung des sexuellen Sinnes der Ehe, zu seiner Verfeinerung in der „Hoch-Ehe", der dauernden Fortsetzung der „Hoch-Zeit". Die Intensivierung einer gewissen Polarität soll die anziehenden Kräfte der Ehe verstärken. — Der Verfasser will sein Werk zu einer Trilogie vervollständigen. Allen Muckern und ihrer Aufregung zum Trotz freuen wir uns auf die folgenden Bände: der zweite soll durch eine psychologische Bearbeitung der Frage, wie man die Ehe glücklich erhalten könne, den abstoßenden Kräften entgegenarbeiten; das dritte Buch wird das Problem der Fruchtbarkeit und der Unfruchtbarkeit der Ehe behandeln. — Das Gesamtwerk wird eine Fülle wertvollsten und notwendigsten Wissens bergen.

Die Ehe ist keine „Institution", keine exogene Einsetzung, sondern ein naturnotwendiges Attribut des Menschenlebens, dessen Formen sich mannigfach wandeln. Ihre Ein-Richtung als bürgerliche Familie zwang ihr wesensfremde Interessen auf. Äußere Gesetzlichkeit erstickte ihre innere Vitalität und bahnte ihren Untergang an, vor dem wir heute zu stehen schienen. Daß sich aus dem Chaos neue Formen kristallisieren werden, das beweist das ungeheure Interesse, mit dem der Mensch der Gegenwart Ehebücher liest und ihre Probleme erleidet. — Nun denn, — der Sinn der Ehe ist die Hemmung, die „Fessel". Die Reibung ist der täglich neue Urgrund des Lebens. Die Ehe hat keinen Sinn, wenn er nicht täglich neu zelebriert wird zu neuer Gestaltwerdung, an der das Alte mit Einsicht zu sterben hat. Die Ehe ist eine Pflicht. Nur wer Brahman erkannt hat, die selige Bläue, ist ihrer ledig und darf Maya zurückfluten lassen ins Nirwana ohne Namen, Formen und Gestalten, erlöschen im Sturz zu sich selbst. . .

Diese — letztlich ethische — Besinnung tat not. Willi Rink.

Verantwortliche Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Celle, Trift 25.

Digitized by Google

GESPRÄCHE ÜBER PSYCHOANALYSE

VON HANS PRINZHORN

Der bekannte Autor des Werkes „Die Bildnerei der Geisteskranken" gibt hier in geistvollem Dialog Einblicke in die tiefe menschliche Bedeutung der Psycho-Analyse für unsere Zeit, für die sie bezeichnend ist, wie wenige geistige Strömungen sonst. Das letzte Kapitel von Wert und Gefahr des Bewußtmachens und von der wahren Überwindung der Psycho-Analyse ist besonders bedeutungsvoll.

Preis Ganzleinenband M. 4.50

★

NIELS KAMPMANN VERLAG / CELLE

ALFRED SEIDEL

BEWUSSTSEIN ALS VERHÄNGNIS

AUS DEM NACHLASSE HERAUSGEGEBEN VON HANS PRINZHORN

224 Seiten. Geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.50

Das düstere Pathos des Titels ist mehr als ein leeres Wort: es geht in diesem Buche nicht um Erwägungen, sondern um Entscheidungen. Weil der Verfasser seinen eigenen, mit unerbittlicher Klarheit gezogenen Entscheidungen nicht gewachsen war, opferte er sich seinem Wahlspruch „Nihilisierung des Nihilismus" und schied 29 jährig freiwillig aus dem Leben. In der Radikalität der Problemstellung und in diesem Schicksal gemahnt er an Weininger. Der Herausgeber des nachgelassenen Werkes, Hans Prinzhorn, hat sich nicht darauf beschränkt, von der Persönlichkeit des ihm befreundeten Seidel ein knappes Bild zu entwerfen. Er holt weit aus und stellt den jungen Verfasser vor einen zeitgeschichtlichen Hintergrund, aus dem sich einige Strömungen deutlich abheben: der Umkreis von Nietzsche, Max Weber, Ludwig Klages, der Psychoanalyse. Dadurch erhält Seidel eine symbolhafte Bedeutung für die junge Generation, die sich aus so viel Bewegungen: Wandervogel, freideutsche Studentenschaft, sozialistisch-kommunistische Strömung, Neuromantik u. s. m. erst befreien muß, um stark genug zum Aufbau einer Kultur zu werden. So ist Alfred Seidel ein ganz ungewöhnlich reiner und klar überschaubarer Vertreter für eine Menschenart, die für das Gesicht dieser Zeit charakteristisch und von tiefer Bedeutung ist.

★

VERLAG FRIEDRICH COHEN, BONN

Digitized by Google

ARTHUR HOFFMANN

PSYCHOSOPHIE

Wesen und Bedeutung der verstehenden Seelenkunde

(6. Heft der gemeinverständlichen philosophischen Schriftenfolge „Weisheit u. Tat")

M. 1.75, bei Dauerbezug der Schriftenfolge M. 1.30

„Hoffmann ist — mit Recht — der Ansicht, daß sich aus dem Streite der Schulen heute eine Seelenkunde herausgebildet hat, die den tiefsten geistigen Bedürfnissen unserer Zeit wertvolle Handreichungen bieten kann." (Dr. Arthur Buchenau in der „Geisteskultur".)

„Die kleine Schrift ist wohl geeignet, in die Probleme der geisteswissenschaftlichen Psychologie im allgemeinen und des ‚Verstehens' im besonderen einzuführen. Bemerkenswert sind besonders die Hinweise auf Kant und auf die Bedeutung der verstehenden Seelenkunde." (Verstehen und Bilden.)

FERDINAND WEINHANDL

PERSON, WELTBILD UND DEUTUNG

Gebunden M. 5.25, broschiert M. 4.50

Inhalt: Deutung und Gestalt — Sinndeutung des Lebens — Vom Erbe des deutschen Idealismus — Das Führerproblem auf der Grundlage des deutschen Idealismus — Die weltanschaulichen Grundlagen der Volksbildungsarbeit — Person und Schicksal — Das Leben aus der Mitte — Dichtung und Metaphysik.

„Die Person auf der einen, der Sinn des Lebens auf der anderen Seite sind die beiden Pole, die den Erscheinungsreichtum dieses Daseins zur Einheit binden, ohne die Vielgestaltigkeit des Lebens aufzuheben oder auch nur abzudämpfen. Deutung soll das starre Denken in fertigen Systemen und abstrakten Weltanschauungen ablösen und den Gedanken mit allen Kräften der eigenen Existenz vermählen. Die vielstimmige Sprache der Erscheinungswelt zu verstehen, wird erstes Anliegen, mag sie zu uns nun durch das Medium künstlerischer, dichterischer, musikalischer Gestaltung, durch Landschaft und sittliche Tat, Ethos und Religion, Alltag oder Schicksal sprechen. Glaube wird als die schöpferische Kraft im Menschen, Gleichnis als sein höchster Gedanke erkannt." (Aus dem Vorwort.)

„Ein Beitrag zu dem Ringen um die großen metaphysischen Probleme, die uns heute wieder mehr denn je beschäftigen. Dabei führt nur die erste Abhandlung ‚Deutung und Gestalt' in die eigentliche prinzipielle Auseinandersetzung und Sicherung hinein. Die anderen Aufsätze sind durchaus konkreten Fragestellungen gewidmet, und darin dürfte der besondere Wert des Buches für den mehr praktisch eingestellten Menschen zu suchen sein. Die Titel zeigen die große Lebensnähe des Verfassers. Der Vortrag ‚Das Leben aus der Mitte' ist ein feines Beispiel echten jugendlichen Führertums. Der Wert des Buches steht fest, weil es ein groß und einheitlich angelegter Versuch ist, aus tiefen Kräften heraus ein Weltbild zu gewinnen." (Christentum und Wissenschaft.)

„Eine Lehre, wie sie ein gläubiger junger Deutscher hier verkündet, muß der Nation von vornherein gemäß sein: geht sie doch von der Person aus, die nicht nur als ein Individuum, sondern auch als ein Organon zu begreifen ist. Zu ihr tritt als das Unvorhersehbare das Schicksal in die wechselweise Beziehung des Tuns und Leidens. Bei dieser Begegnung der Person mit dem Schicksal, der Freiheit mit dem Glauben, erweist sich aber, daß das Schicksal nicht etwa ein der Person Fremdes ist, vielmehr, wie Hegel es ausspricht, ‚die Erscheinung dessen, was die bestimmte Individualität an sich als innere ursprüngliche Bestimmtheit ist'." (Neue Freie Presse, Wien.)

VERLAG KURT STENGER / ERFURT

Digitized by Google

Auch bei anfänglichen
Skeptikern hat die politische
Monatsschrift zur Pflege der Deutschen Eintracht

DER ZUSAMMENSCHLUSS

rasch wachsenden Beifall gefunden. Dieser einzigartige neutrale Treffpunkt der staatstreuen Kräfte aller politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Richtungen erstrebt Milderung, nicht Steigerung der inneren Gegensätze als Grundlage zu

DEUTSCHLANDS WIEDERAUFBAU!

Unter Mitwirkung von weit über
100 führenden Persönlichkeiten der verschiedensten Lager herausgegeben von
Dr. FRIEDRICH THIMME und Dr. EDUARD HEMMERLE

Bezugspreis vierteljährlich nur M. 3.—
Probenummern kostenlos!

Deutschlands größte politische Gegenwartsaufgabe ist die straffere Zusammenfassung aller staatstreuen Kräfte!

Aus dem Inhalt:

Heft 1: Aufruf. — Geleitwort des Reichskanzlers Luther. — Thimme, Zur Einführung. — Rademacher, Tragik der Wahrheit. — Brauns, Zur sozialen Verständigung. — Hemmerle, Parteien und Parlamentarismus. — Baumgarten, Konfessioneller Friede. — Schwertfeger, Dolchstoß. — Heft 2: An unsere Leser. — Thimme, Deutsche Weltgeltung. — Hemmerle, Zusammenschluß der bürgerlichen Parteien. — Schulte, Fürstenenteignung. — Thimme-Iburg, Beitrag der Kirche zur Einigung des Volkes. — Heft 3/4: Thimme, Zusammenschluß als europäisches Problem. — Göhre, Deutschlands künftige Politik im Völkerbund. — v. Rheinbaben, Deutschland und der Völkerbund. — Hemmerle, Auseinanderstrebende Kräfte und ihre Bekämpfung. — v. Campe, Demokratie und Parlamentarismus. — Bredt, Verbindendes und Trennendes. — Brief des Reichskanzlers Marx. — Gertrud Bäumer, Deutsche Jugendbewegung, — Zeck, Mangel an politischem Verstehen. — Bornemann, Staatspolitischer oder gesellschaftspolitischer Zusammenschluß? — Hoeber, Görres und die deutsche Verfassung. — Weber, Problematik des Wirtschaftsfriedens. — Heft 5: Thimme, Parole Zusammenschluß. — Schmitz, Notwendigkeit der nationalen und sozialen Gegensätze. — Bornemann, Demokratie und Parlamentarismus. — Lauscher, Konfessioneller Friede. — Wallau, Einigung der Kirchen in und seit Stockholm. — La Roche, Kirchliche Treuga Dei. — Heft 6: Thimme, Neuer Abschnitt deutscher Politik. Göhre, Paneuropa und England, — Schreyvogl, Anschluß und Zusammenschluß. — Stählin, Verfassungsfeier. — Hemmerle, Staat und Parteien. — „*", Silverbergs Rede. — Bornemann, Ein evangelisches Zentrum? — Heft 7: Thimme, Deutsche Zukunftsperspektiven. — Hellpach, Staat von Weimar. — Löbe, Reform der Parlamente. — v. Frankenberg, Kritik des Hasses. — Frank, Synthese oder Kompromiß? — Baumgarten, Konfessioneller Frieden. — Mahling, Pfarrer und Politik. — Kissing, Jugendherbergsache. v. Bülow, Potemkin. — Heft 8: Thimme, Was ist des Deutschen Vaterland? — Timpe, Volksdeutsche Arbeit. — Marbefka, Änderung des Dawes-Plans. — Pauline Montgelas. Alte Werte und neue Ziele. — Buchheim, Die konservativen Grundsätze und der neue Staat. — v. Martin, Evangelische ins Zentrum? — Sinn, Wir Frauen und die Partei. — v. d. Esch, Parteiprogramme. — Schwellenbach, Deutscher Beamtenbund. — Noack, Politik und Bodenreform. Außerdem in allen Heften: Innerpolitische Rundschau. — Spiegel der Deutschen in Eintracht und Zwietracht. — Ferner nach Bedarf: Briefe an die Herausgeber. — Bücherbesprechungen.

EINZELHEFT 1 MARK

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder durch den Verlag

*

VERLAG HANS SCHELLER G. M. B. H., BERLIN SW 68, FRIEDRICHSTR. 213

Digitized by Google

Soeben erschien:

PHILOSOPHIE DER ZUKUNFT

Eine Grundlegung der Kultur

von

Wilhelm Sauer

ord. Professor an der Universität in Königsberg

Zweite Auflage

Mit Tafeln und Figuren. Lex.-8°. 1926. XVI und 428 Seiten
Geheftet M. 8.—; in Leinwand gebunden M. 10.—

Unsere vielfältig gespaltenen, ruhelosen, zerrütteten Zeiten verlangen dringend nach Zusammenfassung und Einheit. In dem vorliegenden Werke wird ein Blick auf das große gewaltige Ganze der Kultur, ja auf das Weltall und den Weltgeist selbst gewagt und eine einheitliche, allumfassende, geschlossene Welt- und Lebensanschauung entwickelt. Dabei wird erstmalig der Zukunftsgedanke als Leitmotiv der Kultur durchgeführt. Im Gegensatz zu der Theorie Spenglers trägt das Werk einen aufbauenden Charakter. Der Zug der Kultur durchläuft vier große Kulturgebiete: Religion und Moral, Kunst, Wissenschaft, Werkkultur (Wirtschaft und Technik, sonstige Berufsarbeit); die Entwicklung wird im einzelnen verfolgt unter Aufzeigung der Tiefstände und der Höhepunkte im Kulturleben.

*

Aus den Besprechungen der ersten Auflage:

Wir haben es hier mit einem Werke zu tun, welches sich mit starkem Willen zur Metaphysik wendet. Diese ist jedoch nicht als Wissenschaft gemeint, sondern als „Versuch, das dem subjektiven, religiösen Empfinden entsprechende, wissenschaftlich notwendige Objektive mit den Mitteln der Wissenschaft und unter der Hilfe der Kunst zu bestimmen". Das Unternehmen ist getragen von einem gewaltigen Schwung des Denkens und einem Aufruf zur Tat, wie sie sich ähnlich nur bei einem Fichte, Nietzsche und Eucken finden, und von einer ästhetischen Durchdringung des Stoffes, wie sie an Schelling erinnert: Neuromantik. Daß der musikalisch tief verstehende Jurist gerade Schönheit und Gerechtigkeit als die obersten Kulturwerte preist und die Religion nur in einer starken Umdeutung ihres eigensten Wesens bestehen läßt, ist gewiß kein Zufall. Aber über die originale Bewältigung einer ungeheuren Stoffmasse, über die umfangreiche Belesenheit des Verfassers und über den gesunden, vorwärtsdrängenden, zukunftsfrohen Lebensaffekt, welcher das ganze Werk erfüllt, wird sich auch der freuen, der wissenschaftlich und metaphysisch, philosophisch und theologisch die Dinge ganz anders sieht als der Dichter und Prediger der Philosophie der Zukunft.

Königsberg i. Pr. / Prof. Lic. Dr. Hans Rust
Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie

VERLAG VON FERDINAND ENKE IN STUTTGART

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

2. JAHRGANG MÄRZ 1927 HEFT 6

INHALT: *Ludwig Klages*: Nietzsche und seine Handschrift / *Ludwig Ferd. Clauß*: Erforschung der Rassenseele / *Hans Prinzhorn*: Medizin und Persönlichkeitsforschung / *Joh. M. Verweyen*. Zur Charakterologie der Sachlichkeit / Abschnitt für gerichtliche Schriftvergleichung mit Beiträgen von: *L. Klages*, *S. Römer*, *M. Keller* / Bücherbesprechungen

Nietzsche und seine Handschrift

Von Ludwig Klages

Hat jemand ein breit angelegtes Werk über Nietzsches psychologische Errungenschaften verfaßt und es dabei unternommen, bis in die Kernschicht des Nietzscheschen Wesens zu dringen, um aus ihr sowohl die eigentümlichen Leistungen des unvergleichlichen Denkers wie auch seine Widersprüche abzuleiten, so vermöchte ihn keine Strenge gegen sich selbst davor zu bewahren, in seine Deutung von Nietzsches Handschrift anderweitig gewonnene Wissenselemente einfließen zu lassen. Während deshalb hier das graphologische Charakterbild nur eine Nebenrolle spielt, soll in der Hauptsache eine Fragengruppe behandelt werden, deren Lösung weit über den Einzelfall hinaus grundsätzliche Bedeutung beansprucht, und der mit Vorbedacht gewählte Titel „Nietzsche und seine Handschrift" möchte vorweg darauf hindeuten, daß gewisse Züge des Nietzscheschen Werkes an den Aufschlüssen gemessen werden, die uns über sein Wesen seine Handschrift erteilt.

Um aber auch dabei noch gegen vorgefaßte Meinungen gewappnet zu sein, hat Verfasser die sogleich zu entwickelnde Fragenreihe seinen beiden besten Mitarbeitern vorgelegt, die — aus hier zu weit führenden Zufallsgründen — weder mit Nietzsches Werken noch mit seinem eigenen Buche darüber vertraut sind. Ihre Aufgabe war, unabhängig voneinander jene Fragen, soweit möglich, zu beantworten und nach Lust und Laune je eine Charakterskizze hinzuzufügen. Vergleicht man unsre abermals unabhängig davon entstandene Arbeit, eingerechnet den ans Ende gestellten Charakterisierungsversuch, mit den Ergebnissen unsrer beiden Kollegen (die leider nicht genannt zu sein wünschen), so tritt neben wenigen sachlichen und ganz außerordentlichen Dar-

Digitized by Google

stellungsverschiedenheiten in den Punkten, auf die es ankommt, dermaßen weitgehende Übereinstimmung hervor, daß die Grundfrage, von der die Einzelfragen diktiert wurden, als eindeutig entschieden gelten muß mit Hilfe des Rüstzeugs graphologischer Technik allein. Als Material sind zugrunde gelegt die zahlreichen Nachbildungen von Schriftstücken Nietzsches aller Lebensalter aus dem Buche „Nietzsche im Spiegelbilde seiner Schrift" von Isabelle Freifrau von Ungern-Sternberg, von denen wir mit Beistimmung des Verlages (C. G. Naumann, Leipzig) zwei hier wiedergeben, beides Briefseiten, die erste von 1875, die zweite von 1883.

Bevor wir die Einzelfragen aufzählen, um deren Beantwortung es uns zu tun ist, sei das allgemeine Problem erörtert, durch das deren Auswahl veranlaßt wurde. Bis vor ungefähr dreißig Jahren war es die überwiegende Meinung aller künstlerischen und literarischen Berichterstatter, die Werke der schöpferischen Geister spiegelten deren Wesen, Charakter, Persönlichkeit wieder. Ein Maler, der überzeugende Bilder sinnlicher Ausschweifung schuf, wäre darnach selber mit Ausschweifungshang behaftet gewesen; ein Dichter, der uns Tiefblicke in die Seelen düsterer Asketen vermittelte, selber ein Büßer, und ein Sittenprediger, der durch die Macht seiner Rede die Gemüter der Hörer zu überwältigen verstand, selber ein Muster hochsittlichen Lebenswandels. Je mehr der unbefangene Blick auf die Tatsachen diesen allzu simplen Gedankengang zu erschüttern drohte, umso mehr bildete sich und zwar nicht am wenigsten unter dem Drucke gewisser Anschauungen Nietzsches in spitzfindigen Köpfen die genau entgegengesetzte Meinung heraus, daß gerade die Abwesenheit von Eigenschaften vermeinten Wertes und eine Art leidenschaftlicher Sehnsucht darnach deren wahrheitsgetreue Darstellung möglich mache; welchem gemäß, um gleich ein recht drastisches Beispiel zu wählen, etwa Demosthenes, weil er einen Zungenfehler hatte, oder mindestens doch nicht ohne ihn zum großen Redner geworden wäre! — Beide Ansichten irren. Es sei uns verstattet, hier im Wortlaut die Sätze wiederzugeben, mit denen wir zuerst 1908 in den „Graphologischen Monatsheften" und hernachmals 1910 in unsern „Problemen der Graphologie" die Richtung gewiesen haben, die allein zum Ziele zu führen verspricht.

„Wir streifen damit eine Frage von größter Allgemeinheit und Bedeutung: die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Charakter jemandes und seinen Idealen. — Der Durchschnittsmeinung, die beides konfundierend an den Idealen den Charakter abliest, hält der Scharfsinn entgegen, daß man erfahrungsgemäß vielmehr solche Vorzüge schätze und suche, die man nicht besitze; welche Ansicht unstreitig den größeren Schein des Rechtes für sich hat. Gerade das zarte

Digitized by Google

Weib will vom Manne Tapferkeit, Stärke, kriegerisches Wesen und umgekehrt; der Poet, der mit überzeugender Glut messalinische Feste schildert, haust bei Wasser und Brot zufrieden in der Dachstube; ein Forschergenie wie Mommsen zergliedert mit überlegener Kritik die Taten auch der größten Staatsmänner und ist selbst ein äußerst mittelmäßiger Politiker. — Dennoch läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß niemand etwas würdigen könnte, das zu erleben ihm durchaus versagt wäre. Der Furchtsame, der sich an Räubergeschichten ergötzt, lebt in seinem Helden und dessen todverachtender Tapferkeit, und das vermöchte er nicht, wenn nicht auch er vom Stoff dieses Helden bärge. In der Wirklichkeit allerdings überwöge die Furcht; dahingegen lesend weiß er sich, ob noch so sehr gefesselt, vollkommen sicher und darf seiner Kühnheit frönen ohne Rücksicht auf seine noch größere Ängstlichkeit. Und ebenso geht es in allen ähnlichen Fällen. Zu den „guten Vorsätzen", „frommen Wünschen" und sonstigen Illusionen gelangen wir durch Abstrahieren von den Schranken so des äußeren als des inneren Lebens. Die Ideale sind zwar Elemente des Charakters, aber losgelöst aus dem natürlichen Zusammenhange aller übrigen und darum entledigt ihrer tatsächlichen Fesseln. Die Bahn ihrer stärksten Entfaltung wird außer von Forderungen des Zeitgeschmacks offenbar bestimmt durch ein Gesetz des Ausgleichs, kraft dessen solche Triebe am üppigsten Ideale bilden, die in der Wirklichkeit am schlechtesten befriedigt werden. Mit seinen Träumen hält sich der Mensch für manche Entsagungen und Verluste schadlos. Seine Ideale sind recht eigentlich der Reichtum seiner Armut."

Mit einem einzigen Satze ist darnach das „Ideal" immerdar ein vermeinter Vorzug, von dem der daran Glaubende und mehr noch der Glaubensschöpfer, gemessen an der Stärke seines Wunsches darnach, habituell nicht genug hat. Was wir schon völlig besitzen oder doch zu besitzen meinen, das brauchen wir nicht erst zu wünschen, und wovon wir garnichts besitzen, das kann deshalb nicht zur Wünschbarkeit werden, weil wir außerstande sind, es zu erleben. Hat man das einmal begriffen, so weiß man auch schon, daß von Fall zu Fall die Frage offen bleibt, ob es mehr die Größe der Hemmung oder mehr die Stärke des ursprünglichen Dranges war, was zu idealbildenden Wünschen Anlaß gegeben. Liegt jenes vor, so haben wir die „Ideale" vorwiegend aus dem Gesichtspunkt des Gegensatzes zu irgendwelchen Eigenschaften ihres Erfinders zu würdigen, wenn aber dieses, dann aus dem Gesichtspunkt der Übereinstimmung mit ihnen. —

Fassen wir lediglich Nietzsches Werke ins Auge, so stellt er sich dar: einmal als der unerbittliche Kritiker aller bisherigen Ideale der Menschheit und zumal der gesamteuropäischen Ethik, sodann als der

Digitized by Google

Eröffner einer Philosophie des Orgiasmus mit ihrem Preise der „überströmenden Gesundheit" und der „Fülle des Daseins", endlich aber als der Verkünder einer neuen Tugendreihe, die er seine „Wertetafel" oder auch „Gütertafel" zu nennen pflegt. Nur diese kommt für unsre Untersuchung in Frage. Ehe wir die wichtigsten seiner Werte namhaft machen, sei in äußerster Kürze der Gedankengang angedeutet, mit dessen Hilfe uns Nietzsche zu ihnen hinführt.

Durch seine sämtlichen Schriften geht das „Landgraf werde hart". Sein „Herrenmensch" (H) ist in erster Linie hart, sein „Sklavenmensch" (S) in erster Linie weich. Der H nennt die Härte, die er selber besitzt, gut, der S die Härte, die er nicht besitzt, böse und konstruiert aus dem Gegensatz zu ihr sein Gutes. Insoweit demgemäß der Begriff des Bösen eine Erfindung des S ist, wird für Nietzsche aus dem Bösen das Gute, aus dem angeblich Guten des S dagegen das Schlechte. An die Stelle der Scheidung nach „Gut und Böse" setzt er die Scheidung nach „Gut und Schlecht"; welchem gemäß sein Gutes zahlreiche Züge des früheren Bösen enthält. Das ist der wesentliche Sinn seines „Jenseits von Gut und Böse". Noch wäre zu sagen, daß die Eigenschaften des H für Nietzsche den Inbegriff der „Vornehmheit" bilden, ein heute verbrauchtes, damals noch unverbrauchtes Wort; die Eigenschaften des S den Inbegriff der Unvornehmheit oder Pöbelhaftigkeit. Unvornehm, pöbelhaft, schlecht bedeuten also in Nietzsches Munde so ziemlich dasselbe.

Vorstehender Hinweis würde zur Not schon genügen, um Nietzsches Wertetafeln in der Hauptsache daraus abzuleiten; doch sei im Vorbeigehen einiger Stellen gedacht, die er seinen Lieblingseigenschaften gewidmet hat. In seiner 1886 geschriebenen Selbstkritik zur „Geburt der Tragödie" spricht er von einer „Vorneigung für das Harte, Schauerliche, Böse, Problematische". In der „Morgenröte" zählt er vier Kardinaltugenden auf: redlich, tapfer, großmütig, höflich. Im Zarathustra heißt es unter „Vom Lesen und Schreiben": „Mutig, unbekümmert, spöttisch, gewalttätig — so will uns die Wahrheit: sie ist ein Weib und liebt immer nur einen Kriegsmann." — Wie sehr übrigens Nietzsche hundertfach mit seinen Bezeichnungen wechselt je nach dem Gegensatze, den er heraustreiben will, so sehr doch runden sich die ihm wünschenswerten Eigenschaften zwanglos zu einem Gesamtbilde, dessen wichtigste und wesentlich zusammenstimmende Züge wir im folgenden unter Verwendung ausschließlich der Namengebung Nietzsches und mit Voranstellung je eines Stichwortes in acht Gruppen anordnen. Aus theoretischen Gründen hätte man eine andre Zusammenstellung bevorzugt; hier aber handelt es sich nur um leichte Übersichtlichkeit.

Digitized by Google

Nietzsches Wertetafeln

Mut — Tapferkeit — Furchtlosigkeit — Unerschrockenheit — Beherztheit — Kühnheit — Tollkühnheit.
„Versuchergeist" — Wagemut — Mutwille — Argwohn — List — Verwegenheit.
Härte — Tiefe — gefährlich — böse — Bosheit — kriegerisch — gewalttätig — fatalistisch.
Selbstherrlichkeit — Unabhängigkeit — Unbekümmertheit — trotzig — schweigsam — Hoheit — Stolz.
Selbstbestimmung — Selbstbeherrschung — Zucht des Herzens — Maß — Strenge — Kälte — Verantwortlichkeit — Redlichkeit — Treue.
Vornehmheit — Feinheit — Sicherheit — Geduld — Einfachheit — Ritterlichkeit — Scheu vor dem Alter — Dankbarkeit — Größe.
Gerechtigkeit — Großmut — Freigebigkeit — Großherzigkeit.
Heiterkeit — ausgelassen — Halkyonier — Tänzer.

Wir werfen nun die Frage auf: Läßt sich auf Grund von Nietzsches Handschrift entscheiden, ob es mehr seine Teilhabe an den aufgezählten Eigenschaften oder mehr die Teilhabe an deren Gegenstücken gewesen sei, was ihn bestimmte, aus ihnen seine „Ideale" zu machen? Gesetzt, es wäre auch nur in der Mehrzahl der Fälle eine klare Entscheidung möglich, so hätte man unter anderem darüber Gewißheit erlangt, ob Nietzsche persönlich mehr auf die Seite des „guten" oder des „bösen" Menschen gehöre — versteht sich, im Geiste bisheriger Ethik — und ob er also mit seiner Bejahung von Härte und Mitleidlosigkeit vornehmlich das eigene Wesen bejahe oder vielmehr sich wehre gegen eigene Weichheit und Milde. — Kaum brauchen wir anzufügen, daß damit über die „Richtigkeit" der gedachten Werte in keinem Falle das mindeste ausgemacht wäre. Nicht die Allgemeinverbindlichkeit von Nietzsches Lehren steht hier in Frage, sondern einzig ihr Zusammenhang mit seinem Charakter.
Bei der Betrachtung von Nietzsches Handschrift lassen wir völlig beiseite die mancherlei feinen Zitterformen, häufigen Strichbrechungen (Ataxien), ungewollten Strichverdoppelungen und sonstige Spuren ausrutschender Federführung. Wenn es auch sehr gewagt und höchstwahrscheinlich unrichtig wäre, sie mit seiner mutmaßlichen Infektion in Verbindung zu bringen, weil nämlich Ansätze dazu bis in die Handschrift seiner Schülerjahre zurückreichen, so sprechen sie doch von Störungen im Nervensystem und schalten daher für die Erfassung der Persönlichkeit aus. Davon abgesehen bitten wir solche Leser, die mit den Grundtatsachen der Graphologie schon eingehend oder auch nur

Digitized by Google

einigermaßen vertraut sind, ihre graphologischen Kenntnisse einen Augenblick zu vergessen, um das Gesamtbild der Handschrift vollständig unbefangen auf sich wirken zu lassen. Da das am besten durch Vergleichung gelingt, haben wir aus einer früheren Arbeit je eine Probe der Handschrift Goethes, Hegels, Carus' und Schopenhauers neben die Proben der Handschrift Nietzsches gestellt. Wer über ein Buch mit Schriftnachbildungen der Vergangenheit verfügt, möge die Reihe erweitern und etwa auch Proben Lessings, Herders, Schillers, Kants, Fichtes, Schellings, Hölderlins, Kleists, Eichendorffs, Arndts, der beiden Humboldts, Jordans, C. F. Meyers, Kellers, Bachofens, Fechners, Lotzes, Dührings usw., kurz, möglichst zahlreicher Geistesgrößen aus der zweiten Hälfte des 18. und aus dem 19. Jahrhundert zum Vergleich heranziehen. Er wird dann bestätigen, was schon die kleine hier gebotene Auswahl vermuten läßt, daß alle diese Handschriften, so ungemein sie voneinander abweichen mögen, einander ähnlicher sind als irgendeine der Handschrift Nietzsches. Aus dem gesamten Zeitraum von den Tagen unsrer Klassik bis zur letzten Jahrhundertwende kennen wir keine einzige Handschrift einer hervorragenden Persönlichkeit, die sich auch nur entfernt derjenigen Nietzsches vergleichen ließe. Verpflichtet uns schon das überaus hohe Formniveau zu affirmativer Auslegung der graphischen Eigenschaften, soweit es irgend nur angeht, so legt uns die Neuartigkeit des Duktus überdies die Annahme nahe, sein Urheber stelle so etwas wie einen bis dahin noch unbekannten Typus dar, den nach einem der üblichen Begabungsschemate (wie Tatmensch, Forscher, Philosoph, Künstler, Dichter usw.) zu verstehen wir schwerlich erwarten dürfen[1].

Wir verharren noch ein Weilchen im Zustande jener möglichst absichtslosen Empfänglichkeit, die uns zu einer Art seelischen Spiegelung des zu deutenden Bildes befähige, unablässig bereit, den inneren Wiederhall sich verstärken zu lassen durch den Vergleich. Hier mag eine allgemeinere Bemerkung am Platze sein. — Das beste, was jemand aus einem Anschauungsgegenstande, sei es Handschrift, sei es Hausfront, Bildsäule, Zierleiste, Gemälde, Tondichtung usw. von dessen seelischem Gehalt herausholt, verdankt er nicht einer Wissenschaft, sondern der Feinheit und Tiefe seines Eindrucksvermögens. Ein darin Hochbegabter

[1] Einen weiteren Beleg dafür gibt endlich das Buch der Freifrau Isabelle von Ungern-Sternberg. Dort sind nämlich, abgesehen von Nietzsches Verwandten, Schriftbeispiele folgender Personen wiedergegeben: Wagners, Cosima Wagners, Burckhardts, Gobineaus, Erwin Rohdes, Koeselitz', Gersdorffs, Goethes, Beethovens, Napoleons und Bismarcks, und auch unter ihnen lassen sich bei immensen Verschiedenheiten immer noch verhältnismäßig mehr Ähnlichkeiten aufweisen als mit der Handschrift Nietzsches. — Die immerhin größte Strukturähnlichkeit mit ihr zeigt übrigens die Handschrift seines Vaters!

Digitized by Google

kann z. B. eine Handschrift deuten, ohne je von Graphologie gehört zu haben, und gelangt möglicherweise zu Einsichten, die über das wissenschaftlich Begründbare beträchtlich hinausreichen. Beschäftigt er sich darauf mit Psychologie des Schreibens, so begegnet es ihm vielleicht, daß er zunächst an Sicherheit der „Intuition", wie es zu heißen pflegt, erheblich einbüßt, ob er auch später — oft allerdings erst nach Jahren — sich zweifelsohne bereichert finde und zu gewissen Leistungen befähigt sehe, die er ohne die Hilfe der Wissenschaft niemals vollbrächte. Was nämlich diese, nachdem sie erst einmal „einverleibt" ist, der Weisheit des Schauens hinzufügt, ist die bedeutende Steigerung des Vermögens, die an und für sich kaum zu beschreibenden Stimmungen, die mit der pathischen Inempfangnahme von Anschauungsgegenständen einhergehen, in Urteile zu übertragen.

Wer sich nun solcherart dem graphischen Bilde anheimgibt, bedarf nicht mehr als gewöhnlicher Begabung, um — zumal im Kontrast mit den übrigen Bildern — folgende Hauptzüge seines Gehalts zu erkennen: etwas eigentümlich Lichtes, Helles, seidig Glänzendes, fast möchte man sagen „Ätherisches" bei weitgehendem Mangel an Wärme — ein von Natur schon in äußersten Höhen Heimisches und zu immer höheren, immer kälteren Höhen Emportreibendes (gleich dem Albatros in Nietzsches gleichnamigem Gedicht), das mit der Tiefe und Unterwelt kaum noch zusammenhängt, es sei denn durch die Reichweite des geistigen Blickes, dem eben deshalb jedes Abwärts und Unten zum „Abgrund" wird — etwas Durchsichtiges, Immaterielles, Kristallisches, äußerstes Widerspiel des Wolkigen, Dunstigen, Dehnbaren, Fließenden, Wogenden — etwas ungemein Hartes, Scharfes, glasartig Sprödes bei völliger Abwesenheit des Vermittelnden, Ausgleichenden, Kontagiösen — etwas bis ins letzte Geformtes, Fertiges, ja Ziseliertes, ein Filigran des Geistes, das allenfalls Steigerung, nicht aber Wandlung, Umprägung, Erneuerung zuläßt — und bei alledem nun einen perlenden Rhythmus, durch den das Gesamtbild trotz seiner überschärften Prägnanz und souveränen Unnahbarkeit etwas schwebend Vibrierendes bekommt. — Schon nach diesen Feststellungen, die jeder bestätigen wird, der sich dem Eindruck des Anschauungsbildes rücksichtslos überläßt, erleidet es keinen Zweifel, daß Nietzsches Handschrift mit den vordringlichsten Seiten seines Werkes zum Erstaunen übereinstimmt; welchem gemäß der Versuch, seine Wertetafel aus dem Gegensatz zu seinem Wesen zu erklären, wenig Aussicht auf Erfolg haben dürfte. — Doch wir wenden uns nunmehr der Kennzeichnung und Auslegung des graphischen Tatbestandes zu.

Vorausgeschickt sei, daß die Ausgiebigkeit (= Länge der Grundstriche in den Kurzbuchstaben) durchschnittlich mehr unsrer zweiten als

Digitized by Google

unsrer ersten Probe entspricht und daß die mit den Jahren wachsende Annäherung der Schriftlage an die Steilheit in den Manuskripten überhaupt, besonders aber in den späteren vollendet ist. Der Übergang zur handschriftlichen Steilschrift bei medialer Federhaltung war in den achtziger Jahren etwas ungewöhnlich Regelwidriges, bildet daher ein Element der Neuartigkeit dieses Duktus und ist auch deshalb merkwürdig, weil er der Kultur des Schreibens vorausläuft; denn heute wird Steilschrift bekanntlich in zahlreichen Schulen gelehrt und bildet überdies ein selbstverständliches Zubehör der inzwischen zu neuem Leben erwachten Zierschrift[1]. Angesichts der hervorragend guten Verteilung der Nietzscheschen Schriftzüge auf jeder beliebigen Seite so seiner Briefe wie seiner Skripten werden wir den Anteil nicht übersehen, den auch bei ihm an der Auslotung der Hauptrichtungen der Gestaltungsdrang genommen hat, doch aber im Hinblick auf die sonstige Schriftbeschaffenheit die Ursache in einem idiopathischen Gefühlsleben erblicken, worüber sogleich genaueres[2].

Was uns nämlich neben der Schriftlage wohl zuerst ins Auge fällt, ist die überaus spitze Winkelbindung bei ungemein regelmäßig sich abhebendem Reibungsdruck und völligem Mangel an Teigigkeit (mit gelegentlich leiser Andeutung von Arkade und sog. gestützter Nebenrichtung sowie linkswärts eingekrümmter Schlußarkade). Die Handschrift ist viel zu vibrierend, als daß wir nicht ein reiches Gefühlsleben ansetzen müßten; aber dieses Gefühlsleben hat seine Stärke nicht im sympathetischen Austausch mit der Umwelt, sondern findet sich gleichsam eingeschlossen in den Organismus seines Trägers, weshalb wir es mit Verwendung einer vor Jahrzehnten von uns wiederaufgenommenen Prägung des altgriechischen Denkers Annizeris ein idiopathisches Gefühlsleben heißen. Im größten Gegensatz zu Goethe (und noch mehr zu Schiller) haben wir es hier mit einer in sich bewegten, nach außen aber abgeschlossenen, merkwürdig distanzierten, wesentlich unsozialen, innerlich einsamen Persönlichkeit zu tun, deren sicherlich hervorragende Eindrucksfähigkeit unter keinen Umständen verwechselt werden darf mit Gemütsweichheit und mitleidsvoller Anteilnahme. Die Erlebnisse eines solchen Charakters sind im engsten Wortsinn seine und nur seine Erlebnisse, und würden sie bis zur Stärke und Tiefe des

[1] Wer sich von den bedeutenden Leistungen überzeugen möchte, die heute auf dem Gebiete der sogenannt ornamentalen Schrift wieder möglich geworden sind, der sei hingewiesen auf das nicht genug zu rühmende Werk des Bahnbrechers und Führers R. von Larisch: Unterricht in ornamentaler Schrift, 9. Aufl., Wien, Österr. Staatsdruckerei.

[2] Zu den frühen Vorläufern der Steilschrift gehört unter anderem Gobineau. Nach der interessanten Probe zu urteilen, die von seiner Handschrift das Buch von I. von Ungern-Sternberg bietet, ist an ihr nun aber die Ästhetik überwiegend beteiligt.

Digitized by Google

Rausches gedeihen, so wären es gewiß nicht die Räusche erotischer Zweisamkeit!

Mit der eben gebotenen Kennzeichnung von Nietzsches Gefühlsbeschaffenheit haben wir durch Mitberücksichtigung gewisser Schrifteigenschaften, welche die Bedeutung der Schärfe und Winkligkeit noch beträchtlich verstärken, der graphischen Charakteristik schon um ein weniges vorgegriffen. Es sind das: die weitgehende Vereinfachung (man beachte z. B. die oft zur bloßen Langlänge verminderten h's, zumal in der zweiten Probe) — der fast ausnahmslos stattfindende Fortfall der Schlußzüge — die intermediär zur Enge neigende Mittelweite (vgl. etwa Fig. II das m in „im" am Schluß der 3. Zeile, das n in „und" am Schluß der 9. Zeile, das m in „Jemanden" 10. Zeile, die n's in „haben" und „davon" 21. Zeile) — die häufige Gehöhltheit (Konkavität) der Langlänge mit Öffnung nach rechts — die durchgehende Genauigkeit in der Setzung der Oberzeichen — endlich die bei so hoher Eigenart bemerkenswerte Leichtleserlichkeit, mit der sich eine gewohnheitsmäßige Selbstbindung des Schrifturhebers an einmal übernommene Vorschriften anzeigt.

Tritt in einer stark bewegten Schrift eine derartige Abgeschlossenheit, Zusammengefaßtheit und Strenge zutage, so haben wir ein ungewöhnliches Maß von Selbstbeherrschung anzunehmen, und es versteht sich, daß deren Grundlagen auch aus dem Gesichtspunkt einer Gehemmtheit des Lebens der Triebe zu würdigen sind. Ein solcher Charakter hat nicht nur eine schlechterdings bloß ihm eigentümliche Gesinnung, die ihn gegen äußere Einflüsse panzert, sondern er richtet mit den Forderungen, die ihm aus ihr erwachsen, unweigerlich auch das eigene Verhalten. Wie er in sich den Maßstab trägt, der ihm eine seltenste Unabhängigkeit des Urteils gewährleistet, ebenso ist er unnachsichtig gegen sich selbst, mehr noch wie gegen andere, und nicht gewillt, sich den kleinsten Verstoß zu gestatten gegen das Gesetz (die Norm, die Maxime oder wie man es nennen mag), ob auch er selber es war, der das Gesetz befohlen hat und wie sehr es aller bisherigen Ethik Hohn sprechen möge. Wenn er im Zarathustra wieder und wieder rhetorische Fragen wie diese stellt: „Bist du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugenden?", so dürfen wir keinen Augenblick zweifeln, daß damit sein auf Selbstbeherrschung abzielender Eigenwille zu Worte kommt. — Die nicht selten feinen Nachbesserungen in seiner Handschrift zum Zweck der Verdeutlichung (vgl. etwa diejenige am T des Wortes „Trieb" 3. Zeile Fig. I) beurkunden außerdem, daß ihr Urheber sich gewöhnte, Selbstkontrolle zu üben, und verraten im Rahmen eines so geistvollen Duktus einen hohen Grad von Bewußtheit. Ein dermaßen überwaches Verantwortlichkeits-

Digitized by Google

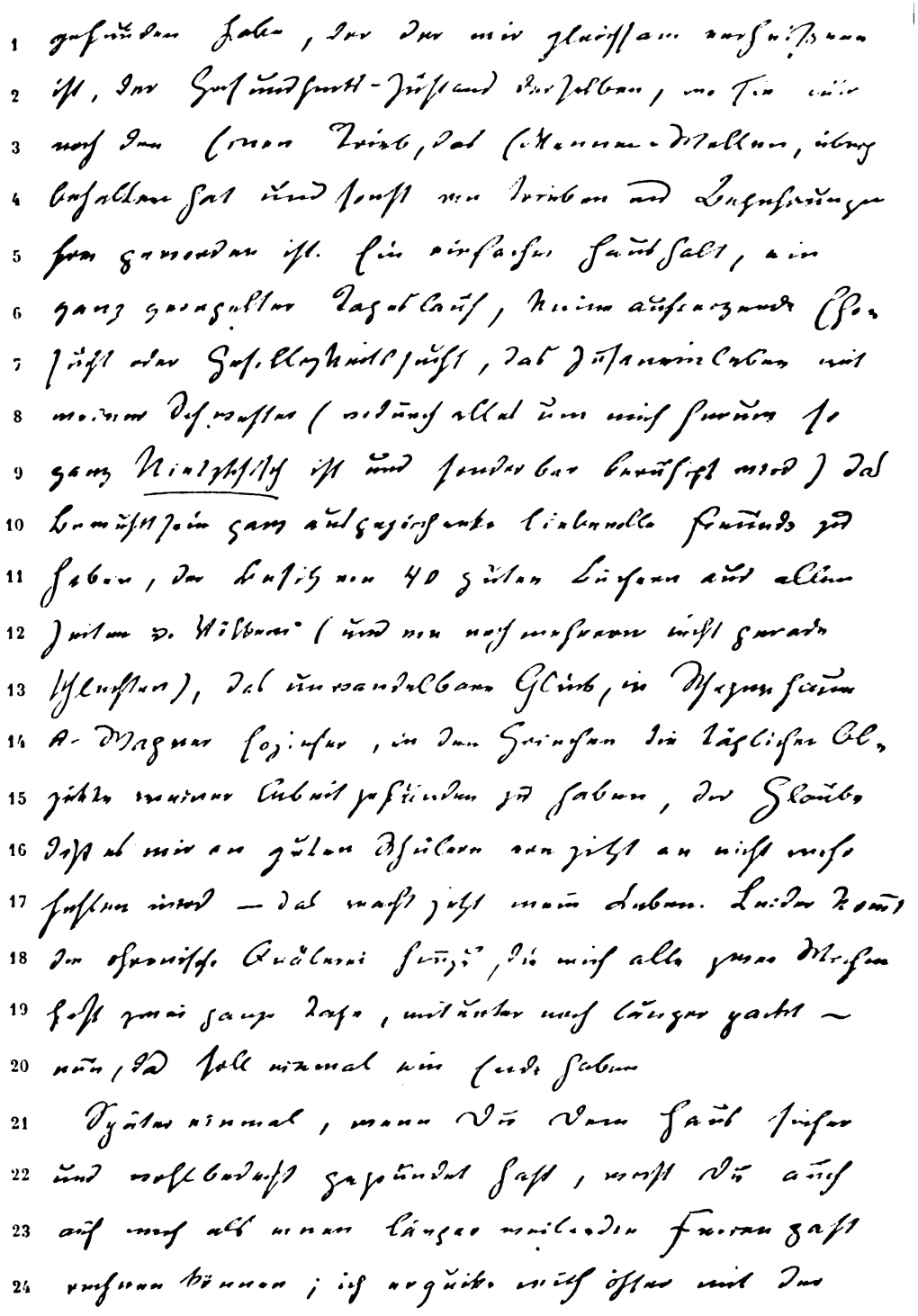


Fig. I. Nietzsche (1875)

Digitized by Google

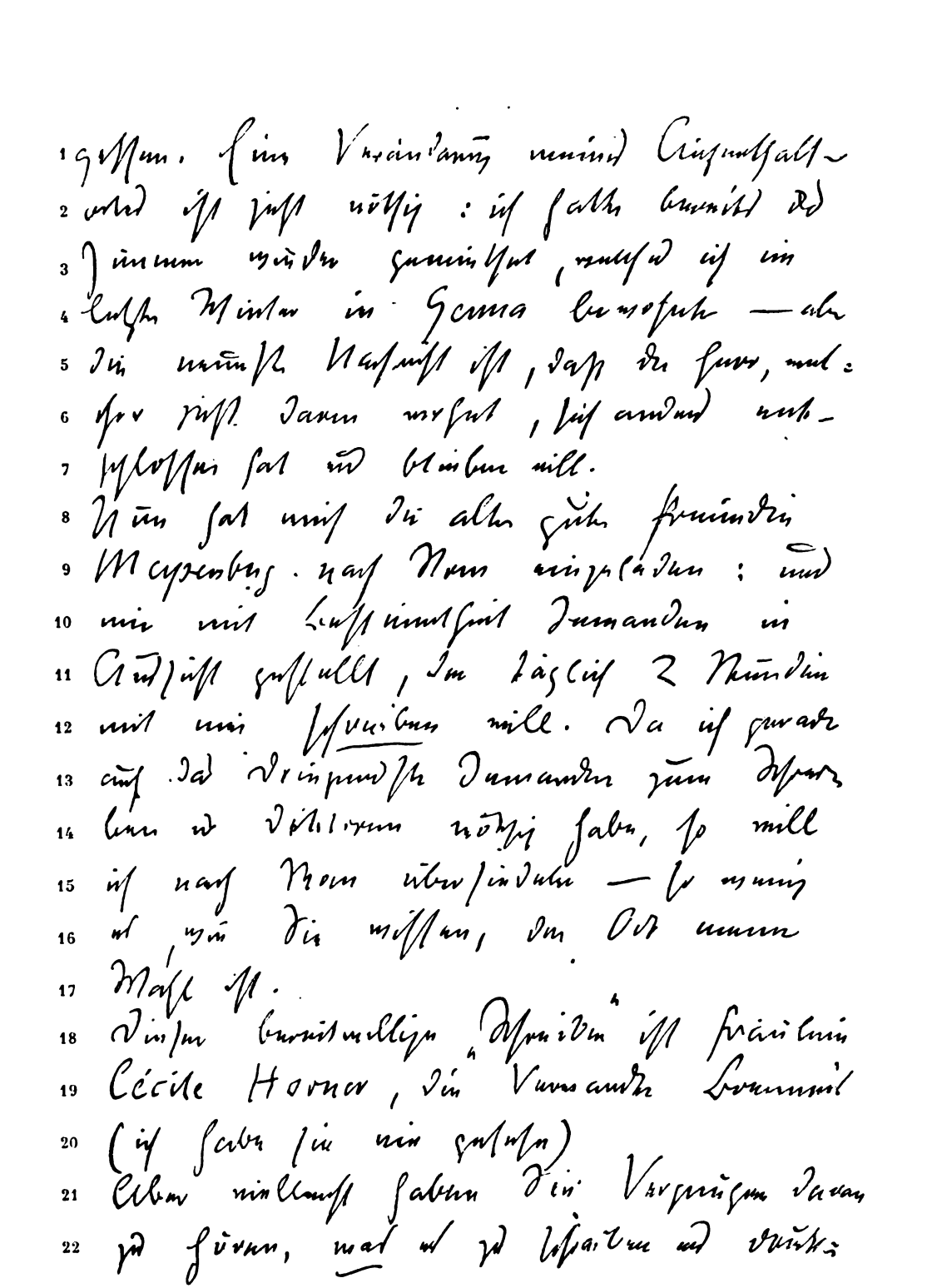


Fig. II. Nietzsche (1883)

Digitized by Google

gefühl macht aber jedes Sichgehenlassen, macht sogar das impulsive Aussichherausgehen unmöglich. Nietzsche war nach Ausweis seiner Handschrift eine langsam reagierende, abwägende, langsam sich entschließende, eine, wenn auch keineswegs unaffektive, so doch die Äußerung ihrer Wallungen mit kaum je versagender Festigkeit bemeisternde Natur. Verschwiegenheit und Mangel an Redseligkeit ergeben sich daraus von selbst.

Stellen wir dem an die Seite die zahllosen feinen Schwankungen: in der Weite und Höhenausdehnung der Kurzbuchstaben, im Neigungswinkel auch der Mittel- und Langbuchstaben, in Teilstücken der Zeilenführung (nicht gerechnet die Strichbrechungen, Strichverdoppelungen und mannigfachen Federentgleisungen), woraus in Verbindung mit der gleichsam zögernden Behandlung der Oberzeichen sublimste Feinfühligkeit, aber auch große Irritierbarkeit und Störbarkeit spricht, so folgt ein Dauerzustand seelisch-geistiger Gespanntheit, der ebenso unverträglich scheint mit hingebender Gelöstheit wie mit moralischer Milde und Duldsamkeit. Und nehmen wir noch den Ansatz zu gelegentlicher Einkrümmung der Kurzlängen am Wortschluß hinzu (z. B. in „Nun" Fig. II Zeile 8) sowie vielfach wiederkehrende, wenn auch minime, Linksläufigkeiten (vgl. vor allem die häufig mit häkchenförmiger Rückbiegung endigenden u-Haken besonders in der zweiten Hälfte von Fig. I oder das b in „Schreiben" Fig. II Zeile 18), endlich die bisweilen stark geknickten d-Köpfe (nicht in diesen, aber in andern Proben erkennbar), so blicken wir in ein außerordentlich erregbares und gleichsam beständig erzitterndes Seelenleben, meilenfern aller Beschaulichkeit und bloßen Betrachterruhe, dessen gleichwohl gebändigte und nichts weniger als verbindliche Haltung eine herrische Geistigkeit vermuten läßt von bis ans Grausame streifender Schärfe und Kälte.

Hier dürfen wir aber nicht länger die allerpersönlichste Seite dieser despotischen Geistigkeit übergehen. Wie jeder Handschriftendiagnostiker mit einem einzigen Blick bemerkt, ist das ganze Schriftbild durchsetzt mit ausgesprochenen Anfangsbetonungen, bestehend teils in Überhöhungen, teils in Verbreiterungen der Großbuchstaben. Man vergleiche in Fig. II: Zeile 1 „Eine", „Veränderung", „Aufenthaltortes" — Zeile 5 „Nachricht" — Zeile 8 „Nun" — Zeile 9 „Meysenburg" — Zeile 11 „Aussicht" — Zeile 12 „Da" (!) — Zeile 15 „Rom" — Zeile 16 „Sie" — Zeile 18 „Schreiben" — Zeile 19 „Verwandten" — Zeile 21 „Vergnügen". Daraus entnehmen wir zwar in erster Linie gewaltigen Selbstschätzungstrieb, im Zusammenhange aber einer Schrift vom obersten Formniveau auch ein durch nichts zu erschütterndes Selbstbewußtsein und in Rücksicht auf die fast vollendete Steilheit unbeugsamen Stolz. Allein solcher Stolz, weit entfernt, selbstgenugsamer

Digitized by Google

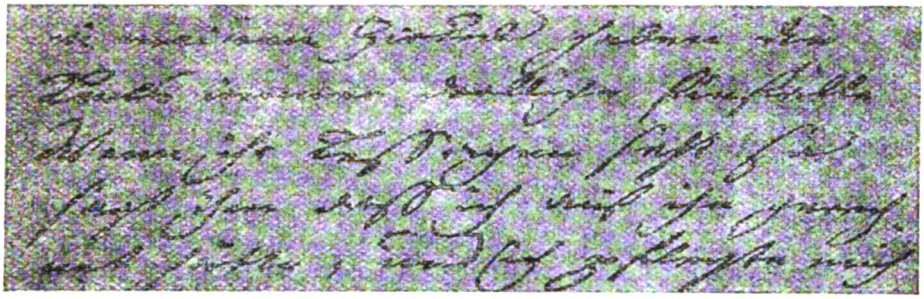


Fig. III. Goethe (1774)

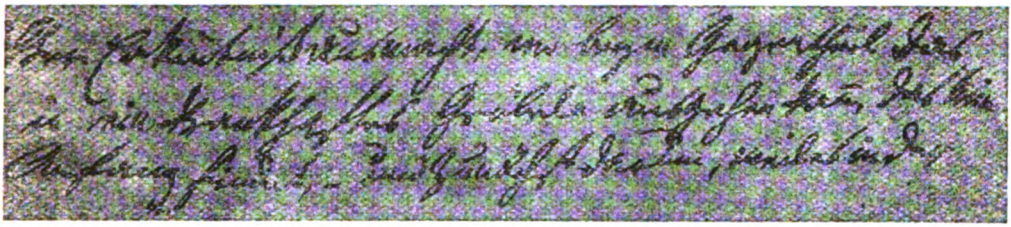


Fig. IV. Hegel (1822)

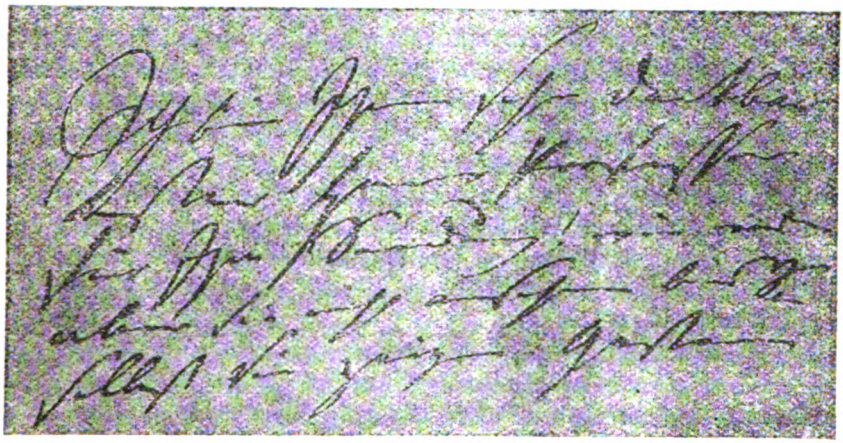


Fig. V. C. G. Carus

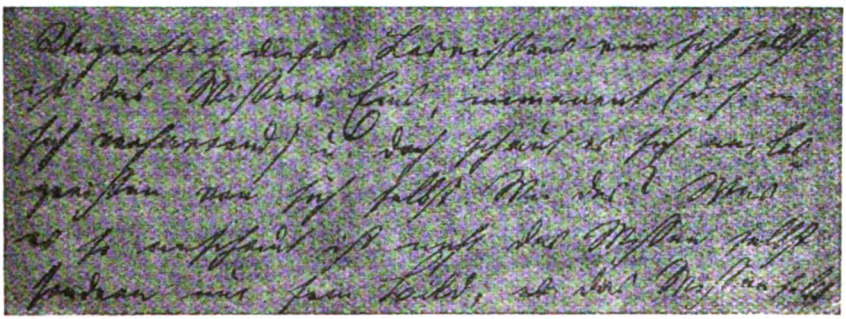


Fig. VI. Schopenhauer im Alter von 23/24 Jahren

Digitized by Google

Blick aus olympischer Höhe zu sein, findet sich einem unruhvollen Empordrängen zugesellt, einem Trieb zum Höher und Mehr, zum Übertreffen und Überbieten oder — mit Nietzsche zu reden — dem Willen zur Macht. Denn, ist auch die Längenunterschiedlichkeit nur eine mittlere, so treffen wir doch wieder und wieder auf ansteigende Formgestaltung. Nicht nur das V in „Veränderung" Fig. II Zeile 1 verrät es uns deutlich und das V in „Vergnügen" der 21. Zeile wenigstens angenähert, sondern es wollen auch die beträchtlichen Überhöhungen des dritten über den zweiten Gipfel in dreispitzigen Großbuchstaben aus demselben Gesichtspunkt gewürdigt sein. Wörter wie „Winter" Fig. II Zeile 4 und „Wahl" Zeile 17 vereinen fast mustermäßig überragende Anfangshöhe mit treppenförmig ansteigendem Typenbau.

Wie sehr immer hinter Nietzsches leidenschaftlichem Erkenntnisdurst, wovon noch zu reden sein wird, schließlich alle „Interessen" zurücktreten mußten, so unterliegt es graphologisch doch nicht dem leisesten Zweifel, daß er persönlichen Ehrgeiz von mehr als gewöhnlicher Intensität besaß, womit wir zum erstenmal auf eine kaum zu überhörende Dissonanz zwischen Wesen und Wertung gestoßen sind; da denn freilich gerade hier eine Zwiespältigkeit auch seiner Anschauungen spürbar wird. Sooft er nämlich von Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht spricht, tut er es mindestens wegwerfend, meist sogar mit Akzenten der Verachtung und wie als ob es ihn äußerste Mühe koste, dergleichen Regungen nachzufühlen; auf der andern Seite aber hat er dem Auszeichnungsverlangen, eingerechnet dem damit verbundenen Neid, als der „guten Eris" Hesiods Lobesdenkmale errichtet, im Siegen- und Hervorragenwollen einen „unüberwindlichen Zug der Natur" angesetzt und daraus zu rechtfertigen gesucht die agonale Leidenschaft der Hellenen!

Diese Persönlichkeit ist in jedem Augenblick gefechtsbereit, und wir meinen, man müsse die kriegerische Note ihrer Vitalität zum Ausgang nehmen, um die besondere Richtung ihrer Intelligenz, um sogar noch den wesentlichsten Teil ihrer geistigen Gaben zu verstehen. Verlegt man, was in symbolischer Bedeutung „Schlagfertigkeit" heißt, in die höchste Ebene philosophischer Besinnung, so hat man, wie uns scheint, für eine folgenreiche Gruppe der intellektuellen Fähigkeiten des Schrifturhebers den einheitlichen Beziehungspunkt, wo nicht den Quellpunkt, ermittelt! Halten wir seine Handschrift und insonderheit deren zweite Probe nochmals neben die Schriftzüge eines Goethe, eines Hegel, Carus, Schopenhauer und fragen wir uns, was sie von ihnen allen im Hinblick auf die Symptome der Geistesverfassung und fast bis zur Gegensätzlichkeit unterscheide, so finden wir mühelos: Nietzsches Handschrift, wechselweis hinter ihnen zurückstehend bald an Schwere und

Digitized by Google

Wucht, bald an Schwung und Fluß, bald an dynamischer Energie, überflügelt sie weit mit bedeutungsmäßig klarster Gliederung (weite Trennung der Wörter und Zeilen), mit jener Vereinfachung, die unwillkürlich das Gerüst der Lettern beinahe nackt heraustreibt, mit einem stoßartig immer von neuem einsetzenden Impetus (sehr häufige Unterbrechungen innerhalb der Wörter nebst ausgeprägter Tendenz zur Absonderung der Anfangsbuchstaben). Es brauchte nicht der aus andern Schriftstücken von ihm ersichtlichen Zuspitzungen von übrigens gern nach oben rechts (!) verlängerten Schlußzügen, nicht der nicht selten säbelförmigen Klammern, nicht der mit Vorliebe nach unten schlagenden Schlußrichtung des großen deutschen L sowie des analog vereinfachten K (angedeutet in der 2 der 11. Zeile von Fig. II), um darin den Geist des Fechters zu erkennen, des Fechters nun freilich im Reich der Gedanken, der gleichsehr abwehrgerüstet wie angriffsentschlossen jeden Urteilsantrieb mit einem Antrieb zum Gegenurteil erwidert, den von Augenblick zu Augenblick stattfindenden „Einfällen" mit gefährlich kritischen „Ausfällen" begegnet und im „Schlag-auf-Schlag" der sich kreuzenden Klingen mit überlegener Kaltblütigkeit den Gegner im Auge behält oder, minder metaphorisch gesprochen: dem Gegeneinander der Geltungsansprüche unablässig aufzuckender Gedankenblitze mit dem unbestechlichen Blick fast eines richterlichen Zuschauers beiwohnt.

Sollte uns Goethes Handschrift zunächst etwa episch oder auch lyrisch anmuten, Hegels grüblerisch und theologisch, Schopenhauers feingeistig-literarisch, die des Carus heftig und betriebsam, so mutet uns Nietzsches in solchem Grade dramatisch an, daß uns im Gegenschein jene andern nun alle ein wenig idyllisch vorkommen! Jede von ihnen paßt in einen engeren oder weiteren, immer aber ganz bestimmten Rahmen zeitbedingter Verhaltungen, Übereinkünfte, Bräuche, Konventionen, Vorlieben, Lebensläufe, Nietzsches dagegen ungeachtet ihrer wie in Stein geschnittenen Profilierung hat etwas beunruhigend Horizontloses, Unvorhersehbares und Plötzliches, vergleichbar der Überraschungswirkung, die sich an die Abfolge der Züge eines hervorragenden Schachmeisters knüpft.

Wir haben es nebenher schon angedeutet, müssen es jetzt aber ausdrücklich zur Kenntnis bringen: so gewiß hier irgendeine Verwandtschaft mit derjenigen Wesensgestaltung obwalten mag, die uns etwa zu einem Strategen zu passen schiene, so gewiß ist dies nicht die Handschrift eines Tatmenschen. Wir sehen davon ab, daß die Tatmenschen aller Zeiten und Völker (Staatsmänner, Politiker, Feldherren usw.) im Vergleich mit den Werk- und Geistesmenschen (versteht sich, von gleicher Bedeutungsstufe) minder originell, noch weniger „geistvoll", ja geradezu ausdrucksloser und banaler zu schreiben pflegen. Vergleichen wir aber

Digitized by Google

z. B. die Handschrift eines Richelieu, Napoleon, Bismarck mit derjenigen Nietzsches, so versinnlichen jene eine Derbheit, Gewalttätigkeit, ja teilweise Brutalität, angesichts deren die Schriftzüge Nietzsches im Licht einer fast zerbrechlichen Feingliedrigkeit dastehen, die sie völlig, aber auch völlig entrückt dem Bereich der „realen" Interessenkämpfe! Und dazu kommt etwas anderes.

Denken wir uns die Handschrift in drei Stockwerken aufgebaut: unter der Zeile, auf der Zeile, über der Zeile, so sehen wir sofort, daß hier oberhalb der Zeile die Bewegung am mannigfaltigsten spielt; und lassen wir den drei Stockwerken antiker Dreiteilung gemäß kurzerhand einmal: Leib, Seele, Geist entsprechen, so sind jene beiden in Nietzsche nur da, um mit Leben den Geist zu speisen. Wieviel irdischer, wieviel wärmer und blutvoller auch stellen sich demgegenüber die Handschriften eines Goethe oder Hegel dar! Würfe man gar die Frage auf: wer von den dreien hat mehr, wer weniger, wer am wenigsten „praktischen Sinn", so wäre mindestens eines gewiß: Nietzsche hat davon überhaupt nichts! Das heroische Drama, das dieser Charakter bedeutet, spielt sich nie und nimmer auf dem Boden des „praktischen Lebens" ab! (Man zweifelt fast, ob überhaupt eines „wirklichen" Lebens — —.) Aber auch mit der Leidenschaft zur Erkenntnis, mit dem Kämpfertum eines „versucherischen" Wahrheitswillens, mit dem Wagemut einer illusionenfeindlichen Kritik kommen wir nicht aus.

Bei aller Schärfe, Einfachheit, Prägnanz gehört nämlich seine Handschrift durchaus zum Typus der flächigen Schriftgebilde. Ist sie doch überraschend reich an mächtig ausladenden Formen! Betrachtet man die mit breiter Ober- und Unterschleife versehenen h's in Fig. I Zeile 4, 5, 11, 13, 22, in Fig. II Zeile 14 und 22; ferner die Oberschleife des E und h in „Ehrsucht" Fig. I Zeile 6, das l in „Glaube" Zeile 15; die vorwiegend bauchigen und meist mit flächenumfassendem Anfangsschwung beginnenden S in Fig. I Zeile 8, 13, 16, 21, Fig. II Zeile 13, 16, 18 (!), 21; ferner die linkswärts ausladenden G's in Fig. I Zeile 7, 13, 15; ferner die A's Fig. II Zeile 1, 11, 21; ferner den halbkreisförmigen Anfangszug der großen und teilweise sogar der kleinen d's Fig. I Zeile 21 (zweimal!), Fig. II Zeile 12 (!), 13 (!), 18; endlich Typen wie das W in „Wagner" Fig. I Zeile 14, das J in „Jemanden" Fig. II Zeile 13, so staunt man über die Möglichkeit des Miteinander von dermaßen weitgehender Vereinfachung mit dermaßen übergewöhnlicher Völle. Indem sich aber der funkelnden Phantasie Zug um Zug ein vehementer Gestaltungsdrang bemächtigt, so folgt ein Gestaltungsvermögen von schier unausdenklicher Umfänglichkeit, und wir fühlen uns dem graphischen Niederschlag einer Vollblutbildnernatur gegenüber; womit wir am Ende zu jener eingangs schon geltend gemachten

Digitized by Google

Gesamtqualität gelangen, die in Rücksicht auf die inzwischen erwogenen Haupteigenschaften des Charakters erst vollends unser Erstaunen erregt. Nie noch ist uns eine unstilisierte Handschrift begegnet, die bei solcher Schärfe und Spitzwinkligkeit eine gleich vollkommene rhythmische Verteilung der Schriftmassen und fast störungslos perlende Abfolge aufwiese! Und damit hängt nun ohne Frage zusammen, was allerdings nur erschaubar, darum doch nicht weniger zwingend vorhanden ist: die unwiderstehlich musikalische Wirkung des Gesamtbildes[1]! Begründen läßt sich das einstweilen nicht; denn weder finden wir Anklänge an Notenköpfe, G-Schlüssel (will man nicht etwa die G's dafür nehmen) und sonstige Musikzeichen, noch auch genügt die allgemeine Rhythmik zur Stützung des Schlusses gerade auf musikalische Rhythmik. Wir lassen es deshalb dahingestellt, warum eigentlich diese Züge — man vergleiche Fig. I — so wundersam melodiös anmuten; genug, daß es unstreitig so ist. — Aus unsrer im wesentlichen vollständigen Zergliederung ergibt sich die Beantwortung der meisten Fragen von selbst, und zu den übrigen wird der Leser unschwer selber die Brücke schlagen. Zur Erhöhung der Übersichtlichkeit fügen wir der eigenen Antwort jedesmal gleich die separat erteilten Antworten desjenigen Mitarbeiters (M) hinzu, von dem das Gutachten A herrührt. Ausrufungszeichen hinter den Ja's oder Nein's wollen im Sinn der Verstärkung verstanden sein.

Fragenbeantwortung

Mut? — Ja; verbunden mit sehr viel Ehrgefühl und teilweise gründend in diesem. — — M: Ja.
Tapferkeit — Furchtlosigkeit — Unerschrockenheit — Beherztheit? — Durchweg ja. — — M: Ja.
Kühnheit? — Kaum, da zu wenig aktiv, zu sehr gebunden in sich. — — M: Ja.
Tollkühnheit? — Nein. — — M: Nein.
„Versuchergeist"? — Ja! — — M: Unbeantwortet.
Wagemut? — Ja. — — M: Unbeantwortet.
Mutwille? — Nein, weil zu gewissenhaft und zu streng. — — M: Nein.
Argwohn? — Ja! Schreiber vertraut nicht leicht und hat zu viel kalten Scharfblick, als daß er (z. B. durch Schmeicheleien) getäuscht werden könnte. — — M: Ja.
List? — Unentscheidbar. — — M: Nein.
Verwegenheit? — Stellenweise. — — M: Unbeantwortet.

[1] Wir haben die erste Probe häufig Anfängern vorgelegt, die mit Nietzsches Handschrift noch unbekannt waren, und wiederholt (dem Sinne nach) zu hören bekommen, die Handschrift habe etwas so Musikalisches!

Digitized by Google

Härte? — Ja! — — M: Ja.
Tiefe? — Ja! — — M: Ja.
gefährlich? — Stellenweise. — — M: Unbeantwortet.
böse? — Ja. — — M: Ja.
Bosheit? — Stellenweise, aber nicht affektiv, sondern in der Form überlegener Ironie. — — M: Unbeantwortet.
kriegerisch? — Der Tendenz nach sicher, wenn auch deren Auswirkung ganz auf geistiger Ebene liegt. — — M: Ja.
gewalttätig? — Nein. — — M: Nein.
fatalistisch? — Unbedingt nicht! Ein so unruhig empordrängender Geist mit soviel „Willen zur Macht" trotzt auch dem „Fatum", ob er es gleich als Gegenspieler in Anspruch nimmt! Hier liegt mindestens teilweise ein Widerspruch zu Nietzsches Lehre. — — M: Nein.
Selbstherrlichkeit? — Ja, aber gemischt mit Bitterkeit. — —M: Ja!
Unabhängigkeit? — Ja! — — M: Ja!
Unbekümmertheit? — Bestimmt nicht! Schreiber ist viel zu reizbar und störbar, um unbekümmert zu sein. — — M: Nein.
trotzig? — Ja, in hohem Grade! — — M: Ja.
schweigsam? — Ja! — — M: Ja!
Hoheit? — Bedingungsweise. — — M: Nein.
Stolz? — Enorm! — — M: Ja.
Selbstbestimmung? — Ja! — — M: Ja!
Selbstbeherrschung — Zucht des Herzens — Maß? — Ja! — — M: Ja!
Strenge — Kälte — Verantwortlichkeit? — Ja! — — M: Ja.
Redlichkeit? — Ja! — — M: Ja.
Treue? — Gegen sich selbst ja! Zu jeder andersartigen Treue fühlt Schreiber sich nicht verpflichtet. — — M: Ja gegen sich selbst, aber nur gezwungen gegen Menschen.
Vornehmheit? — Ja! — — M: Ja!
Feinheit — Sicherheit? — Ja! — — M: Ja.
Geduld? — Nein, nicht im mindesten! — — M: Nein.
Einfachheit? — Im Sinne großer Bedürfnislosigkeit ja! In seiner geistigen Struktur dagegen eher pretiös. — — M: Nein.
Ritterlichkeit? — Ja! — — M: Ja!
Scheu vor dem Alter? — Unentscheidbar. — — M: ?
Dankbarkeit? — Schwerlich! Schreiber ist zu wenig „guter" Mensch, um dankbar zu sein. — — M: Nein.
Größe? — Unentscheidbar. Der Begriff ist zu allgemein. — — M: Ich würde lieber Bedeutung als Größe sagen.
Gerechtigkeit? — Wohl ist der Wille zur Gerechtigkeit vorhanden, faktisch jedoch ist Schreiber immer Partei. Hier gehen also Wesen und Werk auseinander. — — M: Nein!

Digitized by Google

Großmut? — Ja! — — M: Ja.
Freigebigkeit? — Mäßig. — — M: Ja!
Großherzigkeit? — Ja! — — M: ?
Heiterkeit? — Im üblichen Sinne nicht; wohl aber wärmelose Helle, worin Nietzsches Begriff des Halkyoniertums begründet liegen dürfte. — M: Nein.
ausgelassen? — Nein! — — M: Nein!
Halkyonier? — Vgl. Heiterkeit. — — M: ?
Tänzer? — Im Reich des Geistes hie und da dem Tänzertum nahekommend; sonst keineswegs. — — M: Nein.

Abgesehen davon, daß unser Mitarbeiter weggelassen hat: Versuchergeist, Wagemut, Verwegenheit, gefährlich, Bosheit, ergeben sich, wie man bemerkt, nur sehr geringfügige Differenzen. So hat er die Kühnheit in die Nähe des Mutes gestellt und sie darum bejaht, während wir sie der Tollkühnheit nahegerückt und somit das Nein bevorzugt haben. List wird von uns mit „unentscheidbar", von ihm mit Nein entschieden, Hoheit von uns mit „bedingungsweise", von ihm mit Nein, Freigebigkeit von uns mit „mäßig", von ihm mit Ja. Lediglich etwas differenzierter, nicht aber abweichend sind unsre Antworten auf Einfachheit, Heiterkeit, Tänzertum ausgefallen. Volle Übereinstimmung im bejahenden Sinne besteht für die Mutgruppe, für Argwohn, Härte, Tiefe, böse, kriegerisch, Selbstherrlichkeit, Unabhängigkeit, trotzig, schweigsam, Stolz, Selbstbestimmung, Selbstbeherrschung, Zucht, Maß, Strenge, Kälte, Verantwortlichkeit, Redlichkeit, Vornehmheit, Feinheit, Sicherheit, Ritterlichkeit und Großmut und das will sagen für die Hauptskala von Nietzsches obersten Wertbegriffen, ebenfalls volle im verneinenden Sinne für Tollkühnheit, Mutwille, gewalttätig, fatalistisch, Unbekümmertheit, Treue, Geduld, Dankbarkeit, Gerechtigkeit, ausgelassen. Das sind aber Eigenschaften, in deren Bewertung Nietzsche nicht die gleiche Geradlinigkeit und Schwankungslosigkeit bekundet wie in der Auslese der vorgenannten, ausgenommen allein Fatalismus und Gerechtigkeit, welche beiden von ihm denn ohne Zweifel aus verhältnismäßiger Gegensätzlichkeit zum eigenen Wesen verherrlicht wurden. Über das Endergebnis kann somit kein Zweifel bestehen: Nietzsches „Gütertafel" entspricht den Grundeigenschaften seines Charakters und zwar in einem Grade, wie es ähnlich nicht allzu oft stattfinden dürfte, und die Ansicht, er habe seine „Ideale" aus einer Art Abwehrhaltung gegen vermeinte Schwächen der eigenen Natur gewonnen, ist ausdruckstheoretisch unbedingt falsch!
Wir bringen jetzt das ausführliche Gutachten A unsres ersten, das kurze B unsres zweiten Mitarbeiters, endlich unsern eigenen Charakte-

Digitized by Google

risierungsversuch. Da dieser von der ausführlich gebotenen Schriftzerlegung lediglich die Früchte einheimsen und aufschichten möchte, so kehren geflissentlich die im Haupttext gebrauchten Wendungen wieder, nur in etwas andrer Folge und Knüpfung. Wir bitten nochmals, zu beachten, daß von den drei Bearbeitern jeder seine Feststellungen ohne Kenntnis der Ausführungen der beiden andern niedergeschrieben hat. — Verschwiegen sei endlich nicht, daß nach dem Geschmack des Verfassers das Gutachten A von allen dreien das beste ist. Aber auch das Gutachten B in seiner, man möchte sagen, klassischen Kürze scheint uns ein Beitrag zu sein, den wir durchaus nicht missen möchten. Unser eigener Charakterisierungsversuch dagegen verleugnet nicht völlig den Einfluß genauester Kenntnis des Nietzscheschen Werkes und hat für uns nicht die gleiche Bedeutung wie unsre weit weniger beteiligte Beantwortung der Fragen.

Gutachten A

Was zuerst in die Augen fällt, ist eine ungewöhnliche Feingeistigkeit, genauer: bewegliche Auffassung, Scharfsinn, Esprit, Einfälle, nadelspitzige Kritik, Durchdringungsschärfe, höchste Abstraktionsfähigkeit und Folgerungsgabe. Dieser Geist gleicht einem vielfältig geschliffenen Glas und ist so funkelnd und spröde wie dieses. Aber es ist kein lebensdünner, spiritueller Geist, sondern ein Geist von Substanz, dessen leidenschaftlichem Gestaltungsdrange ein völlig gleichwertiges, ja hervorragendes und in mancher Hinsicht müheloses Gestaltungsvermögen zur Seite steht. Mühelos, weil das helle Element, aus dem die Gedankenfülle des Schreibers sich speist, zu raschester Sonderung und Ordnung der Gegenstände befähigt und weil der Phantasie so viel Künstlertum und sublimster Geschmack beigegeben wurde, daß jeder Einfall sofort auch Form gewinnt. Schwerer freilich wird es dem Schrifturheber, die geprägte, fertige Einzelform einem Gesamtbau einzufügen. Nicht nur nämlich sind es überhaupt die Einzelheiten, die ihn besonders locken, die Klippen gleichsam, auf die er ohne Benutzung verbindender Stege von einer zur andern springt, sondern auch er selbst als Persönlichkeit steht vereinzelt, nicht eingeschlossen in ein allgemeines Fluidum, nicht befähigt, sympathetisch mitzuleben in einem umfassenden Ganzen. Daraus ergibt sich eine ganz außerordentliche Gehemmtheit, die seine Sprödigkeit bis zur Glashärte steigert. Schreiber ist ungemein reizbar, höhnisch, unbarmherzig und gleichwohl mit allen Mitteln bestrebt, beherrscht zu erscheinen. Dadurch schlägt viel Verärgertheit nach innen und erzeugt dort ein beißendes, ätzendes Mißbehagen.

Digitized by Google

Der Grund aber seines ungewöhnlichen Willens zur Selbstbeherrschung ist nicht etwa Ängstlichkeit oder gar Menschenliebe — daran fehlt es weit! —, sondern geistige Kultur, ferner Geschmack und der schon betonte ästhetische Sinn, den alles Laute, Heftige, Brutale schaudern macht. Dazu kommt, daß seine ungemein feine Musikalität (denn, wenn er schon nicht mitschwingt, so schwingt und tönt er doch in sich) vor jedem Ausbruch zurückschreckt. So bewahrt er denn immer Haltung und legt instinktiv Distanz zwischen sich und die Umwelt. Er ist eine im allerbesten Sinne distinguierte Erscheinung, geschaffen für ein vornehmes Milieu, für eine Umgebung von geschmackvollem Luxus. Innere Lauterkeit und Makellosigkeit entspricht diesem Stil, den immer und überall und zwar auch in seinem Schaffen einzuhalten, einen ganz bedeutenden Willensaufwand erfordert.
Hinter Geist und Wille tritt das Gefühlsleben, wenigstens soweit es sich auf ein Fühlen für andre bezieht, gänzlich zurück. Schreiber fühlt sich, aber irgendeine Art gefühlsmäßiger Hingebung kennt er nicht, kaum eine sachliche, sodaß sein Schaffen, wenigstens teilweise, eine Selbstdarstellung ist. Groß sind Ehrgeiz und Geltungsbedürfnis und groß ist wegen Unbefriedigung beider auch die Empfindlichkeit, Schreiber ist im Grunde hochmütig, wie sehr er es auch hinter bester Haltung verbergen wird; womit freilich ein feiner Zug von schwer auszudeutender Schwärmerei merkwürdig kontrastiert. (Wahrscheinlich Naturgefühl.)
Um die Fragen zu beantworten, muß zunächst festgestellt werden, was Schreiber nicht hat und was er nicht ist. Chaos und Glut hat er nicht: seine Region ist eisige Helle. Besonnen und geisteswach, von klarster, immer anhaltender Bewußtheit, ist er kein Elementarmensch. Die fortreißende Gewalt eines solchen, der dahinstürmend vielleicht eine Welt zerstört, zum Bewußtsein gekommen, aber unfähig und ängstlich sein könnte, ist ihm ganz versagt. Den Mut des Willens dagegen hat er bestimmt und, auf die Probe gestellt, gewiß nicht nur gedanklich, sondern auch im Handeln und Sichverhalten! So wenig irgendetwas Abenteuerndes in seinem Wesen liegt, so wenig kennt er doch Furcht: er durchschaut zu sehr, um zu fürchten, und seine Gedankensprünge sind kühn. — Hiermit vereint sich Ritterlichkeit und all das, womit Goethe den „vornehmen" Mann kennzeichnet, ihn dadurch vom „edlen" unterscheidend. Maß und Selbstzucht sind ihm fast zur zweiten Natur geworden und würden, sollte selbst der Wunsch dazu vorliegen, eine Unritterlichkeit nicht dulden.
Härte wurde im Sinne äußerster Sprödigkeit schon bejaht. Soweit hier dennoch Weichheit vorliegt, ist sie als Auflösungssymptom zu betrachten. Die Musikalität aber ist positiv zu bewerten, da nämlich

Digitized by Google

ein erstaunlicher Rhythmus dies spröde Element zum Schwingen und Tönen gebracht hat. Hier wäre sogar mit Recht von Heiterkeit zu sprechen, wenn es dazu nicht an Liebe fehlte, ohne die jene nicht zu denken ist.

Steht Schreiber schon nicht jenseits von Gut und Böse (denn das tut, soweit überhaupt, nur der Elementarmensch), so steht er doch gewiß näher dem Bösen; und wenn ihm auch Wucht und Gewalttätigkeit mangeln, so ist er doch bestimmt kriegerisch, handhabt immer geschliffene Waffen und wäre im Zeitalter Louis XIV. ein eleganter Fechter geworden! Er hat das denkbar subtilste Ehrgefühl und ist, wie sich von selbst versteht, strenger gegen sich als gegen andere, weil Großmut dem Vornehmen ziemt: er ist stolz im besten, edelsten Sinne! Freigebig wird er immer sein, jedoch auch nicht aus schenkender Liebe, sondern weil er nie „an die Güter sein Herz" hängte, weil er trotz kultivierter Genußfähigkeit durchaus bedürfnislos ist, weil seine geistige Welt so reich ist, daß er, möchte er noch so sorglos mit dem Verschenken geschliffener Edelsteine gebaren, nie Verarmung zu fürchten brauchte.

Fatalistisch aber ist Schrifturheber nicht, kann er nicht sein, weil so viel eigenwilligste Selbstherrlichkeit nicht fromm genug ist, um fatalistisch zu sein. Und ebensowenig oder noch weniger ist er gerecht. Zur Gerechtigkeit gehört auch Liebe, ferner Aufgeschlossenheit, Mitfühlen, Ausgeglichenheit in sich selbst, ja Duldsamkeit. „Duldsam" sind der Liebende und der Zufriedene. Beides ist dieser Mann nicht, den inneres Ungenügen nie zur Ruhe kommen läßt und der, selbst wenn ihn nicht der Ehrgeiz beunruhigt, zu sehr nach innen blickt und zu gern sich selbst bespiegelt, um gerecht sein zu können.

Gutachten B

Nicht mit dem Maßstab seiner Zeit zu messen, aus der er ganz herausfällt; und zwar eilt er ihr voraus. — Die Art seines Denkens wird gekennzeichnet durch Kritik und Intuition: er hat ständig geistreiche Einfälle und findet mit seinem hervorragend klaren und scharfen Blick überall Stoff für seine immer wahre Kritik. Er macht weder sich selbst Illusionen, noch duldet und erträgt er sie bei andern. Sein Geist ist unablässig wach, stets beweglich, unfähig, auszuruhen oder zu verweilen. Milde und Weichheit liegen ihm fern; vielmehr zeigt sein Wesen viele Härten und Schärfen, die sich genau so gegen ihn selbst wie gegen seine Umwelt kehren. Er ist selten zufrieden, nie glücklich und oft ohne Not empfindlich und gekränkt.

Seine Willenskraft ist groß, immer angespannt, aber nie elastisch. Ob

Digitized by Google

er ausdauernd ist? Sicher ungemein zäh, aber ruhig fortwirkende Ausdauer ist ihm fremd, und er muß sich oft zur Konzentration zwingen. Stark ist seine künstlerische Seite; und zwar vereint sich mit vibrierendem Feingefühl große, aber niemals künstelnde Gestaltungskraft. Mut — Tapferkeit — Kühnheit? — So wenig ich glaube, daß Schreiber sich irgendwie „gefürchtet" habe, so wenig halte ich ihn doch für eine Tatnatur. Dazu ist er viel zu fein ziseliert und zu wenig aktiv. Denn, obwohl er stets von einer inneren Heftigkeit *getrieben* wird, so ist er doch keineswegs ein Draufgänger oder Unternehmer. Außerdem dürfte es ihm an frohem Wagemut schon deshalb fehlen, weil er nicht immer das volle Zutrauen zu seiner Kraft hat. — Argwohn? — Sicher vorhanden! Schreiber verschließt sich *selbst* weitgehend und traut auch andern nicht. — Härte? — Ja; wird aber eingeschränkt durch sehr viel Feingefühl und allzu leicht reagierende Störbarkeit. — Unabhängigkeit — Stolz — Selbstbeherrschung? — Ja; er gehört nicht zu den fügsamen und demütigen Naturen. Selbstbeherrschung übt er im höchsten Grade. — Gerechtigkeit? — Dem Streben nach ja; der Anlage nach ist Schreiber jedoch ungeduldig, auch unduldsam und durchaus parteiisch. Dagegen sind Vornehmheit der Denkungsart und Großherzigkeit ausgesprochen vorhanden; Schreiber ist weder kleinlich noch eng. — Heiterkeit? — Vielleicht ursprünglich die Fähigkeit dazu; denn Schreiber hat eigentlich leichtes Blut. Aber mit der Zeit ist alle Heiterkeit vergangen und hat einer gewissen Verbissenheit Platz gemacht. Zusammenfassend könnte man sagen, daß Nietzsche diejenigen Eigenschaften seiner „Tugendskala", die einer Bindung, einer Fesselung des Ich günstig sind, auch wirklich selbst besessen habe, während die andern, nach außen gerichteten, sich verströmenden und lebenbejahenden mehr einem bloßen Wunschbild von ihm entsprangen.
(Zu diesem Gutachten ist nachzutragen, daß infolge eines Versehens unsrerseits dem Gutachter nur zwei Nachbildungen Nietzschescher Briefe vorlagen, von denen der eine während eines schweren Migräneanfalls geschrieben wurde, nämlich der an „Frau Baronin von Bevern" gerichtete Brief vom 23. Oktober 1876, der im Buche von Ungern-Sternbergs an erster Stelle wiedergegeben wird.)

Eigener Charakterisierungsversuch

Wenigstens auf eine *Seite* dieses Charakters würde Heraklits sibyllinischer Ausspruch passen: „Trockener Glast: weiseste und beste Seele." Denn sein Lebenselement ist eine kalte, feuchtelose Helle, die, wie sie ihn selber durchdringt, ebenso dem Blick seines Geistes eine unerhörte Durchdringungskraft verleiht, eine schrankenlose Reichweite

Digitized by Google

und souveräne Überlegenheit, vor der keine Illusion Bestand hat, und möchte sie von den teuersten Wünschen, von den längsten Gewohnheiten des Fürwahrhaltens beschützt sein. Die davon unzertrennliche Unabhängigkeit der Gesinnung und schier beispiellose Selbständigkeit des Urteils wird in ihren Auswirkungen noch gesteigert durch das dramatisch Plötzliche der Geistesbewegung, die — nicht einem Strom, nicht einer Kette, sondern eher der unberechenbaren Folge von Blitzen vergleichbar — fortwährend unvermutete und durch ihre Kühnheit überraschende Neugedanken erzeugt. Man glaubt einem Fechterspiel beizuwohnen: Schlag folgt auf Schlag, und jedem unerwarteten Stoß begegnet eine nicht minder unerwartete Parade!

Bei Trockenheit, Helle und Kälte pflegt man an Unbewegtheit zu denken; und wir werden noch hören, inwiefern auch davon etwas dem Schreiber eigne. Vorderhand fühlten wir uns unwillkürlich zur Vergleichung mit der Helle des Blitzes gedrängt und haben damit schon kundgegeben, daß hier eine beständig schlagbereite Spannung herrsche, so zwar, daß kaum mehr Spannung mit Lösung wechselt, sondern Haltung mit Haltung, jede gleichermaßen wach und beherrscht. Dazu aber wäre auch die höchste Besonnenheit allein nicht imstande, würde sie nicht unterstützt und getragen von einem harten, spröden, unbeugsam selbstherrlichen Willen, ja von einer mit Bitternis gemischten Lust am Wollen, Überwinden, Widerstehen, Sichbehaupten, Obsiegen, die am allerwenigsten dem eigenen Hange zum Ausruhen oder Behagen nachzugeben, der eigenen Bequemlichkeit auch nur die mindeste Einräumung zu machen bereit ist. Die trotzige Abwehr gegen den bloßen Trieb ermangelt sogar nicht einer Note von selbstquälerischer Grausamkeit. Um des ihr höheren Glückes willen der rücksichtslosen Selbstbestimmung, der Macht und Eigenmächtigkeit schneidet eine solche Persönlichkeit sich unbedenklich ins eigene Fleisch.

Fügen wir gar noch die Abwesenheit aller praktischen und materiellen Interessen hinzu und das bis zu einem Grade, der kaum das Verständnis dafür gestattet, so versteht es sich, daß dieser Wille unmöglich in Taten könne zum Ausdruck kommen. Soweit er jedoch das äußere Sichverhalten des Schreibers mitbestimmt, folgt daraus zögerndes Abwägen, langsames Temperament, ein fast mißtrauisch prüfendes Auge, Schweigsamkeit und Verhaltenheit sowie eine sich schwer anschließende, noch schwerer erschließende Selbstischkeit, die, wenn einmal abgerüstet, doch bei der geringsten Störung und Enttäuschung die Fühler wieder einzieht und in eine nur desto steilere Unnahbarkeit zurückbiegt.

Aber noch etwas setzt seiner Umgänglichkeit Schranken. Obwohl Schreiber aus ritterlichem Ehrgefühl und hochsinnigem Stolz den Erfolg verachtet, ist er keineswegs frei von wetteiferndem Ehrgeiz und durchaus

Digitized by Google

nicht unempfänglich für Beifall. Nicht nur hat er von der eigenen Bedeutung die höchste Meinung, sondern er wünscht auch, daß jeder sie habe, dem er sich nähert, und er verzeiht niemandem deren Verkennung! Bei aller Herrschaftlichkeit ist er doch darin keine Herrschernatur, daß er die Einschätzung durch den Nebenmenschen übersehen könnte, weil sie ihm — gleichgültig wäre. Dem eng benachbart ist seine Empfindlichkeit, Störbarkeit und Verletzlichkeit, womit wir indessen schon an einen andern Zug seines Wesens rühren, der zu allen bisherigen in kaum verkennbarem Gegensatz steht.

Wir meinen das reizbare Eindrucksvermögen, die zartgliedrige Feinfühligkeit, die gleichsam magnetische Sensitivität. Er lebt in sich, aber als unablässig erregt und gleichsam tönend. Er brennt in sich und leuchtet mit kalter Flamme; aber der mindeste Lufthauch läßt sie die Farbe wechseln. Durchaus von innen getrieben und nur dem Zwange gehorchend, der aus der eigenen Seele kommt, ist er doch für die leisesten Erschütterungen der seelischen Atmosphäre nicht sowohl empfänglich als vielmehr empfindlich. Halten wir damit das über den Willen Ausgeführte zusammen, so erschließt sich uns nun erst dessen sinngebendes Ziel. So vornehm abgewogen eine solche Persönlichkeit sich darstellen wird: nicht einmal die innere, geschweige die äußere Selbstbehauptung kann ihr letzter Beweggrund sein, sondern die Formung, die Gestaltung, das Werk. Und hier gesellt sich dem Drange die ebenbürtige Kraft; denn, so erstaunlich es klinge: ein mächtiger Rhythmus durchpulst und hält in nie aussetzender Schwingung diesen bis zur Glashärte spröden Charakter! So bricht denn aus rastlosem Gestaltungsdrange ein Presto des Schaffens, dem nicht bloß die „Welt", dem selbst die eigene Persönlichkeit mit ihren Höhen und Tiefen, ihren Unerfüllbarkeiten, Kämpfen, Sehnsüchten, Qualen und „Lichtschaudern", dem endlich der reichste Schatz „versucherischer" Probleme bloß Stoff und Bildneranreiz bedeutet! Hier aber sind wir an dem Punkte angelangt, wo ein seltenster Geist mit seiner Größe zugleich uns seine Grenze enthüllt.

Auch an dem Unbewegten, woran man bei „trockenem Glast" zu denken pflegt, so sagten wir oben, habe das Wesen des Schrifturhebers teil. Wie verträgt sich mit fast ununterbrochener und oft leidenschaftlicher Erregtheit dennoch eine Art von Unbewegtheit? Die Antwort lautet: Schrifturheber ist durch und durch idiopathischen und ganz und gar nicht sympathetischen Wesens! Nichts wäre irriger, als sein ruheloses Vibrieren mit den Wallungen des „Gemütsmenschen" zu verwechseln, von dem er vielmehr das denkbar äußerste Gegenteil darstellt. Als eine im innersten Kerne ungesellige (asoziale), auf sich selbst stehende und, wie mehrfach von uns hervorgehoben, in sich lebende Natur hat er für die Echauffements des Herzens im Grunde nur das Interesse des

Digitized by Google

Kritikers und Richters[1]. — Dadurch fällt zunächst auf seine oben betonte Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung ein neues Licht. So gewiß sie ohne die Härte eines dahin zielenden Willens nicht gedacht werden könnte, so gewiß doch wird sie erleichtert durch die verhältnismäßige Abgetrenntheit der unterbauten Vitalität und hat eben darin ihre Wurzel. — Aber damit nicht genug! Hier fehlt es bis zu einem gewissen Grade an demjenigen Kontakt des „Subjekts" mit dem „Objekt", der Person mit der Welt, der Seele mit dem Kosmos, der über die bloß seismographische Empfindlichkeit hinaus lebendigen Austausch von Nehmen und Geben bedeutet; hier fehlt es mit einem Worte an Eros! Werden dadurch im Bereich des Persönlichen Eigenbezüglichkeit und Selbstsinn verschärft, so kann es doch ebenfalls nicht ohne Folge bleiben für die Tätigkeit des verschwisterten Geistes, und sei es noch so sehr der Geist eines in seiner Art kaum ähnlich dagewesenen Genies!

Wir haben im Haupttext wiederholt darauf hingewiesen, daß der Erzeuger einer solchen Handschrift unsre klassischen Größen noch weit übertreffe an Einzigartigkeit. Dementsprechend ist wenigstens uns kein zweiter Fall einer Seele bekannt, die ihr reiches Leben so völlig ins Geistige, in schattenlose Bewußtseinshelle zu tauchen getrieben und befähigt wurde, es dabei durchgestaltend bis in die äußersten Einzelheiten. Allein, wenn eine scheinwidrige und doch nicht nur scheinwidrige Bemerkung erlaubt ist, dies Seelenleben ist, verglichen mit dem der Klassiker oder Romantiker, um eine Note unwirklicher, und das es um-

[1] Man hat gelegentlich gewisse Ähnlichkeiten zu finden gemeint zwischen Nietzsche und Schiller. Nun ist es immer möglich, zwischen den Werken bedeutender Autoren Beziehungen herzustellen. So war z. B. so Schiller wie auch Nietzsche einer dramatischen Rhetorik mächtig (wenn auch unermeßlich verschiedenen Gepräges), und alle beide waren hochbedeutende Stilisten. (Wir verstehen unter dem „Stilisten" einen Autor, der eine bewältigte Sprache spricht von nie zu verkennender Eigenart und großer Einheitlichkeit. Gegenbeispiel: etwa Goethe, dessen Erzählerprosa im „Werther" bis fast zur Unvergleichlichkeit abweicht von seiner Erzählerprosa in den „Wahlverwandtschaften" und dessen gebundene Rede im „Füllest wieder Busch und Tal" oder den Mignonliedern kaum minder abweicht von seiner gebundenen Rede im „Diwan" oder dem zweiten Faust. Andres Gegenbeispiel: Eichendorff, der an Einheitlichkeit und Besonderheit nicht hinter Nietzsche, nicht hinter Schiller zurücksteht, aber eine aus sich selber redende Sprache hat, also eigentlich gesprochen wird.) Allein die Vergleichung der Handschriften beider Männer, nämlich Nietzsches und Schillers, führt auf so außerordentliche und so tiefliegende Unähnlichkeiten, daß man selbst jene abstrakten Ähnlichkeiten ihrer Werke aus weit verschiedenen Ursachen abzuleiten hätte; und ein wesentlicher Grund der Unähnlichkeit liegt nun darin, daß Schiller in hohem Grade Sympathetiker, Nietzsche im höchsten Grade Idiopathiker war. Demgemäß ist jener weit mehr nach außen, dieser weit mehr nach innen gekehrt; und, wenn Nietzsche allerdings kriegerische Züge aufweist, aber ausschließlich des Geistes, so hat dagegen Schiller unverkennbar manche Züge des Täters!

Digitized by Google

glitzernde Gedankenfiligran steht an der Grenze: noch ein Schritt weiter, und wir wären in einer Welt des bloßen Ornaments, der Kulisse, der Maske. —

Erforschung der Rassenseele

Von Dr. Ludwig Ferdinand Clauß

Zwei Wege sind es, die zur Erforschung der Rassen führen. Der eine Weg, der vom Körperlichen, vom Meßbaren, Wägbaren ausgeht, ist von der beschreibenden Naturwissenschaft betreten und unter dem Namen der „speziellen Anthropologie" oder auch einfach der „Rassenkunde" gerade in jüngerer Zeit immer breiter ausgebaut worden. Den anderen Weg, der von der Erforschung der Seele und ihres Ausdrucks herkommt, habe ich zum ersten Male in den Jahren nach dem Kriege zu verfolgen gesucht und habe davon in zwei Büchern 1922/23 und 1925 Zeugnis gegeben[1].

Meine Absichten sind vielfach mißverstanden worden. Man ist ja heute so leicht geneigt, alles, aber auch alles, was öffentlich gesagt wird, unter irgendeinem tagespolitischen, ja parteipolitischen Gesichtspunkt aufzufassen. Kaum ein Stück Brot kann heute mehr verzehrt werden, ohne daß die Frage verlautet, ob diese Handlung sozialdemokratisch oder deutschnational gemeint sei. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß ich — weil ich eben von Rasse sprach — von den einen als Antisemit, von den andern aber sogar als „Judenknecht" verunglimpft wurde. Die eine Bezeichnung verstehe ich als einen Ausdruck der Wertangst, unter der heute viele jüdische und andere Mischlinge und Wirrlinge leiden, die da glauben, daß sie etwas zu verbergen hätten, und nun fürchten, daß dies durch meine Forschung enthüllt werden könne[2]. Die andere Bezeichnung habe ich mir wohl dadurch zugezogen, daß ich es versäumte, auf die Juden zu schimpfen. — Andere wieder wollten mich durchaus mit den etwa gleichzeitig erschienenen Büchern H. F. K. Günthers über „Rassenkunde" in Zusammenhang bringen: meine Forschung bedeute „eine Ergänzung und Vertiefung" der Güntherschen Schriften „nach der seelischen Seite hin" — als ob meine Forschung ergänzen und vertiefen könnte, was

[1] Die nordische Seele. Artung, Prägung, Ausdruck. (Verlag Max Niemeyer, Halle.) — Rasse und Seele. (J. F. Lehmanns Verlag, München.)

[2] Als ein Beispiel dieser Wertangst kann der im Augustheft letzten Jahres (2. Jahrg., Heft 3) dieser Zeitschrift erschienene Aufsatz von K. Löwith über mein Buch „Rasse und Seele" gelten.

Digitized by Google

nicht in ihrem Felde liegt[1], Nur selten ist es begriffen worden, daß meine Arbeit etwas Eigenes und Neues will, das meines Wissens bisher noch nicht versucht worden ist, sodaß ich den Nachteil und Vorzug genieße, keine Vorgänger zu haben. Denn meine Forschung ist nicht ein Zweig der Naturwissenschaft, sondern ist Psychologie, also Wissenschaft von der Seele und ihrem Ausdruck, angewendet auf das Gebiet der Rasse.

Zwei Wege, so sagte ich, sind es, die zum Gebiet der Rasse als einem Forschungsgebiete führen; und sie sind ihrem Wesen nach so grundverschieden wie der Landweg vom Seeweg. Und wie man zu Lande nicht mit Schiffen reisen kann und zur See nicht mit Räderwagen, so kann man Naturwissenschaft nicht nach psychologischer Methode treiben, aber ganz ebensowenig Psychologie nach naturwissenschaftlicher, etwa nach anthropologischer Methode. Die Seele ist eben kein Naturding, das man messen oder wägen könnte.

Der erste Weg, der vom Körper her, muß auf dem Gebiete des Körperhaften verbleiben. Wenn die Anthropologie sich methodisch treu bleiben will, so darf sie von der Seele gar nicht reden: anthropologisch gibt es, streng genommen, keine Seele. Zwar wird diese Wissenschaft, da sie nach einer Erkenntnis des „Erbbildes" strebt, die Gesetze der Erblichkeitslehre mit in ihr Untersuchungsgebiet hineinbeziehen müssen, ja ihre Forschung von diesem Gebiet aus unternehmen; und da auch seelische Anlagen vererblich sind und also zum Erbbilde eines Menschen gehören, so liegt ja irgendwie auch das Seelische im Blickfelde dieser Wissenschaft. Aber nicht so, wie es im Blickfelde der psychologischen Wissenschaft, der Seelenkunde, liegt: nicht als etwas, das die Anthropologie erst seinem Wesen, seiner eigenen inneren Gesetzlichkeit nach zu erforschen hätte, sondern als etwas, das sie aus den Händen der Seelenkunde als ein Erforschtes, als etwas wissenschaftlich schon Bereitetes übernimmt, es gleichsam ins Naturwissenschaftliche übersetzt, es somit seines eigenen Wesens als „Seele" (im psychologischen Sinne) entkleidet und nun lediglich auf Erblichkeit zu prüfen hat. Naturwissenschaft ist eine Erfahrungswissenschaft; Erblichkeitsgesetze sind Naturgesetze, die nicht anders als durch eine methodisch gehandhabte Erfahrung — und das heißt hier: durch Häufung und immer wiederholte Prüfung von Einzelfällen — feststellbar und somit erweislich und „erkennbar" sind. Psychologische Gesetze dagegen sind Wesensgesetze, die nicht festgestellt, sondern eingesehen werden: ein einziges, wohlgewähltes

[1] Die kürzlich erschienene Schrift von Günther, „Rasse und Stil", beweist allerdings, daß dem Verfasser psychologische Gedankengänge nicht fremd sind, wenn er sich auch nicht zu deren methodischer Bearbeitung entschließt. Den Boden der naturwissenschaftlichen Anthropologie hat er mit dieser Schrift auf jeden Fall verlassen.

Digitized by Google

Beispiel leistet genug und taugt besser, ein solches Gesetz einsichtig zu machen und somit zu erweisen, als es eine Häufung von Fällen tut. Psychologische Gesetze können wir nicht anders erweisen, als indem wir sie verstehbar und dadurch einsehbar machen[1].

Ein Teil der Anthropologen gab sich bis heute dem Irrtum hin, das Wesen einer bestimmten — und zwar rassisch bestimmten — Seelenart sei in folgender Weise erforschbar: erst müßten alle körperlichen Merkmale nach anthropologisch-naturwissenschaftlicher Methode erforscht (d. h. festgestellt, gesichtet und auf ihre Erblichkeit geprüft) sein; erst nach dieser Arbeit könne und müsse man dazu übergehen, entsprechend — anthropologisch-naturwissenschaftlich! — mit den „seelischen Merkmalen" zu verfahren. Diese zweite Aufgabe, die Feststellung eben der seelischen Merkmale, wird freilich (z. B. von Eugen Fischer) in eine ferne Zukunft vertagt, denn die Voraussetzungen zu dieser Leistung seien noch nicht gegeben. Fischer hat recht, wenn er die Voraussetzungen für eine anthropologisch-naturwissenschaftliche Erforschung der „seelischen Merkmale" als nicht gegeben ansieht; wir gehen noch weiter als er, indem wir behaupten und erweisen, daß sie überhaupt niemals gegeben sein können. Und wir fügen hinzu: selbst wenn so etwas wie seelische Merkmale nach anthropologisch-naturwissenschaftlicher Methode erforschbar wäre, dann wäre mit ihrer Erforschung wenig geleistet für die Erkenntnis der Rasse, weil die rassische Gesetzlichkeit der Seele irgendwo anders als in diesen „Merkmalen" entspringt.

Ich muß es mir in dieser kurzen Abhandlung versagen, diese Sätze, mit denen zwischen der anthropologisch-naturwissenschaftlichen Rassenkunde und der psychologischen Rassenforschung eine Grenze gezogen und die Forschungsgebiete reinlich aufgeteilt werden, ausführlich zu begründen. Ich habe dies in meinen obengenannten Büchern getan und verweise hier auf diese; doch glaube ich, daß aus den hier folgenden, wenn auch noch so grobstrichigen Darstellungen sich meine Sätze von selbst erhellen und erhärten werden.

Wenn die Anthropologen von seelischen Eigenschaften oder Merkmalen, weiterhin von Begabungen reden und nun diese im einzelnen Falle aufzuzählen suchen, so gebrauchen sie Worte wie Leidenschaftlichkeit und Beweglichkeit, Urteilsfähigkeit und Wahrhaftigkeit, Intelligenz, Mut, musikalische Begabung, staatsmännische Begabung usw.; und offenbar besteht bei diesen Gelehrten die Meinung, die verschiedenen Rassen seien

[1] Die sog. experimentelle Psychologie, die ein Zweig der Naturwissenschaft ist, hat mit der von uns hier vertretenen Wissenschaft nur den Namen Psychologie, sachlich aber gar nichts gemein. Was dort „Seele" genannt wird, ist ein Naturgegenstand und steht somit jener Wissenschaft in völlig anderer Weise vor Augen, als uns das vor Augen steht, was wir hier Seele nennen.

Digitized by Google

gekennzeichnet durch verschiedene Zusammenstellung solcher Eigenschaften und Begabungen. Aber man braucht kein Seelenforscher, kein wissenschaftlich geschulter Psycholog zu sein, um zu erkennen, daß man durch eine solche Zusammenstellung oder Aufzählung niemals zur Erfassung einer Ganzheit kommt. Jeder, der das Wort „Rasse" gebraucht, fühlt mehr oder minder deutlich, daß damit etwas bezeichnet sei, was das ganze Wesen eines lebendigen Geschöpfs durchgreift und sich in jeder Einzelheit gleichmäßig kundgibt; und wo dies nicht der Fall ist — wo die Ganzheit gestört ist und in ihre Einzelheiten zerfällt —, da eben erwächst uns gar nicht der Begriff der Rasse, oder vielmehr: wir fühlen, daß in solchem Falle etwas nicht in Ordnung sei, und zwar gerade in rassischer Hinsicht. Aus einer Zusammenstellung von Eigenschaften erwächst niemals ein Rassenbild. „Rasse" ist nicht durch einen Merkmalskatalog erfaßbar, sondern durch die verstehende Erkennung eines Gesetzes. Das Gesetz ist es, was das ganze Wesen durchgreift und es als eine Einheit, eine Ganzheit begreifen läßt. Wir nennen dieses Gesetz das Artgesetz einer Seele.

Das Verhältnis des Artgesetzes zu den der einzelnen Seele eignenden Merkmalen (Eigenschaften und Begabungen) mögen einige Beispiele deutlich machen. Mit den Worten „Leidenschaftlichkeit" und „Beweglichkeit" wird von anthropologischer Seite versucht, das seelische Wesen der mittelländischen Rasse zu bestimmen. Aber sind denn diese beiden Eigenschaften nicht auch bei Vertretern anderer — wesentlich anderer — Rassen zu finden? Sind „leidenschaftlich" nicht auch Menschen verschiedener morgenländischer Rassen und z. B. die Neger? Sehen wir nicht auch nordische Menschen Leidenschaft entfalten, eine ganz bestimmte Weise der Leidenschaft, die wir als die kalte, die sachliche Leidenschaft bezeichnen können? Und ferner: Beweglichkeit. Eine große geistige Beweglichkeit findet sich sehr häufig bei Menschen vorderasiatischer Rasse, z. B. bei Juden vorderasiatischen Geblüts. Und wie steht es mit dem Mute? Können wir sagen, daß die Eigenschaft „Mut" dieser oder jener Rasse zukomme und für sie bezeichnend sei, etwa für die nordische Rasse? Mut zeigt ja doch bekanntlich auch der Mameluck; mutig, unglaublich mutig (und „heldisch") zeigten sich jene Hereros, ein südwestafrikanischer Stamm, der sich gegen die deutsche Macht auflehnte und den Untergang der Knechtschaft vorzog. Als mutig erwiesen sich auch jene Gurkhas, indische Truppen meist innerasiatischer (mongolischer) Rasse, die England gegen uns ins Feld warf. Ihr Mut sah freilich anders aus als ein nordischer Mut: liebt der Norde den offenen Kampf am Tag, ein freies Messen der Kräfte, so liebt der Asiate den heimlichen Anschlich bei Nacht, den plötzlichen Überfall auf ahnungslose Opfer. Aber der Gurkha wußte: wenn sein Anschlich mißlang, wenn

Digitized by Google

man ihn vor dem deutschen Drahtverhau entdeckte, ehe dem Gegner der Dolch im Halse saß, dann war er rettungslos ein Opfer der deutschen Maschinengewehre. Auch der asiatische Anschlich also zeugt von Mut, wenn schon dieser Mut nichts Nordisches an sich hat.

Hier liegt das Entscheidende: nicht, was einer besitzt an Eigenschaften, macht das Wesen seiner Rasse aus, sondern die Weise, wie sich solche Eigenschaften auswirken bei ihm. Zwei Menschen können sämtliche Eigenschaften ihrer Seelen und ihre sämtlichen Begabungen gemeinsam haben — sie können beide mutig sein und leidenschaftlich und urteilsfähig und wahrhaftig, oder das Gegenteil, können beide musikalisch oder staatsmännisch begabt sein usw.— und dennoch können sie von verschiedener Rasse sein. Und umgekehrt: zwei Menschen können in allem Eigenschaftlichen grundverschieden sein und ihre Begabungen mögen sich himmelweit unterscheiden (der eine sei hochmusikalisch, der andere gar nicht), so können sie dennoch von gleicher Rasse sein. Das Entscheidende, d. h. rassisch Unterscheidende, ist die Weise des Erlebens, der Stil des Erlebens einer Seele, der nicht selbst eine „Eigenschaft" ist, aber den Eigenschaften und Begabungen dieser Seele — über welche auch immer sie verfügen mag — die innere Form gibt.

Das Artgesetz, das unsere Forschung zu erschließen trachtet, enthüllt sich somit als ein Stilgesetz. Das Wort „Stil" soll dabei ganz ähnlich — nur in viel weiterem Sinne — verstanden werden wie bei Kunstbetrachtungen. Stil verhält sich zu Eigenschaft etwa so wie Form zu Inhalt. Leider stehen zur Beschreibung seelischer Rassenstile keine so eindeutigen Worte zur Verfügung wie zur Bezeichnung geschichtlich bedingter Stile, seien es nun Kunststile oder die entsprechenden Stile schöpferischer Geister, die sich im Kunstwerk ausdrücken (die Gotik, die Renaissance; entsprechend: der gotische Mensch, der Renaissancemensch usf.). Die Betrachtung rassischer Stile ist, wenigstens innerhalb der Wissenschaft, etwas so Neues, daß wir zur Darstellung des Erforschten oft sehr wenig Vorarbeit in unserer Sprache finden und also den sprachlichen Ausdruck für das Geschaute oft erst uns schaffen müssen. Das ist es, was unsere Forschung für bequemere Köpfe manchmal schwierig erscheinen läßt. Zuweilen muß unsere Darstellung sich mit einem hindeutenden Bilde, einem Gleichnis, einem Umsagen des an sich selbst nicht Sagbaren begnügen.

Vorwissenschaftliche Rassenerkenntnis finden wir überall bei Menschen, die mit ungetrübtem Blick durchs Leben gehen. Sie bietet die einzige Vorarbeit, an die wir da und dort einmal anknüpfen können. Solche Erkenntnisse finden ihren Niederschlag in volkstümlichen Sprüchen und Redeweisen, wie z. B.: „Kleine Töpfe laufen gerne über" — ein Satz,

Digitized by Google

in dem etwas vom Wesen der mittelländischen Rasse gesehen, und zwar mit nordischen Augen gesehen und mit nordisch gesetzten Worten gekennzeichnet sein mag. Oder wir finden solche Stilerkenntnisse, vorwissenschaftlich unklar, in Gleichnissen ausgedrückt, so z. B. wenn die unsere Stellungen im Felde anschleichenden Gurkhas mit Katzen oder Schlangen verglichen wurden. Solch ein Gleichnis enthält einen Blick auf die Gebärde, auf den Bewegungsstil jener asiatischen Krieger; Gebärde aber ist Ausdrucksbewegung, in welcher sich der Stil der erlebenden und ausdrückenden Seele darstellt. Das Bild von der Schlange oder der Katze würde niemals etwa den Stil der nordischen Gebärde treffen können. Hier stellen sich — je nach dem Erlebnis, das da auf nordisch ausgedrückt wird — ganz andere Bilder aus dem Tierreich ein, mir z. B. das Bild eines wütenden Bullen, wenn ich an einen ostfriesischen Fuhrknecht nordischen Blutes denke, den ich einmal eine Handlung von unglaublicher Roheit aus Jähzorn begehen sah. In beiden Bildern, in dem von der Katze und in dem vom Bullen, ist wohl einerseits eine Eigenschaft gezeichnet und als tierisch abgelehnt: Blutgier beim Gurkha, ungeschlachte, blindwütende Roheit bei jenem ostfriesischen Fuhrknecht. Diese Eigenschaften aber kommen nicht irgendwelchen Rassen als solchen zu, sondern sie finden sich bei diesen und jenen Einzelmenschen. Es könnte doch keinesfalls behauptet werden, daß jeder Norde, eben als Norde, roh sein müsse; vielmehr finden sich sehr viele nordische Menschen, die gar nicht roh, sondern eher allzu zarten Gemütes sind. Es ist aber noch etwas anderes gezeichnet in diesen Bildern, nämlich der Stil, die seelische Gebärde, die diese Eigenschaften durchwirkt und ihnen ihre jeweils besondere Gestalt verleiht. Und diese ist es, was die Rasse ausmacht. Auch die Katze kann roh sein, nämlich indem sie mit der Maus spielt; der Stier aber ist roh, indem er sinnlos alles niederstößt, was auf seinen Weg tritt. Beiderlei Roheit ist von anderem Stile durchwirkt.

Rassenforschung auf seelischem Gebiete ist also ihrem Wesen nach eine Stilforschung. Wie aber denn erforscht man seelische Stile? Etwa durch ein Beobachten und Feststellen einzelner Vorkommnisse? Ein solches ist ja freilich überall möglich. Beobachten kann ich die Vögel des Waldes, die Mücken am Fenster: wie sie fliegen, sich nähren, sich paaren. In all solchem Tun stellt sich ja ein gewisses Seelenleben dar. Jedoch alle Beobachtung gibt uns nur einen Blick auf die Außenseite dieses Erlebens; wie aber sieht es denn in der Seele einer Mücke aus? Und weiter: wie sieht es denn in diesem oder jenem Menschen aus? Nicht alle Menschen kann ich ja verstehen, nicht von allen gewinne ich ein seelisches Bild, das mir etwas von der Innenseite ihres Erlebens zeigt. Nur solches Erleben „verstehe" ich, das auch mein eigenes Erleben sein könnte. Jeder Mensch hat seinen Umfang an Möglichkeiten des Verstehens; was

Digitized by Google

darüber hinaus liegt, bleibt ihm fremd auf immer. „Verstehen" soll für uns ja etwas anderes bedeuten als ein bloßes Feststellen, daß dies oder jenes so oder so sich verhalte: es bedeutet uns ein Sich-hinein-Versetzen, ein Mit-darin-Sein im Erleben des anderen.

Hier liegt die Grenze unserer verstehenden Wissenschaft, besser gesagt: die Grenze für jeden, der sie ausübt. Denn unsere Methode, unsere Arbeitsweise kann ja nichts anderes sein als ein wissenschaftlich ausgebildetes Verstehen. Der Seelenforscher bildet sich seine angeborene Gabe des Verstehens zu einem verläßlichen Werkzeug aus und stellt das Verstandene dar mit Worten und in Bildern. Hierin ist er dem Künstler verwandt, zumeist dem Schauspieler. Schauspielen ist seinem Wesen nach ein schöpferisches Verstehen: ein Nachschaffen fremden Erlebens aus einer eigenen inneren Möglichkeit heraus und ein Erschauenlassen des Verstandenen im darstellenden Spiele. Aber „spielen" kann man nur, was man selber in sich hat. Das gilt auch für den Seelenforscher. Was der Mime auf der äußeren Bühne vor Zuschauern, das tut der Seelenforscher auf seiner inneren Bühne in der Einsamkeit: er spielt sich die verstandenen Gestalten. Erst nach dem Spiele deutet er das Gespielte mit Worten und macht es so schaubar und verstehbar für andere. Ich möchte die hier dargelegte Methode der Seelenforschung die mimische Methode nennen.

Wenn wir nun bestimmte Menschen zu spielen versuchen, Menschen unserer täglichen Erfahrung, so sehen wir uns bald zu folgender Unterscheidung gedrängt. Wir teilen uns die Menschen ein in solche, wo uns das Spiel gelingt, und solche, wo es uns nicht gelingt. Diese letzten sind jene, deren Erleben jenseits der Grenze unserer inneren Möglichkeiten liegt und uns also niemals verstehbar werden kann. Diese letzten scheiden wir aus von der Betrachtung, denn unsere Forschung kommt ja an sie nicht heran.

Wenn wir die uns verstehbaren Menschen ansehen auf die Weise, wie sich seelischer Stil in ihrem Erleben auswirkt, so finden wir solche, in denen alles Erleben in sich zusammenstimmt, von einem einzigen Stile durchwaltet, so daß ihr Leben vor uns dasteht als aus einem Gusse geformt. Und wir finden weiter solche, bei denen dies nicht der Fall ist: ihr Erleben zeigt sich bald von diesem, bald von jenem Stile bestimmt, es zieht ein Sprung oder mehrere Sprünge durch ihr Wesen; es tritt da vieles auseinander, widerspricht sich, widerstreitet sich, so daß wir in solchen Fällen von einer zwiespältigen Seele reden und oft auch von einer mehrspältigen Seele reden dürften, wenn eben mehr als nur ein einziger Spalt in einer solchen Seele klafft. Solche Menschen sind unserer Forschung verstehbar, falls nicht einer der Stile, der in ihnen waltet, jenseits der Grenze des verstehenden Forschers fällt.

Digitized by Google

Wir beschränken hier unsere Betrachtung auf Wesen, die von einem einzigen Stile bestimmt sind, wie aus einem Gusse geformt. Diese Wesen aber sind — ihrem Stile nach — nicht alle unter sich gleich; sie sind, obschon jedes einzelne aus einem Gusse, so doch nicht alle aus demselben Gusse geformt: sie unterscheiden sich voneinander eben durch die verschiedenen Formen solcher Güsse. Die Aufgabe der psychologischen Rassenforschung, als einer Stilforschung, ist es zunächst, sich in jede dieser Gußformen mimisch hineinzuleben, so ihre Gesetzlichkeit von innen her zu begreifen und dann in Worten diese Gesetzlichkeit zu deuten.

Was eine „Gußform“ [1] sei in dem hier gemeinten Sinne, kann nur durch Beispiel erhellen. Ich stelle nebeneinander zwei verschiedene Formen, die ich vorläufig mit A und B bezeichnen will. Dabei kann in dieser kurzen, andeutenden Beschreibung nur diese oder jene Seite der Gestalten aus dem Dunkel treten, und auch von dieser Seite nur ein roher Umriß. Es genügt uns, wenn daraus erhellt, was ein „Stil des Erlebens“ sei.

Wir zeichnen zunächst als „Gußform A“ ein Wesen, dem es innewohnt, hinauszugreifen in seine Umwelt, so daß ihm alle seelische Bewegung zu einer Gestaltung dieser Umwelt wird. Ein solcher Mensch erobert sich seine Welt durch Taten; dies soll nicht heißen: mit dem Schwert allein, sondern durch Taten der Gestaltung auf allen Erlebnisgebieten. Seine Hände reichen ihm nicht aus zum Griff in die Ferne des Raumes: er schafft sich künstliche Gleise seines Ausgriffs, schneidet mit ferngezogenen Schienenstraßen in den Raum, mit seefahrenden Schiffen, von denen jedes neugebaute schneller sein will als die älteren: ein „Windhund des Weltmeers“, der dem Pfiffe seines Herrn gehorcht; Flugzeuge, Kabel, Funken: alles das bedeutet ein gestaltendes Umgreifen der Welt durch Überwindung der Ferne, durch Unterwerfung des Raumes. Immer kleiner wird der Erdball in der schaffenden Hand dieser Menschen.

Wir haben zur Andeutung des Erlebensstiles der „Gußform A“ einen einzigen Erlebnisbereich herausgegriffen: den der äußeren Weltgestaltung durch Technik. Nicht nur deshalb, weil er besonders augenfällige Beispiele liefert, sondern auch darum, weil diesem Erlebnisbereiche die Menschen der Gußform A, eben kraft ihres Stiles, besonders leicht zuwendbar sind. Doch zeigen sie notwendig den gleichen Stil auch auf allen anderen Gebieten ihres Erlebens, sei es die Gestaltung der Gemeinschaft als „Staat“, als Ehe, als Freundschaft, sei es die Gestaltung

[1] Das Wort „Gußform“ soll hier selbstverständlich nicht terminologisch verwendet werden, sondern nur gleichnisweise und vorläufig.

Digitized by Google

der Kunst oder des Dranges zum andern Geschlechte, sei es die Forschung oder die Gestaltung des Glaubens usf.: überall wird ihnen ihr Erleben notwendig zur Gestaltung, überall drängt es nach Macht über die Umwelt durch Leistung. Ein solcher Mensch kann nicht anders leben denn als ein Herrscher über die Dinge, ein Herrscher über seine äußere und innere Welt. Auch seinen Gott oder seine Götter schafft er sich nach seinem Bilde: als Herrscher, die gestaltend durch die endlosen Räume streben, als Schöpfer, die mit ihren Armen die Welt auftürmen und deren Gedanken Taten sind. — Unendliche Spielarten des Erlebens sind möglich in diesem Stile; wir zeichnen hier nur die eine seelische Grundgebärde, die allen diesen möglichen Spielarten gemeinsam ist[1]. (Im wesentlichen ist es jener Erlebensstil, der seit Goethe als solcher gesehen und nach dessen Werke „Faust" als der „faustische" bezeichnet wird. Doch werden wir ihn aus mancherlei Gründen so nicht nennen.)

Wir stellen daneben, im äußersten Gegensatze, als „Gußform B" ein Wesen, das sich als ein Ding unter Dingen fühlt: den Dingen gleichgeordnet. Es herrscht nicht über die Dinge, es greift nicht aus nach ihnen, um sie sich dienstbar zu machen, sie nach seinem Willen zu gestalten. Es sieht die Dinge um sich, besser: betrachtet, beschaut sie[2]; es ärgert sich über die Dinge und schimpft auf sie oder freut sich an den Dingen, freut sich, wie sie wachsen, und fühlt sich wachsend mit ihnen. Aber all dies Wachsen ist keine Leistung und reift niemals zur Macht. Der Mensch dieses Stiles ordnet sich die Dinge, soweit sie für ihn da sind, gern auf einer Fläche ein: alle gleich wertvoll, alle gleich groß. Und weil er nicht, wie der Mensch des Stiles A, mit frei gestrecktem Arme in die Welt hinausgreift, um sie zu seiner Welt zu machen, erwächst ihm gar nicht, im Sinne des A, „eine Welt" als ein fernreichendes Gefilde, als ein Tummelplatz der hindernden Gewalten, mit denen es frei und freudig zu ringen gilt; er findet vielmehr um sich, als seine Umwelt, eine Sammlung von Einzelheiten, an die er mit tastendem Fühler sich heranmacht, sich an ihnen gleichsam festsaugt und sie sich einverleibt. Wenn bei A alle seelische Bewegung „dynamisch" ist und, wenigstens ursprünglich, „zentrifugal" verläuft (um es einmal mit fremden Wörtern zu sagen), so kann man bei B entweder überhaupt nicht von Bewegung, wenn aber, dann vielleicht von einem „zentri-

[1] Vgl. hierzu Clauß, Die nordische Seele, S. 187 ff. u. ö., ferner Rasse und Seele, S. 40 ff. u. ö.

[2] Alles „Sehen" ist ja schon ein Gestalten: der Sinn dieses Wortes stammt aus dem Erleben des A. B dürfte nicht sagen: Ich sehe die Dinge, sondern nur: Sie erscheinen mir.

Digitized by Google

petalen" Zuge reden [1]. „Besitz" bedeutet dem B etwas anderes als dem A. Sieht A in dem Ding, das er besitzt, ein Mittel zur Macht, ein Werkzeug des Ausgriffs, eine Waffe zur Eroberung der Umwelt, so ist für B der Besitz nicht etwas-wozu, sondern etwas-an-sich: er „hat" das Ding, er saugt sich fest an ihm, er klebt an seinem Besitze und befriedigt sich im satten Haben. Und auch seinen Gott sieht er anders, als der A seinen Gott sehen muß. „Gott hält sich mäuschenstill, darum dreht sich die Welt um ihn", sagt ein Dichter, der zwar nicht als ganzer Mensch vom Stile B bestimmt erscheint, aber eben in diesem wie in anderen Zügen ein Teilhaben am Stile der Gußform B verrät: Gottfried Keller.

Das Leben in der Gemeinschaft spielt sich anders ab im Stile A als im Stile B: leben die Menschen der Gußform A in kühlem Abstand voneinander, so daß wir sie in dieser Hinsicht mit den Pferden vergleichen dürften, die — ausruhend für die morgige Leistung — nebeneinander in geräumigem Stalle stehen, wo eine Schranke errichtet ist zwischen Pferd und Pferd; so könnten wir das Gemeinschaftsleben im Stile B mit dem Treiben in einem Kaninchenstall vergleichen, wo die Geschöpfe sich aneinander, ja ineinander drängen, sich gleichsam miteinander verfilzen, weil jedes von der Nestwärme der anderen kosten will.

Wie steht nun der B vor den Augen des A und der A vor den Augen des B? Der A verachtet den B: er ist ihm entweder ein „Trottel", ein „Schlappschwanz", ein „Stumpfbock", oder aber ein filziger Kleinkrämer, der emsig Pfennige sammelt, bis er sich zu satter Ruhe setzen kann. Und da der A den B verachtet, solange der A noch unbeirrt nach seinem eigenen Artgesetze wertet, so unterdrückt er ihn und macht ihn zu seinem Knechte, da er ihn ja nur als ein „Objekt" der Gestaltung, als ein Werkzeug zur Weltgewinnung betrachten kann — ein Werkzeug freilich, das als solches gerade für ihn einen Wert besitzt. — Und auch der B verachtet den A, solange der B noch unbeirrt nach seinem eigenen Artgesetze und der in ihm entspringenden Ordnung der Werte wertet: der A ist ihm ein „Rohling", ein „Gewalttäter", ein „Projektenmacher", ein „Weltverpfuscher". Und wenn er Gelegenheit findet, dann rächt er sich an dem A für jene Unterdrückung, indem er gegen ihn aufmuckt oder auch nur ihn am Stammtisch durch den Klatsch zieht. Und jeder wird so dem anderen ungerecht, weil keiner das Gesetz und die Welt des anderen versteht: der B versteht beim A nicht den Drang zur gestaltenden Leistung und der A beim B nicht den Hang zum Ruhen in der eigenen Schwere. Es liegt ein bedeutsames, weltgeschichtliches Schicksal in diesem einen Satze beschlossen: Sie verstehen einander nicht.

[1] Vgl. Die nordische Seele, S. 144 ff., 187 ff. u. ö.; ferner Rasse und Seele, S. 108 ff., bes. den Abschnitt „Die dumpfe Kugel", S. 112 ff.

Digitized by Google

Wir haben die beiden hier miteinander verglichenen Gußformen ganz einfach und nüchtern mit A und B bezeichnet, um nicht durch einen Namen ablenkende Nebengedanken zu erwecken. Wir nennen künftig den Stil der Gußform A den nordischen Stil, den der Gußform B den ostischen Stil des Erlebens; nicht, weil diese Namen besonders sinnvoll oder treffend wären, sondern weil sie von anderer Seite und in anderem Felde nun einmal eingeführt sind und sich durchzusetzen scheinen. Der Name „nordisch" ist sinnvoll insofern, als die nordische Seele in einem Stilzusammenhange mit der Landschaft des Nordens steht[1]. Der Name „ostisch" dagegen scheint mir minder glücklich gewählt: er wird von Unkundigen oft als gleichbedeutend mit „slawisch", von anderen gar als „ostjüdisch" verstanden. Die geographische Verbreitung dieses Menschenschlages beschränkt sich nicht, wie manche aus dem Namen schließen wollen, auf den Osten Europas, sondern greift durch Mitteleuropa nach Frankreich hinüber und ist in dessen mittleren Teilen gerade besonders dicht. (Der französische Rentner, der 40 Jahre lang emsig geschuftet hat, um dann für den Rest seines Lebens zu ruhen auf dem gesammelten Haufen, ist ein Bild reinen ostischen Stiles.) Ich übernehme dennoch einstweilen die Bezeichnung „ostisch", weil ich eine bessere nicht vorzuschlagen habe. — —

Die Anthropologie, als ein Zweig der Naturwissenschaft — so sagten wir oben — kommt in ihren Untersuchungen grundsätzlich nicht über den Bereich des Körperlichen hinaus und gewinnt nur von einem einzigen Gesichtspunkt aus, dem der Vererbung, einen Zugang zum Seelischen und eine Möglichkeit seiner Bearbeitung; wobei freilich „Seele" sogleich eine völlig andere Bedeutung gewinnt als jene, die der Seelenforschung vorliegt. Entsprechend kann die Seelenforschung über den Bereich des Seelischen niemals hinauskommen und gewinnt den Zugang zum Körperlichen nur von einem einzigen Gesichtspunkt aus, nämlich dem des Ausdrucks. Die Seelenforschung beschäftigt sich gar nicht mit dem „Körper", sondern mit dem „Leibe"; und „Leib" bedeutet ihr etwas völlig anderes als das, was der Naturwissenschaft unter der Bezeichnung „Körper" vorliegt: der Leib kann für sie nichts anderes sein als das Ausdrucksfeld der Seele.

Innerhalb der psychologischen Ausdrucksforschung erwachsen nun Aufgaben für die Psychologie der Rasse. Der Stil des Erlebens einer Seele — also das, was die „Rasse" einer Seele ausmacht — durchgreift ja auch den Ausdruck, durch welchen sich dieses Erleben sichtbar und hörbar am Leibe, als dem Schauplatz der Seele, darstellt; und so gehört denn zu einer Seele, ihrem Wesen nach, ein leiblicher Schauplatz von solchem

[1] Vgl. Rasse und Seele, S. 33 ff.

Digitized by Google

Stile, daß dieser Stil des Leibes dem Stile der Seele entspricht. Hat die Seele einen Leib, der — seinem Stile nach — nicht zu ihr „gehört", so kann sie daran ihren Ausdruck nicht rein in ihrem eigenen Stile entfalten, sondern wird durch den ihr fremden Stil ihres Leibes darin gehemmt. Nicht nur durch die Seele selbst können Sprünge gehen, so daß sie uns zwiespältig oder gar mehrspältig erscheint; ein Widerstreit des Stiles kann auch bestehen zwischen der Seele und ihrem leiblichen Schauplatz. Doch haben wir die Fälle der Zwiespältigkeit schon oben von unserer Betrachtung ausgeschlossen und uns hier nur mit reinen „Gußformen" befaßt. Zu jeder reinen seelischen Gußform gehört auch ein Leib, der wie aus einem Gusse geformt ist: zu jeder seelischen Gußform gibt es nur eine leibliche Gußform, die der Seele einen vollkommenen, ungehemmten, ungebrochenen Ausdruck ihres Erlebens möglich macht.

Diese wesensgesetzlichen Verhältnisse eingehend darzulegen, ist hier nicht der Raum. Ich habe im dritten Teile meines Buches „Rasse und Seele" einen vorläufigen Überblick zu geben versucht und muß hier auf jene Darlegungen verweisen. Wir beschränken uns hier darauf, an der Hand einiger Bilder das Angedeutete sichtbarer zu machen für den, der Augen hat, zu sehen.

Die Bilder 1 und 2 zeigen ein nordisches Mannesantlitz, in hartes Sonnenlicht getaucht, wodurch zwar das Auge verhüllt, sonst aber gerade die Züge besonders scharf beleuchtet werden, die gleichsam die Gleise des Ausdrucks für nordisches Erleben sind. Bild 3 zeigt denselben Mann als Gesamtgestalt in einer Haltung nordischen Stiles: in einer Haltung, die es ausdrückt, daß dieser Mann seine Welt sich gegenüber hat als ein Feld, in das er hinausgreift mit seinem gestaltenden Willen. Er überläßt sich der Ruhe nie anders, als um Kräfte zu sammeln zu neuer Leistung. In der Zeit, die ihm seine bäuerliche Wirtschaft freiläßt, übernimmt er Deicharbeiten, weil ihn die Ruhe langweilt. Ein Herr über bedeutende Güter oder Schätze der Bildung ist er nicht, aber „ein Herr" ist er dennoch in seinem kleinen Bereiche: das liegt im Stile seiner Artung. — Die Bilder 4 und 5 zeigen den Seitenumriß eines männlichen Kopfes in nordischem Stile, Bild 6 ein nordisches Frauenantlitz. Bild 8 zeigt denselben Frauenkopf im Seitenumriß; daneben (Bild 7) stellen wir einen ostischen Umriß: einen Mädchenkopf, der jene kugeligen, wulstigen Formen zeigt, in denen ostisches Leben seinen Ausdruck stilgemäß entfalten kann, wovon auch die Bilder 9 und 10 erzählen.

Die Tafel IV zeigt drei verschiedene Mädchen beim Haarordnen. Das im wesentlichen nordische Mädchen auf Bild 11 führt die Bewegung in einer leichten, ungezwungenen Weise aus: der nordische Stil der Gliederbildung fordert lang- und schlankgewachsene Arme, deren Bewegung

Digitized by Google

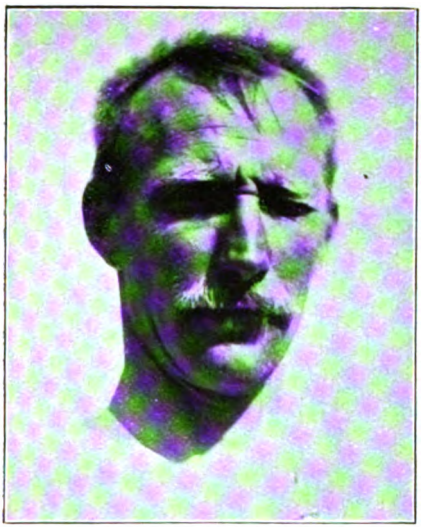


Bild 1

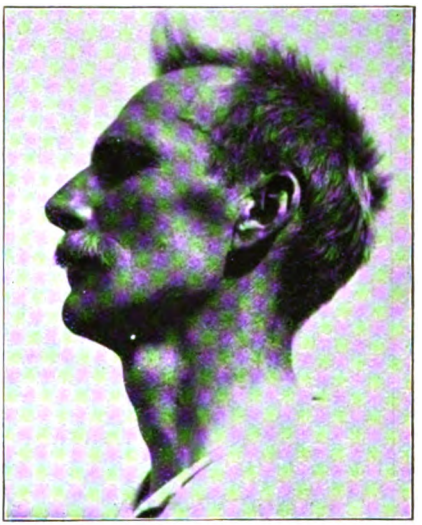


Bild 2

Bild 3

Friesischer Bauer und Arbeiter
von der Hallig Langeneß

Digitized by Google

Bild 4

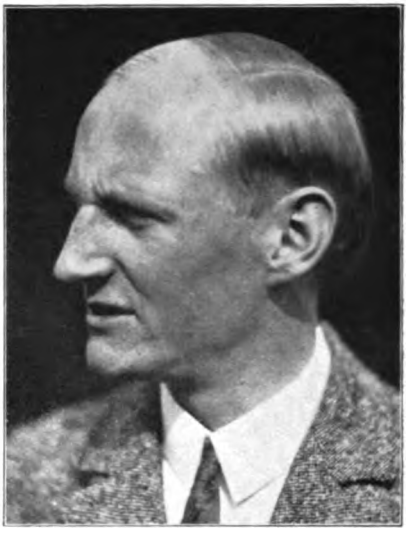


Bild 5

Junger Kaufmann aus Berlin

Bild 6
Frau aus Schleswig

Digitized by Google

Bild 7

Mädchen aus dem Elztal
(Schwarzwald)

Bild 8

Frau aus Schleswig
(dieselbe wie auf Bild 6)

Bild 9

Bild 10

Mädchen aus dem Elztal (dieselbe wie auf Bild 7)

Digitized by Google

Bild 11. Mädchen aus Dresden

Bild 12
Mädchen aus Dresden

Bild 13
Mädchen aus dem Elztal
(dieselbe wie auf den Bildern 7, 9 und 10)

Digitized by Google

sich frei vom Rumpfe in den Raum hinein entfalten kann, so daß der Raum von dieser Bewegung beherrscht erscheint. Solche nordischen Jungmädchenarme sind es gewohnt, sich leicht und sicher in den Raum zu werfen, wenn der Übermut oder sonst eine Regung sie treibt. Das dritte Mädchen auf Bild 13 dagegen kommt mit seinen kurzgewachsenen ostischen Armen nur mit Mühe los vom Rumpfe: die Bewegung wirkt unfrei und gezwungen, denn diese Arme sind es gewohnt, am Rumpfe zu verharren. Sie entfernen sich von ihm nur, wenn ein Zweck, wie hier das Ordnen des Haares, es erfordert, und bewegen sich dann unsicher im freien Raume, wie ein Huhn, das fliegt. Dabei ist freilich zu bedenken, daß die beiden Mädchen auf Bild 11 und Bild 13 nicht nur durch Rasse, sondern auch durch Stand und Bildung unterschieden sind, und ferner, daß die Armbewegungen des Schwarzwaldmädchens durch die engen Ärmel der Tracht gehindert werden. Bild 12 dagegen zeigt ein Mädchen, das dem auf Bild 11 gezeigten standesgleich ist, und seine weiten Ärmel hindern die Bewegung nicht. In der leiblichen Erscheinung dieses Mädchens finden sich deutlich auch nordische Züge, aber gerade im Stil ihrer Bewegung beim Haarordnen verrät sich der ostische Einschlag.

Sämtliche hier gezeigten Aufnahmen sind gemacht in einem Augenblicke, wo sich die Abgebildeten dessen nicht bewußt waren, daß sie abgebildet wurden.

Medizin und Persönlichkeitsforschung

Von Hans Prinzhorn, Frankfurt

I

In seinen „Grundlagen der Charakterkunde" betont Ludwig Klages mit gewohnter polemischer Schärfe, er habe außer Jaspers keinen medizinisch orientierten Autor gefunden, dessen psychologische Arbeiten ihm nicht physisch übel machten wegen völliger Ahnungslosigkeit in bezug auf die Probleme der Persönlichkeit. Das mag bei strengster philosophischer Kritik berechtigt sein. Wir wollen es uns nicht verdrießen lassen, trotzdem von einigen Beiträgen zur Persönlichkeitsforschung zu berichten, die von medizinischer Seite stammen. Denn nicht nur das psychopathologische, sondern auch das allgemein klinische Interesse hat sich „der Person" des Kranken so lebhaft zugewendet, daß man wohl fast schon von einer Mode reden kann. Zwei Hauptgesichtspunkte sind dabei maßgebend: einmal der humanitäre, man habe doch nicht Krankheiten zu behandeln, sondern „den kranken Menschen". Hier herrscht eine seelsorgerische Haltung vor. Und dann der rein wissenschaftliche

Digitized by Google

Gesichtspunkt, der auf sichere Erkenntnis und daneben auf philosophische Abrundung solcher Erkenntnis zu einem gültigen Gesamtbild vom Wesen des Menschen gerichtet ist. Naturgemäß ist dieser innerhalb der Medizin selten. Um so mehr Anlaß besteht, aufzuhorchen, wenn ein Mediziner sein Ziel so hoch steckt, wie das Friedrich Kraus tut. Man muß sich gegenwärtig halten, daß wir erst mitten in einer Wandlung der Einstellung begriffen sind. Bislang sind die stärksten direkten Impulse von der Psychoanalyse ausgegangen. Andere Motive, von denen noch zu reden sein wird, kamen hinzu — jedenfalls ist es heute so weit, daß man sich heute wieder in der gesamten Medizin um eine geeignete Psychologie bemüht. Man denke nur, daß noch vor kaum 15 Jahren der kluge verstorbene Psychologe O. Külpe in einem Aufsatz über „Psychologie und Medizin" schreiben mußte: „Dagegen sind die äußeren Beziehungen zur Medizin gegenwärtig ganz aufgehoben. Zwar pflegt man einem heranwachsenden experimentellen Psychologen mit Recht zu empfehlen, außer Physik und Mathematik auch Anatomie und Physiologie zu treiben... Aber von dem Mediziner und selbst dem Psychopathologen wird in der Regel weder erwartet noch verlangt, daß er sich in der modernen Psychologie umgesehen und eine psychologische Betrachtungs- und Arbeitsweise kennengelernt habe... Seit die Psychiatrie ein obligatorisches Prüfungsfach für Mediziner geworden ist, sollte sich die psychologische Vorbildung für den werdenden Arzt von selbst verstehen. Die moderne Entwicklung der Psychiatrie tendiert, wie uns scheint, zu einer eindringenden psychologischen Auffassung und Grundlegung, und nicht minder hat die Normalpsychologie das rege Bedürfnis nach einer Ergänzung durch pathologische Beobachtungen und Erklärungen."
Zu dieser resignierten Äußerung wäre heute kein Anlaß mehr. Wenigstens privatim sozusagen hat sich seither in der Beziehung der beiden Gebiete manches geändert. Der junge Mediziner m u ß heute zwar ebensowenig wissenschaftliche wie praktische Psychologie lernen und ist nach wie vor der Gefahr ausgesetzt, daß er den die Zeit bewegenden seelischen Problemen harmloser und hilfloser gegenübersteht als ein Gleichaltriger, der sich nicht durch systematische Kenntnis von Körpervorgängen auf eine materialistische Scheinklarheit festgelegt hat. Aber er k a n n sich etwas leichter in psychologischer Richtung orientieren, wenn er das Bedürfnis dazu hat. Es ist sehr spannend, zu verfolgen, wie die verschiedenen Universitäten den Mangel an wirklichem psychologischen Unterricht durch Selbsthilfe auszugleichen suchen, indem sie vorwiegend Psychopathologen heranziehen, d. h. Psychiater mit psychologischen Neigungen, zuweilen auch mit wirklicher Grundlage meist auf experimentalpsychologischem Gebiete. Oft entsteht so eine wilde Psychologie, die sich noch am ehesten dem medizinischen Wissen einordnet, wenn sie

Digitized by Google

nahe bei der Physiologie bleibt. Aber die praktische Psychologie, die es dem Arzte erleichtern sollte, aus der zeitgemäßen theoretischen Verbildung wieder zu einer natürlichen Erfassung und sicheren Behandlung fremder Persönlichkeiten zu gelangen, die liegt noch im argen.
Und doch rückt das „Problem der Persönlichkeit" heute beinahe in den Mittelpunkt auch des klinischen Interesses, wenigstens bei Internisten, Neurologen und Psychiatern, so daß es bald Modesache werden und verflachen wird. Hoffentlich ist bis dahin einiger neuer Wissenserwerb soweit gefestigt, daß er Dauerbesitz bleibt.

II

Die Hauptwandlung innerhalb der offiziellen Medizin geht von der rein morphologischen Einstellung (Virchow) über die organphysiologische (C. Ludwig) zu einer Konstitutionslehre, in der allgemein biologische, innersekretorische und erbbiologische Gesichtspunkte sich vereinigen. Nachdem die Grundlagen der Anatomie bereits um 1800 gelegt waren, fügte das 19. Jahrhundert dazu die mikroskopische Anatomie und Embryologie (mit den Namen Schleiden und Schwann verknüpft) und die pathologische Anatomie, die in Gestalt von Virchows Zellularpathologie bis auf unsere Tage die Auffassung von der Krankheit und vom Lebensvorgang beherrscht hat. Ziel der Forschung war die möglichst genaue Kenntnis der Vorgänge innerhalb der Zelle: Wachstum, Assimilation, Dissimilation, Teilung. Ferner die Rückführung der Krankheitsprozesse auf bestimmte mikroskopisch nachweisbare Veränderungen der Zelle: Entartung. Die Gefahr einseitiger Überspannung dieses höchst differenzierten und gut gesicherten Systems wurde vermieden durch die im letzten Viertel des Jahrhunderts ausgebaute Organphysiologie, deren Hauptanliegen die Lokalisation der Funktionen in bestimmten Hirnteilen war. Erst nachdem auf diese Weise eine Art Elementenlehre und Grammatik des körperlichen Seins und Geschehens geschaffen war, drängte sich der Unterschied, der zwischen gleichnamigen Organen oder Funktionen bei mehreren Individuen besteht, wieder in den Vordergrund und zwang dazu, in Erbanlagen und Dispositionen die Grundlagen für solche Unterschiede zu suchen. Mit der Entdeckung, daß die Schilddrüse von tiefgreifendem Einfluß auf die Gesamtkonstitution sei, beginnt eine Forschungsrichtung, die vielleicht den wichtigsten Gewinn der letzten Dezennien gebracht hat: den Einblick in das verwickelte Bezugsystem der Drüsen mit innerer Sekretion, der schließlich erlaubte, eine „Drüsenformel" für den einzelnen Menschen aufzustellen und eine große Zahl von Krankheiten wie von konstitutionellen Besonderheiten auf Abweichungen dieser Drüsenformel von der Regel zurückzuführen. Der Erfolg

Digitized by Google

der Organotherapie, der im Insulin gipfelt, bestätigte die Resultate dieser Forschungen.

Unterdessen breiteten sich von einer ganz anderen Seite Erkenntnisse aus, die zunächst ohne jeden Zusammenhang mit der skizzierten Entwicklung der Medizin zu sein schienen und sich nur langsam Beachtung erzwangen. Die psychologische Analyse von Krankheitssymptomen, teils im Gefolge von Freud als Rückführung auf die Triebsphäre, teils im Sinne von Jaspers auf eine feinere phänomenologische Erfassung der Symptome selbst, teils schließlich durch Revision der neurologischen Vorstellungen, zumal auf Grund neuer Erfahrungen, die man mit Folgezuständen von Hirnverletzungen und Kopfgrippe gemacht hatte, brachten die gesamten Anschauungen über Krankheitsgeschehen, Ausfallserscheinungen, Rolle von Symptomen und dergleichen mehr ins Wanken und erzwangen zweierlei neue Fragestellungen, die beide auf die Person als den Träger der Krankheit wie des körperlichen Geschehens überhaupt gerichtet waren: die mehr praktische Frage nach „dem kranken Menschen", der Art und Weise, wie Krankheit als Erlebnis ihn leibseelisch verändert und wie Hilfe möglich ist — und die andere nach der feineren Zusammenordnung der physikalisch-chemischen Prozesse im Organismus, dem Wesen des Lebensvorgangs zumal in „diesem Menschen", der individuellen Persönlichkeit.

Die erste Fragestellung führte über breite psychotherapeutische Erfahrungen zum Aufbau einer „medizinischen Psychologie", die bislang in zwei Fassungen vorliegt. Die eine stammt von E. Kretschmer, der schon durch seine Forschungen über „Körperbau und Charakter" ungemein anregend auf die Medizin und alle ihre Grenzgebiete gewirkt hat. Diese „Medizinische Psychologie", in ihrer soeben erschienenen dritten Auflage[1], sucht in sehr anschaulicher gewandter Form einen praktischen Leitfaden zu bieten, der es dem Mediziner erleichtern soll, sich in dem noch schwer überschaubaren Gewoge des neuen ärztlichen Denkens zurechtzufinden. Es ist keine methodisch nach allen Seiten gesicherte und auch für Psychologen annehmbare Lehre, weil sie eben praktisch-eklektisch ist. Aber zahlreiche Gesichtspunkte, die heute in der offiziellen Psychologie erst langsam Eingang finden, sind hier frischweg als Einteilungsprinzipien verwendet, einige psychoanalytische und charakterologische Erkenntnisse eingearbeitet, während von Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung und dergleichen kaum mehr ausdrücklich die Rede ist. — Hingegen schließt sich das gleichnamige Buch des Wiener Psychiaters Paul Schilder[2] einerseits enger an die Probleme der Schul-

[1] Verlag G. Thieme, Leipzig 1926. 273 S.
[2] Verlag J. Springer, Berlin 1924. 355 S.

Digitized by Google

psychologie an, rückt sie aber radikal in psychoanalytische Beleuchtung. Tiefer angelegt und schwieriger durch diese Beziehung zu theoretischen Problemen, ist Schilders Werk wohl berufen, ein Vermittler psychoanalytischer Erfahrungen und Begriffe für die klinische Psychiatrie wie für die ganze Medizin zu sein. Hier ist nicht mehr für den praktischen Mediziner gesorgt, sondern man muß schon einer kritischen Auseinandersetzung mit physiologischen und philosophischen Grundlehren gewachsen sein, um von dem weitausholenden Werke etwas zu haben.

In den letzten Jahren mehren sich auch die Arbeiten von internistischer Seite, die mit der Einstellung Ernst machen, durch Symptome und Krankheiten hindurch die Persönlichkeit des Kranken zu erfassen. Neben starken Anregern unter den führenden Klinikern, wie Krehl, v. Bergmann, stehen in der jüngeren Generation bereits zahlreiche psychologisch orientierte Mediziner, wie Heyer, O. Schwarz, v. Weizsäcker, Hansen u. a., die meist humanitär und manchmal ein wenig moraltheologisch gefärbt sind, jedenfalls aber irgendwie auf Begründung einer psychotherapeutischen Haltung des Arztes ausgehen. Prinzipiell und auf eine Gesamtdarstellung ohne Nebenabsicht abzielend ist hingegen die obenerwähnte zweite Fragestellung nach dem Wesen der Lebensvorgänge beim Individuum bislang erst einmal aufgeworfen worden, und zwar von dem Berliner Internisten Friedrich Kraus: „Allgemeine und spezielle Pathologie der Person" [1]. Dazu gesellt sich ein Sammelwerk „Biologie der Person", herausgegeben von Brugsch und Lewy, auf den wir, ebenso wie auf Jaensch: „Grundzüge der Physiologie und Klinik der psychophysischen Persönlichkeit" (1926), später eingehen werden, und eine angekündigte „Medizinische Anthropologie" von V. v. Weizsäcker. Auch eine kurze „Psychologie der Umwelt" von W. Hellpach gehört hierher, in der der Verfasser der „geopsychischen Erscheinungen" die Rolle von naturaler und mitmenschlicher Umgebung beim gesunden und kranken Menschen darstellt. Außer Betracht bleibe hier die interessante neuere Konstitutions- und Typenforschung (Brüder Jaensch, Kretschmer u. a.) im engeren Sinne, die von Grund auf anders angelegt ist und trotz verbreiteter gegenteiliger Meinung auf ein Ordnungssystem hinausläuft, nicht auf eine Psychologie „der Person" oder des Charakters. Doch können beide Forschungsrichtungen sich in wertvoller Weise ergänzen.

III

Wir wenden uns dem weitausholenden Werk von Kraus zu: „Allgemeine und spezielle Pathologie der Person", und versuchen, den auch für Nichtmediziner faßbaren und jedenfalls wichtigen Kerngehalt darzulegen, der

[1] Verlag G. Thieme, Leipzig. Bd. I, 1918, 435 S.; Bd. II, 1926. 253 S.

Digitized by Google

freilich im Original unter einer Fülle von physiologischen Einzelheiten versteckt ist. Der erste Band des Werkes, bei Kriegsende erschienen, bot einen rhapsodischen Überblick über eine Unmenge von Literatur, die sich mit den Titelproblemen befaßt, und suchte mit zahllosen Einzelheiten aus allen Teilen der Biologie, der physikalisch-chemischen Kolloidforschung, der Physiologie, Pathologie und der psychologischen und philosophischen Persönlichkeitsforschung das Problem sozusagen einzukreisen — kein Wunder, daß dies überfüllte und unübersichtliche Werk nicht recht beachtet wurde. Wenige haben wohl aus der auch sprachlich schwer zugänglichen Stoffülle verstanden, wo das Ganze eigentlich hinauswollte. Und wir sind so wenig gewohnt, einen Forscher ohne Rücksicht auf System oder Tradition gleichsam alles ausschütten zu sehen, was ihn beschäftigt, daß wir leicht in Gefahr geraten, ihm aus Pedanterie Unrecht zu tun. Nachdem nun der zweite Band mit dem Untertitel „Tiefenperson" vorliegt, kann man jedoch leichter verstehen, in welcher Richtung Kraus das Wesen des Lebens und seiner Individuation in der Person sucht. Und da wird denn klar, daß er trotz aller angreifbaren Einzelheiten in der Tat mindestens tiefer zielt als alle ähnlichen Versuche von physiologischer Seite und daß er vielleicht sogar die einzig mögliche Brücke zum vitalen Geschehen kenntlich gemacht hat. Wir wollen zunächst Kraus selbst das Wort lassen, um einen Eindruck zu vermitteln von der eigenartig aus Beobachtung, experimenteller und klinischer Erfahrung, intuitiver Erfassung von Lebenszusammenhängen und hartnäckiger philosophischer Spekulation gemischten Vortragsweise.

„Wofür ich selbst mich in diesem Buche verantwortlich bekennen muß, ist die konsequent durchgeführte Anschauung, daß sozusagen alles, was der Fortführung des Lebens als solchem dient, anpassungsgemäß in dem vegetativen Betriebstück des Protoplasten sich abspielt. — Grundlage aller vitalen Lenkung, schon an der Wurzel der gemeinsamen Entwicklung vorhanden und von da ab auseinanderlaufend, bleibt die anpassende Individuation aus dem Überindividuellen." Dieses gemeinsame „Betriebstück" oder der Grundvorgang des Lebens ist die „vegetative Strömung", bestehend in einer wechselnd verteilten Durchtränkung der kolloidalen lebendigen Substanz. Dies und nichts anderes ist das materielle Äquivalent des Lebens, gelenkt vom Elektrolyt. Stellt „das Leben auf tiefster Stufe ein ursprünglich überindividuelles harmonisches Ganzes dar", so entfaltet es sich dann in Vitalreihen, die sämtlich lückenlos auf die vegetative Strömung zurückführbar sind, ob sie gleich in Pflanzen, Tieren, Menschen auseinandergehen. „Die konsequente Betonung des Vegetativen für die Fortführung des Lebens lenkt uns auf den Primat des Emotionalen, seine prälogische Entwicklungsordnung" — an der Wurzel differenzierter Entwicklungen erkennen wir „einen Wahrnehmung (Orien-

Digitized by Google

tierung) und Dynamogenese (= Funktionsleistung) noch unmittelbar vereinigenden Impuls, auf den die für fortgeschrittenere Differenzierung geprägten Begriffe: Tastsinn, Reflex, Assoziation, Instinkt, Intelligenz nicht passen wollen, in Art und Individuen unbewußt wirksam. Am nächsten steht der vegetative Impuls, diese Grundlinie aller Vitalität, dem Gefühlsmäßigen (der Gefühlsempfindung) und dessen Funktionen. — Nicht Nerven empfinden, sondern der Lebensstoff. — Die lebendige Ordnung sehen wir nicht schlechthin gleiche Wirkungen auf gleiche Ursachen hervorbringen, sondern auch auf recht verschiedene Ursachen Wirkungen von gattungsmäßiger Ähnlichkeit, nämlich die jedesmalige Ingangsetzung der Person selbst bei allen Entwicklungsvorgängen und Funktionen. — Im Biosystem der Person selbst sehe ich ein Erregungssystem, eine relaisartige Auslösevorrichtung, einen auf Ladung (Arbeitspeicherung) und Entladung eingerichteten Apparat, durchaus auf Grenzflächen (die maßgebendsten sind Kolloid/Elektrolyt) beruhend. Fortgeschritten wird zu einer, der bisherigen äußerlichen gegenüber, viel tieferen Unterscheidung von vegetativen und animalischen Funktionen. Gebrochen mit der Vorstellung, daß alle Reizbeantwortung von der Natur eines explosiven chemischen Wechsels sei, jeweils begleitet von einem unvermeidlichen Energiesturz, daß Leben ein Pendeln zwischen chemischer Assimilation und Dissimilation von Nahrungsbestandteilen ist. — Charakteristisch für die physiologischen Zustände ist, daß bei ihnen dasselbe Individuum auf gleiche Bedingungen verschieden reagiert. Äußere Einwirkungen verursachen, wie wir sehen werden, Reaktionen eben erst durch Veränderung des jeweiligen physiologischen Zustandes. Der Organismus antwortet auf die durch äußere Einwirkungen in seinem Innern hervorgebrachte Veränderung. — Vielleicht die wichtigste aller Anpassungen des Biosystems, welche uns zu beschäftigen haben wird, ist das zum Teil als Antagonismus, zum Teil als Ergänzung sich auswirkende Verhältnis zwischen vegetativer und kortikaler Person in der Gesamtverfassung der menschlichen Artexemplare." — Die Scheidung von Vegetativem und Animalischem, Instinkt und Intellekt dürfe nicht bloß psychologisch oder anthropologisch versucht werden. „Sie müssen aus den ‚Funktionseinheiten' als Systemen, also aus unserer Gesamtorganisation begründet werden." Aber „der Instinkt ist kein Wildling unedlerer Art, auf welchen der Intellekt als unterscheidender höherer Trieb gepflanzt wäre ... das Vegetative ist nicht unreife Intelligenz. — Jedenfalls ist der völlige Bruch beider Tendenzen ein weittragendes Unglück für Individuum und Rasse. Intellekt muß von Instinkt durchtränkt bleiben, der Instinkt in concreto immer ‚Fransen' von Intellekt haben." — Auch wenn man der Ansätze zu derartigen Anschauungen gedenkt, die hier und da in neuen biologischen und physiologischen Arbeiten zu fin-

Digitized by Google

den sind, muß man staunen über den wahrhaft „von Instinkt durchtränkten Intellekt", der trotz aller methodischen und begrifflichen Schwierigkeiten ein ungeheures Tatsachenmaterial so aufzubauen versteht, daß jenseits aller möglichen Einzelbedenken der Haupteindruck sich einprägt: hier ringt ein Forscher von ganz großem Kaliber um eine Gesamtkonzeption des menschlichen Seins und wird bis zu seinem letzten Atemzuge darum ringen, sie anschaulich zu formen. Viele Jahre mögen hingehen, ehe der Grundgehalt dieser Konzeption allgemeiner Besitz geworden ist. Wer ein Ohr hat für die Wandlungen, die sich in unserem ganzen Weltbild seit Jahrzehnten vorbereiten, wird triumphierend gewahr, daß hier auch aus der inneren Medizin endlich jemand so spricht, daß nicht neue Fragen, sondern neue Lösungen sich zeigen. Was verschlägt es, wenn Kraus mit nicht stichhaltig an Mach anknüpfenden Gründen „die Seele" wegzudisputieren sucht? — Begründet er doch dafür den Dualismus: vegetativ—animalisch (kortikal) entschiedener als irgend jemand, so daß man nur wünschen kann, er möge sich mit Palagyi und Klages über die philosophischen Konsequenzen dieser Trennung einigen. Die tiefsten naturphilosophischen Folgen aber hat die Idee der vegetativen Strömung als des Ur-Lebensvorganges und der weit ins rein Physikalisch-Chemische gehende Nachweis dieses „Betriebstückes". Hier scheint wirklich ein echter Befund und zugleich eine weitblickende Verwertung dieses Befundes für einen radikalen Umbau der bisherigen Vorstellungen vom Lebensvorgang zusammenzutreffen. Und dementsprechend kann hier auch der philosophisch anders orientierte Forscher ohne weiteres anknüpfen. Ganz reif sind wir wohl noch nicht für diese unzeitgemäße Betrachtung, die mit zahlreichen lange gehätschelten Steckenpferdchen aufräumt — freilich ohne gerade Ordnung zu machen. Es bleibt noch genug zu tun — wenn nur die Aufgaben erst verstanden sind, die das schwer lesbare Monumentalwerk stellt, so kann noch mancher an jener längst ersehnten Persönlichkeitslehre mitbauen, die für Mediziner wie für Psychologen brauchbar ist, weil sie beider Probleme berücksichtigt.

Es wäre manches Kritische zu Kraus zu sagen. Auch ihn trifft Külpes eingangs gestreifte Klage, daß der Mediziner zu wenig die echt psychologische Einstellung kenne. Aber er sieht und findet und formuliert trotzdem Tatsachen und Deutungen, die auch dem Psychologen Vorhänge von den Augen reißen müssen und die weit über das Niveau der methodisch guten Detailarbeit hinausragen, in der wir sonst — ersticken. Es sind einige Generationen vergangen, seit wir das letzte Gesamtbild vom Menschen aus Physiologie, Psychologie, Philosophie einheitlich gemischt erhielten: in den Werken des spätromantischen Arztes C. G. Carus, die auf Anregung von Klages neuerdings wieder mehr Beachtung finden,

Digitized by Google

seit das Verlangen nach solcher allseitig verankerten Gesamtschau wieder stärker geworden ist. Von der Klarheit eines Carus, der noch Goetheschen Geist atmete, ist Kraus weit entfernt. Aber seit langem zum ersten Male dringt hier das Auge und das Wort eines medizinischen Forschers bis zu physiologischen Vorgängen und Begriffen, die auch dem Philosophen etwas sagen.

Wenn Max Scheler für seine angekündigte „Philosophische Anthropologie" eine physiologische Anlehnung braucht — hier ist sie. Denn im Gegensatz zu allen Versuchen, eine mechanistische oder philosophisch-vitalistische Deutung des Lebens zu geben, herrscht hier unbedingt die Grundeinstellung: die spezifisch-biologische Zone der Lebensvorgänge, die nicht mehr physikalisch-chemisch und noch nicht psychologisch verstehbar sind, möglichst einzuengen und zugleich in ihrer Eigenart zu erfassen, ohne spekulative Hilfsbegriffe, wie Entelechie und dergleichen. Wir können uns darüber klar sein, daß eine solche rein physiologische Erfassung nicht möglich ist — aber wir müssen die redliche und konsequente Bemühung anerkennen, die trotz der Bindung durch vorgefaßte Machsche Glaubenssätze gerade der Erlösung von Mach den Boden bereiten hilft. Ob Kraus die Tragweite des einen Gedankens übersieht, der bei ihm halb geformt wetterleuchtet? Etwa: Seele ist nirgends vorzufinden für den Naturforscher, aber Lebensvorgang ist vorzufinden; dazu gehört alles sogenannte Seelische — aber Großhirnvorgänge sind außerdem etwas ganz anderes, irgendwie nicht auf gleicher Ebene mit „dem Leben" Auszumachendes. Im Bereich des allgemeinen Lebens aber, der vegetativen Strömung, formen sich bereits alle seelischen Vorgänge (in Art und Individuum) bis hinauf zum Gefühl —, das alles gehört zur „Tiefenperson". Hier begegnet sich der Leugner der Seele mit den verschiedenen Tiefenströmungen der neueren Psychologie, die von Nietzsche über die Psychoanalyse einerseits und über die in Klages gipfelnde Charakterologie andererseits psychologischen Zugang zum Problem der Persönlichkeit gebahnt hat. Was schadet die Leugnung der Seele, wenn man echter Seelenkunde gerade damit den Weg bereitet?

(Fortsetzung folgt.)

Zur Charakterologie der Sachlichkeit

Von Univ.-Prof. Dr. Johannes M. Verweyen

Hält man Umschau unter den mannigfaltigen Erscheinungen des Typus Mensch, so begegnet man auch dem Gegensatze sachlicher und unsachlicher Menschen. Darin zeigt sich ein charakterologisches Einteilungsprinzip von grundlegender Bedeutung.

Digitized by Google

Schon durch äußere Erkennungszeichen heben sich sachliche und unsachliche Menschen voneinander ab. Die einen neigen zu einem gereizten Ton, werden leicht „persönlich", verraten ihre inneren Wallungen in heftigen, unruhigen, unbeherrschten Gebärden, in der Hast und Unrast. Begegnen sie dem Widerspruch, so schnellen sie rasch aus ihrer Gleichgewichtslage heraus. Schon auf kleine Reize pflegen sie unverhältnismäßig stark zu reagieren. Durch ruhige und gemessene Ausdrucksbewegungen dagegen gibt sich der sachliche Mensch zu erkennen. Er zeichnet sich aus durch die Weite und Ruhe seines Blickes, durch den Verzicht auf willkürliche, vorgefaßte Meinungen und starres Festhalten an liebgewordenen Lehren, durch die Bereitschaft zum Umlernen, zur Revision scheinbar gesicherter Urteile, durch Hingabe an Sachverhalte der Innen- und Außenwelt. Voll ruhiger Bestimmtheit und Gelassenheit kennt er nur das eine Ziel, das Bündnis mit den Sachverhalten immer enger zu gestalten. Eines Irrtums überführt, freut er sich, der Wahrheit nähergekommen zu sein.

Es erhebt sich die Frage, wer der wertvollere Typus ist, der sachliche oder unsachliche Mensch. Darauf wird schon ein unmittelbares Gefühl antworten. Aber man kann den Vorrang des sachlichen Typus noch tiefer begründen. Lehrreich ist in dieser Hinsicht besonders ein Blick auf das Lebensgebiet der Wissenschaft und Technik. Die Geschichte der Wissenschaft ist die Geschichte wachsender und erfolgreicher Anwendung des Lebensprinzips der Sachlichkeit. Geboren wurde die Wissenschaft in dem Augenblicke, da der Mensch sich entschloß, die Welt der Tatsachen unabhängig von Willkür und Phantasie zu erfassen. Um so erfolgreicher erwies sich das wissenschaftliche Streben nach Ergründung der Wirklichkeit, je mehr der Mensch mit unbefangenem Blick in dem Buche der Welt zu lesen lernte. Zur Sache! lautet der Wahlspruch des wissenschaftlichen Menschen. Alle seine Erfolge entspringen schließlich dem Respekt vor den Tatsachen. Auf der Grundlage der Naturerkenntnis erhebt sich das Gebäude der Technik. Beide bergen den Lebenswert des Prinzips der Sachlichkeit. Beide verkünden die Lehre, daß der Mensch nur im Bunde mit den Sachverhalten zur geistigen und praktischen Herrschaft über die Wirklichkeit gelangt, daß er nur im Zeichen dieses Bundes lebensstark ist. Schon der vorwissenschaftliche Mensch hat Gelegenheit genug, sich davon zu überzeugen, daß der Kopf des Menschen eher zerschellt, als daß die Wand oder der Felsen der Tatsachen auch nur um den Bruchteil eines Millimeters nachzugeben bereit wäre. Dies ist ein Gleichnis lebenskünstlerischen Verhaltens auf allen Gebieten.

Der soziale Lebenswert des Prinzips der Sachlichkeit entfaltet sich überall dort, wo es gilt, Menschen und menschliche Gruppen in ihrer Eigenart und in ihren Entwicklungsbedingungen zu begreifen. Vorschnelles

Digitized by Google

Urteilen und liebloses Verurteilen erscheinen miteinander verbunden. Viel reden die Menschen übereinander, aber wenig wissen sie im Grunde voneinander. Sie übersehen nur in begrenztem Ausmaß die Wurzeln ihres Wesens und Lebens, die Beweggründe ihrer Handlung. Sachlichkeit fordert Vorsicht und Zurückhaltung im Urteil. Sie weiß um die Wahrheit des Wortes, daß alles verstehen alles verzeihen heißt, wenngleich Verstehen des Täters nicht gleichbedeutend ist mit dem Beschönigen und Gutheißen der Tat.

Vollends auf Lebensgebieten, die Leidenschaft und gefühlsmäßige Wallungen mit sich bringen, ist die Sachlichkeit berufen, klärend und beschwichtigend zu wirken. Dies gilt besonders von Politik und Religion. Sachliche Menschen dringen auch hier unbeschadet ihrer persönlichen Entscheidungen auf ruhige Erfassung der Eigenarten des Gegners und seiner Lehren wie Zielsetzungen halten sich frei von einer in Unsachlichkeit gründenden Verketzerung und Verlästerung Andersdenkender wie Andersgläubiger.

Schließlich ist die Versachlichung eines Menschen gleichbedeutend mit seiner Vergeistigung und ein Gradmesser seiner Kultur. Allseitig ausgewirkte Sachlichkeit ist Gewissenhaftigkeit, Hingabe an die äußeren Tatsachen wie die inneren sachlichen Wertforderungen des Geistes. Unsachliche Menschen sind ichbezogene, im extremen Falle ichsüchtige Menschen, von Launen und Willkür regiert. Sachliche Menschen dagegen unterwerfen sich der höheren Macht der Tatsachen, deren Logik sie anerkennen und ihrem praktischen Verhalten zugrunde legen. Sie berufen das Ich nicht zur Selbstherrlichkeit, sondern zum Dienste an dem, was mehr ist als das kleine Ich. Aus solcher Grundhaltung folgt die Selbstbeherrschung des sachlichen Menschen, zugleich ihr demütiges Bewußtsein des Abstandes vom Ideal und seinen sachlichen Forderungen.

Sachkunde und Fachkunde auf allen Gebieten des Lebens walten zu lassen, die Herrschaft der Sachverständigen, ihre Aristokratie, dem Pfuschertum jeder Art gegenüberzustellen: dies bedeutet ein wichtiges, gesellschaftliches (soziologisches) Aufbauprinzip des Menschenlebens. In dieser Hinsicht kann der Kulturfortschritt in der Versachlichung gedeutet werden. Die Geschichte des Strafsystems bezeugt es in ihrer Weise. Unsachliche Grausamkeiten wichen bei Kulturvölkern, im Prinzip wenigstens, immer mehr solchen Maßnahmen, die sich aus dem Wesen der menschlichen Gesellschaft und der Notwendigkeit ihres Selbstschutzes herleiten. Der Irrenarzt als Sachverständiger vor Gericht, beauftragt, über die Zurechnungsfähigkeit des Verbrechers ein naturwissenschaftliches Urteil abzugeben, die Einrichtung der Jugendgerichtshöfe, die nach ihrer Wesensart und Lebenslage sachlich abgemessene verschiedene Behandlung der Verbrecher: dies sind Beispiele, die auf die einer weiteren Ver-

Digitized by Google

besserung bedürftige Rolle des Prinzips der Sachlichkeit im sozialen Leben hinweisen.

Wo immer sachliche Menschen das Lebensschiff des Einzel- oder Gruppendaseins lenken, sind Einklang und Aufstieg des Lebens besser gewährleistet, als dort, wo unsachliche Menschen ihr kleines Ich auf den Thron erheben.

Sachliche Menschen sind gekennzeichnet durch Respekt vor den Tatsachen, den Sachverhalten der Außen- und Innenwelt, durch einen strengen, allseitigen Wirklichkeitssinn. Indem sie ihr Lebensprinzip vertiefen und ihm eine besondere Tönung verleihen, werden sie zu großzügigen Menschen.

In all ihren Erscheinungsformen ist Großzügigkeit geknüpft an die Unterscheidung von Haupt- und Nebensachen, an den Sinn für das Wesenhafte. Schon im Umkreise des theoretischen Verhaltens hat dieser Sinn mannigfaltige Gelegenheit zu seiner Bewährung. Bei der Zergliederung der Erscheinungen hat er die Aufgabe, die Faktoren zu ermitteln, welche für das Zustandekommen eines Ereignisses entscheidende Bedeutung haben. Die Verwechslung sogenannter Ursachen mit den Anlässen und Bedingungen ist ein häufiger Fehler unkritischen Denkens, das in anderen Fällen nicht fragt, ob ein Ereignis die unmittelbare Folge eines zweiten ist oder ob es ganz unabhängig von ihm, wenngleich vielleicht in einer äußeren regelmäßigen Verknüpfung mit ihm, auftritt. Alle Fortschritte des Naturerkennens sind gebunden an eine immer reinlichere Scheidung der Wesenszusammenhänge von ihren zufälligen Umständen. Eine praktische Anwendung findet dieser Gedanke etwa auf dem Gebiete der Heilkunde, auf dem Mittel Verwendung finden können, die in höchstem, Erfolg verheißendem Ansehen stehen, aber bei einem tieferen Eindringen in die Zusammenhänge bestenfalls als unschädlich, aber nicht als bedingungslos wirksam sich erweisen, höchstens einen wohltätigen seelischen Einfluß im Sinne des Glaubens an ihre Heilkraft ausüben.

Wer mit dem Blick für das Wesenhafte die Kulturgeschichte der Menschheit verfolgt, nimmt beharrende Grundformen und Grundmotive im Wechsel mannigfaltiger Sonderformen wahr. Er vernimmt menschliche Urmelodien, die je nach den Zeiten und Völkern ihre Variationen finden, etwa religiöse Motive, wie die des verlorenen Paradieses, der Menschwerdung von Göttern, ihre Himmelfahrt und Wundertätigkeit auf Erden. Praktisch genommen, begünstigt und fördert der Sinn für das Wesenhafte in solchen Fällen die Aufbewahrung von Grundformen in Sonderformen, die dem Kulturgewissen jeder Entwicklungsstufe des Einzelnen wie der Menschheit entsprechen.

Wie großzügige Menschen im Bereiche des Erkennens auf das Wesen-

Digitized by Google

hafte gerichtet sind, so streben sie überhaupt auf allen Gebieten der Lebensgestaltung darnach, den Sinn für das Wesenhafte sich selbst wie anderen gegenüber walten zu lassen. Beurteilung und Gestaltung des geistigen Selbst, die Herrschaft des höheren Menschen der Sehnsucht in uns, setzt die Unterscheidung zwischen wesenhaften, wertvollen und unwesentlichen, wertwidrigen Trieben voraus und gipfelt in der Arbeit an der Verstärkung der ersteren Einsicht in die eigene Unzulänglichkeit, und das immer wiederkehrende Straucheln auf dem Wege zur Vollendung kann zu Mutlosigkeit und Wehleidigkeit führen und eine unfruchtbare Büßerstimmung und tatenlahme Niedergeschlagenheit wachrufen. Aus solchen Zuständen gibt es, wenn überhaupt, nur einen Ausweg durch die Überwindung des grüblerischen und kleinzügigen Sinnes, durch die entschlossene Hinwendung zu der Idee der Großzügigkeit, die den guten Willen, den immer neu unternommenen Anlauf als eine die Unzulänglichkeit ausgleichende Wertgröße begreift, etwa im Sinne der biblischen Worte: „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe", zugleich im Geiste der Erzählung vom verlorenen Sohn, dessen Sinnes- und Wegänderung selbst Ausdruck einer großzügigen Wendung ist und die großzügige Bereitschaft des Vater-Gottes zur Vergebung erwarten darf. Eine Maria Magdalena wird von Jesus nicht verstoßen, sondern um ihrer Bußgesinnung willen ebenso liebevoll wie großzügig aufgenommen. Petrus erscheint trotz dreimaliger feiger Verleumdung würdig, Eckstein der jungen Christengemeinde zu werden. Vor allem ist die Gestalt des großen Augustinus, des rastlosen Gottsuchers, des von einem faustischen Drange nach dem Unbedingten, dem höchsten Gut erfüllten Menschen, ein eindrucksvolles Bild großzügiger Abrechnung mit den Irrungen der Vergangenheit und tatkräftiger Hingabe an die neuen Hochziele des Lebens. Kleinzügiges Muckertum darf ebensowenig wie ein überhebliches Pharisäertum wähnen, die Worte biblischer Verheißungen und die Mächte des steigenden Lebens auf seiner Seite zu haben. Es widerstrebt von Grund der Lehre von einer Großzügigkeit eines Gottes, die nur an der Verstocktheit und Unbußfertigkeit eine Grenze findet und kein „Zuspät" und kein „Unwiederbringlich" kennt, solange der Mensch nicht in seinem halsstarrigen Sinne verharrt.

Im Verhalten zu anderen haben großzügige Menschen ein Auge für bestehende Entwicklungshemmungen und Fehler, ohne die Schlacken vorschnell mit den Grundwerten gleichzusetzen. Sie halten sich fern von jener schulmeisterlichen, nicht belebenden, sondern bedrückenden Methode, nebensächliche Mängel und Schwächen eines Durchgangsstadiums über Gebühr zu schelten. Sie wissen das Selbstvertrauen des noch mit Fehlern behafteten und Niederlagen erleidenden strebsamen Menschen zu erhalten und zu beleben. Nicht verfallen sie jener Kritikasterei, die ver-

Digitized by Google

neint um der Verneinung willen und als unfruchtbare Nörgelsucht mehr ihre eigenen zufälligen Lieblingsmeinungen als sachlich wesenhafte Wertmaßstäbe zugrunde legt, dabei oft genug im Großen wie im Kleinen durch die spätere Aufwärtsentwicklung an ihre Grenzen erinnert werden.

Ebensowenig lieben großzügige Menschen die begrenzte Art einer Kritik, welche die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit, Wesen und Erscheinung, Person und Sache, Amt und zufälligem Träger, zwischen den Zielen einer Gruppe und ihrer Vertretung durch die jeweiligen Führer und Mitglieder aus dem Auge verliert. Die soziale Gruppe, Organisation und Institution müßten noch geschaffen werden, die von sich rühmen könnten, auf der ganzen Linie ihrer Erscheinungen einen vollen Einklang zwischen ihrem idealen Wesen und seiner tatsächlichen Erscheinung aufzuweisen. Das gilt von den Kirchen ebenso wie von den politischen Parteien und allen sonstigen Vereinen. Selbst Karikaturen der Erscheinungen sind an sich noch kein Einwand wider den Wert eines Wesens. Die Wahrheit dieses Satzes begreifen und befolgen nur die großzügigen Menschen, wenn sie es vorziehen, die Zielsetzungen und Richtlinien der verschiedenen sozialen Lager unmittelbar miteinander zu vergleichen und gegeneinander abzuwägen, statt auf einzelnen Vertretern und Ausprägungen des betreffenden Wesens einseitig den Blick ruhen zu lassen. Sie behalten gegenwärtig, daß ein lebensstarkes Gebilde mit seinen Wesenskräften stark genug ist, einem brausenden Strom vergleichbar, die Nebensächlichkeiten und Unzulänglichkeiten der Erscheinungen mit sich fortzureißen, ohne selbst sein Dasein einzubüßen.

Dieser Gedanke findet seine besondere Anwendung auf den Lebensgebieten der Freundschaft und Ehe. Hier tritt in Fällen der Unstimmigkeit die schwerwiegende Frage in ihr Recht, inwieweit die Wesensgrundlage der Gemeinschaft von Anbeginn echt war. Es deutet auf kleinlichen Sinn, um unwesentlicher Dinge willen solche Lebensformen zu beendigen. Aber es bedeutet nicht minder Charakterlosigkeit und schwächlichen Verstoß wider den Sinn für das Wesenhafte, in Fällen des Verlustes der Kernsubstanz künstliche Gebilde am Leben zu erhalten, die mehr Schein als wesenhaftes Sein darstellen. Wo etwa Verrat an den Fundamenten einer Freundschaft rüttelte und deren Wesen bedrohte, gebietet die Verehrung der Idee die Folgerungen zu ziehen.

Schließlich ist Großzügigkeit im sozialen Leben berufen, über äußere, nebensächliche Punkte des Trennenden hinweg gemeinsame Wesensverwandtschaft zu erkennen und auszuwirken. Sie schafft lebendige Beziehungen unter Menschen und Gruppen, die sonst einander fremd bleiben würden. Sie durchdringt zugleich die äußeren Hüllen des Gewandes und der sozialen Etiketten, um zu dem Grundwert des Wesens vorzu-

Digitized by Google

dringen. Sie erliegt nicht dem äußeren, nebensächlichen Nimbus und dringt auf die Rangordnung im Bereiche des Wesenhaften.
So finden großzügige Menschen ihren Gegentypus in den Pedanten und Philistern, den Muckern und Nörglern, den Kritikastern und Bureaukraten und sind im Gegensatze zu diesen gestimmt auf die Forderung, die sich in dem Worte des Angelus Silesius ankündigt: „Mensch, werde wesentlich."

Digitized by Google

THEORIE UND PRAXIS DER GERICHTLICHEN SCHRIFTUNTERSUCHUNG

Erklärung in eigener Sache

Zugleich an die Justizverwaltung

Wie zu erwarten war, haben diejenigen, die von meiner Streitschrift „Gegen das graphologische Pfuschertum" in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift am unangenehmsten getroffen wurden, nämlich die Vorstandsherren des „Deutschen Bundes der gerichtlichen Schriftsachverständigen und Berufsgraphologen", in Nummer 11 ihrer „Zeitschrift für gerichtliche Schriftuntersuchungen" mit einer „Erwiderung auf die Angriffe des Herrn Dr. Klages" geantwortet, die alles in allem als Eingeständnis der Richtigkeit sämtlicher schwer belastenden Tatsachen anzusehen ist, die ich zur Kennzeichnung ihres Gebarens vorgelegt hatte. Unfähig, auch nur einen einzigen meiner Vorwürfe zu entkräften, haben sie sich hinter Verdächtigungen meiner Beweggründe verschanzt. Sie sind aber, sei es aus Ratlosigkeit, sei es aus Übereifer, noch weitergegangen, indem sie sich zu gröblicher Entstellung der Tatsachen hinreißen ließen! Wer sich davon an einigen Proben zu überzeugen wünscht, den verweise ich auf den „Nachtrag" zu meiner Streitschrift im vorliegenden Hefte. — Mit dieser „Erwiderung" haben die Herren sich selbst gerichtet. Es ist nunmehr erwiesen: die vom „Bunde" angeblich geplante Hebung des wissenschaftlichen Niveaus der Schriftsachverständigen bildet das Aushängeschild für persönliche Interessen, die in der Wahl ihrer Mittel nicht ängstlich sind. — Die Behörden sind gewarnt. Dies zu veranlassen, war meine Pflicht; mehr zu tun, kann nicht meine Aufgabe sein. Ich würde es im Interesse der Rechtspflege bedauern, wenn meine Stimme ungehört verhallen sollte und sich wieder einmal das Sprichwort bewahrheiten müßte, daß der Mensch erst durch Schaden klug werde!

Ludwig Klages.

Digitized by Google

Demonstrationen bei Schriftgutachten

Von S. Römer, Schreibsachverständiger, Berlin

Wenn man die Literatur über das Gebiet der gerichtlichen Schriftvergleichung, die im letzten Jahrzehnt eine erfreuliche Bereicherung erfahren hat, durchblättert und Kenntnis nimmt von den vielseitigen Untersuchungsmitteln und -verfahren, die dort erklärt und beschrieben sind, so muß es einigermaßen Erstaunen erregen, wie wenig in der Praxis nach diesen Richtlinien und Vorschriften gearbeitet wird.

Sehen wir einmal ab von den einzelnen Merkmalbefunden, die bei der Schriftvergleichung eine Rolle spielen, so fällt vor allen Dingen auf, daß die Schriftgutachten der meisten deutschen Sachverständigen am allerwenigsten das sind, was sie sein sollten, nämlich: eine Beweisführung. Sie stellen mehr oder weniger Meinungsäußerungen dar, die mit dem Beiwerk verklausulierter Imponderabilien verbrämt sind und mit einem Aufwand von viel Worten Überzeugungen beibringen wollen, die einzig durch andere Mittel erzielt werden können. Soundso oft wird in der Literatur darauf hingewiesen, daß es darauf ankommt, nicht nur eine Überzeugung zu äußern, sondern insbesondere sie auch zu begründen. Dies aber kann gar nicht anders geschehen als durch Beigabe eines Anschauungsmaterials, das dem Nichtsachverständigen in strenger Zusammenfassung und Gegenüberstellung eine Wiedergabe der Tatbestände bietet. Eine sach- und zweckmäßig durchgeführte Demonstration des Schriftgutachtens bildet einen hohen Prozentsatz seiner Überzeugungskraft! Gewiß, man findet bisweilen auch jetzt schon bei Schriftgutachten Bildbeigaben einzelner Befunde, aber man kann wirklich nicht von einem systematischen und methodischen Aufbau des Anschauungsmaterials reden, so sehr auch zaghafte Anfänge nicht zu verkennen sind. Im größten Teil der Fälle begnügt man sich sogar mit der primitivsten Art des Anschaulichmachens durch Einmalung irgendwie absonderlicher Formen in den Text des Gutachtens. Daß diese Einzeichnungen auch nicht den geringsten Beweiswert beanspruchen können, daß sie völlig willkürlich und subjektiv dargestellt werden, dürfte jedem klar sein. Der Sachverständige benutzt sie zwar meist nur zur Verständlichmachung seiner Meinung und weist darauf hin, daß man den behandelten Sachverhalt im Original an einer näher bezeichneten Stelle nachprüfen möge; aber dieses Verlangen nimmt der Unzulänglichkeit eines solchen Verfahrens nichts. Wenn man derartige Gutachten sieht, so möchte man meinen, daß es keine technischen Mittel gebe, um die Befunde ebenso klar und überzeugend darzustellen wie auf anderen Gebieten, z. B. durch das Bild eines Fingerabdruckes oder sonst eines Indiziums. Die einschlägige Literatur betont ausdrücklich und weist es auch nach, daß sämtliche graphischen Befunde durch Anwendung geeigneter photographischer Verfahren darstellbar sind, werden doch diese Verfahren in allen Einzelheiten dort beschrieben und gelehrt. Es muß also irgendwelche Gründe haben, wenn die Sachverständigen in Deutschland ihre Gutachten in dieser

Digitized by Google

Hinsicht recht dürftig halten, ja es muß im höchsten Grade befremden, wenn sogar Reformatoren auf dem Gebiete der gerichtlichen Schriftvergleichung, die Verfasser und Herausgeber vieler Fachwerke sind, die dort niedergelegten Anweisungen in der Praxis unausgeführt lassen. Das Auffinden dieser Gründe ist nicht schwer und klärt mit einem Schlage die Situation. Um die in Frage stehenden Befunde demonstrieren zu können, bedarf es der Kenntnis einer völlig andersartigen Wissensdisziplin, der Fähigkeit zur Ausübung einer Technik, die ein besonderes Studium und den Besitz oder aber die Benutzung einer umfangreichen und kostspieligen Spezialapparatur erfordert. Es handelt sich um die Beherrschung der in Frage kommenden phototechnischen und chemischen Methoden. Wenn es auch nicht immer notwendig ist, daß der Schriftgutachter ein durchgebildeter Phototechniker sei, so muß er aber unbedingt in engster Fühlungnahme mit einem solchen zusammen arbeiten und wenigstens theoretisch das Fach beherrschen, damit er ihm alle Angaben und Anleitungen geben kann, die zur sachgemäßen Demonstration seiner Gutachten notwendig sind. Anzustreben wäre jedenfalls, daß der Sachverständige selbst diese Arbeiten durchführen, daß er im eigenen Laboratorium die vielfältigen Untersuchungsmethoden ausprobieren kann, denn gar nicht so selten wird erst im Verlauf dieser Untersuchungen ein wichtiger, oft überführender Befund zutage gefördert. Auch muß man sich darüber klar sein, daß jeweils immer die zweckmäßigsten Methoden ausfindig gemacht werden müssen, damit der Befund völlig den Tatsachen entsprechend in seiner ganzen Klarheit erscheine. Unkenntnis birgt die größten Gefahren in sich. So kann z. B. leicht ein photographisches Bild entstehen, das einen vollkommen falschen Eindruck erweckt, weil ein Photograph, dem es an Sondererfahrungen mangelt, die der Individualität des Falles entsprechenden Verfahren nicht angewandt hat.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die wenigsten Gutachter Schreibsachverständige und Phototechniker sind. Entweder sie sind ausgezeichnete Vertreter des letzten Faches, oder aber, und das mag der häufigere Fall sein, sie verstehen nichts oder zuwenig von optischen Untersuchungs- und Demonstrationsverfahren. Schon allein der Umstand, daß in seiner Prüfungsordnung der Deutsche Bund der gerichtlichen Schriftsachverständigen es nur als „erwünscht" betrachtet, daß seine Prüflinge Kenntnisse der in Betracht kommenden Hilfswissenschaften, wie Photographie, Mikroskopie, Chemie besitzen sollten, muß gegen diese Vereinigung außerordentlich bedenklich stimmen. Zeugt doch eine derartige Auffassung von völliger Verkennung einer der wichtigsten Voraussetzungen für die Ausübung des Schreibsachverständigenberufs. Hierdurch wird nicht weniger ausgedrückt, als daß man die Fähigkeit zum Anschaulichmachen einer Überzeugung, zum Begründen durch objektiv nachzuweisende Tatbestände für überflüssig hält. Die Gerichte sollten Gutachten ablehnen, die einen bildmäßig dargelegten Nachweis und eine anschauliche Begründung vermissen lassen. Würde man den bildmäßigen Nachweis einer Behauptung im Schriftgutachten allgemein verlangen, so wären in den meisten Fällen die Gründe auf-

Digitized by Google

gedeckt der zahlreichen Widersprüche in den Gutachten der Sachverständigen, und gleichzeitig würde das Gericht sich ein Urteil bilden können über die Art und Methodik des von einem Gutachter benutzten Untersuchungsverfahrens. Zum mindesten haben aber Richter und Staatsanwälte das Recht, Angaben zu verlangen darüber, welche Verfahren und Mittel zur Aufklärung eines Falles angewandt wurden. Nur der Umstand, daß in Deutschland Schriftgutachten, wie sie sein sollten und könnten, allzuwenig bekannt sind, erklärt es, daß Gutachten angenommen werden, die in anderen Ländern von Gerichtsseite als unzulängliche Beweisführung abgelehnt würden. Es wäre an der Zeit, daß sich die Reform der gerichtlichen Schriftvergleichung nicht nur durch theoretische Erörterungen und Ankündigungen kenntlich machte, sondern durch Ausübung aller bekannten und bewährten Verfahren in der Praxis, in erster Linie aber durch Lieferung eines Anschauungsmaterials, das einem Gutachten seine Begründung beigibt und ihm die unerläßliche Überzeugungskraft verleiht.

Über Lesbarkeit und Paraphenbildung bei Unterschriften

Von M. Keller, Bankprokurist, St. Gallen

Wenn auch die Psychologie der Handschrift ein längst aufs gründlichste durchforschtes Gebiet der Menschenkunde ist, so treten doch hin und wieder bei Ausübung der Deutungstechnik Punkte zutage, die noch nicht voll im Lichte der Erkenntnis liegen. Ein solcher Punkt ist die Formung des persönlichen Namenszuges in der eigenen Unterschrift.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß viele Personen für verschiedene Anlässe auch verschiedene Handschriften schreiben. So schreibt einer z. B. für private Notizen anders, als er es tut in einer Eingabe an seinen Vorgesetzten. Die private Notiz erscheint mehr natürlich, ungezwungen, die Eingabe mehr „korrekt", schulmäßig. Eine ähnliche Erscheinung finden wir aber nicht bloß bei Handschriften überhaupt, sondern zumal auch beim Schreiben der Unterschrift, und zwar machen wir die Wahrnehmung, daß es Personen gibt, deren Schriftduktus im allgemeinen leicht leserlich ist und besonderer Zutaten ermangelt, während ihre Unterschrift kaum entziffert werden kann oder mit Paraphen verziert ist oder beides miteinander.

In einer graphologischen Unterrichtsstunde hat Dr. Ludwig Klages meine Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß eine solche Verundeutlichung der Unterschrift, verbunden mit Paraphenbildung, besonders häufig bei finanziell interessierten Leuten anzutreffen sei, und mich angeregt, dies an großem Material systematisch zu untersuchen.

Nachstehend soll das Ergebnis dieser Untersuchung in knappen Zügen und insbesondere in statistischer Aufstellung dargelegt werden. Der Arbeit liegen 1000 Unterschriften zugrunde, je 500 von Leuten, die im Bankfach tätig sind, und 500 von Leuten, die finanziellen Unternehmen beruflich fernstehen. Es ist die Auswahl also nicht genau nach der Intention von Dr. Klages getroffen worden, da nicht nur Schriften von wirklich finanziell inter-

Digitized by Google

essierten Personen herangezogen wurden. Vielmehr habe ich die Bearbeitung ausgedehnt auf Leute, die überhaupt im Bankfach tätig sind und also größtenteils ohne eigentlich finanzielles Interesse zu einem finanziellen Unternehmen nur in engem Arbeitsverhältnis stehen. Ich nenne deshalb der Einfachheit halber diese Kategorie Schreiber „Bankleute", womit gemeint sind unterschriftsberechtigte Bankbeamte aus hauptsächlich deutschem Sprachgebiet. Demgegenüber rekrutiert sich die andere Gattung der Vergleichsschriften aus „Nichtbankleuten". Weiter sei bemerkt, daß von Nichtbankleuten ausnahmslos Originalschriften zur Hand waren, während bei den Bankleuteschriften ungefähr zur Hälfte Originalschriften, zur andern Hälfte Zirkularunterschriften Verwendung fanden. Auch sei im voraus betont, daß vorläufig nur die Namensunterschriften genauer bearbeitet wurden. Die Vergleichung der Lesbarkeit von Textschriften mit der Lesbarkeit der Unterschriften derselben Person wird Gegenstand weiterer Forschungen sein.

Was vorerst die Lesbarkeit von Unterschriften betrifft, so hängt sie nicht nur von der Unterschrift selbst ab, sondern zum Teil auch vom Auffassungsvermögen des Beschauers, dergestalt, daß in Zweifelsfällen der eine Beobachter den betreffenden Namen noch richtig erkennt, ein anderer die gleichen Schriftzüge für unleserlich hält. Ein sicheres und rasches Lesen schwerleserlicher Unterschriften wird nur durch Übung des Auges erworben. Wer wie der Verfasser seit bald 20 Jahren im Bankverkehr Tausende und aber Tausende von Unterschriften zu sehen Gelegenheit hatte, wird ohne weiteres manche lesen können, die einem weniger Geübten ganz unentzifferbar erscheinen. Bei vorliegender Arbeit wurde so verfahren, daß Schriftzüge, die nicht auf den ersten Blick den richtigen Namen des Schreibers erkennen ließen, als unleserlich taxiert wurden.

Worauf beruht nun eigentlich typische Unleserlichkeit einer Unterschrift? Darauf kann in diesem Zusammenhang keine erschöpfende Antwort gegeben werden, denn sie ist äußerst vielgestaltig, und wir geben hier nur ein paar Hauptmerkmale, wie sie auch aus den Illustrationen ersichtlich sind.

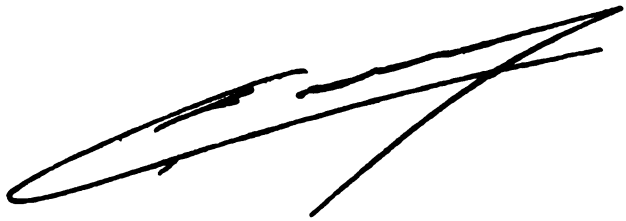


Fig. 1

Da haben wir einmal das allgemeine Verwischen der Verschiedenheiten der Kurzbuchstaben bei übrigens ungekürztem Namenszug (Fig. 1); dann neben unklarer Gestaltung der Kurzbuchstaben Weglassen solcher am Ende des Wortes (Fig. 2). Sehr oft gesellt sich zu Vorgenanntem das vollständige oder partielle Verschwinden der Höhenunterschiede zwischen Kurz- und Lang-

Digitized by Google

buchstaben (Fig. 3). Das sind jedoch nur einige Hauptfälle aus einer fast unübersehlichen Zahl von persönlichen Gestaltungen der Unleserlichkeit. Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß alle Figuren Bankunterschriften sind.
Das eingehende Sortieren und Prüfen hat nun das interessante Ergebnis geliefert, daß, wenn wir von der Unlesbarkeit ausgehen, wir mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine Bankunterschrift stoßen. Denn, wie man aus der am Schluß folgenden statistischen Zusammenstellung ersieht, fanden sich bei Nichtbankleuten nur 5% unleserliche Unterschriften, dagegen bei Bankleuten 66% oder bei ersteren von total 500 Schriften 27, bei letzteren von 500 Schriften aber 329 unleserliche.

Fig. 2

Die Zahlen sprechen deutlich genug, und es bleibt nur noch übrig, der Frage der Entstehung der Unlesbarkeit überhaupt einige Worte zu widmen. Man könnte bei Bankleuten etwa meinen, die Unleserlichkeit rühre einzig von der übermäßigen Eile her, mit der nur allzuoft unsere Unterschriften dutzend- und hundertfach innerhalb kürzester Zeit hingeworfen werden müssen. Aber die Sache scheint doch ihre tiefere Bedeutung zu haben, wenn

Fig. 3

wir uns nur vor Augen halten, daß sich der Grad der Unlesbarkeit in der Regel nicht im mindesten verringert in einer Unterschrift, die zufällig in aller Muße zu Papier gebracht werden konnte. Es besteht also eine von der Eile unabhängige „Gewohnheit", den Namenszug auf diese Weise zu formen. Eine ähnliche hierher gehörende Beobachtung ist nicht uninteressant. Die bei Erhalt des Unterschriftrechtes erstmals auf ein leeres Stück Papier hinzusetzende Unterschrift zwecks faksimilierter Übertragung in ein Unterschriften-Zirkular trägt meistens schon die Gestalt, in der sie später auf Dokumenten erscheint, wenn auch gewöhnlich einigermaßen noch abweichend zugunsten der Lesbarkeit. — Ich möchte hier nur die Tatsache selber fest-

Digitized by Google

gestellt haben, ohne eine Hypothese zu ihrer Erklärung zu bieten; wozu auch meines Erachtens der psychologische Scharfblick eines Klages erforderlich wäre. (Dr. Klages pflegt in seinem Seminarunterricht tatsächlich eine Erklärung zu geben, die er hoffentlich bald einmal publizieren wird!) Dagegen sei jetzt kurz noch die sogenannte Paraphe besprochen.
Paraphen können auftreten als mehr oder weniger schwungvolle Um- oder Unterzüge, teils losgelöst vom Namen, viel häufiger aber in Verbindung mit

Fig. 4

ihm, wie überhaupt auch im Duktus der Unterschriften starke Verbundenheit dominiert. Wie es übrigens ganz natürlich ist, sind Anfang und Ende der Namen bevorzugte Stellen zur Anbringung von „Schwüngen". Aber wir finden solche in verschiedenster Ausführung auch innerhalb des Wortkörpers in Formübertreibungen von Binnenbuchstaben. Ich verweise zur Veranschaulichung des Gesagten auf Fig. 4, 5, 6 und 7 und bemerke nur noch, daß die jüngere Generation der Bankleute komplizierte und deshalb

Fig. 5

zeitraubendere Paraphen im allgemeinen mehr und mehr meidet und sich an einfachere Formen hält. Es ist auch hierbei Ähnliches zu sagen wie oben beim Begriff der Lesbarkeit, daß es nicht immer leicht ist, irgendeinen an einer Unterschrift auftretenden nicht voll ausgebildeten „Zug" oder „Schwung" auch wirklich als Paraphe zu erkennen. — Die psychologische Bedeutung dieser Erscheinung der mannigfachen und für Bankunterschriften so typischen Bildung von Paraphen bleibe aus gleichen Gründen wie die der Unlesbarkeit unerörtert.

Digitized by Google

Betrachten wir die Paraphenbildung für sich allein, so zeigt es sich, daß sie wiederum bei Bankleuten viel beträchtlicher ist als bei Nichtbankleuten. Bei ersteren fanden sich unter insgesamt 500 Schriften 389 mit Paraphen, bei Nichtbankleuten unter insgesamt 500 nur 213 mit Paraphen. Der Unterschied zwischen beiden Kategorien ist auffallend, wenn auch nicht derart

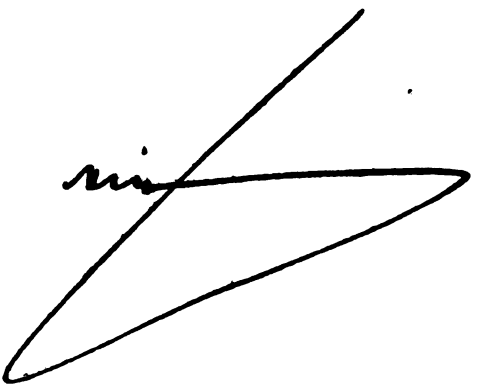


Fig. 6

wie beim Vergleich der Lesbarkeit. Stellen wir nun aber einander gegenüber lesbare Unterschriften ohne jede Paraphenbildung einerseits und unleserliche Unterschriften, die zugleich mit Paraphen verziert sind, anderseits, so ergibt das wieder ein wesentlich anderes Bild. Jene Sorte ist typisch für Nicht-

Fig. 7

bankleute (280 von 500), diese für Bankleute (271 von 500). Für beide Kategorien kommen wir also fast auf die gleichen Zahlen, nur aber im entgegengesetzten Sinne:

Leserlich und ohne Paraphen bei Bankleuten 10%, bei Nichtbankleuten 56%,

Unleserlich und mit Paraphen bei Bankleuten 54%, bei Nichtbankleuten 4%.

Wenn ich nun auch die Textschriften vorerst noch nicht berücksichtigt habe, so leuchtet doch ein, daß sie im Verhältnis zu den unleserlichen Unter-

Digitized by Google

schriften durchweg leserlicher sein müssen, weil sonst die betreffenden Texte überhaupt nicht mehr gelesen werden könnten. Daraus folgt für Schriftvergleichungen das Postulat, daß grundsätzlich Unterschriften mit Unterschriften, Textschriften mit Textschriften, nicht aber Unterschriften mit Textschriften verglichen werden sollten. Doch bleibt, wie gesagt, die genauere Bearbeitung dieser Frage einer späteren Arbeit vorbehalten.

Bestimmung der Häufigkeitsquote von Paraphenbildung bei Unterschriften, sowie der Lesbarkeit von Unterschriften.

	a Leserlich und ohne Paraphe	b Unleserlich und ohne Paraphe	c Leserlich und mit Paraphe	d Unleserlich und mit Paraphe
1. Bankleute	53	58	118	271
2. Nichtbankleute	280	7	193	20

Total der herangezogenen Unterschriften = Bankleute: 500
Nichtbankleute: 500

	Bankleute	Nichtbankleute
Mit Paraphen	78%	43%
Ohne Paraphen	22%	57%
Leserlich	34%	95%
Unleserlich	66%	5%
Leserlich und ohne Paraphen	10%	56%
Unleserlich und ohne Paraphen	12%	1%
Leserlich und mit Paraphen	24%	39%
Unleserlich und mit Paraphen	54%	4%

Gegen das graphologische Pfuschertum

Nachtrag

Von Ludwig Klages

In Nr. 11 der „Zeitschrift für gerichtliche Schriftuntersuchungen" des Schreibsachverständigenbundes findet sich eine „Erwiderung" von seiten des „Gesamtvorstandes" und finden sich daneben zwei Elaborate der Herren Görtheim und Dr. Schneickert. Die Tonart dieser ist derart deplaciert und gehässig, daß sich mir eine Antwort darauf verbietet. Da aber die fraglichen Auslassungen von falschen Angaben tatsächlicher Art strotzen, so halte ich es für angezeigt, durch Vorlegung einiger der krassesten Proben der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen.

Digitized by Google

1. Die „Erwiderung" ist gezeichnet: „Der Gesamtvorstand usw."; folgen die Namen: Dr. Schneickert, Prof. Dr. Scheffer, Drogolin, Dr. v. Kreusch, Prof. Dr. Vorkastner, Saechtig, Görtheim. — Nun gehört aber zum Gesamtvorstand auch Herr F. A. Becker in Hamburg, wie sich jedermann aus der ersten Seite der gleichen Nummer überzeugen mag. Herr Becker, Senior des Kongresses, hat sich ausdrücklich geweigert, die an falschen Angaben reiche Erwiderung zu unterzeichnen. Gleichwohl, um der Sache ein besseres Aussehen zu geben, nennen sich die restierenden Herren „Gesamtvorstand". Diese Bezeichnung ist somit unwahr.

2. Ich hatte gegen den Vorstand den Vorwurf erhoben, er habe im Widerspruch mit den Satzungen sämtliche Anträge der Opposition einfach annulliert, ausgenommen einen, welcher lautete: „Kleine Anfragen." Sub 2 der Erwiderung wird nun versichert, die fraglichen Anträge seien überhaupt nicht formuliert, sondern nur in Stichworte gekleidete Wünsche einzelner Mitglieder gewesen und hätten infolgedessen nicht auf die Tagesordnung eines Kongresses gepaßt. Angesichts einer so ungeheuerlichen Behauptung bleibt mir nichts andres übrig, als die Anträge hier im Wortlaut zu veröffentlichen. Ich füge jedesmal den Namen des Antragstellers sowie den Termin der Einreichung hinzu und bemerke noch, daß als Schlußtermin der 1. Juni 1926 festgesetzt war.

Brunner-Zürich. (Eingereicht am 25. Mai 1926.)

I. — Neuorganisation der Bundesleitung wie Änderung auch der Satzungen.

II. — Trennung der beiden Berufsgruppen: Graphologen und gerichtliche Schriftsachverständige.

III. — Ordnung des Berufsausbildungs- und Prüfungswesens einschließlich Änderung der in Nr. 8 der „Zeitschrift für gerichtliche Schriftuntersuchung" veröffentlichten Prüfungsordnung.

IV. — Genaue Umschreibung der Kompetenzen der Bundesleitung und des geschäftsführenden Vorstandes innerhalb der Berufsgruppe der gerichtlichen Schriftsachverständigen einschließlich Änderung des Titels.

V. — Genaue Rechenschaftsablegung über die Gründe des Austrittes der Mitglieder Dr. Klages und S. Römer.

VI. — Verschiedene Anfragen.

Dem war hinzugefügt: „Als Antragsteller werde ich alle obenerwähnten Anträge bei Gelegenheit des Kongresses einläßlich begründen und behalte mir im übrigen auch die Erbringung der entsprechenden Dokumente vor."

Delhougne-Lörrach. (Eingereicht am 21. Mai 1926.)

I. — Klarstellung der Berliner Reklameverhältnisse.

II. — Aufklärung über die unvollständige und teilweise sogar irreführende Informierung der Vertretermitglieder des erweiterten aufsichtsführenden Vorstandes.

III. — Genaue Darlegung der Gründe des Austrittes von Dr. Klages und anderen. Hinzugefügt war: „Die innere Begründung ist in der bisherigen Korrespondenz gegeben."

Digitized by Google

Ranitzsch-Stettin. (Eingereicht am 21. Mai 1926.)

I. — Genaue Rechenschaftsablegung über die Gründe des Austrittes der Herren Dr. Klages und Römer.

II. — Gründliche Durchberatung der Prüfungsbestimmungen, deren bisherige Formulierung nicht als endgültig bezeichnet werden kann.

III. — Trennung der beruflichen Graphologie von der beruflichen Schriftexpertise.

So, das sind die Anträge, von denen der „Gesamtvorstand" (abgerechnet Herrn Becker!) zu behaupten die Stirn hat, sie seien bloß schlecht formulierte „Stichworte" gewesen; Anträge, in Vergleichung mit denen die Anträge, die man statt dessen auf die Tagesordnung gesetzt hat, großenteils wirklich wie Stichworte anmuten, z. B. Antrag 6: „Aufnahme von außerordentlichen Mitgliedern und fördernden Mitgliedern", Antrag 7: „Ausstellung von Mitgliedschaftskarten für die Auslandsmitglieder", Antrag 9: „Gebührenfragen". Eine noch dümmere Verlegenheitsflucht hätten die Herren in der Tat nicht ersinnen können!

Und nun halte man daneben: Der Nr. 8 der Zeitschrift hatte der „geschäftsführende Vorstand" eine den Austritt der Herren Klages und Römer betreffende „Mitteilung an die Herren Landgerichtspräsidenten und Staatsanwaltschaften" vorangesetzt, die mit der hochtrabenden Versicherung schloß: „Der derzeitige erweiterte, aufsichtsführende Vorstand des Bundes ... wird dem nächsten Bundeskongreß über alle getroffenen Maßnahmen und Einzelheiten Bericht und Rechenschaft erstatten." Damit verpflichtete sich also die Leitung selber, mindestens den einen der dreimal wiederholten Anträge auf die Tagesordnung zu setzen. Sie verpflichtet sich dazu und — kneift, sobald aus der Sache Ernst zu werden droht. Dergleichen nennt man allergewöhnlichsten Bluff. — Damit noch nicht genug: derselbe Herr Dr. Schneickert, der an der Annullierung der Oppositionsanträge mitgewirkt hat, wagt es, in einem „Offenen Brief" den Versuch der boykottierten Mitglieder, ihre zu Unrecht entmächtigten Anträge auf dem Kongreß wenigstens mündlich zur Geltung zu bringen, als „Stänkereien" zu bezeichnen!

3. Sub 3 der „Erwiderung" wird erklärt, jedem Mitgliede sei die Satzung des Bundes nachweislich zugeschickt worden, und mein Vorwurf, daß zahlreiche Mitglieder sie nicht erhalten hätten, entspreche also nicht den Tatsachen. Demgegenüber stelle ich fest: Tatsache ist, daß mehrere Mitglieder darüber Beschwerde führten, die Satzungen nie erhalten zu haben. Zum Überfluß steht auf Seite 20 des inzwischen erschienenen II. Kongreßberichtes zu lesen, der Diskussionsredner Dr. G. habe bemängelt, daß viele Mitglieder die Satzungen nicht erhalten hätten. Der Vorsitzende will ihm das zwar nicht glauben; ich nehme mir bis auf weiteres die Freiheit, Herrn Dr. G. sowie den Beschwerde führenden Mitgliedern zu glauben!

4. Sub 5 der „Erwiderung" wird gesagt: „Es entspricht nicht den Tatsachen, daß Dr. K. seinen Namen für das ‚Gesinnungsprogramm' des Bundes gegeben hat. Im Gegenteil kann er das gar nicht getan haben, weil das Gebiet

Digitized by Google

der gerichtlichen Schriftuntersuchung und -vergleichung die Hauptaufgaben der Bundesbestrebungen darstellt. Herr Dr. K. hat aber oft genug erklärt, daß er sich seit über einundzwanzig Jahren nicht mehr mit der gerichtlichen Schriftexpertise befaßt hat und sich auch hierin für nicht zuständig hält."
Ich lasse die Komik beiseite, die darin liegt, daß man sich den Anschein gibt, als glaube man, weil ich selber die Schriftexpertise nicht ausübe, so könne ich auch unmöglich dem Bunde für sein Gesinnungsprogramm meinen Namen geliehen haben! Es hieße außerdem, von den meisten Figuranten dieses Vorstandes eine maßlos übertriebene Meinung hegen, wollte man annehmen, sie hätten meine Forschungen zum Problem der Identitätsuntersuchung auch nur studiert, geschweige sie verstanden! Was aber die Sache selbst betrifft, so zitiere ich hier im Wortlaut, was darüber im ersten Kongreßbericht veröffentlicht wurde. (I. Kongreß des Deutschen Bundes der gerichtlichen Schriftsachverständigen und Berufsgraphologen. Sitz Berlin. Offizieller Bericht, herausgegeben vom Gesamtvorstand, 1924. Verlag von A. W. Hayns Erben, Berlin SW 68.)
Punkt 7 der Tagesordnung lautete: „Antrag der Geschäftsführung auf Wahl eines Prüfungsauschusses, dem die Aufgabe zufallen soll, unter Hinzuziehung von Vertretern der Behörden Abschlußprüfungen der durch eine Lehrzeit bei einem Fachgenossen vorgebildeten Schüler vorzunehmen und der nach bestandener Prüfung den Examinierten Befähigungsnachweise für die Ausübung der graphologischen Praxis bzw. Schriftsachverständigentätigkeit auszustellen hat." (S. 20.)
Dazu heißt es auf Seite 22: „Dr. Klages (Kilchberg) hat sich zu Punkt 7 schriftlich geäußert, wie folgt: „Hier muß zunächst unterschieden werden zwischen Schriftexpertise (A) und Handschriftendeutung (B). Ich spreche zuerst von A und unterscheide wiederum zwischen der Ausbildung des Schriftexperten (1) und der Wahl einer Prüfungskommission, die Befähigungsnachweise (Diplome) zu erteilen hätte (2). — In betreff A 1 scheint es mir geboten, daß dem zum Expertenberuf sich Vorbereitenden genau so wie jedem andern Studierenden eine gewisse Wahlfreiheit hinsichtlich der Personen gelassen werde, bei denen er sich auszubilden gedenkt. Ob und wieweit die Bekanntschaft mit Graphologie (= Psychologie der Handschrift) gefordert werden müsse, darüber werden vielleicht große Meinungsverschiedenheiten zutage treten. Für mich persönlich unterliegt es zwar keinem Zweifel, daß in zehn bis zwanzig Jahren kein Schriftexperte mehr für vollwertig gelten wird, der nicht wenigstens mit den Grundzügen der Graphologie sich vertraut gemacht hätte. Solange darüber indessen Einigung nur schwer zu erzielen wäre, sollte man die Frage möglichst zurückstellen und eine umso größere Sorgfalt auf die Auswahl derjenigen Personen verwenden, denen man die Beurteilung der Leistungsfähigkeit des Experten überlassen will." (An dieser Stelle folgen eingehende Ausführungen von 24 Druckzeilen Umfang über die Bedingungen und die Technik der Expertenprüfung, die ich hier übergehe, weil ich dazu in meinem „Appell an die Justizverwaltung" — vorige Nummer dieser Zeitschrift — noch weit ausführlichere Vorschläge gemacht habe.) Dann geht es weiter: „B. Handschriftendeutung.

Digitized by Google

Gleichgültig, ob man beim gerichtlichen Schriftexperten ein hohes oder geringes Maß graphologischer Kenntnis glaubt voraussetzen zu müssen, so steht es doch fest, daß selbst die vorzüglichsten Leistungen auf diesem Gebiete noch keineswegs Tauglichkeit zur Handschriftendeutung gewährleisten. Ferner müßte von jedem Graphologie-Studierenden unbedingt gründlichste Kenntnis mindestens der folgenden drei Werke gefordert werden: Preyer, Zur Psychologie des Schreibens; Meyer, Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie; Klages, Handschrift und Charakter. — Folgendes scheint mir zumal beachtet werden zu müssen: a) Zum Examinator in Graphologie taugt einzig und allein ein selbständiger Forscher, der sowohl eine vieljährige Praxis der Handschriftendeutung hinter sich hat als auch die gesamte neuzeitliche Psychologie und Charakterkunde vollständig beherrscht. — Glaubt man, eine solche Kraft nicht finden zu können, so soll man den graphologischen Befähigungsnachweis fallen lassen; denn das leuchtet ein, daß man durch unzulängliche Befähigungsnachweise noch mehr verdürbe, als beim Fehlen solcher der Scharlatanismus verderben kann." (Folgt unter b kurze Anweisung über die graphologische Prüfungsausübung, über deren genauere Ausgestaltung man meine Streitschrift nachlesen möge.) c) Unter allen Umständen wäre der graphologische Befähigungsnachweis vom Befähigungsnachweis für Schriftidentitätsuntersuchungen durchaus zu trennen; und es stände selbstverständlich jedem Bewerber frei, sich entweder beide oder nur einen Befähigungsnachweis zu holen." "

Nach der Debatte, heißt es weiter, wird der Antrag einstimmig angenommen.

Punkt 8 der Tagesordnung lautete: „Maßnahmen zur Bekämpfung des praktizierenden graphologischen Dilettantentums und der unter dem Deckmantel der Graphologie Zunkunftsprophezeiung treibenden Elemente." (S. 23.)

Dazu heißt es auf Seite 24: „Zu Punkt 8 äußerte sich Dr. Klages-Kilchberg schriftlich wie folgt: ‚Nicht nur die Zukunftspropheten, sondern auch die graphologischen Dilettanten, sofern sie berufsmäßig auftreten, können garnicht genug bekämpft werden! Solange es an strafgesetzlichen Bestimmungen fehlt, um gegen dergleichen Parasiten vorzugehen, wäre es die Aufgabe eines Organs des Schriftsachverständigenverbandes, dieselben beim Namen zu nennen und öffentlich zu ächten.' "

Darnach wird einstimmig der Antrag angenommen auf Wahl eines Ausschusses, der zur Bekämpfung der Auswüchse, die das Ansehen der wissenschaftlichen Graphologie schädigen könnten, die geeigneten Maßnahmen ergreifen solle; und es werden in diesen Ausschuß gewählt: Becker-Hamburg, Delhougne-Lörrach, Römer-Berlin, Frl. Becker-Hamburg, Görtheim-Berlin.

Endlich sei noch erwähnt, daß gemäß einem Antrag Görtheim-Dr. Schneickert dem Ausschuß zur Prüfung der künftigen Berufsgraphologen empfohlen wird, „Herrn Dr. Klages-Zürich als Berater über die Prüfungsvorschriften hinzuzuziehen." (S. 29.) —

Wenn man das liest und dann heute zu hören bekommt, ganz und gar nicht hätte ich dem Bunde für sein Gesinnungsprogramm meinen Namen geliehen, so fragt man sich unwillkürlich, ob die Fassungslosigkeit, der sich die Herren

Digitized by Google

des „Gesamtvorstandes" (abgerechnet Herrn Becker) durch meine Enthüllungen ausgeliefert sahen, in ihren Köpfen nicht eine gelinde Verwirrung angerichtet habe! Das möchte ich immerhin dahingestellt sein lassen. Dagegen brauchen wir uns keinen Vermutungen hinzugeben über den Zweck einer so hoffnungslosen Ableugnung. Geht es doch in der „Erwiderung" folgendermaßen weiter: „Inwiefern er (nämlich Dr. K.) unsern Bund jetzt für schädlich hält, ist uns unklar und gleichgültig, dürfte aber wohl ein Ausfluß persönlicher Abneigung sein und jeder sachlichen Begründung entbehren." Also auf die Verdächtigung meiner Motive war es abgesehen!

Die Wendung, mit der das geschieht, ist jedoch offenbar galgenhumoristisch gemeint. Jeder Leser nämlich, der nicht gerade Idiot ist, hat aus meiner Abhandlung „Gegen das graphologische Pfuschertum" aufs genaueste erfahren, aus welchen Gründen und gestützt auf welche Tatsachen ich das Bestehen des „Bundes" inzwischen für schädlich und die Gebarung der Leitung für verwerflich zu halten genötigt war. Meine Widersacher wissen also, um was es sich handelt, und nichts zeigt wohl besser als ihr scheinheiliges Augenverdrehen ihr — schlechtes Gewissen!

5. Auf die wutbebenden und dabei zum Erbarmen nichtssagenden Elaborate der Herren Görtheim und Dr. Schneickert trete ich, wie bereits oben erwähnt, nicht ein. Nur eine Tatsache bedarf unbedingt der Richtigstellung.

Herr Dr. Sch. hatte als Vorsitzender des Bundes bekanntlich einem Gerichtspräsidenten, der sich nach der Expertentauglichkeit des Bundesmitgliedes Römer bei ihm erkundigte, schriftlich erklärt, Herr Römer sei zwar Mitglied, habe aber noch nicht die vorgeschriebene Prüfung gemacht. Er hatte sich zu dieser Erklärung, deren Sinn und Zweck keiner Verdeutlichung mehr bedarf, für befugt gehalten, obwohl Herr Römer, wie wir soeben gehört haben, zum — Prüfungsausschuß des Bundes gehörte. — Aus der sehr üblen Schlinge, in die er dadurch hineingeraten, sucht er sich in seinem „Offenen Brief" u. a. mit folgenden Worten herauszuziehen: „Wer Herrn Römer in die Prüfungskommission gewählt hat, weiß ich nicht, jedenfalls ich nicht." — Auf Seite 20 des ersten Kongreßberichtes steht aber zu lesen, daß Herr Römer in den Ausschuß zur Prüfung der künftigen Berufsgraphologen gewählt worden sei gemäß einem Antrag — Görtheim-Dr. Schneickert! Tableau!

Nach diesen Stichproben, die unschwer vermehrt werden könnten, ermesse man den Wahrhaftigkeitswert der Bundesbrüderpamphlete! Und solche Leute, die heute nicht mehr wissen, was sie gestern vertreten haben, maßen sich an, darüber zu entscheiden, wer über die hinreichende Qualifikation und Gewissenhaftigkeit verfüge, um zwecks Ausübung der gerichtlichen Schriftexpertise zugelassen zu werden zur allgemeinen Vereidigung! Videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat!

Digitized by Google

Oskar A. H. Schmitz: Ergo Sum

Georg Müller, München 1924

Schmitz beherrscht mit einzigartiger Virtuosität die Kunst, zu transformieren, ohne zu verfälschen, d. h. Dinge, die tiefsten Schichten des menschlichen Erlebens angehören, in die Sprache selstverständlicher Mitteilung zu kleiden. Der einfache Ton, in dem er von den wechselnden Zuständen seiner ihren innersten Kern suchenden Persönlichkeit erzählt, ermöglicht die Größe seines Wirkungsradius. Denn dieser erschließt auch für Leser, welche die Tragweite der dargestellten Lebenstatsachen aus eigener Erfahrung nicht ermessen können, das Verständnis für die im Persönlichen und durch das Persönliche hindurch wirkenden überpersönlichen Kräfte des Lebens.

Ergo Sum ist das letzte Buch einer Dreiheit, welche die Lebensbekenntnisse des Verfassers enthält. Trotzdem ist dieses Buch für sich ein abgeschlossenes Ganzes, voll verständlich, wenn auch bei seiner Lektüre der Wunsch erwacht, die beiden vorhergehenden Bücher zu kennen. In leichter, klarer Sprache führt diese Schrift durch die vielfältigen Erlebnisse eines bewegten Lebens hindurch unter mancherlei zum Teil sehr witzigen, zum Teil humorvoll überlegenen Schlaglichtern auf Zeitumstände, Gesellschaftskreise und Menschen. Die dauernd wechselnde Szenerie hat ihre Gliederung nur von dem einen Gesichtspunkt erhalten, was das jeweils einzelne für die besondere Entwicklung dieses Menschen zu bedeuten habe. So gelangt der Leser aus den Bildern der Städte und Menschen, die dem Verfasser eine lebenswichtige Begegnung waren, unmerklich in die inneren Bezirke, wo Bilder aus der eigenen Vergangenheit und aus der Sphäre kollektiven Wirklichkeitserlebens zu neuen Wegweisern für die weitere Entwicklung werden. Der Verfasser bleibt dabei so völlig im Rahmen einer Erzählung, ohne den Versuch einer intellektuellen Zergliederung oder pädagogischen Auswertung, so ohne jede betonte Beziehung auf einen möglichen Leser hin, daß das Ganze zum Bilde wird, ohne anderen Anspruch als den selbstverständlichen des Betrachtetwerdens. Da nun diesem Bilde das reichbewegte Leben eines Mannes zugrunde liegt, der sich von keiner Kulturform und keinem geistigen Impuls, sofern sie ihm irgend erreichbar waren, je ausschloß, so enthält es in der Andeutung sämtliche Züge des von den alten Kulturen noch belasteten, doch von den Forderungen der neu heraufsteigenden Menschheitsepoche ergriffenen heutigen Menschen — sofern er er selbst zu werden strebt. Im Zusammenhang damit enthält das Buch fast wie nebenbei eine kinderleichte Einführung in die Problemstellungen der europäischen Menschheit, deren jede im Hinblick auf die erstrebte Entwicklung der eigenen Persönlichkeit auf ihren besonderen Sinn geprüft wird, wobei denn ihr möglicher Sinn in bezug auf den augenblicklichen Zustand der europäischen Seele ebenfalls durchsichtig wird.

Dr. med. Olga v. Ungern-Sternberg.

Digitized by Google

Walter Hoffmann: Die Reifezeit

Quelle u. Meyer, Leipzig 1926

Das vom Verfasser hier entworfene Bild vom Entwicklungsprozeß der jugendlichen Seele hat sich ihm durch engen persönlichen Verkehr mit Jugendlichen verschiedenen Alters ergeben, wozu ihn sein Amt als Jugendrichter und Berater größerer Kreise der Jugend prädisponiert. Die Darstellung beschränkt sich zwar auf sozial einfachere Schichten, ist aber so sehr dem Leben abgewonnen, daß man die allgemein gültigen Gesetze der seelischen Reifung durch sie hindurch erfassen kann.

Der leitende Gedanke dieses Buches wird in der Schilderung des Umlagerungsprozesses, der im Laufe der Entwicklung eine perspektivische Verschiebung der seelischen Schwerpunkte veranlaßt, so durchgeführt, daß klar wird, inwiefern Erwachsensein gegenüber dem Kindsein nicht ein Mehr, sondern ein Anders bedeutet. Ausgangspunkt dieser Durchführung ist die Darstellung der auf das Gesetz der Resonanz gegründeten kindlichen Psyche, wo alle nur möglichen Sinne einander spiegeln. Weiterhin wird gezeigt, wie am Anfang der Reifezeit das Bild des künftig mit dem Erwachsenen gleichberechtigten Ichs eine tatsächliche Abspaltung der seelischen Erlebniswelt von den noch kindlichen Ausdrucksorganen hervorruft. Hierdurch verliert auch das erotische Erleben des Jugendlichen — je mehr sein Zukunftsbild von dem realen Seelenzustand abweicht — den unmittelbaren Zusammenhang mit der physisch-sexuellen Reizbarkeit. Dieser wird erst durch die seelische Reife des Erwachsenen zurückgewonnen, welcher sich gleichgewichtigen Partnern gegenüber sieht und nun in der Lage ist, seinen sexuellen Spannungen Zielvorstellungen aufzuprägen, die dem Zustand seiner Seele entsprechen. Als unerläßlichster Entwicklungsfaktor wird die aktive Teilnahme des Einzelnen an der Verwirklichung der Zukunftsbilder dargestellt und deshalb als Haupttalent des Erziehers gefordert, daß er diese Aktivität zu wecken und die noch undifferenzierten Seelenkräfte durch entsprechende Zukunftsbilder richtunggebend zu beeinflussen verstehe. — Die Durchführung des Leitgedankens ist so fruchtbar, daß Mängel der Darstellung nicht ins Gewicht fallen; denn sie betreffen Dinge, die den Hauptgedanken nicht berühren. Solche Mängel sind z. B. das Verkennen der fruchtbaren Seite der Psychoanalyse gerade für das Erkennen von grundsätzlichen Zusammenhängen; dann das Unterschätzen von angeborener Begabung für einen Beruf. Zum dritten scheint mir die Beurteilung der Sexualität des gesunden Knaben nicht ganz richtig zu sein. Aber — wie gesagt — den leitenden Gedanken berühren diese Dinge nicht. Ob es dessen Durchführung unter Heranziehung der praktischen Lebenstatsachen in der Literatur sonst schon gibt, weiß ich nicht. Jedenfalls spricht aus diesem Buche eine Gesinnung, der es darauf ankommt, einen auf fruchtbare Anspannung sämtlicher Kräfte gerichteten inneren Standpunkt mit klarer Einsicht in bezug auf die Möglichkeiten und Grenzen praktischer Verwirklichung zu verbinden.

Dr. med. Olga v. Ungern-Sternberg

Digitized by Google

R. W. Schulte: Leistungssteigerung in Turnen, Spiel und Sport

Zur Psycho-Biologie der körperlichen Erziehung. Mit 150 Abbildungen usf. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.

Vom gleichen Standpunkt und den gleichen Forderungen wie im oben besprochenen Buch ausgehend, zeigt der Verfasser in dieser kleineren, handlichen Schrift, wie er sich eine Steigerung der körperlichen Leistungen im Sinne einer Steigerung der Gesamtpersönlichkeit denkt. Auch hier betont er die Notwendigkeit eines sorgfältigen Studiums von Anlagen, Erfordernissen der Sportarten und vor allem auch der Wirkung der Übung. Kurz und durch zahlreiche Abbildungen und graphische Darstellungen anschaulich beschreibt er die von ihm angewandten Methoden.

Nach einer einleitenden Darlegung seiner Auffassung vom Sport erörtert der Verfasser in einem 1. Kapitel: „Sinn und Ziel der Leistung und Leistungssteigerung" die Beziehung der Leistungssteigerung zu einer Höherentwicklung des einzelnen Menschen und der gesamten Menschheit. Begeistert schildert er das „Körpererlebnis", das nach seiner Meinung dem schönsten Erleben der Erkenntnis, der Kunst, der Natur gleichwertig zu setzen ist und als Erlebnis einer Verschmelzung von Leib und Seele den Kernpunkt der im Sport erstrebten Harmonisierung der Persönlichkeit zu bedeuten scheint. Da wird es erlebt, wo zur Steigerung einer Leistung Kräfte eingesetzt werden.

Wenn trotz manch anregenden und originellen Versuchsvorschlägen auf diesen letzteren Gebieten die Methoden unzureichend erscheinen, so liegt das an der fast unüberwindlichen Schwierigkeit, für Charaktereigenschaften überhaupt objektive experimentelle Meßmethoden zu finden. Doch finden sich dafür wichtige Hinweise auf die Struktur-Psychologie der Persönlichkeit, die in einem weiteren Werke des Autors, „Die Psychologie der Leibesübungen", ausführlicher und tiefschürfender behandelt sind. Im dritten Kapitel: „Planvolle Förderung und Ausnutzung der Leistungsfähigkeit" wird der Wert eines überlegten Übens im Zusammenhang mit der Sorge für eine geeignete physische und psychische Verfassung (richtige Ernährung, Vermeidung von Giften, richtige Dosierung der Übungen, kurz, eine vernünftige Lebensführung „im Rahmen einer vernünftigen Lebensanschauung") erläutert. Ein „Ausklang": „Das Erlebnis in den Leibesübungen" schildert mit begeisterten Worten das Erleben bei verschiedenen Sportarten, um dann humorvoll verschiedene Einstellungstypen dem Sport gegenüber an uns vorbeiziehen zu lassen. Mit einem Mahnruf an die Behörden und an die Allgemeinheit, den Sport zu unterstützen, schließt das kleine Buch.

O. A. Gaule.

Verantwortliche Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Heidelberg, Schloß Wolfsbrunnenweg 62.

Digitized by Google

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR INDIVIDUAL-PSYCHOLOGIE

Arbeiten aus dem Gebiete
der Psychotherapie, Psychologie und Pädagogik

HERAUSGEGEBEN VON DR. ALFRED ADLER

Unter ständiger Mitwirkung von

Dr. Leonhard Seif (München), Dr. Fritz Künkel (Berlin),
Dr. Wilhelm Fürnrohr (Nürnberg), Dr. M. Stam (Den Haag)

Erscheinungsweise und Preise

des V. Jahrgangs 1927: Jährlich 6 Hefte, jeden 2. Monat ein Heft.
Im Abonnement pro Jahr 10 Mark; Einzelheft 3 Mark

ZIEL DER INDIVIDUALPSYCHOLOGIE wird bleiben: bessere Lebensmethoden an Stelle der schlechten zu setzen, den Schwachen zu ermutigen, den Weg zur Nützlichkeit für die Allgemeinheit als den einzig glücklichen zu zeigen. Der aus der frühen Kindheit stammende Lebensstil erweist sich allzuoft den Forderungen des Lebens gegenüber als schadhaft und störend. Ihn samt seinen Folgen, und nicht nur letztere, zu beseitigen, scheint vorläufig am besten der individualpsychologischen Kunst und Methode zu gelingen, die mit ihrer reinigenden Kraft eingewurzelte Irrtümer, Wahngebilde und Lebenslügen des Individuums und der Gesamtheit sanft beseitigt.

MENSCHENKENNTNIS

VON DR. ALFRED ADLER

244 Seiten mit Text- und Sachregister. Broschiert 8 Mark; Ganzleinen 10 Mark

Aus dem Vorwort: Dieses Buch sucht dem breitesten Leserkreise die unerschütterlichen Grundlagen der Individualpsychologie und ihren Wert für die Menschenkenntnis, zugleich auch ihre Bedeutung für den Umgang mit Menschen und für die Organisation des eigenen Lebens zu zeigen. Seine Hauptaufgabe wird demnach darin zu suchen sein, die Mängel unseres Wirkens und Schaffens in der Gesellschaft aus dem fehlerhaften Verhalten des Einzelnen zu verstehen, seine Irrtümer zu erkennen und eine bessere Einfügung in den gesellschaftlichen Zusammenhang zu bewerkstelligen. Irrtümmer im Erwerb, in den Wissenschaften sind gewiß bedauerlich und schädlich. Irrtümmer in der Menschenkenntnis sind meist lebensgefährlich.

VERLAG S. HIRZEL IN LEIPZIG C 1

Digitized by Google

ZUR ENTWICKLUNG DER NATURPHILOSOPHIE

GOTT-NATUR

Schriftenreihe zur Erneuerung der Naturphilosophie

Als neueste Bände dieser Sammlung erschienen vor kurzem:

Friedrich Grave / Chaotica ac Divina

Eine metaphysische Schau. br. M. 10.—, Leinen M. 13.—

In seiner „Chaotica ac Divina" hat der Bremer Philosoph Friedrich Grave den imponierenden Versuch unternommen, wieder ein philosophisches Gesamtbild der Welt zu geben. Er hat das Goethesche „Reich der Mütter" philosophisch entdeckt als den chaotischen Urgrund der Welt, auf dem sich in gegenseitigem Ineinanderwirken, durchwaltet von der mystischen Vierzahl, die Regionen der konkreten Natur, der reinen Wesenheiten (Ideen) und der göttlichen Dinge (Divina) erheben. Die Aktivität der menschlichen Seele ist der Wille, und die Freiheit dieses Willens besteht darin, sein Ich hinauszutragen in die Welt, sich selbst als Gewicht in ihre große Wertwage einzuwerfen und teilzuhaben an der Region der Divina, der göttlichen Werte. Das Buch ist ganz unakademisch, ohne gelehrten Apparat geschrieben und steigert die überall fesselnde Darstellung zu dichterischer Form, wo es das Festhalten visionärer Bilder gilt. Die großen Probleme der Zeit (Relativitätstheorie, Rudolf Steiner, Psychoanalyse, das religiöse Problem) erhalten eine neue Beleuchtung. Der bekannte Literarhistoriker Eugen Kühnemann hat das Erscheinen von Graves „Chaos" als den höchst anziehenden Augenblick des Durchbruchs der Philosophie in eine neue reine Metaphysik bezeichnet.

Wilhelm Steinfels / Farbe und Dasein

Grundzüge zu einem symbolischen Weltbild. br. M. 9.—, Leinen M. 12.—

Wie Grave unternimmt auch ein Schweizer, Wilhelm Steinfels in Luzern, den Versuch, ein einheitliches philosophisches Weltbild aufzubauen. Während aber Graves Denken auf metaphysischen Voraussetzungen beruht, wagt Steinfels das pädagogische Experiment, dem mechanistischen Denken der Zeit geistige Disziplinen durch ein mechanisches Darstellungsmittel zu veranschaulichen. An Hand eines „mechanischen Getriebes" werden die abstrakten Begriffswelten dem Schauen Ereignis. Im Steinfelsschen Weltbild ist die Farbe psychologisch und philosophisch-metaphysisch graduiert und gestuft. Sie stellt in sich präzisierte und selbständig regierte Hierarchien dar, die über- in- und gegeneinander gelagert, immer Formationen geistiger Tatbezirke und Organisationen verschiedenen Ranges und verschiedener Wirkungen (Impulse) sind. In diesem Sinne dringt das Buch bis zu einer Metaphysik der Farbe vor. Immer wird das Gedachte Bild. Und auch in den übersinnlichsten Gebieten des Buches wird der Leser zum stetigen Betrachter der hier aufgezeigten abstrakten, doch immer in der Gestalt sich wiederfindenden geistigen Welt.

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

Digitized by Google